16. 10. 196

Digitized by Google

Digitized by Google

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Das echte Abbild von der Menschheit Adel,
Der treuste Ritter aller Geisteswahrheit,
Ihr Spiegelbild Er Selbst, in Sonnenklarheit,
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel.

Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe.
Dritte Auflage.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1864.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen hat der Verfaſſer ſich vorbehalten.

Meinem Freunde

Dr. Johann Jacoby

in

Königsberg

in Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort zur dritten Auflage.

Ich habe dieſer, in kurzer Friſt nothwendig gewordenen, neuen Auflage des vorſtehenden Buchs nur den Wunſch hinzuzufügen, daß dieſelbe ſich einer gleich günſtigen Aufnahme wie die beiden erſten Ausgaben erfreue, und daß der Geiſt des Mannes, von dem dieſe Blätter handeln, deſſen Leben, Wirken und Kämpfen ſie zu ſchildern verſuchen, der Geiſt der Freiheit, der Wahrheit und des Mannesmuthes immer tiefer eindringen möge in ſein Volk, für das er geſtrebt und gelitten hat. —

Schlangenbad, am Geburtstage Goethe's, 1863.

Adolf Stahr.

Digitized by Google

Geliebter Freund,

Du mußt es Dir ſchon gefallen laſſen, daß ich dieſem Buche in ſeiner neuen, erweiterten und, wie ich hoffe, verbeſſerten Geſtalt, Deinen Namen vorſetze, weil ich daran das öffentliche Bekenntniß zu knüpfen habe, daß es in dieſer erneuten Geſtalt Dir zu einem Theile wirklich mit angehört. Iſt doch der Abſchnitt, welcher in dieſer neuen Ausgabe zum Erſtenmale Leſſing den Philoſophen behandelt, Dein vollſtändiges geiſtiges Eigenthum, mit dem Deine Freundſchaft in der Dir eignen Selbſtloſigkeit meinem Buche eine Zierde und eine werthvolle Ergänzung verliehen hat. Du warſt es zugleich, der dieſe biographiſche Darſtellung auch in ihrer erſten mangelhafteren Geſtalt mit freudiger Theilnahme aufgenommen und mir dadurch den

Muth gestärkt hat, an die von mir beabsichtigte und gehoffte Wirkung meiner Arbeit zu glauben. Nimm dafür, theurer Freund, an dieser Stelle meinen herzlichen Dank an.

Wenn gewisse Leute auch heute noch mein Buch eine „Tendenzschrift“ nennen wollen, so habe ich nichts dagegen. Gestatte mir dazu, geliebter Freund, ein Gleichniß anzuführen, das Lessing selbst geschrieben haben könnte. „Wenn Motten, Schnaken und andres Ungeziefer, unsere nächtliche Lampe umschwirrend, sich die Flügel verbrennen, so ist dies allerdings im gewissen Sinne unsere Schuld, denn wir haben die Lampe angesteckt und kannten die Eigenschaft der Flamme. Aber wie? wenn wir die Lampe gegen die herrschende Finsterniß angesteckt zu haben gestehen, das soll beweisen, daß wir es einzig und allein auf die Bewohner der Finsterniß abgesehen hatten? Wann dürfen wir denn die Lampe anstecken, um keinem der armen Thierchen zu schaden? Am Tage wo die Sonne scheint und unser Licht überflüssig macht? Nein, das geht nicht an. Gerade in der Nacht bedürfen wir der Lampe; und so möge denn das Nachtgesindel uns und unsere Flamme immerhin polemischer Absicht beschuldigen, bis es sammt und sonders zu Asche geworden ist; dann hat es ein Ende mit der Polemik! Schlimm genug, daß achtzig Jahre nach Lessing eine getreue Schilderung seines Lebens und Wirkens noch ähnliche

Wirkung machen konnte, wie einſt das Leben und Wirken des großen Mannes ſelbſt. Schlimm genug, daß Leſſing im neunzehnten Jahrhundert ſich noch immer ausnimmt wie ein Licht in der Dunkelheit!“

So hat ein Mann den Angreifern meines Buches geantwortet, den ich nicht kannte (S. Blätter für literariſche Unterhaltungen 1860 No. 9.); und ſo war es in der That mit meinem Buche. Es war — das darf ich ſagen, weil es auch Andere von ihm geſagt haben — bei ſeinem erſten Erſcheinen „ein freies Mannesbekenntniß unter hemmenden, ſelbſt drohenden Umſtänden, ein Luft- und Lichtdurchbruch im Qualme der trüben Myſtik, der byzantiniſchen Hierarchie, der blaſirten Romantik, die in der alten Heimath des geſundeſten, hellſten und männlichſten deutſchen Geiſtes ſich breit gelagert hatten.“ Und ich denke, auch das wird wahr werden, was derſelbe Freund von meiner Schrift geſagt hat: „ſie wird beſtehen, dieſe Schrift, ſie wird wirken und in ungeſehenen unzähligen Röhren ihren reinen Inhalt in die Welt ausbreiten!“

Ich hoffe, geliebter Freund, Du wirſt aus dieſer neuen Ausgabe erſehen, daß ich Mühe und Fleiß nicht geſpart habe, mein Buch nach Kräften zu verbeſſern. Wenn ich deſſenungeachtet ſehr wohl erkenne, daß ich auch diesmal die Aufgabe, die ich mir geſtellt, weit nicht in der Weiſe,

wie ich ſelbſt ſie erfüllt ſehen möchte, gelöſt habe: ſo tröſte ich mich mit den Worten des großen Mannes, von dem dieſe Blätter handeln, daß ich mir „eines Zieles bewußt war, hinter dem man auch noch viel weiter mit Ehren bleiben kann.“

Berlin, den 8. April 1861

Adolf Stahr.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der vorliegende Versuch einer Biographie Gotthold Ephraim Lessings hat sich das Ziel gesetzt: Leben, Charakter und Wirken des großen Mannes, der für uns Deutsche das Zeitalter der Aufklärung in seinem erhabensten Träger repräsentirt, durch eine möglichst Vielen zugängliche Darstellung seinem Volke auf's Neue in's Gedächtniß zu rufen.

Daß eine solche Darstellung gerade jetzt zur rechten Stunde kommt, ist wohl eben so gewiß, als es für Kundige unzweifelhaft ist, daß eine populäre Biographie des großen Befreiers auch nach dem gelehrten und verdienstvollen Danzel-Guhrauer'schen Werke noch ein Bedürfniß genannt werden darf. —

Die Studien und Vorarbeiten zu dem vorliegenden Buche ziehen sich nahezu durch die letzten zwanzig Jahre

meines Lebens. Daß es vergönnt war, dieſelben abſchließend zu geſtalten, erachte ich, — wie dieſer Verſuch auch ausgefallen ſein möge, — als ein mir ſelbſt vom Schickſal gewährtes Glück. Und wenn von der Erhebung und Stärkung, welche dem Verfaſſer durch ſeine Arbeit ſelbſt zu Theil geworden, auch nur Etwas durch die Darſtellung auf ſeine Leſer übergehen ſollte, — deren er dem Buche, um des Mannes willen von dem es handelt, viele wünſcht, — ſo iſt ſein höchſter Wunſch erfüllt.

Geſchrieben an Goethe's Geburtstage
1858.

Adolf Stahr.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Erstes Buch. Vaterhaus. — Schule. — Universität. 1729—1748.

		Seite
Erstes Kapitel.	Das Vaterhaus.	3—16
Zweites Kapitel.	Die Schule	16—30
Drittes Kapitel.	Die Universität	31—55

Zweites Buch. Erste Versuche. — Berlin und Wittenberg. 1748—1752.

Erstes Kapitel.	Lessing und die Familie.	59—66
Zweites Kapitel.	Schriftstellerische Unternehmungen	66—70
Drittes Kapitel.	Lessing als Feuilletonist in Berlin	70—90
Viertes Kapitel.	Lessing und Voltaire in Berlin	90—106
Fünftes Kapitel.	Lessing in Wittenberg	106—116

Drittes Buch. Die Periode der beginnenden Reife. Berlin und Leipzig. 1753—1758.

Erstes Kapitel.	Nicolai und Mendelssohn	119—127
Zweites Kapitel.	Dramatische Jugendarbeiten	127—136
Drittes Kapitel.	Miß Sara Sampson und die bürgerliche Tragödie . .	136—145
Viertes Kapitel.	Ein Reiseversuch und seine Folgen	145—153
Fünftes Kapitel.	Literarische Brodarbeiten und Untersuchungen über das Drama	153—160

Digitized by Google

Viertes Buch. Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai 1758 bis November 1760. Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.

Seite

Erstes Kapitel. Gleim und Kleist . . . . . 163—168
Zweites Kapitel. Die Literaturbriefe . . . . . 168—179
Drittes Kapitel. Lessings Fabeln. — Philotas. — Faust . . . . . 179—187
Viertes Kapitel. Aeußere Lebensverhältnisse. — Abgang von Berlin . 187—195

Fünftes Buch. Kriegs- und Weltleben in Breslau. 1760—1765. Minna von Barnhelm.

Erstes Kapitel. Aeußere Lebensverhältnisse . . . . . 199—213
Zweites Kapitel. Minna von Barnhelm . . . . . 213—222

Sechstes Buch. Vierter Aufenthalt in Berlin. 1765—1767. Laokoon.

Erstes Kapitel. Rückkehr nach Berlin. — Schluß der Literaturbriefe . 225—231
Zweites Kapitel. Lessing und Friedrich der Große . . . . . 231—243
Drittes Kapitel. Laokoon . . . . . 243—257
Viertes Kapitel. Resultate und Wirkungen . . . . . 257—271
Fünftes Kapitel. Ruf nach Hamburg . . . . . 271—280

Siebentes Buch. Lessing in Hamburg. 1767—1770. Die Dramaturgie.

Erstes Kapitel. Das deutsche Nationaltheater in Hamburg . . . . 283—296
Zweites Kapitel. Schicksal der Dramaturgie . . . . . 296—299
Drittes Kapitel. Lessing und die Schauspieler . . . . . 300—315
Viertes Kapitel. Die Dramaturgie und das deutsche Drama . . . . 315—328
Fünftes Kapitel. Die Dramaturgie und das französische Drama . . . 328—343
Sechstes Kapitel. Aristoteles und das Prinzip der Tragödie . . . . 343—351
Siebentes Kapitel. Weitere Folgerungen . . . . . 351—361

Erſtes Buch.

Vaterhaus. — Schule. — Univerſität.

1729—1748.

Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Die Stadt Kamenz in der Oberlausitz ist eine der sechs Städte dieser Provinz, deren uralter Bund sich von den deutschen Kaisern und böhmischen Königen im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts Rechte und Freiheiten ähnlicher Art wie die Reichsstädte zu erringen wußte, eigene Truppen hielt und eigene Fehden mannhaft durchfocht, aber auch wegen frühzeitiger Aufnahme der neuen protestantischen Lehre schwere Bedrückungen von Kaiser Ferdinand I. zu erleiden hatte. Hart mitgenommen in der Gräuelzeit des dreißigjährigen Krieges, und zwei Menschenalter nach demselben von einer Feuersbrunst fast ganz zerstört, hatte sie kaum noch eine Spur ihres alten reichsstädtischen Glanzes aufzuweisen, als der Mann in ihren Mauern geboren ward, dessen Name jenen alten Glanz mehr als ersetzen sollte.

Jetzt ist selbst das Haus nicht mehr vorhanden, in welchem Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1729 das Licht der Welt erblickte, und mit dem Vaterhause Lessings ist auch diejenige Stadt, welche den Knaben und Jüngling sah, von der Erde verschwunden durch einen Brand, der dieselbe in unsern Tagen (1842) bis auf wenige Häuser vernichtet hat. Aber das zu Lessings Gedächtniß von frommen Verehrern seines humanen Geistes gegründete „Barmherzigkeitsstift“ blieb verschont, während die Flammen das Geburtshaus Lessings, das alte Archidiakonat, verzehrten, dessen geist-

licher Bewohner funfzehn Jahre zuvor verhindert hatte, daß daſſelbe bei der Gedächtnißfeier von Leſſings hundertjährigem Geburtstage mit einer Inſchrift zu Ehren Leſſings geſchmückt wurde! Es iſt nicht bekannt geworden, ob die frommen Eiferer, die bei ſolchen Gelegenheiten überall „den Finger Gottes“ zu erblicken verſtehen, auch hier ſich gemüſſigt gefunden haben, auf denſelben hinzuweiſen. Indeß die Thatſache: daß noch hundert Jahre nach Leſſings Geburt die Nachfahrer Götze's es wagen durften, ſich in ſolcher Art der Huldigung zu widerſetzen, die eine dankbare Nachwelt dem Dichter Nathans des Weiſen darbrachte, gab nur einen ſprechenden Beweis mehr dafür, wie nothwendig die Sendung des großen Vorkämpfers der Toleranz und Humanität und ſein lebenslanger Kampf gegen die Feinde beider geweſen war.

Gotthold Ephraim Leſſing wurde zu Kamenz am 22. Januar 1729 als der älteſte von zehn Söhnen des Diakonus und ſpäteren Paſtor primarius der Stadt, Johann Gottfried Leſſing, geboren. Der Stammbaum ſeines Geſchlechts, das noch heute in einem der erſten Maler Deutſchlands fortblüht, läßt ſich bis in das ſechszehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Er zeigt als Ahnherrn einen Clemenz Leſſigk, lutheriſchen Pfarrer im Churſächſiſchen Erzgebirge, der im Jahre 1580 die ſogenannte Concordienformel mit unterſchrieb, durch welche gewiſſe Zerwürfniſſe zwiſchen den Theologen nach Luthers Tode ausgeglichen werden ſollten. Von dieſem geiſtlichen Stammherrn an, zieht ſich das Geſchlecht anderthalb Jahrhunderte und ſechs Generationen hindurch in ununterbrochener Folge von Geiſtlichen und Rechtsgelehrten, Pfarrern und Bürgermeiſtern kleiner ſächſiſcher Städte bis zu Gotthold Ephraim herab, welcher der erſte war, der keins von beiden werden ſollte. Es iſt durchaus eine Familie von Literaten in dem alten guten Sinne des Worts, wonach daſſelbe einen Mann bezeichnet, der auf gelehrten Schulen und Univerſitäten ordnungsmäßig ſeine wiſſenſchaftlichen Studien gemacht hat. In Kamenz wanderte das Geſchlecht ein mit Leſſings Großvater, Theophi-

lus Leſſing, der ein Jahr vor ſeines berühmten Enkels Geburt, achtzig Jahre alt, als Bürgermeiſter der Stadt ſtarb. Dieſer Großvater Leſſings darf in vielem Betrachte als ein ausgezeichneter Mann gelten. Geboren im vorletzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in dem kleinen ſächſiſchen Städtchen Schkeuditz, zwiſchen Halle und Leipzig, und von den durch Brandunglück verarmten Eltern mit einem Kapital von zwei Thalern auf die Univerſität Leipzig geſendet, konnte das Wort des alten römiſchen Dichters:

> Schwer nur ringt ſich empor das Talent, dem ſchon in der Jugend
> Armuth ſperret den Weg!

im vollen Maaße auf ihn Anwendung finden. Aber er rang ſich tapfer empor. Seine Kenntniſſe und ſein Talent ſie mitzutheilen empfahlen ihn als trefflichen Lehrer einem der beiden Bürgermeiſter von Leipzig, der ihn als Erzieher ſeiner Söhne in ſein Haus nahm, ihm ein Stipendium verſchaffte und ſich dafür durch die Freude belohnt ſah, den einen ſeiner Söhne unter der Leitung und dem Unterrichte ſeines Schützlings bereits im vierzehnten Jahre „mit großem Ruhme“ die Magiſterwürde erlangen zu ſehen. Der Lehrer ſelbſt gelangte zu dieſer Würde freilich ſpäter. Theophilus Leſſing war dreiundzwanzig Jahre alt, als er nach Beendigung ſeiner philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien im Jahre 1670 ſeine Doctor-Diſſertation vertheidigte. Aber dafür war auch der Gegenſtand derſelben des Ahnherrn würdig, deſſen Enkel Deutſchland und der Menſchheit den Nathan dichten ſollte. Sie handelte nämlich, natürlich in lateiniſcher Sprache,

„Von der Toleranz der Religionen,“

und zwar nicht etwa blos von der Duldung der drei Religionen im römiſchen Reiche deutſcher Nation, ſondern von der allgemeinen Duldung aller Religionen überhaupt. Vierundzwanzig Jahre vor der Geburt des großen Toleranzpredigers Voltaire iſt dies Auftreten eines Leipziger Kandidaten der Philoſophie und Jurisprudenz auch ſchon als hiſtoriſches Faktum von Intereſſe, während es zugleich ein Licht

wirft auf den Geiſt, in welchem dieſer Mann ſeinen Sohn, den Vater Gotthold Ephraims, erzogen haben wird.

Es iſt etwas um den Einfluß, welchen eine lange Ahnenreihe gleichartig gebildeter Vorfahren auf den Menſchen übt. Die Beſtrebungen und Thätigkeiten, welche ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortſetzen, erzeugen einen gewiſſen Familiengeiſt, der ſich beſtimmend und leitend erweiſt, ſelbſt auf Naturen, deren Anlagen und Neigungen ſie über die Bahn des Gewöhnlichen hinausdrängen. Wenn in Leſſings Vorfahren zunächſt nur die Neigung zum „Studiren“ überhaupt als eine erbliche erſcheint, ſo finden wir dieſelbe in ſeinem Vater bereits zu der beſtimmteſten Vorliebe für die Gelehrſamkeit als ſolche geſteigert. Johann Gottfried Leſſing war neben ſeinem Predigtamte zugleich ein gelehrter Theologe, der als ſolcher mit den ausgezeichnetſten Gottesgelehrten ſeiner Zeit in wiſſenſchaftlichem Briefwechſel und literariſcher Verbindung ſtand, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl theologiſcher Schriften verfaßte. Er hatte ferner neben den beiden klaſſiſchen Sprachen nicht nur die orientaliſchen gründlich ſtudirt, ſondern ſich auch, was ſeinem Sohne beſonders zu Gute kam, die Kenntniß der beiden modernen Culturſprachen, der franzöſiſchen und, was für jene Zeit noch weit mehr bedeuten will, der engliſchen in einem nicht blos für einen Kandidaten der Theologie ungewöhnlichen Grade angeeignet. Unter ſeinen Schriften begegnen uns denn auch Ueberſetzungen von theologiſchen und hiſtoriſchen Werken aus beiden Sprachen. Seine Lebenslaufbahn war auch von Anfang an auf eine gelehrte Wirkſamkeit als Univerſitätsprofeſſor angelegt; und als man ihn mit fünfundzwanzig Jahren zu einer Pfarrerſtelle ſeiner Vaterſtadt berief, und er in frommem Glauben an höhere Fügung dieſem Rufe folgend, den früheren Plan aufgab, ward für ihn ſein Amt nicht, wie für ſo viele ſeines Gleichen, das Ende ſeines Studirens, ſondern gab demſelben nur die beſtimmte Richtung, indem von da ab die Reformations- und Kirchengeſchichte den Hauptgegenſtand ſeiner gelehrten Studien bildete.

Von dieſem Vater empfing Leſſing den Hang zur Gelehrſamkeit gleichſam erblich überliefert. Noch im Todesjahre des Vaters (1770) vermehrte es ſeine Freude über den erſten glücklichen Fund, den er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel that, daß er denſelben ſeinem alten Vater mittheilen konnte. Von ihm empfing er auch ferner das Intereſſe an der Theologie, das ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Aber mehr als das: in ſeinem Vater ſah er von früheſter Jugend an das verkörperte Muſter eines wiſſenſchaftlich gebildeten, und unermüdlich forſchenden, wie eines gläubig frommen und dabei doch von allem Zelotismus fernen, ächt proteſtantiſchen Geiſtlichen vor Augen, deſſen ganzer theologiſcher Eifer ſich auf das ſtrenge Feſthalten an den Grundſätzen der Reformation im Gegenſatz zum Papſtthum beſchränkte, und deſſen ſittliche Würdigkeit, deſſen werkthätige Liebe, deſſen ſelbſtverleugnende Aufopferung für das Wohl andrer, verbunden mit eigner höchſter Genügſamkeit und beſcheidener Zufriedenheit bei einem nichts weniger als glänzenden Looſe, ihn zu einem Vorbilde ſeines Standes machten. Freilich hatte der treffliche Mann die zuletzt erwähnten Eigenſchaften nur allzu nöthig. Denn das Sprichwort, welches „Kinder und Bücher“ den einzigen Reichthum des proteſtantiſchen Geiſtlichen nennt, traf bei ihm in vollem Maaße ein. Sein Gotthold Ephraim war der älteſte unter den zehn Söhnen, mit denen nebſt zwei Töchtern die Ehe des würdigen Pfarrherrn geſegnet, und von denen nur eine der letzteren, die in den Briefen häufig erwähnte Juſtine Salome, um zwei Jahre älter war als ihr berühmter Bruder. Dieſer überreiche Kinderſegen drückte nicht nur die Eltern, welche ſich für die ſtandesgemäße Erziehung und Bildung der zahlreichen Söhne auf Schulen und Univerſitäten aufopferten — denn daß die Söhne eines Paſtor primarius wieder ſtudiren mußten, ſtand damals außer aller Frage; — ſondern er ward auch für den älteſten Sohn der Familie eine Laſt, deren ſchwere Wucht er ſein ganzes Leben lang empfinden ſollte.

Leſſings Mutter, Juſtine Salome Feller, war die Tochter des

Paſtor primarius von Kamenz, in deſſen Stelle Leſſings Vater ſpäter aufrückte. So ſtammte alſo Gotthold Ephraim von beiden Seiten aus einer theologiſchen und geiſtlichen Familie, und dieſer Abſtammung entſprach auch die erſte Erziehung, die der ungewöhnlich begabte Knabe empfing. Er ward zum Beten angehalten, ſobald er die erſten Worte ſtammeln konnte, und erhielt den erſten mündlichen Unterricht von ſeinem Vater durch Leſen in Bibel und Katechismus. Die erſte Poeſie, die an ihn herankam, beſtand in geiſtlichen Liedern, die er bei den Morgens und Abends regelmäßig gehaltenen Andachtsübungen der Familie in großer Anzahl auswendig lernte. Seinen ſonſtigen Unterricht überließ der Vater, dem es dazu bei ſeinen Amtsgeſchäften und gelehrten Studien an Zeit, und vielleicht auch an Geduld zum Lehren der erſten Anfangsgründe fehlen mochte, einem Privatlehrer Mylius, deſſen jüngerer Bruder ſpäter in Leſſings Univerſitätsjahren eine wichtige Rolle ſpielte. Später beſuchte der achtjährige Knabe die Stadtſchule von Kamenz, die grade damals unter einem jungen kräftigen Rektor Heinitz in neuem Aufblühen begriffen war.

Wichtiger aber als die Schule waren für ihn das Vaterhaus und die Familie, an die er ſein ganzes Leben lang mit den Banden innigſter Anhänglichkeit geknüpft blieb. Im Vordergrunde ſteht hier die ehrenveſte Geſtalt des Vaters. Wie ſehr ihn Leſſing geliebt, ſehen wir aus dem Schmerze, mit dem der Tod des ſechs und ſiebzigjährigen Greiſes ſpäter den ein und vierzigjährigen Mann erfüllte. „Laßt uns," ſchreibt er auf die Todesnachricht ſeinem älteſten Bruder, „eben ſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, ebenſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſein, ſein Andenken zu ehren." Leſſing war ſtolz auf ſeinen Vater, auf den Menſchen wie auf den Gelehrten. In ſeinem erſten Briefe an den gelehrten Göttinger Profeſſor Michaelis, in welchem er demſelben einige Notizen über ſeine perſönlichen Verhältniſſe giebt, ſagt er von ihm: „welche Lobſprüche würde ich ihm

nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotson." Das starke Selbstbewußtsein, welches die Abkunft von einer Reihe wackerer und tüchtiger Vorfahren erzeugt, diese in sich gefestete bürgerliche Vornehmheit, welche in Lessings ganzem Leben so charakteristisch hervortritt, ruhten auf diesem Grunde ehrenhafter Familientradition, die „den Guten der von Guten stammt", seiner Väter mit freudigem Stolze gedenken läßt. War auch die Vaterstadt nur klein, so zählte doch seine Familie zu den ersten in ihr, und das Haupt dieser Familie, sein Vater, war auch geistig der Mittelpunkt der geistigen und gelehrten Interessen des Orts, dessen Geschichte der gelehrte Pfarrherr geschrieben hatte. Selbst der Druck der Armuth, der später die zahlreich anwachsende Familie heimsuchte, blieb wenigstens der Knabenzeit des ältesten Sohnes fern. Wir sehen, daß der Vater ihm einen eigenen Hauslehrer halten konnte, und auch der Umstand, daß die Eltern ihren ältesten Sohn im fünften Jahre von irgend einem Raphael der Oberlausitz malen lassen mochten, bezeugt eine gewisse Behäbigkeit ihrer damaligen Umstände.

Bei dieser Gelegenheit erzählt sein Bruder eine charakteristische Anekdote. Der Maler wollte den Knaben mit einem Käfig malen, in welchem ein Vogel saß. Aber dieser Vorschlag erregte seine ganze kindische Mißbilligung. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, sagte er, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein!" Es blieb nichts übrig, als sich dem Willen des kleinen Bücherfreundes zu fügen, von dem noch später die Eltern ihren jüngeren Kindern und besuchenden Freunden beim Anblick dieses Bildes erzählten, daß er von Kindheit an mit ebenso großer Lust als Leichtigkeit gelernt, und nichts lieber gethan habe, als sogar zum Zeitvertreibe in Büchern blättern. Das Häkchen krümmte sich eben bei Zeiten. Der innerste Drang der eignen Natur des Knaben traf hier auf das glücklichste zusammen mit dem Einflusse der äußeren Umgebung und mit dem Beispiele des fleißigen, gelehrten Vaters, der in

ſein Muſeum gebannt, die Welt kaum einen Feiertag von Weitem ſah, und an deſſen Seite ſchon der Knabe „das Handwerkszeug der Gelehrſamkeit ſpielend brauchen lernte.“ Was aber den Maler anlangt, der ſich Gott weiß wie nach dem Oberlauſitz'ſchen Städtchen verirrt hatte, ſo wurde er für den Knaben noch in andrer Beziehung wichtig, indem der Vater ihn zugleich als Lehrer im Zeichnen für ſeinen Sohn annahm. Noch in ſpäteren Jahren rühmte der Letztere ihm dankbar nach, daß er kein ganz ſchlechter Künſtler geweſen, ſogar etwas Kunſtgelehrſamkeit beſeſſen und ihm durch beides frühzeitig Geſchmack an den bildenden Künſten eingeflößt habe. Der Name des Mannes, dem der Verfaſſer des Laokoon dies nachrühmen durfte, hätte wohl verdient auf die Nachwelt zu kommen [1]).

Von Leſſings Mutter iſt wenig bekannt, und noch weniger irgend ein Einfluß derſelben auf den Sohn nachzuweiſen, wie ihn die Jugendgeſchichte anderer Geiſtesheroen unſeres Volkes, z. B. Goethe's und Schillers aufzeigt. Als Tochter eines Paſtor primarius, in der eigenthümlichen Atmoſphäre ihres Standes erzogen, und ſelbſt Gattin eines Paſtor primarius, erſcheint ſie als eine fromm beſchränkte Frau, deren größter Stolz und freudigſte Hoffnung darin beſtand, ihren älteſten, und wo möglich alle ihre Söhne wieder

---

[1]) Dieſes intereſſante Bild iſt neuerdings in Kamenz wieder aufgefunden worden, wo man es in einer Bodenkammer der Pfarrkirche, an welcher Leſſings Vater Prediger war, unter allerlei altem Gerümpel entdeckte. Es iſt aber kein Einzelportrait, ſondern ein ſehr artig arrangirtes Portraitgenrebild einer Knabengruppe. Rechts ſitzt der junge Gotthold Ephraim Leſſing, etwa ſieben Jahre alt, emſig mit einem großen Buche beſchäftigt; unter und neben dem Stuhle liegen gleichfalls Bücher. Links ſitzt ein jüngerer Bruder, Theophilus (der als Schulrektor in Chemnitz 1808 ſtarb), der ein neben ihm ſtehendes Lämmchen mit Brod füttert. Gotthold Ephraim iſt ſehr elegant gekleidet: rother Rock, und Hoſe und Strümpfe von gleicher Farbe, der jüngere Bruder in ähnlicher Kleidung ſchwarz. Ein Berichterſtatter in der National-Zeitung (1860 Nr. 583) ſagt von dieſem Bilde: „Leſſing hatte völlig Recht, wenn er ſelbſt ſpäter den Maler dieſes Bildes einen nicht untüchtigen Künſtler nannte. Es iſt äußerſt merkwürdig, wie in den Geſichtszügen des Knaben ſchon die des Mannes Leſſing vorgezeichnet erſcheinen: Hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Naſe breit und energiſch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln. Es iſt kein ſchöner Knabe, aber ein Knabe voll kecker Lebhaftigkeit.“

als Träger geiſtlicher Würde und paſtoralen Anſehens zu erblicken. Ihr vor Allem war daher die Täuſchung dieſer Hoffnung, welche ihr Gotthold Ephraim ſpäter bereitete, ſchmerzlich, und ſie ſcheint ſich darüber ihr ganzes Leben lang nicht völlig zufrieden gegeben zu haben. Dabei aber war ſie die ſorgſamſte Mutter und die liebevollſte Gattin ihres Eheherrn, zu dem ſie wie zu einem höheren Weſen aufblickte, und dem ſie ein langes Leben hindurch die ſchwere Laſt aufopfernder Entſagung für die Erziehung der zahlreichen Kinder mit ausdauernder Hingebung tragen half. Was ſie in dieſer Hinſicht war, ſagt ein einziges Wort Leſſings, wenn er ſpäter von ſeiner eignen Gattin in einem Briefe an ſeine Schweſter nichts Beſſeres zu rühmen weiß, als daß dieſelbe in allen Stücken eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen ſei, „als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.“

Dieſe Rechtſchaffenheit und Güte des Herzens beſaß freilich auch der Vater in hohem Grade. Aber er war zugleich nicht ohne eine gewiſſe leidenſchaftliche Heftigkeit des Temperaments, die es ſeiner Ehefrau nicht immer leicht machen mochte, mit dem trefflichen Manne auszukommen, und die er auf ſeinen Sohn in gleichem Maaße wie jene anderen Eigenſchaften vererbte. Leſſing ſelbſt hat uns davon eine Andeutung gegeben, deren Färbung in der That, wie Danzel bemerkt, ganz an die damalige Yorick'ſche Manier erinnert. In einem tagebuchartigen Fragmente, das der Bezeichnung nach aus der Hamburgiſchen, in der That aber aus der letzten Wolfenbütteler Periode von Leſſings Leben ſtammt, ſchildert er einen Ausbruch ſeiner „Irascibilität,“ wie er es nennt, das heißt ſeiner zornmüthigen Aufwallung, durch folgendes Selbſtgeſpräch bei Gelegenheit einer ihm gebrachten ſehr ärgerlichen Nachricht: „Nun wohlan, meine liebe Irascibilität! wo biſt du? wo ſteckſt du? du haſt freies Feld! brich nur los, tummle dich brav! — — knirſch' nur die Zähne, ſchlage mich vor die Stirne, beiß' mich in die Unterlippe! — Indem thue ich das Letztere wirklich, und ſogleich ſteht er vor mir, wie er leibte

und lebte, mein Vater ſeliger. Das war ſeine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing, und ſo oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorſtellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. Sowie, wenn ich ihn mir auf Veranlaſſung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß ſein kann, daß die Zähne gleich auf meiner Lippe ſitzen. Gut, alter Knabe, gut! Ich verſtehe dich. Du warſt ſo ein guter Mann und zugleich ſo ein hitziger Mann. Wie oft haſt du es mir ſelbſt geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du ſo leicht dich erhitzteſt, ſo leicht in der Hitze dich übereilteſt! Wie oft ſagteſt du zu mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, ſei auf deiner Hut, denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigſtens in dir gern gebeſſert haben."

Wir werden ſpäter ſehen, daß Leſſing, der das Glück hatte, ſeinen Vater bis in die reifen Mannesjahre zu behalten, mit demſelben ſtets in der würdigſten Verbindung kindlicher Verehrung und wiſſenſchaftlichen Antheils blieb. Und wie er als neunzehnjähriger Jüngling demſelben in einer ſeiner früheſten Jugendarbeiten, in dem Schauſpiele „der Freigeiſt" ein Denkmal mit der Figur des Geiſtlichen Theophan zu ſetzen verſuchte, der durch ſeine ſittliche Würde, ſeine ächt chriſtliche, auf der Grundlage reinſter Menſchenliebe beruhende Frömmigkeit, ſeine Uneigennützigkeit und Selbſtverläugnung den Freigeiſt Adraſt zum Glauben an dieſe Eigenſchaften und an die Quelle, aus der ſie fließen, bekehrt: ſo kann man ſagen, daß auch bei der letzten und reifſten Frucht ſeines Geiſtes, bei ſeinem Nathan, ihm hier und da das Bild des Mannes vorſchwebte, der bei all' ſeinem Glaubensdrange doch das Hauptkennzeichen wahrer Religion und Religioſität in die thätige Liebe ſetzte, welche ſie für das Leben mit den Menſchen in uns erwecken. Ein ſolcher Mann aber war ſein Vater, der in ſeinen Schriften das Weſentliche vom Unweſentlichen geſchieden und die religiöſen Eiferer „an ihren Früchten, an den Früchten des Geiſtes, welche da ſind Liebe, Freude, Geduld," er-

kannt wiſſen wollte, und der in ſeinem Leben dieſe Früchte wahrer Religion in reichem Maaße bewährte; der, wie ſein jüngſter Sohn Karl ſich rührend ausdrückt, „mit faſt unbegreiflicher Verläugnung alles Selbſtgenuſſes, deſſen ſelbſt der dürftigſte Handwerksmann theilhaft wird, ſich für die Erziehung ſeiner Kinder aufopferte, alle Entbehrungen mit Heiterkeit, alle Noth mit Standhaftigkeit, alle Mühſal mit freudiger Gelaſſenheit ertrug, und trotz der eigenen Beſchränktheit und Dürftigkeit nie einen Armen ohne eine Gabe von ſeiner Schwelle entließ.“

Mit allen dieſen Eigenſchaften vererbte er auf ſeinen großen Sohn die lebensmuthige Stimmung eines geſunden, kräftigen Körpers, eine ſtrenge Rechtſchaffenheit und edle Geringachtung des Geldes und der materiellen Bequemlichkeiten die es gewährt, gegenüber der innern geiſtigen Befriedigung und Selbſtgenügſamkeit, und den Widerwillen, ja den Haß gegen jene Frivolität in ſittlichen und religiöſen Dingen, welche damals von Frankreich aus nach Berlin und von dort in das übrige Deutſchland den Weg zu finden begonnen hatte. Nicht minder vererbte er auf ihn den Sinn für ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit, die ſelbſt das Kleinſte nicht gering achtet, wo es hiſtoriſche Wahrheit gilt, ohne doch andererſeits deſſen Wichtigkeit und Bedeutung kleinmeiſterlich zu übertreiben. Was der treffliche Pfarrherr in der Vorrede zur Geſchichte ſeiner Vaterſtadt in Bezug auf gewiſſe von ihm berichtigte Irrthümer ſeiner Vorgänger ſagt, „daß die hiſtoriſche Wahrheit einem Auge gleiche, welches nicht das geringſte Stäubchen leide,“ das könnte nach Inhalt und Form des Ausdrucks ebenſowohl ſein großer Sohn geſchrieben haben. Und Leſſingiſch in Geiſt und Bildlichkeit des Ausdrucks iſt es auch, wenn er hinzuſetzt, daß die, welche durch Einzelforſchungen große Geſammtwerke berichtigen, ſich „darauf ebenſo wenig etwas einbilden dürfen als die Zwerge, welche weiter ſehen als Rieſen, weil ſie auf deren Schultern ſtehen.“ Ueberhaupt erſcheint der theologiſche alte Herr nach den uns von Danzel mitgetheilten Proben als ein deutſcher Styliſt, wie man ihn

in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſehr ſelten finden dürfte. Namentlich iſt er frei von jeder Sprachmengerei, was ihm bei ſeiner Kenntniß nicht nur der alten, ſondern auch der beiden bedeutendſten lebenden Sprachen des Auslandes nur um ſo höher anzurechnen iſt.

Von Leſſings Geſchwiſtern können nur zwei, die Schweſter Juſtine und der zweitgeborne Bruder Theophilus als Jugendgeſpielen des Knaben im Vaterhauſe gelten, da die übrigen bedeutend jünger waren. Die Schweſter war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; ſie blieb unverheirathet im Vaterhauſe und ſtarb als 76jährige Greiſin im Jahre 1803. Ein Brief des vierzehnjährigen Bruders an ſie, das früheſte Dokument, das wir von Leſſing beſitzen, giebt von ihr eine ſo ſchlagende Charakteriſtik, daß ich mich nicht enthalten kann, denſelben hierher zu ſetzen. Es iſt ein Neujahrsbrief, den er von der Fürſtenſchule zu Meißen aus an die Schweſter richtete, die ihm in den ganzen ſechs Monaten ſeit ſeiner Entfernung aus dem Vaterhauſe noch nicht geſchrieben hatte. „Ich habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht geantwortet. Ich muß alſo denken, entweder Du kannſt nicht ſchreiben, oder Du willſt nicht ſchreiben. Und faſt wollte ich das Erſte behaupten. Jedoch ich will auch das Andere glauben: Du willſt nicht ſchreiben. Beides iſt ſtrafbar. Ich kann zwar nicht einſehen, wie dieſes beiſammenſtehen kann: ein vernünftiger Menſch zu ſein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wiſſen, wie man einen Brief aufſetzen ſoll. Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön. Jedoch: hätte auch das Gegentheil ſtatt, man könnte vernünftig reden, aber nicht vernünftig ſchreiben, ſo wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal ſo viel gelernet. Du biſt zwar Deinem Lehrmeiſter ſehr zeitig aus der Schule gelaufen, und ſchon in Deinem zwölften Jahre hielteſt Du es vor eine Schande, etwas mehres zu lernen, allein wer weiß, welches die größte Schande iſt? in ſeinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen, als in ſeinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre noch

keinen Brief ſchreiben können. Schreibe ja! und benimm mir dieſe falſche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Faſt jeder wünſchet zu dieſer Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünſchen? Ich muß wohl was beſonderes haben. Ich wünſche, daß Dir Dein ganzer Mammon geſtohlen würde! Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahr Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte. Lebe wohl! ich bin Dein treuer Bruder

G. E. Leſſing."

Trotz des etwas pedantiſchen Anſtrichs in dieſem Briefe des vierzehnjährigen Sittenmeiſters, iſt in demſelben doch die ganze geiſtige Ueberlegenheit des Bruders über die bedeutend ältere Schweſter ebenſo unverkennbar als die Charakteriſtik der beſchränkten, kleinlichen, auf Geld frühzeitig erpichten, allen geiſtigen Intereſſen des Bruders gänzlich fremden, ja abholden Schweſter vollkommen mit demjenigen übereinſtimmt, was wir in Leſſings ſpäterem Leben von ihr zu berichten haben werden. Dennoch blieb ihr der Bruder, obſchon er kein näheres Verhältniß des Geiſtes und Gemüthes zu ihr haben konnte, ſein ganzes Leben lang brüderlich zugethan, wenn er gleich ſich in ſpäteren Jahren ihrer unaufhörlichen, meiſt herb und ungeſtüm geäußerten Anſprüche an ſeine Geldmittel vielfach zu erwehren hatte. Sein Bruder Theophilus, von dem wir nichts wiſſen, als daß er ein fertiger lateiniſcher Poet wurde, war gleichfalls nach Anlagen und Geiſtesrichtung durchaus von ihm verſchieden. Er war ein beſchränkter Kopf und philologiſcher Pedant, und Leſſing durfte ſeinem Vater, der in der Zeit, wo er mit dem älteſten Sohne ſehr unzufrieden war, demſelben ſchrieb, daß er mit dem zweiten Sohne in Meißen ſehr zufrieden ſei, die bezeichnende Antwort erwidern: „wenn ich Theophilus wäre, ſo hätten Sie es auch mit mir ſein ſollen."

Indeſſen, ſo wenig Verſtändniß auch Leſſings Geiſtesart ſpäter

im Vaterhauſe fand, und ſo wenig Aehnlichkeit irgend eins ſeiner Geſchwiſter mit ihm haben mochte, ſo war doch das Familienleben im Vaterhauſe von der Art, daß es in ihm den ächten auf thätiger Liebe begründeten Familienſinn entwickelte, deſſen Wurzeln unverrückbar in dem wohlgepflegten Boden haften blieben, und den frühzeitig in die Welt hinaus und ſo vielfach in ihr umhergetriebenen Mann über alle geiſtig trennenden Klüfte hinweg ſtets mit Vaterhaus und Familie im engſten Zuſammenhange erhielten.

Zweites Kapitel.

Die Schule.

Leſſing war noch nicht dreizehn Jahre alt, als er im Jahre 1741 das Vaterhaus verließ, um die Schule ſeiner Vaterſtadt mit der berühmten Fürſtenſchule in Meißen zu vertauſchen.

Dieſe frühe Entfernung hing zuſammen mit einer Spannung, die zwiſchen ſeinem Vater und ſeinem bisherigen Lehrer Heinitz, dem Rector der Kamenzer Stadtſchule, eingetreten war, der bald darauf Kamenz gleichfalls verließ. Heinitz war ein junger, fähiger Schulmann von gewecktem Geiſt, aufgeklärter Denkart und mannigfaltigen, nicht nur wiſſenſchaftlichen, ſondern auch ſchöngeiſtigen Intereſſen. Er ſtand mit dem damaligen jungen Deutſchland der Leipziger in Verbindung, an deſſen Spitze ſich Gottſched der deutſchen Schaubühne lebhaft annahm; ja, er war ſogar im Jahre 1740 mit einem Programm aufgetreten, in welchem er das Thema behandelte „daß die Schaubühne eine Schule der Beredtſamkeit ſei.“ Grund genug für den Vater Leſſings ſowie für die übrigen Vertreter des alten Deutſchlands und der Orthodoxie in Kamenz, um darüber lebhaft die Köpfe zu ſchütteln. Aber es blieb nicht bei dieſem Kopf-

ſchütteln der frommen Herren, ſondern wir erfahren, daß der Magiſtrat, an deſſen Spitze wieder ein Verwandter Leſſings als Bürgermeiſter ſtand, Rügen und Verwarnungen an den jungen Rector erließ, während der Paſtor primarius Leſſing ſogar von der Kanzel herab den freigeiſtigen Lehrer der Jugend anſtach. Die Sache endete mit einem kleinen Preßſkandale, der ganz Kamenz in Aufregung verſetzte und in ſeinen Folgen ſelbſt Leſſings ſpäteren Lebensgang berührte. Ein unvorſichtiger und allzu eifriger Freund des angegriffenen Schulmannes, der einundzwanzigjährige Leipziger Student, Chriſtlob Mylius, hatte nämlich den Abgang des erſteren von Kamenz in einem Gedichte gefeiert, das demſelben zu ſeiner Entfernung aus der Stadt der Geſchmackloſigkeit und der Unkultur Glück wünſchte, und zugleich allerhand verdeckte Ausfälle gegen den Bürgermeiſter und den Paſtor primarius von Kamenz enthielt. Der Kamenzer Magiſtrat nahm das natürlich übel auf. Der junge Satiriker ward, als er in den Ferien Kamenz beſuchte, gefänglich eingezogen und trotzdem, daß er ſich auf die poetiſche Lizenz berief und auf's Leugnen legte, zu Abbitte und Geldſtrafe verurtheilt.[1]) Dieſer Mylius, der ſpäter nach dem Titel einer von ihm herausgegebenen Zeitſchrift „der Freigeiſt“ hieß, wird uns in Leſſings Univerſitätsjahren in Leipzig und Berlin wieder begegnen.

Es iſt nicht zu verwundern, daß der fromme Paſtor primarius ſeinen Sohn baldmöglichſt von einer Schule wegzunehmen ſtrebte, deren Rector in ſeiner deſtructiven Tendenz ſich ſogar beikommen ließ, in einem öffentlichen Schulprogramme die Schaubühne als eine Schule der Beredtſamkeit zu preiſen. Aber bedeutungsvoll muß es uns erſcheinen, daß unter den Schülern dieſes Kamenzer Freigeiſtes der ſpätere Begründer des deutſchen Drama's als zwölfjähriger Knabe dies Programm las, das ſchon bei dem Zöglinge der Meißner Fürſtenſchule ſeine erſten Früchte tragen ſollte.

1) Die näheren Umſtände, ſowie das inkriminirte Gedicht ſelbſt findet man bei Danzel I. S. 17—19.

Der Vater hatte schon zu Ostern des Jahres 1741 den Sohn von der Kamenzer Schule fortgenommen, und ihn zu einem verwandten Geistlichen, einem Pastor Lindner zu Putzkau, gebracht, der, selbst ein ehemaliger Zögling der Meißner Fürstenschule, sich erboten hatte, den Knaben zur Aufnahme in dieselbe vorzubereiten. Diese Aufnahme erfolgte, nachdem es gelungen war, für den Zögling die erwünschte Freistelle zu erhalten, welche bis auf die Kleidung ihm gänzlich freien Unterhalt sicherte, am 21. Juni 1741: ein Tag, dessen Wiederkehr hundert Jahre später die Anstalt als einen Festtag feierlich begehen sollte.

Die Schule zu Sanct Afra in Meißen war eine von den drei berühmten sächsischen sogenannten Fürstenschulen, welche Kurfürst Moritz von Sachsen aus den Gütern aufgehobener Klöster gegründet hatte. Diese Lehr- und Erziehungsanstalten, in welchen eine größere Anzahl Schüler theils unentgeltlich als „Alumnen", theils für ein mäßiges Kostgeld unterhalten und unterrichtet wurden, bildeten damals, wie noch jetzt, die Sitze gründlicher Gelehrsamkeit und eines vorzugsweise auf die alten klassischen Sprachen gegründeten Unterrichts. Durch beides sollten sie der Absicht des Stifters entsprechen, der in diesen gelehrten Kadettenhäusern tüchtige Vertheidiger der Reformation und des evangelischen Glaubens herangebildet haben wollte. Eine gewisse Klösterlichkeit der Einrichtung, ein sorgfältig gegliedertes System der Beaufsichtigung und eine daraus hervorgehende strenge Zucht waren damit nothwendig gefordert. Aber strenge Zucht ist die Nährerin der Freiheit für Menschen, welche mit der Anlage zur Freiheit geboren sind, und es hat dem Freisten der Freien nichts geschadet, daß er seine Jugend in der klösterlich beschränkten Enge des Meißner Afraneums verlebte. War doch diese Enge zugleich nach innen eine unendliche Erweiterung seines ganzen geistigen Horizonts. Seine Versetzung in diese Anstalt, in welcher mehr als hundert Jünglinge ohne Unterschied von Arm und Reich gleiche Wohnung und gleichen Unterricht, gleiche Kost und Behand-

lung genoſſen, dieſelben Freuden und Leiden, ja ſogar dieſelbe Tracht theilten, entrückte ihn der Kleinlichkeit und Beſchränktheit ſeiner vaterſtädtiſchen und häuslichen Verhältniſſe, enthob ihn dem beginnenden Drucke der Nahrungsſorgen im väterlichen Hauſe und weckte in ihm jenen republikaniſchen Zug zur Gleichheit, der durch ſein ganzes Leben hindurchgeht. War ſchon ſeine Erziehung von Seiten des Vaters auf einen künftigen Gelehrten angelegt geweſen, ſo bot die neue Anſtalt zur Fortſetzung ſolcher Bildung im Sinne des väterlichen Unterrichts die beſte Gelegenheit, und Leſſing verſicherte ſpäter oft, daß er es dieſer Schule verdanke, wenn ihm, wie er ſich in ſeiner Beſcheidenheit ausdrückte, „etwas Gründlichkeit und Gelehrſamkeit zu Theil geworden ſei.“ Freilich ſtand diejenige Gelehrſamkeit, auf welche es in dieſer fürſtlichen Kloſterſchule abgeſehen war, ausſchließlich im Dienſte der Religion und Theologie. Man wollte Gottesgelehrte und Geiſtliche bilden, und der eigentliche Zweck, zu welchem ſelbſt die alten Sprachen getrieben wurden, war im Grunde doch nur ihre Benutzung zur richtigen Auslegung der heiligen Schrift. Der alte Paſtor primarius von Kamenz hatte ſeinen Sohn auf dieſe Schule gebracht, um einen künftigen Diener am Worte, einen Prediger oder allenfalls einen gelehrten Univerſitätstheologen aus ihm zu machen, und es ſcheint nicht, daß der Sohn in den erſten Jahren anderer Anſicht über ſeine Zukunft geweſen iſt. Unter den Lehrgegenſtänden ſtand das Latein, dem wöchentlich nicht weniger als funfzehn Lehrſtunden gewidmet waren, in erſter Linie. Lateiniſche Stylübungen und lateiniſche Verskunſt waren Hauptziele des Fleißes und Ehrgeizes der Schüler. Das Griechiſche war auf vier Lehrſtunden beſchränkt. Indeſſen waren doch auch die übrigen Unterrichtsgegenſtände, die jetzt auf Gymnaſien getrieben werden, keineswegs ganz vernachläſſigt. Es wurden von den neueren Sprachen die franzöſiſche, und von den Wiſſenſchaften Geographie und Geſchichte, Mathematik und Aſtronomie, ſowie in den höheren Klaſſen Logik und Ethik in regelmäßigen Unterrichtsſtunden gelehrt, und ſelbſt für

Unterricht im Italieniſchen, in der Muſik, im Zeichnen war durch außerordentliche Lehrſtunden geſorgt. Indeſſen wird es mit dieſen letzteren nicht viel auf ſich gehabt haben. Denn einestheils wurde eiferſüchtig von den Hauptlehrern darüber gewacht, daß die alten Sprachen durch ſolche Allotria keine Einbuße erlitten, und andererſeits blieb für die letzteren ſchon deshalb wenig Zeit übrig, weil öffentlicher Gottesdienſt, Gebet und Bibelerklärung allein fünfundzwanzig wöchentliche Stunden hinnahmen. Der Unterricht in der deutſchen Mutterſprache und Literatur, ſowie deutſche Stylübungen waren grundſätzlich von dem Lehrplane ausgeſchloſſen, oder wurden doch nur ſehr nebenbei betrieben, ja eigentlich mehr nur geduldet als gefördert.

Dagegen hatten und haben zum Theil noch jetzt dieſe Fürſtenſchulen vor unſern modernen Gymnaſien einen unſchätzbaren Vorzug, dem ſie den größten Theil ihrer Leiſtungen und Erfolge verdanken. Dieſer Vorzug beſtand in dem weiten Spielraume, den ſie der individuellen Selbſtthätigkeit, dem Privatfleiße gewährten, welche auf unſern Gymnaſien durch die ungeheure Maſſe der öffentlichen Lehrſtunden und der in ihrem Gefolge befindlichen Zwangsarbeiten zum größten Nachtheil für Lehrer und Lernende faſt unmöglich gemacht werden. Die Lehrſtunden waren nur dazu da, „um zu zeigen, wo und wie geiſtige Nahrung geſucht und aufgenommen werden müſſe.“ Dieſer Spielraum der Freiheit zum ſelbſtſtändigen Studiren mußte einer Natur wie Leſſing vorzugsweiſe zu Gute kommen, und er benutzte dieſe Freiheit in einer Weiſe, daß er noch viele Jahre ſpäter in der Erinnerung an ſeine im engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule, wie er ſich ausdrückt, mit aller Bequemlichkeit betriebenen freien Studien, jene Jahre die einzigen nannte, in denen er glücklich gelebt habe. An der Stille, in welcher ſich das Talent bildet, fehlte es ohnehin nicht. „Man wußte und hörte,“ wie Karl Leſſing bei der Schilderung von ſeines Bruders Aufenthalte auf der Meißner Kloſterſchule bemerkt, von keinen Zer-

ſtreuungen und Abhaltungen, die in mittleren und vornämlich großen Städten der Jugend ſo nachtheilig werden. Man bekümmerte ſich weder um die Armſeligkeiten der großen noch der kleinen Welt, redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachſen, ſprach mehr lateiniſch als franzöſiſch, betete ſehr viel, frömmelte aber doch ſehr wenig; und wer mehr vom Studiren als vom Beten hielt, ſtudirte ohne zu beten." Auch für die Ausbildung und Richtung des Charakters war geſorgt in einer Gemeinſchaft von hundert und zwanzig jungen Leuten, in deren unausgeſetztem Verkehr derſelbe ganz anders erprobt und gefördert wird, als in der Iſolirung häuslicher Umgebung. Was Leſſing betrifft, ſo treten ſchon hier zwei Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens ſtark hervor. Eine noch aufbehaltene Cenſurbemerkung eines der adligen Inſpectoren über ihn lautet: „ein guter Knabe, nur etwas moquant." Sie bezeichnet treffend Leſſings Neigung und Anlage zu ſcharfer Beobachtung und witziger Hervorhebung der bemerkten Schwächen und Fehler, während ein anderes Geſchichtchen, das ſein Bruder mittheilt, ſeinen Freimuth und ſeine ſtrenge Wahrheitsliebe, wenn auch, wie es bei einem jungen Menſchen in ſeinen damaligen Schülerverhältniſſen nicht anders ſein konnte, mit etwas Vorlautheit gepaart, aufzeigt. Als der junge Leſſing bereits einer der oberſten Schüler war und in ſeiner Eigenſchaft als Aufſeher über einen Theil ſeiner jüngeren Mitſchüler einer Sonnabends-Conferenz der Lehrer beiwohnte, richtete der Rector an die Verſammlung die Frage: warum die Schüler in dieſer Woche, in welcher der Conrector Höre das Amt eines Oberaufſehers verſehen hatte, ſo ſpät zum Gebete gekommen ſeien? Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der einem neben ihm ſtehenden Kameraden zuflüſterte: „das weiß ich." Der Rector, der dieſe Worte vernommen hatte, befahl ihm, laut zu ſagen, was er wiſſe. Anfangs wollte er nicht, endlich aber auf wiederholtes Andringen platzte er heraus: „Der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schlage, daher denkt Jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an!" Der Rector, der

ſchon bei ſeiner Frage ein wenig auf Leſſings herausfahrende Wahrheitsliebe gerechnet hatte, um ſeinem Herrn Kollegen eine kleine Lection zu bereiten, ſah ſeinen Zweck erreicht. Denn der letztere, der die Sache nicht mit gutem Gewiſſen in Abrede ſtellen konnte noch wollte, brach nur in die erſtaunten Worte aus: „Admirabler Leſſing!“ Seitdem behielt Leſſing bei ſeinen Mitſchülern dieſen Namen, und bei dem Conrector eine ſchwarze Nummer. Denn noch ſpäter, im Jahre 1751, als Leſſing bereits in Berlin lebte, theilte ihm ſein Vater einen Brief des Conrectors mit, in welchem derſelbe ſeinen Groll gegen den ehemaligen Schüler nicht hatte unterdrücken können, und als Leſſings zweiter Bruder dieſelbe Anſtalt bezog, empfing ihn der noch immer gereizte Schulmann mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht ſo naſeweis wie dein Bruder!“

Aber wichtiger, als dieſe kleinen Züge, die doch auch in einer Biographie nicht fehlen dürfen, iſt die innere Entwickelung des Jünglings, die ſich ſchon auf dieſer Stufe ſeines Lebens als freie That eines zur Selbſtſtändigkeit gebornen Geiſtes erweiſt.

Je weiter er nämlich heranreifte, um ſo weiter entfernte er ſich innerlich von dem Geiſte, in welchem auf der Fürſtenſchule die Lehrgegenſtände, zumal das Studium des Alterthums, getrieben wurden. Der ſechszehnjährige Jüngling befreite ſich von jeder äußerlichen Zweckbeziehung des Lernens, indem er, was die Schule als Mittel und Vorbereitung zu theologiſchen Zwecken anſah, das Studium des Alterthums, für ſich zum Selbſtzweck erhob. Er wurde ein Philologe, aber nicht in dem Sinne ſeiner Lehrer, denen das Lateinſchreiben als Hauptziel der klaſſiſchen Studien galt, und die in dieſer Beziehung mit ihm weniger zufrieden waren, als mit den meiſten ſeiner Mitſchüler, ſondern in einem weit höheren, in demjenigen Sinne, welcher das Eindringen in die Schriftwerke des Alterthums als Mittel zur Erkenntniß des in ihnen offenbarten Menſchengeiſtes und Menſchenthums unternimmt. So legte er früh den Grund zu jener großartigen Auffaſſung des Alterthums, die faſt allen ſeinen

ſpäteren Arbeiten auf dieſem Gebiete weite menſchliche und kulturhiſtoriſche Abſichten und Zwecke verlieh. In dieſer Beziehung finden wir bei dem Schüler der Meißner Fürſtenſchule bereits ein ſicheres Bewußtſein über ſeine Lebensaufgabe, und eine ganze Richtung ſeiner ſpäteren Thätigkeit iſt hier früh im Keime vorgebildet. Schon auf der Schule, wo ihm die Vorliebe für einen ſeiner Lehrer ein wärmeres Intereſſe für die Mathematik einflößte, überſetzte er den Euklid und arbeitete an einer Geſchichte der Mathematik bei den Alten. Er las für ſich eine gute Anzahl alter Schriftſteller, die in den öffentlichen Lehrſtunden nicht geleſen wurden; aber ſeine eigentliche Welt, wie er ſich ſpäter ausdrückte [1]), waren Theophraſt, Plautus und Terenz, Schriftſteller, deren Inhalt der Menſch und das Leben iſt, und die der Jüngling, den es zum Leben und zu der Erkenntniß des Menſchen hindrängte, in ſeiner Abgeſchiedenheit von beiden um ihres Inhalts willen las. Und dieſer Inhalt übte ſeinen befruchtenden Einfluß auf ihn nicht nur dadurch, daß er ſeine erſte ſelbſtſchaffende Thätigkeit beſtimmte, ſondern auch dadurch, daß er die aus jener Lectüre gewonnene Einſicht in das Weſen des Menſchen, alsbald auf ſich ſelbſt und ſein Verhältniß zu andern anwandte und, wie er als Zwanzigjähriger an ſeine Mutter ſchrieb, aus ſeiner Lectüre der „Komödien“ Selbſtkenntniß lernte. Er las eben ſchon auf der Schule die Alten im Sinne des Lebens, und Hagedorn, der darin mit dem Horaz vorangegangen war, galt ihm eben deswegen, wie er im Jahre 1749 in einem Briefe an ſeinen Vater bekennt, mit ſeinen Oden und Liedern als der größte deutſche Dichter der damaligen Zeit [2]).

Den wichtigſten Einfluß in dieſer Beziehung übte auf Leſſing der mathematiſche Lehrer der Schule Johann Albert Klemm. Dieſer Mann war ein ſchlechter Pädagog, denn ihm fehlte die in ſeiner Stellung als Lehrer einer zahlreichen Jugend gegenüber nothwen-

1) Werke IV. S. 2. Lachmann.
2) Werke XII. S. 11.

digſte Fähigkeit, ſich bei ſeinen Untergebenen in Reſpect zu ſetzen; aber er war ein gründlich und vielſeitig gebildeter Mann, deſſen geiſtiger Geſichtskreis weit hinausreichte über die Schranken der Schule und der in ihr die Herrſchaft führenden engherzig geiſtloſen Stockphilologie. Als Mathematiker von den damaligen Größen ſeiner Wiſſenſchaft nicht ungeachtet, war er zugleich unermüdlich, Schülern, die ſich ihm näher anzuſchließen Neigung fühlten, auf das Bereitwilligſte ſeine Zeit und ſeine reichen Kenntniſſe in faſt allen Fächern des Wiſſens zu widmen. Leſſing war einer dieſer Schüler, die ſich zu ihrem Vortheile dem in der Schulhierarchie der Anſtalt zurückgeſetzten Lehrer liebevoll anſchloſſen, und er empfing dafür die reichſte Förderung durch den letzteren, der mit ſolchen Erwählten oft bis Mitternacht in ſeiner Studirſtube ſaß, und ihre Anſichten über Wiſſen und Wiſſenſchaft und über das Verhältniß von Mittel und Zweck in den Studien aufklärte.

Wenn der zwanzigjährige Student Leſſing ſeinem Vater ſpäter aus Leipzig ſchrieb: „daß er ſchon in Meißen begriffen habe, wie man dort Vieles lernen müſſe, was man in der Welt nicht brauchen könne," ſo dürfen wir die Erwerbung und Förderung ſolcher Einſicht des begabten Schülers wohl dem Manne zuſchreiben, in deſſen Umgang er, wie ſein Bruder Karl ſagt, einſehen lernte, „wie wenig Reelles er wiſſe und wie viel er noch zu lernen habe." Von ihm lernte er, daß alle Sprachſtudien nur als Mittel zum Zwecke zu betrachten ſeien, und daß ein Gelehrter ohne Kenntniß der Mathematik, Philoſophie und Naturwiſſenſchaften nur eine unvollſtändige Bildung beſitze, — lauter arge Ketzereien in einer Schule, deren Hauptzweck es war: firme Lateinſchreiber und lateiniſche Poeten zu erziehen, und in welcher, wie Leſſing ſich ſpäter ſarkaſtiſch in Bezug auf den philologiſchen Hauptlehrer, den obengenannten Conrector Höre, ausdrückte[1]), das Streben weniger dahin ging, „aus den Zög-

1) Werke XII. S. 19 und 20.

lingen vernünftige Menschen, als tüchtige Fürstenschüler, das heißt Leute zu machen, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind.“ Klemm war außer den alten Sprachen auch in den neueren, im Englischen, Französischen und Italienischen wohl bewandert, und was noch wichtiger war: durch ihn ward Lessing schon auf der Schule mit der deutschen Literatur bekannt gemacht. Er lernte Hagedorn und Gleim und die Halle'schen Dichter kennen, und die Lectüre Hallers regte ihn zu einem seiner frühesten poetischen Versuche, zu jenem auf eine Reihe von Gesängen angelegten Gedichte „über die Vielheit der Welten“ an, dessen Stoff ihm ohne Zweifel durch Vermittelung seines Lehrers zugänglich geworden war. Er selbst äußerte sich sechs Jahre später ausführlicher über diesen Versuch in einem der Briefe seiner vermischten Schriften, in welchem er auch einige Bruchstücke dieses philosophischen Lehrgedichts mittheilt [1]). „Ich reimte,“ sagte er, „meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode: hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Abschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte.“ Aber das Gedicht blieb liegen als ihm bald darauf Fontenelle's Gespräche über denselben Gegenstand in die Hände fielen, und die geistreiche Behandlung des französischen Autors ihm über die Schwäche seiner Production die Augen öffnete. Dennoch mußte er noch sieben Jahre später zugeben, daß ihm „noch Manches ganz erträglich ausgedrückt erscheine,“ und ein Blick auf die mitgetheilten Bruchstücke bestätigt dieses so bescheidene Lob auch jetzt noch in vollem Maaße. Die Wendung, mit der der Eingang schloß:

Beherzter als Columb tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug: die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen! —

ist gar nicht übel für den kaum siebzehnjährigen Dichter jener Zeit;

1) III. S. 298—301.

und die Bemerkungen über den „Eigennutz des Prieſterthums“ das ſchon in früheſter Zeit das Wiſſen wie den Gottesdienſt in „dunkle Tempel“ bannte, ſowie die Anſpielung auf den franzöſiſchen Leichtſinn, der ſo oft

Hochmüthig prahlt mit fremdem Wiſſen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar ſchlau entriſſen —

ſind ſehr charakteriſtiſch für den Leſſing, der dieſe beiden Themata ſein Leben lang nicht aus den Augen verloren hat.

Aber wichtiger als dies Alles iſt der erſte dramatiſche Verſuch des Schülers Leſſing, zu dem ihn in der Einſamkeit ſeiner Meißener Fürſtenſchule das Studium der römiſchen Dramatiker und des griechiſchen Charakterſchilderers Theophraſt anregte. Dieſer erſte Verſuch iſt das allerdings erſt zwei Jahre ſpäter völlig ausgearbeitete und theilweiſe ungearbeitete Luſtſpiel „der junge Gelehrte“. Für uns hat dies Stück, wie alle ähnlichen dramatiſchen Erſtlingsarbeiten Leſſings, nur noch ein untergeordnetes literaturhiſtoriſches Intereſſe, und von einem poetiſchen Werthe deſſelben kann jetzt nicht mehr die Rede ſein. Deſto wichtiger iſt es für die Bildungs- und Entwickelungsgeſchichte des Mannes, weil es eine That der Selbſtbefreiung aufzeigt, die der Jüngling mit demſelben an ſich vollzog, und weil es die Wahrheit deſſen bezeugt, was er in dem Briefe an ſeine Mutter von der Wirkung und dem Einfluſſe ſeiner Lectüre der alten Dramatiker auf ſeine Selbſtkenntniß ausſagt. Leſſing ſagt von dieſem Erſtlingsverſuche, deſſen Entſtehung in eine Zeit fiel, „wo er den Menſchen nur aus Büchern kannte“: „ich glaube, die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſein konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten Waffen gegen daſſelbe wandte?“ Und er ſelbſt gehörte zu dieſen Narren, auf deren Beobachtung ihn ſeine Lectüre der alten Dramatiker führte. „Ich lernte mich ſelbſt kennen,“

ſchreibt er in dem mehrmals erwähnten Briefe an ſeine Mutter, „und ſeit der Zeit habe ich gewiß über Niemanden mehr gelacht und geſpottet, als über mich ſelbſt.“ Der Befreier ſeiner Nation von der Tyrannei des Pedantismus erkannte als Jüngling, daß er ſelbſt auf dem beſten Wege ſei, ein gründlicher Pedant zu werden. Noch jetzt ſind davon der oben angeführte Brief an ſeine Schweſter, und namentlich das predigtartig belehrende Sendſchreiben des vierzehnjährigen Scholaren an ſeinen Vater, in welchem er dem alten Herrn, der ſich über die Verſchlechterung der Zeiten zu beklagen pflegte, auf ächt Wagneriſche Art zu beweiſen verſucht, daß im Grunde ein Jahr dem andern vollkommen gleich ſei, ſehr ſprechende Belege. Um ſo wundervoller iſt es, daß der Siebenzehnjährige ſich gegen die eigene Thorheit wendet, und wie Danzel überzeugend auch im Einzelnen nachgewieſen hat, den erſten Waffengang ſeiner komiſchen Muſe gegen den eignen gelehrten Pedantismus und deſſen eitle Selbſtüberhebung richtet, ja daß er in ſeinem jungen Gelehrten ſelbſt jene ſchulfuchſig lehrhafte Epiſtel an den Vater verſpottet [1]).

Wir werden auf das Stück ſelbſt im nächſten Kapitel zurückkommen, wenn wir die Jugenddramen Leſſings im Zuſammenhange beſprechen. Hier genügte es die ethiſche Seite, die ſittliche Wichtigkeit deſſelben für Leſſings früheſte Jugendentwickelung hervorzuheben, der von ſolchem Geiſte erfüllt und zu ſolcher Freiheit der Anſchauung ſeiner ſelbſt gelangt, ſich nothwendig früher als alle andern der Schule innerlich entwachſen fühlen mußte. Selbſt ſeine Lehrer ſcheinen eine Ahnung davon gehabt zu haben. Der Rektor Grabener, bei dem ſich der Vater um dieſe Zeit einmal nach ſeinem Sohne brieflich erkundigte, gab die ehrlich derbe Antwort: „er iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht; wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“

---

1) Werke I. S. 219 verglichen mit XI. S. 2.

Der junge Leſſing hatte bereits zu Anfang des Jahres 1746 als Siebzehnjähriger die erſte Klaſſe erreicht, in welcher er den Geſetzen der Schule gemäß jetzt noch ein Jahr und drei Monate bleiben ſollte. Wie er aber ſein ganzes Leben hindurch es nie über ſich gewinnen konnte, in einem Zuſtande zu verharren, den er ausgenutzt zu haben glaubte, ſo verſuchte er auch jetzt wiederholt ſeinen Vater zu bewegen, durch eine Vorſtellung bei dem Dresdner Oberkonſiſtorium eine ausnahmsweiſe Abgangsbewilligung für ihn zu erwirken. Dieſe Vorſtellung wurde zuerſt abſchläglich beſchieden, was für Leſſing um ſo unangenehmer war, als ſelbſt die Ruhe und Stille ſeines Meißener Lebens durch das Hereinbrechen furchtbarer Kriegsereigniſſe geſtört worden war.

Am fünfzehnten Dezember des Jahres 1745 ſah man von der Höhe des Hügels, auf welchem die Meißener Kloſterſchule ſich erhebt, den Himmel von dem Widerſcheine brennender Dörfer geröthet, und vernahm den Geſchützdonner der Schlacht von Keſſelsdorf, in welcher der alte Deſſauer die vereinigten Sachſen und Oeſterreicher vernichtete. In Meißen ſelbſt raſſelten preußiſche Trommeln, wimmelte es von preußiſchen Reitern und Fußvolk, denn der kriegeriſche junge Preußenkönig ſelbſt harrte hier voll peinlicher Ungewißheit der Entſcheidungsnachricht, welche ihm erſt ſpät in der Nacht ein von ſeinem ſiegreichen Feldherrn abgeſendeter Offizier überbrachte.[1]) Es war wohl ein eigenthümliches Spiel des Schickſals, daß das erſte Stück Leben, welches der ſiebzehnjährige Leſſing ſah, ein Stück Kriegs- und Soldatenleben ſein mußte, das er ſpäter in ſeiner Minna ſchildern ſollte, während er jetzt auf den Wunſch ſeines Vaters in einem poetiſchen Sendſchreiben an den Oberſtlieutenant von Carlowitz, — den Gönner, durch welchen er ſeine Meißener Freiſtelle erhalten, — die Tapferkeit der geſchlagenen Sachſen feiern mußte.

Wie unangenehm ihm dieſe Aufgabe übrigens geweſen ſein

---

1) Varnhagen, Biograph. Denkmale II. 359.

muß, geht aus dem Briefe an ſeinen Vater hervor, dem einzigen, welchen wir aus ſeiner Schulzeit beſitzen. Der Vater hatte ſeine poetiſche Epiſtel belobt, aber eine Umarbeitung derſelben verlangt. Der Sohn antwortete: „Das Lob, welches Sie mir wegen des poetiſchen Sendſchreibens an den Herrn Oberſtlieutenant von Carlowitz ertheilet, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe, dieſe Materie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen, nach dero Verlangen ein kürzeres, und wo es mir möglich, ein beſſeres zu machen. Zwar, Ihnen es frei zu geſtehen, wenn ich die Zeit, die ich damit ſchon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir ſelbſt den Vorwurf machen, daß ich ſie auf eine unnütze Weiſe verſplittert. Der beſte Troſt dabei iſt, daß es auf Dero Befehl geſchehen.“ — Aber auch das Uebrige des Briefes, in welchem der ſeinem Vater geiſtig bereits überlegene, und dennoch ihm kindlich gehorſame Sohn ein Bild ſeiner gegenwärtigen Zuſtände in dem von härteſter Kriegsnoth geplagten Meißen entwirft, verdient wohl hier eine Stelle. „Sie bedauern mit Recht,“ ſchreibt er, „das arme Meißen, welches jetzo mehr einer Todtengrube, als der vorigen Stadt ähnlich ſieht. Alles iſt voller Geſtank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern ſo weit von ihr entfernt als er nur kann. Es liegen in den meiſten Häuſern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen ſich Niemand ſehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen ſind, das hitzige Fieber haben. Es iſt eine weiſe Vorſicht Gottes, daß dieſe fatalen Umſtände die Stadt gleich im Winter betroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Peſt ſchon graſſiren würde. Jedoch wir wollen zu Gott das Beſte hoffen. Es ſieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung ſeiner vorigen Umſtände, kein Ort erbärmlicher aus, als unſere Schule. Sonſt lebte Alles in ihr, jetzo ſcheint ſie wie ausgeſtorben. Sonſt war es was Seltenes, wenn man nur einen geſunden Soldaten in ihr ſah, jetzo ſieht man einen Haufen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfin-

den müſſen. Das Coenacul [1]) iſt zu einer Fleiſchbank gemacht worden, und wir ſind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu ſpeiſen. Die Schüler, welche verreiſet, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebenſo wenig Luſt zurückzukehren, als der Schulverwalter die drei eingezogenen Tiſche wiederherzuſtellen. Was mich anbelangt, ſo iſt es mir um ſo viel verdrießlicher, hier zu ſein, da Sie ſogar entſchloſſen zu ſein ſcheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger ſein wird, hier zu laſſen. Ich glaube wohl, die Urſache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag in einer Sache, um die ich ſchon ſo oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich verſichere mich unterdeſſen, daß Sie mein Wohl beſſer einſehen werden als ich. Und bei der Verſicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abſchläglichen Antwort beharren ſollten, doch, wie ich ſchuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren."

Man ſieht, der geſtrenge alte Herr ging in ſeinem pedantiſchen Feſthalten an der hergebrachten Ordnung ſo weit, daß er anfangs lieber ſeinen Sohn der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzen, als die ordnungsmäßige ſechsjährige Schulzeit abkürzen wollte. Endlich aber hatte denn doch das hochwürdigſte Dresdner Konſiſtorium ein Einſehen. Die wiederholt erbetene Abgangsbewilligung erfolgte endlich, und Leſſing verließ am 30. Juni 1746 mit einer lateiniſchen Abſchiedsrede: „über die Mathematik der alten Völker" die Anſtalt, um die Univerſität Leipzig zu beziehen.

---

1) Der gemeinſame Speiſeſaal der 120 Schüler der Anſtalt.

Drittes Kapitel.

Die Universität.

Nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterhause bezog der siebzehnjährige Jüngling im September 1746 die Universität Leipzig. Ein Stipendium und der Zuschuß desselben Verwandten, der ihn für die Aufnahme in die Meißener Fürstenschule vorbereitet hatte, halfen den Eltern die Kosten bestreiten, die bei ihren beschränkten Verhältnissen und der anwachsenden großen Kinderzahl immer noch drückend genug blieben. Seine Aufnahme als akademischer Bürger geschah an demselben Tage, an welchem zwanzig Jahre später ein anderer Jüngling, dem er durch seines Geistes Arbeit die Wege bereiten sollte, der Frankfurter Patriziersſohn Wolfgang Goethe, als Leipziger Student immatrikulirt ward. Beide waren in demselben Alter, denn auch Goethe hatte erst das siebzehnte Jahr zurückgelegt, als er die Universität Leipzig bezog, und beide betraten dieselbe mit dem geheimen Vorsatze: gegen den Willen ihrer Väter ihre Studien statt einem einseitigen bürgerlichen Berufe, dem Ziele jener freien Bildung zuzuwenden, welche die damals in Deutschland neu erwachenden Bestrebungen für die Erkenntniß des klassischen Alterthums einer geistig angeregten, auf selbstständiges Schaffen und dichterische Thätigkeit gestellten Jugend allein zu versprechen schienen.

Aber neben solcher Aehnlichkeit der Lage beider Jünglinge, die für die sittliche und geistige Entwickelung ihrer Nation ganz neue Epochen begründen, und kaum geahnte Umwälzungen herbeiführen sollten, thut sich sofort eine noch größere Verschiedenheit kund. Die gründliche und systematische Vorbereitung, welche der Zögling der Meißener Fürstenschule in einer der berühmtesten Pflegestätten philologischer Studien genossen, und die Weite des wissenschaftlichen Horizontes, die er durch ungestörte eigne Studien unter Einwirkung seines Mentors Klemm gewonnen hatte, überwog bedeutend die

unzuſammenhängende Vorbildung, mit welcher der ohne wiſſenſchaftliche Schulzucht, in zerſtreutem Privatunterricht und unſtät umherſchweifender Autodidaxie erwachſene, durch frühzeitige Theilnahme am Leben einer großen Reichsſtadt vielfach zerſtreute Frankfurter Patriziersſohn das Vaterhaus verließ. Während daher der eine wie der andere auf der Univerſität ihre Studien ſehr unregelmäßig betrieben, war doch die Folge bei beiden eine weſentlich verſchiedene. Leſſing, ſo ſehr er ſich auch von dem gewöhnlichen Gange der Univerſitätsſtudien des großen Haufens der Studirenden entfernen mochte, knüpfte doch im Weſentlichen in Leipzig unmittelbar an die bisher betriebenen Studien an, und erweiterte Tiefe und Umfang derſelben zur feſten Grundlage gediegenen Wiſſens, während bei Goethe eigentlich die Univerſitätszeit nach dieſer Richtung hin faſt als eine verlorne anzuſehen war. Noch größer aber war die Verſchiedenheit beider in Bezug auf ihr Verhältniß zum Leben, in das der junge vornehme Frankfurter Patrizier, dem ſeine Empfehlungen in Leipzig die beſten Häuſer öffneten, bereits ganz andere Einblicke und Erfahrungen gewonnen hatte, als der arme Predigersſohn von Kamenz, dem beim Austritte aus ſeiner fünfjährigen klöſterlichen Einſamkeit Welt und Leben faſt fremder waren, als das Innere des Mondes. Während jener gewiſſermaßen hypochondriſch blaſirt durch allzufrühe Welterfahrungen bedenklichſter Art, und hindurchgegangen durch allerlei innere und äußere Zerwürfniſſe, die in ihm eine theils ſentimentale, theils pietiſtiſch gefärbte Lebensanſchauung erzeugt hatten, in Leipzig ſein Frankfurter Leben eigentlich nur wiederholte, ſehen wir Leſſing dagegen in die ihm bisher völlig fremde Welt und in das von ihm kaum aus Büchern geahnte Leben mit der ganzen ungebrochenen Friſche einer Natur eintreten, die ihrer geiſtigen Kraft und ihrer Beſtimmung ſich bewußt, eben ſo befähigt, als gemuthet war, die neuen Eindrücke und Erfahrungen einer ihr bis dahin unbekannten Welt ſich mit freudigem Eifer anzueignen. Weder im Vaterhauſe noch auf der Schule hatte er bisher in einem Konflikte ſeines

ſittlichen Lebens gelebt. Daher war in ihm kein Zug ſentimentaler Empfindung angeregt worden. Die Familie hatte ihm nur das bürgerliche Gepräge und die wohlthuende Empfindung gemüthlich ſittlichen Zuſammenhangs mit den Seinen als Mitgift verliehen, und der theologiſche Vater in ihm wohl ein gelehrtes theologiſches Intereſſe, aber keinen Hang zu grübelndem Pietismus erweckt. Die Schule, die ihm die Grundlage philologiſcher Bildung und ſtrenger Gründlichkeit gab, hatte in ihm zugleich die Richtung auf freies Selbſtſtudium, und die Schätzung von Wiſſen und Gelehrſamkeit als Mittel zu höheren Zwecken geweckt, und die Abtrennung von Welt und Leben auf derſelben hatte in ihm den Drang nur geſteigert, durch Kenntniß beider die über ſie bisher nur aus Büchern gewonnene Einſicht zu berichtigen und zu vermehren. Geſund an Seele und Leib, eine unbeſchriebene Tafel, nahm er die neuen Eindrücke in ſich auf, und obſchon von ihnen anfangs überwältigt, ging er nur um ſo eifriger daran, ſich dieſelben ſeinerſeits zu unterwerfen, und das bereits auf der Schule begonnene Werk der eigenen Selbſtbefreiung und Ausbildung zu freier Menſchlichkeit fortzuſetzen.

Als Leſſing nach fünfjähriger Entfernung das Vaterhaus wieder ſah, fand der Vater den Jüngling bereits zu einer geiſtigen Selbſtſtändigkeit herangereift, welche eine direkte Beſtimmung über das auf der Univerſität zu erwählende Berufsſtudium nicht wohl möglich machte. Wenn ſich indeſſen die Eltern der Hoffnung getröſten mochten, daß der Sohn doch wohl ihren Wünſchen folgend ſich der Theologie widmen werde, ſo war die Univerſität Leipzig freilich am wenigſten dazu geeignet, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Dort war unter den Theologen damals kein einziger Mann von Bedeutung, der im Stande geweſen wäre, den Jüngling für die Theologie zu gewinnen und ſein Intereſſe von denjenigen Studien abzuziehen, die ſchon auf der Schule ihn überwiegend in Anſpruch genommen hatten. Wohl aber beſaßen grade dieſe Studien hier zwei Vertreter, welche noch jetzt in der Entwickelungsgeſchichte der Philo-

logie und Alterthumswiſſenſchaft als bahnbrechend daſtehen. Dieſe Männer waren Johann Auguſt Erneſti und Johann Friedrich Chriſt, die Begründer der Neugeſtaltung der philologiſchen Studien in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurden die Lehrer und Anreger Leſſings, wie ſie ein Jahr nach ſeinem Abgange die Lehrer und Anreger Heyne's wurden, der ihr Werk in Göttingen fortſetzen und im Bunde mit Winckelmann und Leſſing ſelbſt das Intereſſe, ja die Begeiſterung für die philologiſchen Studien und die Literatur und Kunſt der alten Welt zu einer ſolchen Höhe erheben ſollte, daß ſich die aufſtrebenden Geiſter unter der deutſchen Jugend mit Enthuſiasmus dieſer gleichſam zum zweitenmal entdeckten Quelle der Bildung zuwandten, und ſelbſt ein Jüngling wie Goethe es als das Ziel ſeiner Wünſche anſah, Heyne's Schüler und dereinſt wo möglich Nachfolger in ſeiner Wiſſenſchaft zu werden.

Beide Männer, Erneſti und Chriſt, ſtanden, als Leſſing die Univerſität bezog, in der Blüthe ihres Alters und ihrer Kraft. Um ſo größer war daher die Wirkung, die ſie auf ihn ausübten. Erneſti hatte kurz zuvor in einem eigenen Handbuche die Grundlinien einer ſelbſtſtändigen zuſammenhängenden Bildung, welche an keines der damaligen drei Fachſtudien anknüpfte, aufgeſtellt, und dieſe Bildung umfaßte eben alle diejenigen Intereſſen, denen ſich Leſſing ſchon als Schüler zugewendet hatte. Umſomehr mußte ihm die Auffaſſung der philologiſchen Studien in jenem Sinne freier menſchlicher Bildung zuſagen, in welchem dieſelben als Erkenntnißmittel der Reſultate bezeichnet wurden, welche die begabteſten Völker des Alterthums in Philoſophie und Literatur, in Leben und Sitte, Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft erreicht hatten. Zugleich wurden dieſe Studien hingeſtellt als Förderungsmittel des Geſchmacks und der äſthetiſchen Kultur und nicht minder der eigenen Produktion. Eine ſolche Auffaſſung aber war es, von welcher Erneſti ausging, der zum erſtenmale allen denjenigen philologiſchen Pedanten, welche ihr Hauptziel darin ſetzten, ein gutes Latein zu ſchreiben und zu ſprechen, zu ihrem Schrecken

den Satz entgegenstellte: ein lebendiges Eindringen in Geist und Sinn der alten Literaturwerke stehe ungleich höher als der beste lateinische Styl. Ernesti war es, der in Lessing das Gefühl für die Schönheit der alten Dichter ausbilden half, und die formale Seite der Philologie bei ihm zur Geltung brachte. Aber noch ungleich wichtiger für den jungen Studenten ward der zweite der genannten beiden Männer, weil er in demselben ein Interesse anregte, dem wir die schönsten Früchte von Lessings philologischer Thätigkeit verdanken, die wie sein Laokoon bis auf den heutigen Tag noch der gesammten Bildung der Nation immer neu zu Gute kommen.

Während nämlich bei Ernesti die formale Seite überwiegend blieb, und die sachliche Erkenntniß des Alterthums für ihn nur so weit Interesse hatte, als sie zur Erklärung der alten Schriftsteller und Dichter sich nützlich erweist, tritt uns in Christ der Vorläufer Winckelmanns, der Begründer der Kunstarchäologie entgegen. In ihm fand Lessing in Leipzig den einzigen Mann, dessen Richtung und Bildung allen seinen Neigungen entgegenkam. Christ war in Deutschland der erste Gelehrte, der die Denkmäler der antiken Kunst mit dem Auge des kunstgeschichtlichen Forschers betrachtete und betrachten lehrte, und er war zugleich der erste, der solche Gegenstände auch in deutscher Sprache zu behandeln unternahm. Er verband mit dem ausgebreiteten Wissen und der Belesenheit eines Polyhistors die Kultur feiner Weltbildung, die er im Umgange mit Vornehmen und auf bedeutenden Reisen erworben hatte. Er hatte Deutschland und die Niederlande, Frankreich und einen Theil von Italien bereist, und neben den Werken der alten, fast noch mehr die Leistungen der neueren Kunst zu seinem Studium gemacht. Sein Studium des Alterthums trieb er im steten Zusammenhange mit dem Leben und den Bedürfnissen der modernen Zeit, und wußte die bildende wie die dichtende Kunst der letzteren mit denen der alten Welt vergleichend in Beziehung zu setzen. Er war selbst ein fertiger Zeichner und Kupferstecher, und besaß sogar eine Kupferstich- und

Kunſtſammlung. Daneben war er ein Mann von freier Geiſtesbildung und feinem hiſtoriſchen Blicke, der den Republikanismus Machiavells und ſeines Principe in einer eigenen Schrift geiſtreich und ſcharfſinnig vertheidigte, und der in ſeinem Streben nach Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben ſich mit bewußter Vorliebe an einen Thomaſius anſchloß. Einem ſolchen Geiſte konnte die deutſche Poeſie der damaligen Zeit freilich ſo wenig wie dem großen Friedrich zuſagen, und er verachtete ſie in ihrem Gottſchediſchen Hochmuthe gründlich. Aber er liebte und bewunderte die altdeutſche Sprache und Literatur, aus der Luther ſeine Kern- und Kraftſprache genommen, und ließ ſich deſſen Kirchenlieder nicht durch die Gottſchedianer verwäſſern. Wenn wir nun dies Bild durch den Zuſatz vervollſtändigen, daß Chriſt ein Mann von ſchlagender Kraft des Ausdrucks und ſcharfer Polemik war, zu kühnen Behauptungen und Paradoxien eben ſo geneigt, als befähigt dieſelben durch ſeine ungewöhnliche Gelehrſamkeit zu vertheidigen, und daß er von dieſen Eigenſchaften gerade zu der Zeit, wo Leſſing ſein Schüler war, durch ſeine Schrift über die Fabeln des Phädrus, die er als ein untergeſchobenes Machwerk des funfzehnten Jahrhunderts darzuſtellen ſuchte, einen Beleg lieferte, der damals die ganze philologiſche Welt in Bewegung ſetzte, — ſo werden wir begreifen, welchen Einfluß ein ſolcher Mann auf den jungen Leſſing üben mußte, der ihm nach allen jenen Richtungen hin verwandte Anlagen und Neigungen entgegenbrachte. In der That knüpfte Leſſing auch ſein erſtes philologiſches Auftreten mit ſeinen Schriften über Horaz und Plautus gerade an diejenigen Schriftſteller an, über welche er Chriſts Vorleſungen gehört hatte, und wohl iſt es ein wunderbares Spiel des Zufalls zu nennen, daß die letzte durch Leſſings Tod unterbrochene Schrift mit dem Namen ſeines Lehrers abbricht.

Wie durch Erneſti und Chriſt die philologiſche Seite der Bildung, welche Leſſing auf die Univerſität mitbrachte, gefördert ward, ſo erhielten die Anregungen, welche er durch ſeinen Meißener Leh-

rer Klemm empfangen hatte, ihre Fortsetzung durch das persönliche Verhältniß, welches er mit einem andern Leipziger Professor, dem damals noch jugendlichen Mathematiker und Philosophen Abraham Gotthelf Käſtner anknüpfte. Käſtner, nur zehn Jahre älter als Leſſing, war ein Mann von vielseitiger Bildung, nicht ohne sprachliche Kenntniſſe und poetiſche Begabung, ein witziger Kopf, ein geiſtreicher Epigrammendichter und anregender Geſellſchafter. Seine philoſophiſchen Diſputirübungen, die Leſſing regelmäßig beſuchte, vereinten die beſten Köpfe unter der damaligen ſtudirenden Jugend von Leipzig zu einer Gemeinſchaft, die ſich auch über die Stunden des Collegs hinaus fortſetzte. Die meiſten Mitglieder dieſes jugendlichen Kreiſes, wie Mylius, Zachariae, J. A. Schlegel u. a. waren bereits als Schriftſteller und Dichter aufgetreten, und ihr Beiſpiel wie ihre Anregung blieben nicht ohne Wirkung auf Leſſing, der von ſeiner Fürſtenſchule gleichfalls ſo manches Manuſcript mitgebracht hatte. Die größte Wirkung auf ihn übte indeſſen Leipzig ſelbſt und das neue Leben, welches ihn hier auf allen Seiten umgab.

Aus der klöſterlichen Abgeſchiedenheit der Fürſtenſchule ſah er ſich plötzlich in eine Stadt verſetzt, wo man, wie er ſich zwei Jahre ſpäter in dem berühmten Selbſtgeſtändnißbriefe an ſeine Mutter ausdrückte, „die ganze Welt im Kleinen ſehen konnte“. Dies Leipzig von 1746 war in der That ſchon damals ein klein Paris, das ſeine Leute bildete. Die Stellung des Orts als Sitz des geſammten deutſchen Buchhandels, wodurch den dort lebenden Literaten alle neueſten Erſcheinungen der Literatur zuerſt und am leichteſten vermittelt wurden; ſeine Bedeutung als große Handelsſtadt, deren Meſſen damals für den großen Weltverkehr unendlich wichtiger waren, als ſie es in unſern Zeiten ſind; die Miſchung endlich von ariſtokratiſcher Vornehmheit und Weltgewandtheit mit einer gewiſſen breiten Behaglichkeit bürgerlich reſpectabler Zuſtände und materiellen Reichthums, die das äußere Leben charakteriſirte — dies alles erſchien verbunden mit dem Glanze einer Univerſität, die damals unter allen deutſchen Uni-

versitäten um so mehr den Vorrang behauptete, als auf derselben die neuerwachten Humanitätsstudien ihre beiden ausgezeichnetsten Vertreter besaßen. Hier war zugleich Gellert soeben an die Spitze einer jungen Dichterschule getreten, und ein Mann wie Gottsched hatte durch seine ausgebreitete literarische Betriebsamkeit, unterstützt durch zahlreiche Anhänger in ganz Deutschland und durch den vorwiegenden Einfluß der Leipziger Journalistik, einen Mittelpunkt aller derjenigen literarischen und ästhetischen Interessen gegründet, die damals vorzugsweise die deutsche Welt zu bewegen begonnen hatten.

In der That war der erste Eindruck, den der junge Fürstenschüler von Leipzig empfing, überwältigender Art. Er selbst bekennt, daß er in den ersten Monaten von demselben gleichsam betäubt wurde. „Ich lebte, schreibt er, die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte." Es währte eine Weile, ehe er sich von seinen Büchern fort in die neue Welt und unter die Menschen wagte. Und das Erste, worüber ihm „die Augen aufgingen," war — Er selbst. Auf seiner Fürstenschule, wo alle Schüler gleich lebten, hatte er keine Unterschiede irgend welcher Art gekannt. Hier sah er, wie die Weltgewandtheit junger vornehmer und reicher Aristokraten ihnen in der Gesellschaft einen Vorrang gab, den zu ertragen er nicht über sich vermochte. Er verglich sich mit andern und sah, daß er leiblich und geistig ein Pedant sei, der, um sich in dem neuen Elemente zu bewegen und dessen wohlthätige Wirkungen sich aneignen zu können, erst in demselben schwimmen lernen müsse. „Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen." Der zwanzigjährige Jüngling, der dies inhaltschwere Geständniß zwei Jahre später an seine Mutter schrieb, bei der er freilich vergebens auf ein Verständniß rechnete, das sie nicht haben konnte, erzählt uns weiter was er that, um dem erkannten Mangel abzuhelfen und sich zu einem Menschen zu machen. Ich setze die Stelle her, weil bei dem Verluste aller Briefe aus Lessings Universitätszeit dieser

Brief das einzige Zeugniß bildet, das wir von ihm über ſich ſelbſt aus dieſer Periode beſitzen. „Ich wagte mich, fährt er fort, von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr! Eine bäueriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus denen jeder ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierin zu beſſern, es koſte, was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler bekennen, ich kann alſo auch das Gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im Voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen."

Alſo „leben lernen" wollte der Jüngling, der bisher das Leben nur aus Büchern kennen gelernt hatte. Und wie ihm dazu auf der Schule die dramatiſchen Dichtungen der Alten gedient hatten, ſo fand er ſich hier in Leipzig der lebendigen Bühne ſelbſt gegenüber, und zwar der beſten, welche das damalige Deutſchland beſaß. Es fügte ſich glücklich, daß das letzte Aufleuchten der Wirkſamkeit jener bedeutenden Frau, der Deutſchland die Erneuerung ſeines Theaters verdankt, grade in die beiden Jahre fiel, welche Leſſing in Leipzig zubrachte. Friederike Neuber hatte wenige Jahre zuvor wieder eine Geſellſchaft gegründet und den letzten Verſuch gemacht, in Leipzig noch einmal feſten Fuß zu gewinnen. Der Verſuch mißlang, aber nicht ohne ihr wenigſtens den Ruhm zu gewähren, ihren Namen an den bedeutendſten Entwickelungsmoment ihrer Kunſt dauernd zu knüpfen. Denn es ward ihr vergönnt, den Jüngling in das theatra-

liſche Leben einzuführen, der beſtimmt war, die deutſche Literatur und die deutſche Bühne in ihrer Eigenheit zu begründen [1]).

In einer Zeit, wie die unſrige, wo die Jugend faſt ſchon in den Kinderjahren durch den Beſuch des Theaters gegen den größten aller künſtleriſchen Genüſſe vorzeitig abgeſtumpft zu werden pflegt, kann man ſich nur ſchwer einen Begriff von dem Eindruck machen, den der erſte Anblick einer theatraliſchen Darſtellung auf den achtzehnjährigen Jüngling ausüben mußte, deſſen Welt bisher Terenz und Plautus geweſen waren. Auf Leſſing wirkte dieſer Eindruck entſcheidend für ſein ganzes Leben. Mit ſeinem Freunde Weiſſe, der dieſe Theaterleidenſchaft theilte, wandte er den letzten Groſchen an den Beſuch des Theaters, und beide „aßen lieber trockenes Brod, ehe ſie es verſäumt hätten“. Beide überſetzten gemeinſam einige franzöſiſche Stücke von Marivaux und Reignard für die Leipziger Bühne, bloß um ſich einige Freibillette zu verſchaffen. Es gelang ihm ſpäter durch Vermittelung ſeines Freundes Mylius, der für die Bühne der Neuber bereits mehrere Stücke geſchrieben hatte, freien Eintritt zum Theater zu erhalten. Hier lernte er nicht nur, wie er ſich ſpäter ausdrückt [2]) „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß, und durch bloße Leetüre nimmermehr lernen kann“, ſondern er gewann auch ſehr bald die Ueberzeugung, daß er ſelbſt gar wohl die Fähigkeit beſitze, es den Dichtern gleich zu thun, deren Stücke er mit ſo vielem Beifall aufführen ſah. Er hatte zugleich die Neuber ſelbſt kennen gelernt, und dieſe Frau, die damals bereits im Anfange der Fünfzig ſtand, war trotz ihres vorgerückten Alters noch eine Schauſpielerin, von der Leſſing ſpäter in ſeiner Dramaturgie ſagen mochte, daß Deutſchland ſeitdem ihres Gleichen nicht wieder geſehen. Sie war aber auch zugleich, wie Leſſing ihr nachrühmt, „eine Frau von männlichen Einſichten und einer voll-

1) Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt Th. II, S. 57.
2) Werke IV, 5.

kommenen Kenntniß ihrer Kunst“ [1]), und daß sie den schnellen und scharfen Blick für das dramatische Talent besaß, sollte ihr Verhalten gegen den jugendlichen Lessing selbst beweisen. Er hatte eines Tages sich über ein neu aufgeführtes und mit Beifall aufgenommenes Originalstück aus der Gottsched'schen Schule im Kreise seiner Freunde sehr ungünstig ausgesprochen. Diese bemerkten ihm: „Tadeln sei freilich leichter, als Bessermachen.“ Mehr bedurfte es für Lessing nicht. Er nahm auf der Stelle den Entwurf zu seinem Lustspiele „der junge Gelehrte“ wieder vor, und machte sich daran, das Stück bühnenmäßig auszuarbeiten. Ein zufälliger Umstand begünstigte ihn dabei. Ein junger Gelehrter in Leipzig hatte sich vermessen an die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung einzusenden, mit der er sich um einen von ihr ausgesetzten Preis bewarb. In seinem Hochmuthe hatte er dies nicht nur seinen Freunden mitgetheilt, sondern auch gegen dieselben eine feste Zuversicht auf das Gelingen seines Unternehmens ausgesprochen, als in demselben Augenblicke die niederschlagende Botschaft anlangte, daß seine Abhandlung für die schlechteste erklärt worden sei. Diesen Vorfall benutzte Lessing für die Katastrophe seines Stücks, das er in der neuen Gestalt seinem Gönner Kästner mittheilte, und auf dessen Ermunterung der Neuber zur Beurtheilung vorlegte. „Aber anstatt des Urtheils“, erzählt Lessing, „erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keins von den schlechtesten zu halten“ [2]). Freilich wurde das Stück zwei Jahre später in den Ruin der Neuber und ihrer Bühne mit verwickelt und verschwand dadurch von dem Theater, auf dem es sich

1) Werke IV, 454.
2) Werke IV, 3.

ſonſt, wie Leſſing ſelbſt meint, gewiß würde erhalten haben. Für den jungen Dichter aber ward jener erſte Erfolg, begleitet von der begeiſterten Anerkennung einer Frau, die er mit Recht als die erſte Autorität in ihrer Kunſt verehrte, von außerordentlicher Bedeutung.

Das Theater ward jetzt in Leipzig mehr und mehr ſeine Welt. Er ſelbſt geſteht, daß ſeine Luſt an demſelben damals ſo groß war, daß ſich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte[1]). Je mehr er zu fühlen glaubte, daß er zum dramatiſchen Dichter geboren ſei, und je mehr er den Nutzen, ja die Nothwendigkeit der Wechſelwirkung zwiſchen Drama und Bühne erkannte, um ſo enger ſchloß er ſich dem Theater und den Schauſpielern an, unter denen Koch, Heydrichs, Bruck, ſowie die Schauſpielerinnen Lorenz und Kleinfelder zu den bedeutendſten gehörten[2]). Es gab Stunden, wo er ſogar daran dachte, ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten. Er trieb mit Eifer die dazu nöthigen Vorübungen, und der Schauſpieler Brückner, der in Berlin wenige Jahre ſpäter ſeinen Umgang genoß, pflegte oft zu erzählen, daß er von Leſſing nicht nur die beſte Anleitung zur Auffaſſung ſchwieriger Rollen, ſondern ſelbſt Belehrung in richtiger Deklamation und Geſtikulation erhalten habe. Wie hoch Leſſing ſchon als Jüngling den ſelbſtſtändigen Werth der Schauſpielkunſt anſchlug, und die richtige Beſetzung einer Rolle in die praktiſche Berechnung des Erfolges zog, beweiſt der Umſtand, daß er in Leipzig ein bereits entworfenes Trauerſpiel aufgab, weil der Schauſpieler Koch, dem er die Hauptrolle zugedacht hatte, ſich anſchickte, nach Wien zu gehen[3]). Auch das Herz des achtzehnjährigen Jünglings ward in ſeine Leidenſchaft zur Bühne hineingezogen, und wir werden ſpäter ſehen, daß die Liebenswürdigkeit der jungen Schauſpielerin Lorenz nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war.

---

1) Werke IV, 5.
2) Werke III, 21.
3) Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt II. S. 123.

Zu Leſſings vertrauteſten Freunden in Leipzig zählte ſein Landsmann, der bereits mehrfach erwähnte Chriſtlieb Mylius, der begabteſte und bedeutendſte unter den damaligen jungen Leipziger Literaten. Er war ſieben Jahre älter als Leſſing und gehörte zu dem Käſtnerſchen Kreiſe, in welchen er ſeinen jüngeren Freund einführte. Leſſing ſelbſt hat uns den kurzen Lebenslauf dieſes „unglücklichen deutſchen Genies", wie er ihn nennt, in der Vorrede geſchildert, mit welcher er ſechs Jahre ſpäter die Schriften des auf einer Reiſe in London verſtorbenen Jugendgenoſſen begleitete. „Geboren in einem Dorfe, wo er bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte, von Aeltern, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könnte, kam er auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam nach Leipzig, auf eine Akademie, wo man beinahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne (Gottſched) in die Hände, der durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nutzen zu machen, als es dem Vorſatze, ein Dichter zu werden, zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſerem Nutzen hätte widmen können. Er verließ endlich (1748) die Akademie und begab ſich an einen Ort (Berlin), wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beinahe wie Denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, aber er reiſ'te auf fremder Leute Gnade, und was folgt auf fremder Leute

Gnade? Er ſtarb". Zu dieſem kurzen Lebenslauf, „bei dem das Ende nicht das unglücklichſte war", fügt Leſſing hinzu: dennoch habe Mylius in demſelben mehr geleiſtet, als tauſend andere unter ſeinen Umſtänden würden geleiſtet haben. Und grade dies war es, was Leſſing zu dem Manne hinzog, der nicht ganz mit Unrecht als ein liederliches Genie verrufen, doch in vieler Hinſicht beſſer war, als ſein Ruf. Die Frommgläubigen nahmen Anſtoß an dem „Freigeiſte", der es ſich beikommen ließ, altteſtamentliche Wunder natürlich erklären zu wollen; das zierliche Leipzig nahm gerechten Anſtoß an dem Cynismus ſeiner äußeren Erſcheinung, wenn er in niedergetretenen Schuhen, mit zerriſſenen Strümpfen und durchlöcherten Kleidern durch die Straßen ging, und an der Unregelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, welche durch Armuth und Leichtſinn ſich zu ſolcher Höhe ſteigerte, daß er zuweilen im wörtlichen Sinne nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte, ſondern oft Monate lang bei jüngeren Studenten auf deren Stuben als beläſtigender Gaſt herumlag. Leſſing, in deſſen Weſen von jeher überſehende Duldſamkeit gegen dergleichen Dinge, wenn ſie durch anderweitige bedeutende Eigenſchaften aufgewogen wurden, einen Grundzug bildete, ſchloß ſich dem begabten Manne an, deſſen Fehler ihm nicht ſchadeten, während ſeine vielſeitigen Kenntniſſe und ſeine Produktionsluſt ihn förderten. Er ſchloß ſich den populären Zeitſchriften an, welche Mylius damals, angeregt von dem Beiſpiele der Engländer, zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe herausgab, und lieferte poetiſche Beiträge für dieſelben, in denen er die Anakreontiſche Poeſie zu heiterer Parodirung der von Mylius ſelbſt in Perſon behandelten naturwiſſenſchaftlichen Fragen anwendete. Er nahm Theil an Mylius dramatiſchen Arbeiten für die Leipziger Bühne, aber auch an ſeinen naturwiſſenſchaftlichen und namentlich aſtronomiſchen Studien und Intereſſen; und wenn er in dem Kreiſe, dem Mylius angehörte, auch hier und da ein Stück wildes Jugendleben mitmachte, ſo blieb er doch nach Mylius eigenem Zeugniſſe aller wüſten Rohheit und Ausſchweifung

ebenso fern, als er der Trägheit fern blieb, deren Lob der rastlos und und nach so verschiedenen Richtungen thätige Jüngling in Mylius Zeitschriften besang.

Dennoch war es natürlich, daß die Nachrichten, welche mit der Zeit über seinen Leipziger Lebenswandel nach Kamenz gelangten, keineswegs geeignet waren, den Eltern die Beruhigung zu gewähren, daß ihr Sohn das Leben eines ordnungsmäßigen Studiosus führe. Sein Umgang mit dem in Kamenz so verrufenen Freigeist Mylius, sein Verkehr mit Schauspielern und Schauspielerinnen, sein Auftreten mit Gedichten, die — schrecklich für den Sohn eines würdigen Geistlichen — Wein und schöne Mädchen feierten, das Alles ward noch gesteigert durch die Nachricht, daß er nicht nur selbst Komödien schreibe, sondern sogar im Begriff stehe, sich mit einer solchen öffentlich auf der Bühne zu zeigen. Das Schauspielwesen war damals allen frommen Seelen ein wahrhafter Gräuel, und selbst in dem Staate des Königs der Aufklärung predigten die Geistlichen von den Kanzeln gegen den von dem Könige selbst gleich bei seiner Thronbesteigung privilegirten ersten preußischen Theaterunternehmer Peter Hülserding, und versagten seinen Schauspielern ein christliches Begräbniß [1]). Dies muß man bedenken, um dem Vater Lessings gerecht zu werden, der sofort einen furchtbaren Strafbrief an den ungerathenen Sohn erließ über die Vernachlässigung seines Universitätszwecks, und „über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeistern", mit beigefügter Drohung, daß der Kamenzer Magistrat, wenn er diese Dinge erfahre, ihm sein Stipendium entziehen werde, welches allerdings eigentlich nur „für Beflissene der Gottesgelahrtheit" bestimmt war. Dieser Brief brachte freilich bei dem Sohne keineswegs die Wirkung hervor, welche der besorgte Vater sich davon versprochen haben mochte. In den nächsten Tagen stand die Aufführung des „jungen Gelehrten" bevor, und der in

1) Preuß. Geschichte Friedrichs des Großen III, 367—388.

allen ſeinen Intereſſen und Neigungen angegriffene und verletzte Jüngling hatte in der erſten Zornesaufwallung nicht übel Luſt, als Antwort auf des Vaters Brief ſeinen vollen Namen als Autor auf den Zettel drucken zu laſſen, und dieſen Zettel an alle Rathsherren von Kamenz zu ſenden. Mehr noch als die Bitten ſeines Freundes Weiſſe, brachte ihn jedoch ſein eigenes gutes Herz von dieſem Vorhaben zurück. Leſſing war ein zu liebevoller Sohn, um ſeinen Eltern eine ſolche Kränkung zu bereiten. Aber ſeinen „jungen Gelehrten" ließ er nichtsdeſtoweniger aufführen, und der Beifall, den er mit demſelben einerntete, hätte den Kummer erſetzt, den ihm die Unzufriedenheit ſeines Vaters verurſachte, wenn nicht ein zufälliger Umſtand dem Faſſe den Boden ausgeſchlagen und die Eltern zu einem entſcheidenden Schritte veranlaßt hätte. Die Mutter hatte es trotz ihres Kummers über den ungerathenen Sohn doch nicht unterlaſſen mögen, demſelben durch einen nach Leipzig reiſenden Befreundeten den herkömmlichen Weihnachtskuchen zu ſenden. Dieſe Feſtgabe kam gerade rechtzeitig an, um nebſt einigen Flaſchen Wein den Erfolg des „jungen Gelehrten" durch einen kleinen Schmaus feiern zu helfen; und ſo mußte denn die Mutter durch jenen Befreundeten, der durch einen Zufall Zeuge dieſes Vergehens geworden war, zu ihrem Entſetzen erfahren, daß der Sohn die Gabe ihrer mütterlichen Liebe mit dem verrufenen Freigeiſte Mylius und mit Komödianten verzehrt habe.

So tief geſunken hatte man denn doch im Hauſe des Paſtor primarius zu Kamenz den älteſten Sohn nicht gehalten! Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren Gotthold zeitlich und ewig verloren. Aber auch der Vater ſah ihn am Rande des Verderbens, aus welchem ihn zu reißen ſelbſt eine Nothlüge dem ſonſt ſo gewiſſenhaften Manne erlaubt ſchien. Er ſchrieb dem halb verloren gegebenen Jünglinge nur die Worte: „Setze Dich nach Empfang dieſes ſogleich auf die Poſt und komme zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank, und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen." Leſ-

ſing ahnte zwar den wahren Zuſammenhang, aber er war ein zu zärtlicher Sohn, um nicht der erhaltenen Weiſung ſofort Folge zu leiſten. Er machte ſich, erzählt ſein Bruder, deſſen Schilderung uns hier in der That ein anmuthiges Familienbild im niederländiſchen Styl giebt, wie er ging und ſtand, ohne die nöthige Winterkleidung, auf den Weg. Unmittelbar nach der Entſendung des Abberufungsbriefes fällt ein ſtarker Froſt ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; ſie wünſcht, ſo ſehr ſie ſeine Zurückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge. Denn nun fällt ihr ſein gutes, weiches Herz, ſein Gehorſam und die Unbeſorgtheit für ſich ſelbſt ein, mit der er ſich auf den Weg begeben werde. Sie macht ſich die bitterſten Vorwürfe! wäre er doch lieber mit Freigeiſtern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Poſtwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen ſoll. Tauſendmal des Tages ruft ſie angſtvoll ſich tröſtend aus: Er wird nicht kommen! Ungehorſam lernt ſich in böſer Geſellſchaft! — Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freut ſich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wieder zu ſehen und iſt nur beſorgt, daß ihm der ausgeſtandene Froſt nachtheilig geworden ſein möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht zurückhalten: Warum biſt Du auch in der Kälte gekommen? Liebſte Mutter, Sie wollten es ja, antwortete er ganz harmlos und klapperte dabei an Händen und Füßen; es ahnete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweiſe, den man ihm zugedacht hatte, ward eine herzliche Unterredung.“

Leſſing blieb mehrere Monate im Vaterhauſe. Zwar gab das Theater vielfach Veranlaſſung zu lebhaften Debatten, aber des Sohnes Witz und muntere Laune milderten doch oft den ſtrengen Ernſt des Vaters, der, wenn er auch ſeines Sohnes Vertheidigungsgründe keineswegs billigte, doch zu viel Einſicht beſaß, ihnen alle und jede Berechtigung abzuſprechen. Dabei ſah der alte Herr, daß

des Jünglings ſittlicher Charakter rein und unverdorben geblieben war, und daß er über ſeinen belletriſtiſchen Neigungen die Wiſſenſchaften keineswegs vernachläſſigt hatte. Er fand ihn vielmehr in Kenntniſſen und Bildung bedeutend fortgeſchritten, und als der Sohn nun gar, um ſich auch bei der Mutter zu rechtfertigen, eine Predigt verfaßte und ihr dadurch bewies, „daß er alle Tage ein Prediger werden könne", gelang es ihm, ſelbſt dieſe halb und halb mit ſich auszuſöhnen. Vollſtändiger würde er freilich ſeinen Zweck erreicht haben, wenn er im ſchwarzen Rock und geiſtlicher Perrücke die Kanzel ſelbſt beſtiegen hätte. Aber auf eine ſolche Entweihung der heiligen Stätte im Angeſichte einer Stadt, wo alle Welt wußte, daß der Studioſus bereits „Komödien geſchrieben und aufführen laſſen," mochte die Mutter ſelbſt nicht beſtehen. Sogar ihren Lieblingswunſch, den Sohn wenigſtens ſpäter als Theologen zu ſehen, mußte ſie aufgeben, da derſelbe ſich jetzt mit Entſchiedenheit gegen ſolchen Beruf erklärte. Ein Beruf ſollte nun aber doch, um die beſorgten Eltern zufrieden zu ſtellen, gewählt werden. Leſſing entſchied ſich alſo für die Medicin; aber davon wollte man, zumal die Mutter, durchaus nichts hören. Endlich beruhigte er die Eltern durch das Verſprechen, daß er ſich daneben auch noch auf Schulſachen legen, d. h. Philologie ſtudiren wolle, um auf die eine oder die andere Weiſe etwa als akademiſcher Lehrer ſein Fortkommen zu finden.[1]) Die Verbindung der Medicin und Philologie war damals nichts Unerhörtes. Gerade zu der Zeit, in welcher Leſſing zu Leipzig ſtudirte, war einem Medicíner, dem nachmaligen berühmten Philologen Reiske, Leſſings ſpäterem Freunde eine philologiſche Profeſſur übertragen worden. Auch wiſſen wir, daß Leſſing in Leipzig wirklich mediciniſche Vorleſungen hörte, und daß er den Namen eines Studenten der Medicin noch ein halb Dutzend Jahre lang führte. So pflegte er ſelbſt ſpäter wohl ſcherzend zu erzählen, daß eins der erſten

1) Werke XII. S. 6.

Collegien, die er gehört, eine Vorlesung über die Kunst der Geburtshülfe gewesen sei. Und in der That ist er ein Arzt geworden, aber ein Arzt des deutschen Geisteslebens und ein Geburtshelfer der neuen Literaturentwickelung seiner Nation.

Diese Episode seines Aufenthalts im Vaterhause war für den Jüngling in vieler Beziehung ein Gewinn, obschon er selbst damals die Sache keineswegs so ansah. Jener Brief des Vaters entzog ihn im rechten Augenblicke Verhältnissen, welche ihm doch leicht hätten über den Kopf wachsen mögen. Der Beifall seines Stücks, die dadurch gesteigerte Anziehungskraft des Theaterwesens, seine Lust sich selbst als Schauspieler zu versuchen, die Schulden, in welche er bereits durch seinen Umgang mit Schauspielern und Schauspielerinnen gerathen war, und die Gefahr in den Strudel des Komödiantenlebens, das sich damals gar häufig aus Studenten rekrutirte, noch tiefer hineingezogen zu werden — das Alles waren Dinge, über welche er während des Vierteljahres, das er in der ruhigen Einsamkeit des Vaterhauses verlebte, zur Besinnung kam. Der Verkehr mit dem ernsten und gelehrten Vater und die Studien, zu denen ihn dessen reiche Büchersammlung veranlaßte, hinderten ihn indeß nicht, seinen poetischen Neigungen nachzuhängen. Sein Bruder erzählt, daß er gar manches Anakreontische Gedicht von Liebe und Wein dichtete, obschon ihm dazu das Vaterhaus wahrlich keinen Anlaß bot. Seine ältere Schwester, die eines Tages in seinem Stübchen umherkramte, fand einige Bogen solcher Gedichte, die sie in ihrem frommen Eifer sofort den Flammen des Ofens übergab. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er seine Papiere vermißte, und seine ganze Rache bestand darin, daß er lachend der Veranstalterin des Autodafés eine Handvoll Schnee in den Busen warf, um ihren frommen Eifer abzukühlen.

Um Ostern 1747 kehrte Lessing nach Leipzig zurück. Es ist keine Frage, daß er dort seine wissenschaftlichen Studien unter Christs, Ernesti's und Kästners Leitung wieder aufnahm, aber ebenso

gewiß, daß er den belletriſtiſchen und dramatiſchen Intereſſen darum keineswegs entſagte. Ein Verſprechen, ſeinen theatraliſchen Neigungen ein für allemal den Abſchied zu geben, hatte er ſelbſt den Eltern entſchieden verweigert, [1]) und die lange Entfernung hatte den Genuß, den ihm jetzt das Theater gewährte, nur noch erhöht. Er fand keinen Grund, ſeine alten Bekanntſchaften nicht wieder anzuknüpfen. „Man ſah ihn, erzählt ſein Bruder, früh bei den Proben und Abends bei den Vorſtellungen, und er ſtudirte die Schauſpielkunſt mit ſolchem Eifer, als wenn ein Lehrſtuhl derſelben für ihn in Leipzig errichtet werden ſollte."

Indeſſen ſollte die Freude nicht lange dauern. Die Einführung Leſſings auf die deutſche Bühne war der letzte Lichtblick in dem Leben der Neuber geweſen. Ihre Geſellſchaft gerieth mehr und mehr in Verfall, dem ſehr bald die völlige Auflöſung folgte. Im Frühlinge des Jahres 1748 nahmen die beſten Mitglieder ihrer Truppe, unter denen ſich auch Leſſings Freundin, die junge Lorenz befand, einen Ruf nach Wien an, wo man eben jetzt Anſtalt machte, die Reformen der Neuber nachzuahmen. [2]) Leſſing wurde in dieſe Kataſtrophe zweifach mit verwickelt. Zwar waren ſeine früheren Schulden mit Hülfe der Mutter getilgt worden, aber ſein Verkehr mit den Schauſpielern hatte ihn verleitet, ſich für einige derſelben zu verbürgen, die ihn nach ihrer Abreiſe mit der Zahlung im Stiche ließen. Dazu kam, daß ſein Freund Mylius bald darauf gleichfalls Leipzig verließ, um in Berlin, wo er wiſſenſchaftliche Verbindungen angeknüpft hatte, ſein Heil zu verſuchen. Leſſing befand ſich in der übelſten Lage. Leipzig war ihm verleidet, das Theater, das ihn gefeſſelt, war zu Grunde gegangen. Die Gläubiger der Schauſpieler, für die er gut geſagt hatte, bedrängten ihn mehr und mehr. Von Hauſe war Hülfe nicht zu erwarten. Es blieb nichts übrig, als Leipzig zu verlaſſen. Seine

---

1) Werke XII. 8.
2) Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt II. S. 57.

Abreiſe war im Grunde eine Flucht; denn er hielt ſeinen Entſchluß ſelbſt vor den nächſten Freunden ſo geheim, daß dieſe von ſeiner Entfernung erſt durch einen Brief Kunde erhielten, in welchem er ſeinem Freunde Weiſſe meldete, daß er auf der Reiſe nach Berlin in Wittenberg erkrankt ſein.

Dieſe Erkrankung ſteigerte die Verwirrung ſeiner Zuſtände. Er ſelbſt bekennt in dem Briefe an ſeine Mutter, daß ihm das Leben damals „zu einer unerträglichen Laſt“ geweſen ſei. Zum Glück fand er in Wittenberg Zuflucht bei einem ihm verwandten dortigen Studenten, der ihn zuvor in Leipzig beſucht und mit dem er die Reiſe bis Wittenberg gemeinſam gemacht hatte. Er mußte ſich nothgedrungen an die Eltern wenden, und erhielt von ſeinem Vater die Einwilligung, ſeine Studien in Wittenberg fortzuſetzen, wo er in der That im Auguſt 1748 inſcribirt wurde. Aber die Leipziger Gläubiger verfolgten ihn bald auch dorthin. Sie zu befriedigen, hatte er jetzt um ſo weniger Mittel, als die Krankheit den Reſt ſeiner Baarſchaft aufgezehrt hatte. In dieſer Bedrängniß faßte er einen Entſchluß, der dieſen Verlegenheiten ein für allemal ein Ende machen ſollte. In Wittenberg, wo ihn die Gläubiger verfolgten, konnte er ſich nicht halten. Er beſchloß daher alle weiteren Univerſitätsſtudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo ſein Freund Mylius unterdeſſen eine Anſtellung als Redacteur der Voſſiſchen, damals Rüdigerſchen Zeitung gefunden hatte. Seine Stipendien ſollten zur Abzahlung jener Schuldforderungen verwendet werden, während er ſelbſt entſchloſſen war, ſich einen ſelbſtſtändigen Lebensweg zu bahnen. Ohne ſeinen Eltern davon Kunde zu geben, verließ er im November deſſelben Jahres Wittenberg und begab ſich nach Berlin.

Bevor wir ihn dorthin begleiten, müſſen wir jedoch noch einen Blick rückwärts auf die Reſultate werfen, welche er aus ſeinem Leipziger Leben und Treiben für ſich und für die Geſtaltung ſeiner Zukunft gewonnen hatte.

Der Entſchluß, die Univerſitätsſtudien aufzugeben und ſich auf

ſeine eigenen Füße zu ſtellen, war nicht allein durch des jungen Mannes äußere Lage bedingt. Leſſing war in der That dem gewöhnlichen Collegienhören längſt entwachſen; er war es im Grunde ſchon, als er die Univerſität bezog. Mehr noch als jetzt waren dieſe Unterrichtsanſtalten damals auf die Maſſe und Regel der Mittelmäßigkeit berechnet, und es war ſchon genug, daß ſie die Ausnahmen, das Genie, den ſelbſtſtändigen Geiſt, der ſelbſt den Beruf ein Führer zu werden, in ſich fühlt, wenigſtens tolerirten, indem ſie ihm die Möglichkeit gaben, auf eigene Hand zu ſtudiren. Einem lebhaften Geiſte, der bereits auf der Schule ſelbſtſtändige Studien verfolgt und gelernt hatte, „ein Ganzes mit raſchem Blicke zu erfaſſen," mußte die Form und Methode des tropfenweiſen Zuzählens der Wiſſenſchaft in den halbjährigen Vorleſungen ſehr bald unaushaltbar erſcheinen. In der That hatte er es mit ſehr wenigen Ausnahmen, zu denen ſeine Lehrer Chriſt und Käſtner gehörten, nie zu dem regelmäßigen Beſuche irgend einer Vorleſung gebracht, ſo fleißig er auch aus Büchern für ſich zu Hauſe die Gegenſtände ſeines Intereſſes ſtudirte. In dieſem Sinne konnte er ſechs Jahre ſpäter an Michaelis in Göttingen ſchreiben: er habe zwar in Leipzig und Wittenberg ſtudirt, man ſetze ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was er ſtudirt habe.[1]) Obenein ſtand das gelehrte Zunftweſen in Leipzig damals in voller Blüthe. Die Profeſſoren einer Facultät laſen nicht über diejenigen Zweige der Wiſſenſchaft, die ſie am meiſten beherrſchten, ſondern ſie rückten in den Vorleſungen nach einer beſtimmten Ordnung auf, je nachdem dieſelben einträglicher waren. Ja es geſchah aus dieſem Grunde auch wohl, daß ein Lehrer, deſſen Gehalt man verbeſſern wollte, aus einer Fakultät in die andere verſetzt wurde, wo er dann auf Koſten ſeiner Zuhörer oft erſt ſelbſt zu lernen hatte, was er lehren ſollte. Gerade dieſes zünftige Gelehrtenweſen aber mußte bei einem ſo produktiven und ſo ganz auf freie

1) Werke XII. 27 u. 28.

Erkenntniß geſtellten Geiſte wie Leſſing, den heftigſten Widerwillen erwecken. „Das Profeſſoriren“ in der Weiſe, wie Goethe's Mephiſtopheles es ſchildert, ward und blieb ihm ſein ganzes Leben lang verhaßt; [1]) und wie er ſelbſt nie ein zünftiger Gelehrter geworden iſt, und nie ein Lehrbuch oder eine ſyſtematiſche Darſtellung geſchrieben, ſondern immer nur einzelne Fragen aus der Tiefe der Wiſſenſchaft behandelt hat, ſo iſt er es auch geweſen, der ſein ganzes Leben hindurch es ſich zur Aufgabe gemacht hat, die Wiſſenſchaft aus den Händen der Zunft und die nationale Bildung aus den Feſſeln des Gelehrtenthums zu befreien,[2]) wobei denn ſeinem Streben nach Univerſalität der Bildung allerdings der Umſtand zu Hülfe kam, daß damals die Wiſſenſchaften leichter überſehbar waren, als zu einer Zeit, von der es bei Goethe heißt:

„Sie bauen in einem fort Chauſſeen,
Bis Niemand vor Weggeld mehr reiſen kann.
Mit den Wiſſenſchaften wird's auch ſo gehen,
Eine jede fordert ihren eignen Mann.“

Der Jüngling, der die Univerſität faſt als ein Schiffbrüchiger, halb verloren gegebener, verließ, um jene unſtäte Lebenswanderfahrt zu beginnen, die ihn über zwanzig Jahre lang von einem Orte und Verhältniſſe zum andern ruhelos umherführen ſollte, nahm dennoch von Leipzig ein geiſtiges Bildungskapital mit ſich, wie es unendlich wenige in der kurzen Zeit von kaum zwei Jahren ſich zu erarbeiten Kraft und Fähigkeit beſeſſen haben. Er hatte die auf der Fürſtenſchule erworbene Kenntniß des Alterthums tiefer begründet und ſeine philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Bildung durch Käſtners Anleitung und Mylius Umgang bedeutend erweitert. Er hatte aber nicht nur ſtudiren, er hatte auch „leben gelernt“, und Welt- und Menſchenkenntniß nicht minder wie Leichtigkeit und

1) Werke XIII. 526. XII. 429.
2) Danzel I. S. 57—91.

Gewandtheit im Umgange mit den verschiedensten Menschenklassen gewonnen. Er hatte seinen Beruf zum dramatischen Dichter erkennen und im unmittelbaren Verkehr mit der lebendigen Bühne die Bedeutung der Wechselwirkung beider auf einander begreifen lernen. Ein glänzender Erfolg hatte sein Selbstvertrauen gehoben, und selbst der pekuniäre Gewinn, den ihm jene ersten dramatischen Versuche von den Bühnen einbrachten,[1]) hatte dazu beigetragen, das Vertrauen auf die eigene Kraft zu erhöhen. Und endlich — er hatte gelernt, was man, wie er selbst sagt, in Leipzig am zeitigsten lernte: ein Schriftsteller zu werden. In Leipzig hatte sich seit Gottscheds Auftreten ein schriftstellerisches und journalistisches Literatenthum ausgebildet, das grade, als Lessing dorthin kam, in seiner wuchernden Blüthe stand. Fast jeder der bedeutenderen unter den jungen Männern war Begründer oder doch Theilnehmer irgend einer meist freilich sehr kurzlebigen Zeitschrift, und wir sahen, daß Lessing davon keine Ausnahme machte. Aber wenn er sich auch dabei durchaus nur auf poetische Produktion beschränkte, und von seiner spätern kritischen Thätigkeit hier noch keine Spur zeigte, so war es doch grade dies naturgemäße Ausgehen des spätern Kritikers von der eigenen ästhetischen Produktion, was ihm weiterhin zu Gute kommen und seine Kritik über die aller seiner Zeitgenossen erheben sollte. Zugleich gewann er auch die nöthige Einsicht in das Getriebe des Schriftstellerthums und Journalwesens, um späterhin davon zu eigenen Unternehmungen Gebrauch zu machen. Mit Recht hat Danzel gesagt, „daß Lessing durch seine Art zu studiren, einem neuen Lebensgebiete und Lebensberufe, dem Berufe des Schriftstellers zuerst in Deutschland Recht und Geltung erkämpft habe, und daß er für den Schriftstellerstand geworden sei, was Klopstock nach Goethe's Bemerkung

---

1) Werke XII. 9. Er schreibt an seinen Vater am 20. Januar 1749: „Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich würde jetzt in ganz andern Umständen sein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten."

für die Dichter und ihre Schätzung im Leben der Nation. Vor Leſſing gab es in Deutſchland nur Gelehrte, die für Gelehrte ſchrieben. Das ſchriftſtelleriſche Leben gehörte der rein literariſchen Gelehrtenrepublik an, einem Staate im Staate, einem Volke im Volke. Leſſing war der erſte, der ſchon als zwanzigjähriger Jüngling den Drang und Beruf in ſich fühlte, dieſe Schranken zu durchbrechen und ſich mit dem, was er zu ſagen hatte, an die Geſammtheit ſeiner Nation zu wenden." Goethe erſchrak, als der geiſtreiche Verkündiger der Schädellehre, Gall, ihm im wörtlichen Sinne auf den Kopf zuſagte, „daß er eigentlich zum Volksredner geboren ſei," und doch iſt er trotzdem ein Volksredner geworden, ein Volksredner, der, „weil ſich bei ſeiner Nation nichts zu reden fand," zur Feder griff. Sein Vorläufer aber der dieſes Volksrednerthum der Feder in Deutſchland begründete, iſt kein anderer, als Gotthold Ephraim Leſſing.

Zweites Buch.

Erste Verſuche. — Berlin und Wittenberg. 1748—1752.

Erstes Kapitel.

Lessing und die Familie.

Im December des Jahres 1748 kam Lessing in Berlin an, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Mylius, der sich selbst in nicht viel besserer Lage befand, mit nichts ausgerüstet, als mit seinem frischen Lebensmuthe und mit dem Vertrauen auf seine Kraft und seine Uebung im Entbehren. Er mußte nur zu bald einsehen, daß er diese Schätze nöthiger haben sollte, als er selbst es sich vorgestellt hatte. Zwar für die dringendsten Bedürfnisse des ersten Augenblicks, soweit sie Dach und Fach und nothdürftigen Unterhalt betrafen, gewährte sein Freund Mylius bereitwillige Aushülfe; aber dieser war selbst zu arm, um ihm dasjenige schaffen zu können, dessen der von allen Mitteln entblößte Ankömmling vor allen Dingen bedurfte: anständige Kleidung, um sich vor denen produziren zu können, durch deren Vermittelung er Beschäftigung und Erwerb zu finden hoffte. So hart es ihm ankam, er mußte sich den Eltern entdecken. Er that es vier Wochen nach seiner Ankunft in Berlin, aber, wie wir aus dem schon mehrmals angeführten Briefe an seine Mutter sehen, zunächst ohne Erfolg. Wie rührend klingt es, wenn er in demselben, die Worte selbst unterstreichend, schreibt: „Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte

machen können! Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letztere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre."

Dieser Gegenstand der Furcht von Lessings Eltern war wieder der „Freigeist" Mylius, in welchem namentlich die fromme Mutter den wahren verführenden Gottseibeiuns ihres Sohnes sehen zu müssen glaubte, obschon in der That von irgend einem bestimmenden Einfluß desselben auf Lessing nicht entfernt die Rede sein konnte. Dennoch bildet dieser Gegenstand noch über drei Jahre lang ein stehendes Kapitel in dem Briefwechsel Lessings mit seinen Eltern, und die Vertheidigung des Freundes, der sich ihm grade jetzt in seiner Noth, an deren bittere Tage er selbst später nicht gern zurückdenken mochte, als ein solcher erwies, zeigt durch die Lebhaftigkeit, ja zuweilen Herbigkeit des Tons, wie sehr die fortdauernden ungerechten Anschuldigungen gegen den einzigen Menschen, der ihm in seiner Noth wirkliche Dienste leistete, den Jüngling oft in Verzweiflung brachten.

Während die Mutter ihm die erbetene Hülfe verweigerte, verlangte der Vater seine sofortige Rückkehr nach Hause. Lessing erklärte sich bereit, Berlin, wenn die Eltern darauf beständen, zu verlassen, um ihnen zu zeigen, „daß er nicht an Mylius gebunden sei." Aber das Verlangen, nach Hause zurückzukehren, schlug er entschieden ab. „Nach Hause, schreibt er, komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem meine Schulden mit meinen Stipendien nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben

und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug. Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich."

Dieser Brief blieb nicht ganz ohne Wirkung. Der Entschluß, in die weite Welt und gar nach dem katholischen Wien zu gehen, mochte den Eltern denn doch noch gefährlicher erscheinen, als der Aufenthalt in dem freigeistigen Berlin. Man schickte ihm also etwas Geld, das er mit einigen erarbeiteten Thalern sogleich „zu einer neuen Kleidung" verwendete und sich so in den Stand gesetzt sah, wie er in seinem Dankbriefe schreibt: „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen." Auch Wäsche, Bücher und Manuscripte, die er in Kamenz zurückgelassen, wurden ihm endlich auf vieles Bitten nachgesendet. Schwieriger aber war es, die über sein ferneres Schicksal besorgten Eltern zu beruhigen, die nicht nur ihn selbst fortwährend mit Vorwürfen bestürmten, sondern ihm auch in der besten Absicht durch die Erkundigungs- und Klagebriefe, die sie an verschiedene Personen in Berlin schrieben, unaufhörlichen Verdruß bereiteten, ja sogar sein Fortkommen sehr erschwerten. Die wenigen erhaltenen Briefe Lessings an seinen Vater aus dieser Zeit — es sind deren drei aus der ersten Hälfte des Jahres 1749 und drei aus den Jahren 1750 bis 53 — zeigen uns den Jüngling in dem ganzen Adel seines Wesens. Ohne jemals die kindliche Ehrerbietung zu verläugnen, tritt er doch fest und selbstbewußt jeder unwürdigen Anschuldigung entgegen. Als der Vater sich hatte hinreißen lassen, ihn der Lüge zu zeihen, antwortete er blos: „ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und überlegen, wie einen solche Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß." Man

hatte nach Kamenz berichtet: er beabsichtige nicht blos an das Theater nach Wien zu gehen, sondern auch sogar die Religion zu ändern! Daß auch diese Verläumdung bei den Eltern Glauben gefunden, schmerzte ihn tief. „Daraus kann ich schließen," schreibt er, „wie sehr Sie wider mich eingenommen sein müssen. Doch Gott, hoffe ich, soll mir Gelegenheit geben, sowohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Eltern deutlich genug an den Tag zu legen." Als sich die Klagen und Vorwürfe über sein Leben und Treiben und über seinen Mangel an Religiosität und Christenthum dennoch in jedem Briefe wiederholten, bricht er endlich in die schmerzlichen Worte aus: „Was soll ich aber dabei thun? Soll ich mich weitläuftig entschuldigen? Soll ich meine Verläumder beschimpfen? und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewissen — soll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt sein, als ich es in der That bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter sein. Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die Meisten nehmen sie zwar von ihnen eben so wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben." Dabei ist es ein feiner Zug seiner Pietät gegen den Vater, daß er demselben weiterhin

die Bitte, ſich in dieſer Hinſicht weniger von dem Haſſe der Mutter gegen Mylius beeinfluſſen zu laſſen, in lateiniſcher Sprache ans Herz legt.

Wie über ſeine ſittliche Führung und ſein Chriſtenthum ſucht er in ſeinen Briefen auch die Anſichten des Vaters über ſeine theatraliſchen Verhältniſſe und über ſeine poetiſchen Arbeiten zu berichtigen. Man kann ſich denken, welche Vorſtellungen ſich die Familie in Kamenz, wo man höchſtens von herumziehenden Winkelbanden und ihren Hanswürſten wußte, von dem Verkehr des Sohnes mit Schauſpielergeſellſchaften gemacht haben wird. — „Meine Correſpondenz mit Komödianten," ſchreibt er deshalb, „iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welcher der Director von allen Theatern im Oeſtreichiſchen iſt; ein Mann, deſſen Bekanntſchaft mir keine Schande iſt, und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigſtens ſehr geſchickte Leute geſchrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf ſein, wenn man mich auch in mehreren Orten, als in Kamenz, kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein: es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, ſo müſſen mich auch nothwendig alle kennen, die meine Arbeit haben von ihnen aufführen ſehen." Er beweiſt ferner dem Vater, daß er auch literariſchen Briefwechſel führe, und daß er denſelben nächſtens ſogar bis nach Paris hin auszudehnen und an Crebillon zu ſchreiben gedenke, deſſen Trauerſpiel Catilina er zu überſetzen begonnen habe. Der Vater hatte den Trumpf gegen ihn ausgeſpielt, ihn ironiſch als „deutſchen Molière" zu bezeichnen. Der brave Paſtor primarius, der den franzöſiſchen Dichter vielleicht nur vom Hörenſagen kannte und ihn in die allgemeine Komödiantenverdammniß mit begriff, war nicht wenig erſtaunt, als der Sohn ihm darauf erwiederte: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutſchen Molière beilegen könnte, ſo könnte ich gewiß eines ewigen Namens verſichert ſein. Die Wahrheit zu geſtehen, habe ich zwar

ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwei Stücke, die auch die größte Luſt erſticken können." Dennoch, fügt er hinzu, könne er es nicht bereuen, ein Feld des Strebens zu ſeinen Jugendarbeiten gewählt zu haben, auf welchem ſich bisher nur erſt ſehr wenige verſucht hätten, und wo alſo noch Ehre und Erfolg zu ernten ſei, und jedenfalls wolle er „nicht eher aufhören, bis man Meiſterſtücke von ihm geleſen habe." Die theologiſchen Bedenklichkeiten und Gegengründe des Vaters könne er ebenſowenig gelten laſſen. „Den Beweis", ſchreibt er, „warum ein Komödienſchreiber kein guter Chriſt ſein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienſchreiber iſt ein Menſch, der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verſpräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen leſen, ſondern auch loben ſollten, halten Sie mein Verſprechen für unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freigeiſter und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden Vieles von Ihrer Schärfe fahren laſſen." Wir werden weiterhin ſehen, daß Leſſing dies Verſprechen gehalten und ſich auch über den Erfolg nicht getäuſcht hat.

Aber auch wegen ſeiner unſchuldigen Anakreontiſchen Poeſien über Liebe und Wein, die der alte Herr in den zurückgelaſſenen Manuſcripten des Sohnes gefunden, hatte er ſich zu vertheidigen, da der Vater dieſelben mit einem Titel belegte, wie ihn dumpfer Zelotismus noch in unſern Tagen ſelbſt gegen Goethe's Hafiſiſche Gedichte angewendet hat. Die Art, wie er dieſe Vertheidigung führt, iſt ſehr merkwürdig. Es ſeien reine Schulübungen, ſchreibt er, und nur die Neigung, ſich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, ſei die Urſache ihres Daſeins. „Man muß mich wenig kennen," fährt er fort, „wenn man glaubt, daß meine Empfindungen damit im Geringſten harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Titel, den Sie ihnen als allzuſtrenger Theologe geben; ſonſt

würden die Oden und Lieder des größten Dichters unserer Zeiten, des Herrn von Hagedorn, noch einer viel ärgeren Benennung werth sein." Gegen den Vorwurf endlich, den der Vater erhob: man sehe aus seinen Manuscripten, daß er vieles angefangen, aber wenig fortgesetzt habe, vertheidigte er sich zunächst mit dem Mangel an ruhiger Muse und setzt dann nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu: „und wenn ich gleichwohl Alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreut ist (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die ebensowenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten), so würde es bei alledem doch noch was austragen." Das war kein leeres Berühmen, sondern sicheres Bewußtsein eines tapferen Fleißes, dessen Früchte nur freilich nicht nach dem Geschmacke des Vaters waren. Aber diesem, dem Verehrer der Alten, konnte der Sohn im Bewußtsein seines guten Rechts die Worte des römischen Dichters ans Herz legen:

— Qui nihil aliud quam quod sibi soli placet
Consullt adversum filium, nugas agit. [1])

Worte, die ungefähr auf Saladins Spruch in Lessings Nathan hinauslaufen, der auch nicht verlangte,

„daß allen Bäumen eine Rinde wachse."

Inzwischen schlug sich Lessing in Berlin durch, so gut es eben ging. Die erste Aushülfe gewährte eine Empfehlung von Mylius an den Besitzer der späteren Vossischen Zeitung, Rüdiger, der dem jungen Manne den Auftrag gab, seine große Bibliothek zu ordnen, wofür er eine Zeit lang freien Tisch, sowie einige Geldentschädigung erhielt, und wodurch er, was ihm vor allem wichtig war, seine Bücherkenntniß bedeutend vermehrte. Eine „Condition" bei einem Herrn von der Golz, der sich in Berlin aufhielt, bei dem er als Secretair

1) — Der Vater, der nur, was ihm selbst behagt,
Von seinem Sohn verlangt, thut eben weise nicht.

oder Hauslehrer über ein Jahr lang gelebt und den er zeitweise auf seine Güter nach Polen begleitet zu haben scheint, verschaffte ihm gleichfalls einige pekuniäre Vortheile und nebenher mannigfache Bekanntschaften, [1]) die es an Versprechungen nicht fehlen ließen. Indessen verließ sich Lessing auf die letzteren weniger, als auf seine eigene Thätigkeit. „Ich habe meine Sache so eingerichtet", schreibt er Ende des Jahres 1750 an den Vater, „daß ich auch ohne jene Versprechungen diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe." Es waren freilich gute Zeiten für arme junge Literaten in dem damaligen Berlin, wo Lessing zum Trost der Eltern schreiben konnte: „der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen und 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun!"

Zweites Kapitel.

Schriftstellerische Unternehmungen.

Das nächste Mittel, zu welchem Lessing griff, um seinen Unterhalt in Berlin zu gewinnen, war das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Er übersetzte einige Bände der römischen Geschichte von Rollin, und lernte Spanisch und Italienisch zu gleichem Zwecke. Er begann eine Uebersetzung von Calderons Leben ein Traum, und von Cervantes Novellen. Daneben verlor er den Gedanken, sich als Dozent der Philologie in Göttingen niederzulassen, wozu ihn der Vater beständig anspornte, nicht aus den Augen, und arbeitete zu

1) Werke XII. 15.

dieſem Zwecke an einer Schrift „über die Pantomimen der Alten“ zu welcher ihn das Auftreten einer modernen Balletgeſellſchaft veranlaßt hatte, deren Leiſtungen man damals unrichtig mit denen der alten Pantomimen verglich. Doch blieb die Arbeit im Entwurfe liegen, weil ſich jene Ausſicht nach Göttingen zerſchlug.

Wie voll indeſſen Leſſing in Berlin noch von dem Intereſſe für das Theater und die dramatiſche Poeſie war, welches die Leipziger Bühne in ihm angeregt hatte, ſehen wir aus den erſten ſelbſtſtändigen Arbeiten, welche er jetzt unternahm. Er begründete nämlich noch im erſten Jahre ſeines Berliner Aufenthaltes im Verein mit Mylius unter dem Titel „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“ eine Vierteljahrſchrift, welche er ſpäter, als dieſelbe in Folge eines Zerwürfniſſes zwiſchen ihm und Mylius einging, durch eine zweite, die „Theatraliſche Bibliothek“, allein fortſetzte. Beide Unternehmungen hatten gleichen Zweck. Sie ſollten encyklopädiſche Fachzeitſchriften ſein für den geſammten Bereich des Drama's und des Theaters; ſie ſollten zugleich Vorarbeiten liefern zu einer umfaſſenden Geſchichte der dramatiſchen Poeſie, und ſelbſt die Kunſt des Schauſpielers ſollte nicht ausgeſchloſſen ſein von dem Plane, der ſo umfaſſend und großartig angelegt war, wie ihn nur der kühne Muth der Jugend entwirft. Man kann die vom October 1749 datirte Vorrede zu den „Beiträgen“, die Danzel als eine Arbeit Leſſings erwieſen hat,[1]) nicht ohne Rührung leſen, wenn man bedenkt, daß es ein zwanzigjähriger Jüngling iſt, der von ſeiner ärmlichen Dachſtube aus eine Reform der Literatur eines ganzen Kunſtzweiges unternimmt. Gute Ueberſetzungen ſollten das deutſche Publikum nicht nur mit der dramatiſchen Literatur der Griechen und Römer, ſondern auch mit den dramatiſchen Leiſtungen der neuern Kulturvölker bekannt machen. Unter ihnen ſollte das Haupt-

1) Danzel I, S. 178 u. 179. Die Vorrede ſelbſt iſt abgedruckt Ebend. S. 531—537. (Leſſings Werke III, S. 7 ff. Maltzahn).

augenmerk — wie bezeichnend für den ſpäteren Leſſing! — auf das Engliſche Theater und auf Shakſpeare gerichtet, aber auch die Spanier, Franzoſen, Italiener und Holländer nicht vergeſſen werden. Und wie es bei Leſſing Grundzug iſt, immer an das Leben ſelbſt mit ſeinen literariſchen Beſtrebungen anzuknüpfen, ſo weiſt er ausdrücklich ſogar auf die Wichtigkeit hin, welche die dramatiſche Darſtellungskunſt nicht nur für die Bühne, ſondern auch für den Redner auf der Kanzel habe, auf der man jetzt ſtatt apoſtoliſcher Redner häufig nur trockne „Stöcke“ oder Eiferer ſähe, „die einem Raſenden ähnlicher ſind, als einem Apoſtel“. Leſſing begann mit den Alten, und zwar mit den römiſchen Dichtern Plautus und Seneca, über welche er die meiſten Studien gemacht hatte. Für die griechiſchen Dramatiker ſchien ihm das Werk des Franzoſen Brumoy (discours sur le théatre des Grecs) auszureichen. Schon hier in dieſen erſten proſaiſchen Verſuchen zeigt ſich das dramatiſche Element ſeiner Darſtellungsweiſe, denn er kleidet ſeine kritiſchen Bemerkungen über das Plautiniſche Luſtſpiel die Gefangenen in die Form des brieflichen Angriffs eines Gegners auf ſeine Arbeit, und in eine Zurückweiſung deſſelben von ſeiner Seite.

In dieſer ganzen philologiſch gelehrten Abhandlung erſcheint doch Leſſings Intereſſe für die wirkliche Bühne, und zwar die moderne deutſche Bühne, entſchieden vorwaltend. Die Vertheidigung des Luſtſpiels gegen die theologiſchen Zeloten [1]) ſtammte aus eigenen Lebenserfahrungen. Auch ſonſt finden wir überall Bezug genommen auf den damaligen Zuſtand der deutſchen Bühne,[2]) die er zugleich als ſittliche Bildungsanſtalt des Volks benutzt wiſſen will. Sieht er doch in dieſer Wirkſamkeit ſelbſt den höchſten Zweck des Luſtſpiels,[3]) und es iſt ſehr bezeichnend für den Dichter, der ſpäter der deutſchen Nation den Nathan ſchuf, daß er ſchon hier am Beginne

1) Werke III, S. 12 und 13.
2) Ebend. S. 29. 32.
3) Ebend. S. 138 vergl. S. 23.

ſeiner Laufbahn die kühne Behauptung aufſtellt: ſelbſt die höchſten philoſophiſchen und religiöſen Wahrheiten ſeien einer eindringlichen Darſtellung durch das Drama fähig. [1]) Dabei dringt er überall auf geſundes Erfaſſen der wirklichen Welt im Gegenſatz zu den leeren Abſtraktionen der neueren Dramatiker, und benutzt die alten römiſchen Dichter dazu, dieſen Unterſchied ins Klare zu ſetzen. Auch den Schauſpieler und ſein Verhältniß zur dramatiſchen Dichtung verliert er nicht aus den Augen, ſo wenig als ihm der Gewinn entgeht, den das antike Luſtſpiel durch Anwendung der Wortſpiele für die Charakteriſtik der Bildungsſtufe der auftretenden Perſonen zu ziehen wußte. Und wenn heutzutage der Satz, daß man die alten Dichter von dem Standpunkt ihrer Zeit beurtheilen muß, wenn man ſie gerecht beurtheilen will, ein Gemeinplatz iſt, ſo wollen wir nicht vergeſſen, daß Leſſing der Erſte war, der ihn in dieſer Schrift einer Zeit gegenüber aufzuſtellen wagte, die nur allzu geneigt war, das Gegentheil davon zu thun.

Leſſing gab das Unternehmen, welches allerdings ſo weitſchichtig angelegt war, daß es ein ganzes Leben in Anſpruch genommen haben würde, aus einem Grunde auf, der für ſeine unabhängige Stellung charakteriſtiſch iſt. Sein Freund Mylius hatte in dem Journale verlauten laſſen: es gebe kein gutes italieniſches Drama. Leſſing hielt das ganze Unternehmen durch dieſen Beweis der Unwiſſenheit ſeines Mitherausgebers für blosgeſtellt. „Ich ſtellte mir vor", ſagt er [2]), „jeder der in der italieniſchen Literatur nur nicht ganz und gar ein Fremdling ſei, werde uns zurufen: wenn Ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiener, ſo haben wir uns feine Dinge von Euch zu verſprechen". Er ſagte ſich alſo von der Zeitſchrift los, die eben deßhalb auch ſofort (1750) einging, da er die bewegende Seele derſelben geweſen war. Doch

1) Werke III, S. 126.
2) Werke VI, S. 107.

ſetzte er ſeine dafür begonnenen Arbeiten in der Stille fort, um vier Jahre ſpäter (1754—1758) in ſeiner Theatraliſchen Bibliothek den Verſuch zu machen, „das allein auszuführen, was ihm mit andern gemeinſam nicht möglich geweſen war".

Indeſſen hatten die „Beiträge", obſchon ſie anonym erſchienen, doch dem jungen Literaten, deſſen Autorſchaft in den literariſchen Kreiſen Berlins wohl bekannt war, einen gewiſſen Ruf begründet, den ſeine nächſte Thätigkeit, zu der ihn die Beſitzer der Berliner Zeitung beriefen, wie wir ſofort ſehen werden, noch bedeutend erhöhen ſollte.

Drittes Kapitel.

Leſſing als Feuilletoniſt in Berlin.

Am 15. October 1751 ſchrieb der Berliner Profeſſor Sulzer an ſeinen Landsmann Bodmer in Zürich: „Es iſt hier in Berlin ein neuer Kritikus aufgeſtanden, von deſſen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Meſſias werden urtheilen können. Er ſcheint nur ein wenig zu jung." Und um dieſelbe Zeit fragte der Theologe Spalding in einem Briefe an Gleim: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Meſſias in der Berliniſchen Zeitung?"

Der junge Kritikus, den der Berliner Profeſſor ſehr von oben herab behandelt, und den derſelbe noch drei Jahre ſpäter als einen jungen Dichter bezeichnete, welcher „Zeitungsſchreiber bei einem Berliner Buchführer" ſei, war kein anderer als Leſſing.

Er war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, als er das literariſche Feuilleton der Berliner Zeitung übernahm, welche jetzt die Voſſiſche heißt. Er redigirte daſſelbe zuerſt vom Februar 1751

bis zu Ende des Jahres, wo er, wie wir sehen werden, abermals nach Wittenberg ging, und setzte dann nach seiner Rückkehr von dort, diese kritisch-literarische Thätigkeit vom December 1752 bis zum October 1755 fort. Er begann dieselbe im Jahre 1751 zugleich mit einem Beiblatte derselben Zeitung, welches den Titel: „das Neueste aus dem Reiche des Witzes" führte und eine Art populärer Literaturzeitung sein sollte, die, wie es in der von Lessing verfaßten Ankündigung hieß, dazu bestimmt war, „Neuigkeiten aus dem Bereiche derjenigen Künste und Wissenschaften zu bringen, welche bei den Meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen." Der Gedanke dieses Beiblattes gehörte ohne Zweifel Lessing an. Ihm war schon 1750, als sein Freund Mylius sich mit dem Besitzer der Zeitung überworfen hatte, die Redaktion der politischen Zeitung selbst angetragen worden, aber er wollte, wie er seinem Vater schrieb, [1]) „seine Zeit nicht verderben" mit einer Arbeit, die damals bei der scharfen Censur nichts anderes Politisches ihren Lesern bieten durfte, als was etwa heute noch die privilegirten Zeitungen von Rom und Neapel ihren Lesern bringen dürfen. [2]) Das Feuilleton dagegen übernahm er gern. Es bot ihm Spielraum zu einer Thätigkeit, wie sie ihm Bedürfniß war. Es gab ihm Gelegenheit, seine ausgebreitete Lectüre, seine umfassenden und gründlichen Studien zu verwerthen und eine Menge eigener Gedanken über die literarischen Interessen und Parteiungen der Zeit öffentlich auszusprechen, die er sonst nur im Kreise einzelner Bekannten hatte hinwerfen können. Es bot ihm ein Feld, wo er die ersten kritischen Sporen und nebenbei auch das tägliche Brod verdienen konnte, das für ihn, den halb und halb heimathlosen Literaten, der noch nicht einmal seine Universitäts-Studien ordnungs-

1) Lessings Brief an seinen Vater. Werke XII, S. 17 u. 19 und Danzel I, 188 u. 189.

2) „Die Todten reiten schnell" in unserer Zeit. Jener Vergleich mit Neapel und Rom, im Jahre 1858 geschrieben, paßt schon heute, im Jahre 1861, nicht mehr.

mäßig mit der Magiſterpromotion abſolvirt hatte, ſondern immer noch als bloßer Studioſus Medicinä von der Hand in den Mund lebte, eine ſehr wichtige Sache war. Dies Brod war freilich karg, aber die Sporen, die er ſich gewann, waren die echten goldenen Sporen des kritiſchen Ritterthums. Leſſing, den achtzig Jahre ſpäter der berühmte Geſchichtſchreiber des ſtolzen Britenvolks „ohne Frage den erſten Kritiker von Europa“ nannte,[1]) erſcheint ſchon damals, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Kritiker auf der überſchauenden Höhe ſeiner Zeit.

Dieſe Zeit war in zwei literariſch äſthetiſche Parteien geſpalten, innerhalb deren ſich Alles befand, was irgendwie auf Namen und Bedeutung Anſpruch machen durfte. Es waren die Parteien Leipzig und Zürich, die Parteien Gottſcheds und der Schweizer. Der Gegenſatz derſelben iſt uns erſt ſeit Danzels Forſchungen in ſeiner vollen Klarheit bekannt geworden. Während Gottſched auf Begriffsſchärfe, auf ſprachliche und ſachliche Regelrichtigkeit drang und es ſich zum praktiſchen Ziele ſetzte, nach ſeinen Prinzipien eine Literatur hervorzurufen und zu bilden, gingen die Schweizer von der Erkenntniß aus, „daß die Dichtung auf etwas Poſitivem, auf Reichthum der Einbildungskraft und auf ſchöpferiſcher Genialität beruhe“. Dieſe Gegenſätze, die ſich im Verfolg des Kampfes zu denen der Regel hier und der Regelloſigkeit dort verſchärften, und deren richtiges Verhältniß durch Danzels Werk über Gottſched [2]) in das richtige Licht geſetzt worden iſt, riefen Leſſings Intereſſe an. Aber ſtatt auf die eine oder die andere Seite zu treten, oder eine unfruchtbare Vereinigung beider zu verſuchen, ſtellte er ſich über ſie.

Gleich der erſte äſthetiſche Satz, den der junge Berliner Feuilletoniſt aufſtellte, war ein tödtlicher Streich gegen den Gottſchedianismus und ſeine Regelurecepte für die dichteriſche Produktion. Woher

1) Lessing beyond all dispute the first critic in Europe. Macaulay Essays Tom. V, p. 86.

2) Gottſched u. ſeine Zeit, S. 210 ff., vgl. Danzel Leſſing I, S. 192.

ſtammen die Regeln in den ſchönen Künſten? „Aus den Beobachtungen“, antwortet Leſſing, „welche man über die Werke derſelben gemacht hat. Dieſe Beobachtungen haben ſich von Zeit zu Zeit vermehrt und vermehren ſich noch, ſo oft ein Genie, welches niemals ſeinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einſchlägt oder den ſchon bekannten über die alten Grenzen hinaus bahnet“ [1]). In demſelben Sinne hatte er ſchon in ſeinen Gedichten die „arme Poeſie“ beklagt, in welcher, „anſtatt Begeiſterung und Göttern in der Bruſt, jetzt Regeln genügen ſollten“, und die Berechtigung des ſchöpferiſchen Genies in den Verſen gefeiert [2]):

„Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher,
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt,
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt“.

Iſt es nicht wunderbar und rührend zugleich, daß dieſe Zeilen in demſelben Jahre 1749 gedichtet wurden, das uns Deutſchen unſern Goethe geboren werden ließ, den Schönheitsmeſſias, der die Johannesbotſchaft Leſſings erfüllen ſollte!

Alle Welt erſtaunte über die Kühnheit, mit welcher der junge Kritiker der Berliner Zeitung gegen das gefürchtete Schulhaupt des Geſchmacks in Leipzig aufzutreten wagte, und es dauerte nicht lange, ſo konnten ſelbſt Gottſched's begeiſtertſte Anhänger, wie der Freiherr von Schönaich, ſich nicht verhehlen, daß ſich ihr Herr und Meiſter ſelbſt „vor dem jungen Leſſing fürchte“. [3]) Bald mit ſchneidender Schärfe, bald mit durchtriebenem Humor griff er ihn an. In der Anzeige ſeiner Gedichte heißt es unter anderm: „das Aeußerliche iſt ſo vortrefflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünſchen, lange Zeit machen mögen.

1) Werke III, 222.
2) Werke I, 183.
3) Danzel: Gottſched und ſeine Zeit, S. 384.

Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsere Kräfte". Und zum Schlusse: „diese Gedichte kosten zwei Thaler vier Groschen. Mit zwei Thaler bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groschen ohngefähr das Nützliche.[1]) Nicht besser geht es der Gottsched'schen „kritischen Dichtkunst". [2]) Dennoch ist Lessing nicht so ungerecht, Gottscheds Verdienste überhaupt zu leugnen, er wünscht nur, daß derselbe sich darauf beschränke, zu leisten, was er leisten könne. — Der Hauptpunkt aber, um den es sich in diesen Kritiken handelt, war Klopstock, der Dichter des Messias, in welchem die Schweizer selbst ihren poetischen Messias erblickten, während dagegen Gottsched und die Seinen ihn auf das Heftigste angriffen. Ihrer anmaßlichen Nüchternheit gegenüber trat Lessing zunächst entschieden auf Klopstocks Seite, den er als eine Epoche machende Erscheinung anerkennt. Den Messias, sagt er, wird man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden (III, 206). Er nennt Gottsched „gestraft genug dadurch, daß er zu denen gehöre, welche nicht im Stande seien, dies große Gedicht zu würdigen, das trotz mancher Flecken, die es habe, doch immer ein Werk bleibe, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann". Nur von der Natur verwahrloste oder Menschen, die sich selbst verwahrlost haben, sagt er an einer andern Stelle, können gegen die poetischen Schönheiten dieses Gedichts unempfindlich sein, und es sei ein Unglück, wenn sich darunter Männer befänden, „die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben". Aber wenn der jugendliche Lessing sich so den Gottschedianern gegenüber auf die Seite des von ihnen Angegriffenen stellte, so war er doch darum weit entfernt, die Nachahmer Klopstocks, oder auch nur die Schwächen der Klopstock'schen Dichtungsweise selbst zu vertreten. Die ersteren

1) Werke III, 149. vgl. 206.
2) Werke III, 251.

fertigte er gleich bei seiner Anzeige des Messias mit den Worten ab: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter [1]). Wenn Gottsched, heißt es an einer andern Stelle, „statt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen hätte, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir mit Vergnügen ihm beigefallen sein. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären hinlänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen". Diese Nachäffer, die im Klopstock'schen Geiste zu dichten glaubten, wenn sie sich bemühten, „anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben", die sich unter einander für große Dichter erklärten und die das große Werk ihres Meisters durch ihre unverständigen Lobeserhebungen in Mißkredit bei denen setzten, die es noch nicht hinlänglich kennen, giebt er willig dem Spotte Gottscheds Preis. Nur Klopstock selbst solle man die Ungereimtheiten seiner Nachahmer nicht entgelten lassen (III, 389).

Aber auch die übertriebenen Bewunderer des letzteren sahen sich von dem jungen Kritiker in einer Weise zurecht gewiesen, die es ihnen ein für allemal verleidete, in Lessing einen Genossen ihrer Partei zu sehen. Seine Kritik des Messias, die Lessing später seinen Briefen einverleibte, zeigte bei aller achtungsvollen Anerkennung doch deutlich genug, daß er die Schwächen des Gedichts viel schärfer

1) III, 206. 208. vrgl. das Spottgedicht auf die Nachahmer und Preiser Klopstocks. (Werke I, 19 u. 101.)

als Klopſtocks Gegner durchſchaute. So fragmentariſch dieſer kurze Aufſatz ſcheint, ſo erſchöpfend iſt er doch dem Weſen nach, und wohl dürfen wir mit Danzel ſagen, daß derſelbe für die Abgötterei, die mit Klopſtock getrieben wurde, ein Todesſtoß war. Die pathologiſche Gefühlsüberſchwenglichkeit in Klopſtocks Odendichtung fertigte er mit einer Wendung ab, die kaum anderthalb Zeilen lang, aber in ihrer Spitze ſcharf und tödtlich iſt. Er ſagt in ſeiner Anzeige von Klopſtocks Ode an Gott (III, 191): „der Dichter bedauert in dieſer Ode den Verluſt oder die Entfernung einer Geliebten. Er ſcheint ſein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine ſolche Liebe konnte edel genug ſein, daß man mit Gott von ihr ſpricht. Durch die ganze Ode herrſcht eine gewiſſe erhabene Zärtlichkeit, die, weil ſie zu erhaben iſt, vielleicht die meiſten Leſer kalt laſſen möchte.“ Nachdem er dann hinzugefügt, daß man in dieſer Ode „einige leere Gedankenſpiele, verſchiedene Tautologien und gemeine Gedanken in prächtiger Einkleidung bemerkt haben wolle“, ſetzt er die drei Strophen als Probe hin, in welchen Klopſtock mit allem Aufwande ſeraphiſcher Inbrunſt Gott anfleht, ihm die Geliebte zu geben:

Ach gieb ſie mir, Dir leicht zu geben,
Gieb ſie dem bebenden, bangen Herzen ꝛc.

und ſchließt dann mit den unnachahmlich ſchalkiſchen Worten: „Was für eine Verwegenheit, ſo ernſtlich um eine Frau zu bitten!“ Liegt nicht ein ganzes Buch Kritik in dieſen zehn Worten? Die Klopſtockſche Ueberſchwenglichkeit war Leſſings kerngeſundem Geiſte überhaupt langweilig. Das ſpricht ſein erſtes Sinngedicht aus, deſſen vier Zeilen Klopſtock und ſeine Bewunderer ebenſo treffend, wie Leſſings eigenen Standpunkt beiden gegenüber bezeichnen:

Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſein.

Mit vollem Rechte ſagt Danzel in Bezug auf dieſes erſte kritiſche Auftreten Leſſings: nicht die ſpäteren Werke ſind es, die uns am meiſten mit Bewunderung erfüllen müſſen, denn ſie ſind die Werke des gereiften Mannes, der ſich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beſte allſeitig durchgeprüft haben konnte. Aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling ſich mit ſolcher Freiheit, mit ſolcher Feſtigkeit, mit ſolcher Gewandtheit über die Parteien zu ſtellen vermochte, von denen man damals faſt wie nach dem Soloniſchen Geſetze einer angehören mußte, das iſt ſtaunenswerth!"

Und ſtaunenswerth iſt nicht minder auch, daß in dieſen kritiſchen Erſtlingsverſuchen des jungen Rieſen ſchon alle großen Eigenſchaften des Mannes klar hervortreten: ſein Widerwille gegen alle unfruchtbare gelehrte Pedanterie und theologiſche Intoleranz, ſeine tiefe Abneigung gegen die franzöſiſche Frivolität und ſein wahrhaft religiöſer, auf Werkthätigkeit der Liebe dringender Sinn, ſein edles Nationalgefühl und ſein ſtrenger Gerechtigkeitsſinn, ſein unbeirrbar ſcharfer Blick für das Große und Wahre, wie für den Schein von beiden. Und das Alles erſcheint verbunden mit einer Eleganz und Klarheit, einer Schärfe und Treffrichtigkeit des Ausdrucks und der Sprache, und mit einer Leichtigkeit und ſpielenden Anmuth der Methode und Behandlungsweiſe, von deren künſtleriſcher Geſtaltungskraft man bei uns bis dahin kaum eine Ahnung gehabt hatte. Dieſe letzteren Eigenſchaften waren es eben, die ſchon damals Allem, was er ſchrieb, jenen unwiderſtehlichen Reiz verliehen, der uns ſelbſt heute noch ſeine Anzeigen der trockenſten Bücher, eines Jöcher'ſchen Gelehrtenlexikons oder einer ſchlechten Reiſebeſchreibung mit Vergnügen leſen läßt. Man braucht nur ſeine Feuilletonaufſätze aus dem Jahre 1751 durchzumuſtern, um ſich von alle dem zu überzeugen. In einer Zeit, wo deutſches Nationalgefühl im tiefen Schlafe lag, empfindet er allein die nationale Schmach, daß der deutſche Dichter Klopſtock dem Dänenkönige für eine Penſion danken mußte, welche ihm die Muſe gab, ſein Werk vollenden zu

können. „Ein vortreffliches Zeugniß für unsere Zeiten, ruft er aus, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute soviel Satyre [1]) darinnen sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten". Aber er kann sich doch nicht enthalten, noch einmal darauf zurück zu kommen (III, 211). „Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit, diese Seltenheit wird aber noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion oder Tugend athmen". Dies geht auf den französischen Dichter Piron, dem ein unbekannter Gönner seiner liederlich-frivolen Muse ein Jahrgehalt ausgesetzt hatte, und Lessing schrieb dies in Berlin, in der Hauptstadt eines Königs, der die deutsche Literatur verachtete, und unter dessen Augen ein frivoles französisches Literatenthum sich überall in schmarotzerhaftem Uebermuthe breit machte! Aber grade hier, mitten unter den ausländischen Frivolitäten der de la Mettrie und Maupertuis, der Algarotti, d'Arnoud, d'Argens und Voltaire, war es Lessing, Lessing der Jüngling, der sich nur um so feuriger an die fast aufgegebene Nationalität seines Volkes anschloß, und für Zeitgenossen und Nachwelt ein wahres Deutschthum zuerst wieder entdeckte. Der Geschmack an französischer Frivolität war in Berlin, — und wo nicht in Deutschland? — an der Tagesordnung. Grund genug für den jungen Feuilletonisten, ihn überall anzugreifen.[2]) Er lobt eine kleine französische Schrift religiösen Inhalts um so mehr, da man in dieser Sprache jetzt fast nur noch „Zoten und Gotteslästerungen" zu lesen gewohnt sei, und „die französischen Schriften, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, unzählbar seien". Aber so lebhaft er sich der Sittlichkeit und der Religion annimmt, weil der französische Leichtsinn das

1) III, 209. Vergl. Literaturbriefe, Werke VI, 120 u. 121.
2) Werke III, S. 182. 187. 194. 203 ff. 213. 232.

Kind mit dem Bade zu verschütten drohte, eben so entschieden tritt er aller theologischen Intoleranz und pfäffischen Beschränktheit entgegen.[1]) Er, der lebhaft die Zeit herbei wünschte, und sicher auf ihr Kommen hoffte: „wo es der Wohlanständigkeit gemäß sein werde, ein guter Christ zu heißen, wie es jetzt die gute Lebensart erfordere, sich für nichts Schlechteres, als einen Atheisten, so lange man gesund sei, halten zu lassen", — er geißelt zugleich alle Intoleranz mit der ganzen Schärfe seines schneidenden Worts. Sein Wahlspruch ist schon jetzt: Erst gut handeln! der Glaube steht in zweiter Reihe! „Eine einzige Religion zusammen zu flicken, ehe man bedacht ist die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperrt? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht!" Es scheint ihm ein Glück, daß noch hie und da ein Theologe auf das Praktische des Christenthums hinweise, „zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen, bald einem noch einfältigeren Religionsspötter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe gelegt haben, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht". Aber freilich, bemerkt er bei einer anderen Gelegenheit, sei dem Menschen alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, sei zu schwer, als daß sie jeder Theologe haben sollte. Daher komme es, daß man gegen ein Werk dieser Art zwanzig finde, in denen

1) Werke III, S. 148. 151. 181. 189. 213.

man die Theologie als eine Sophisterei treibe, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben habe. „Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in dicken Büchern abgehandelt: vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diese Spötter aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeugen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es — den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben". Diese letzteren nimmt er eben deshalb wiederholt ebenso eifrig in Schutz, wie er auf der andern Seite nicht müde wird, den unfruchtbaren Zelotismus der Theologen anzugreifen. So schließt er die Anzeige von Heumanns „Erklärung des neuen Testaments" mit den bitter ironischen Worten: „es wäre Schade, wenn der Verfasser in der Auslegung dieser oder jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien genommen werden, worin sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können". So rühmt er es auch von Klopstock noch ganz besonders, daß er die Religion in all dem Glanze darzustellen gewußt, wo sie unsere Ehrfurcht verdiene, daß er das erhebende Geheimniß auf einer Seite zu schildern verstanden habe, „wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert", und daß er endlich „in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken gewußt habe, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei."

Man sieht, in dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling Lessing sind bereits all die Gedanken und Ueberzeugungen lebendig, die dem gereiften Mann am Schlusse seiner Laufbahn mit dem Nathan die Krone auf das Werk seines Lebens setzen ließen. Selbst die Hochschätzung der „oft mehr als christlichen Tugend" der musel-

männiſchen Araber fehlte nicht [1]); und bei der Anzeige eines Romans, der in Konſtantinopel ſpielt, bemerkt er einmal ganz im Nathan'ſchen Geiſte: „wenn ein frommer Muſelmann das Buch leſen ſollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müſſen: welche Gotteslästerungen! und dieſe Gotteslästerungen ſind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Chriſten ergötzen werden!“

Aber nicht mindere Reife verrathen die Aufſätze des jugendlichen Feuilletoniſten, welche ſich auf andern Gebieten bewegen. Die Jämmerlichkeit und rohe Gemeinheit deſſen, was ſich damals als deutſches Luſtſpiel ausgab, die ſchulmäßige Pedanterei und hohle Deklamation, welche ſich als deutſche Liebesdichtung ſpreitzten, die gedankenleere Tändelei der damaligen Anakreontiker, die antik ſein wollende Unfähigkeit, welche in der lyriſchen Poeſie den Reim verwarf, werden von Leſſing in aller ihrer Blöße aufgedeckt, und dabei gleichſam ſpielend die Grundzüge des Richtigen theoretiſch hingeſtellt, während er ſie zu derſelben Zeit auch praktiſch durch eigene Schöpfungen verwirklichte. Er deckt die Erbärmlichkeit der Fabeln des berühmten däniſchen Dichters Holberg auf, und weiſt auf Gellerts geſchmackvolle, natürlich einfache Briefe und Dichtungen hin [2]). Ja er wagt ſich an die erſten Größen der damals die Welt beherrſchenden franzöſiſchen Literatur, an Voltaire, Diderot, Rouſſeau [3]). Von Diderot ſagt er am Schluſſe einer ausführlichen Anzeige von deſſen Brief an Batteux sur les Sourds et Muets ꝛc. in welcher er die Manier dieſes Schriftſtellers in wenigen Meiſterzügen charakteriſirt: „Ein kurzſichtiger Dogmatikus, welcher ſich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche ſein Syſtem ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dieſem Schreiben herauszuklauben wiſſen. Unſer Verfaſſer iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als

1) Werke III, S. 177. 191. 207. 237. 239. vergl. 305—306. 377—78.
2) Werke III, 159. 161. 163. 223.
3) Werke III, 197. 202. 206. 376 ff.

ſie zu zerſtreuen. Ueberall, wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verliert ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns „in Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit“ (Kleiſt), wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne der Lügen leiten. Geſetzt auch, ein ſolcher Weltweiſer wagt es, Meinungen zu beſtreiten, die wir geheiligt haben. Der Schade iſt klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man ſie nennen will, werden der Geſellſchaft eben ſo wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkart aller Menſchen unter das Joch der ihrigen bringen wollen.“ Auch hier wieder klingt uns der weiſe Nathan an. — Voltaire wird freilich nur angeſtreift, und zwar zeigt ſich Leſſing damals, wo er unter dem perſönlichen Eindruck des großen Schriftſtellers ſtand, noch etwas befangen für ſeine poetiſchen Leiſtungen. Aber die Kritik von Rouſſeau's Preisſchrift über den ſchädlichen Einfluß der Künſte und Wiſſenſchaften auf die ſittliche Bildung der Menſchheit iſt geradezu eine epochemachende Arbeit zu nennen.

Rouſſeau hatte gerade damals als ein Achtunddreißigjähriger ſeine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt geſehen hat. Das in unſern Tagen ſo berüchtigt gewordene Wort eines pfäffiſchen Sophiſten, daß die Wiſſenſchaft umkehren müſſe, iſt nur ein ſchwacher Abklatſch von jener Behauptung des Mannes von Genf: daß alle und jede Wiſſenſchaft überhaupt ein Unglück ſei für die Menſchheit und daß ſie von der Religion und Moral gleichmäßig als ſolches betrachtet werden müſſe. Die Akademie von Dijon hatte die Schrift, in welcher Schwärmerei und Eitelkeit ſich in der Aufſtellung eines Unerhörten genügten, im Jahre 1750 mit dem Preiſe gekrönt. Der zweiundzwanzigjährige Berliner Feuilletoniſt zeigte wenige Monate ſpäter die gänzliche Unhaltbarkeit dieſer Paradoxie auf. Der Aufſatz, in welchem dies ge-

ſchah, iſt ein kritiſches Meiſterſtück. Leſſing giebt zunächſt eine vollſtändige Ueberſicht des Rouſſeauſchen Gedankenganges und beginnt dann ſeine Kritik deſſelben mit einem Geſtändniſſe, das ihn noch mehr ehrt, als die darauf folgende ſiegreiche Widerlegung der Paradoxien Rouſſeau's. Die Einſeitigkeit, ja die Abſurdität, mit welcher derſelbe die Einfachheit der Natur im Gegenſatze zu der Verſchrobenheit und Unnatur damaliger Kulturzuſtände hervorhob, machte Leſſing nicht blind gegen die Großartigkeit der Grundidee und die Berechtigung des Wahren in ihr. Er geſtand, daß er eine „heimliche Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn derſelbe zu weit gehe." „Wie glücklich wäre Frankreich, ruft er aus, wenn es viele dergleichen Prediger hätte!" Dann aber ſchlägt er das ganze Paradoxiengebäude, das damals die Welt ſtaunen machte, mit einem einzigen Schlage in Trümmer. Er zeigt, daß die Blüthe der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats in der Geſchichte der Völker „zwei Dinge ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſein. Er weiſt darauf hin, daß Rouſſeau's Kenntniß der Geſchichte überaus mangelhaft und ebendarum ſeine Folgerungen verkehrt ſind. „Alles, ſagt er, hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat, und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern weil nichts in der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſoll, als er geſtiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierrathen oder ohne Kunſt und Zierrathen gebaut ſein. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblüht?" Rouſſeau hatte behauptet, Künſte und Wiſſenſchaften verminderten die kriegeriſchen Eigenſchaften eines Volkes.

Leſſing entgegnete: es ſei noch die Frage, ob wir das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten hätten. „Sind wir deswegen auf der Welt, ruft er aus, daß wir uns unter einander umbringen ſollen?“ Und wenn ja die Künſte und Wiſſenſchaften den ſtrengen Sitten nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Malerei deswegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden braucht? Iſt die Dichtkunſt deswegen nicht hoch zu achten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuſchheit entheiligen? Beide können der Tugend dienen.“ Und ſo ſchließt er mit dem einfachen Satze: „die Künſte ſind das, zu was wir ſie machen wollen. Es liegt an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind.“ Es iſt bekannt, daß Leſſing antik genug dachte und empfand, um eine Cenſur des Staats im Gebiete der bildenden Künſte für durchaus gerechtfertigt zu halten, während er jede Beſchränkung der Freiheit wiſſenſchaftlicher Forſchung als Tyrannei, als ein Attentat gegen das Reich der Wahrheit verwarf. [1]) Gegen Rouſſeau zeigt ſich Leſſing auch vier Jahre ſpäter in einer Anzeige ſeiner Schrift „über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen“, liebevoll anerkennend, und weiß die ſittliche Seite ſeiner Wärme und Ueberzeugung gebührend zu ehren. In der Anzeige von Rouſſeau's ſpäterer Schrift über den Urſprung und die Begründung der Ungleichheit unter den Menſchen (V, 56—57 Lachm.) heißt es unter Andern: Rouſſeau ſei auch hier wieder „der kühne Weltweiſe, welcher keine Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo gebilligt wären, anſehe, ſondern geraden Weges auf die Wahrheit zugehe, ohne ſich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen ſeinen ſpekulativiſchen Betrachtungen Antheil genommen, und er ſpricht folglich aus einem ganz anderen Tone, als ein

1) Laokoon II., Werke VI. S. 382 u. 383.

feiler Sophiſt zu ſprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weltweisheit gemacht haben"; — ein Urtheil, mit welchem Leſſing, wie der neueſte Geſchichtſchreiber der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit Recht bemerkt [1]), den innerſten Kern Rouſſeau's treffend bezeichnet.

Leſſings Bildung ſtand auf dem Fundamente des klaſſiſchen Alterthums. Aber ſeine Begeiſterung für daſſelbe machte ihn ſchon damals nicht blind für deſſen Schwächen und Flecken. Was man noch heute nicht ſelten vermißt, jene richtige Schätzung der alten Schriftſteller, welche den Werth ihrer Schriften für die kulturgeſchichtliche Erkenntniß der Vergangenheit von dem abſoluten Werthe derſelben an und für ſich trennt — ſchon der zweiundzwanzigjährige Leſſing beſaß dieſe richtige Schätzung vollkommen. Bei Gelegenheit moderner Liebesdichtungen kommt er auf Ovid zu ſprechen. Er nennt deſſen „Kunſt zu lieben" unſchätzbar in Bezug darauf, daß wir durch ſie und faſt nur durch ſie allein, ein Bild von der geſellſchaftlichen Kultur des Römervolkes, einen Begriff, wie er ſich ausdrückt, „von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feineren Sitten, von dem Geſchmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone in ihren Geſellſchaften, der Wendung ihrer zärtlichen Empfindungen" gewinnen. Aber er verhehlt ebenſowenig, daß jenes Gedicht eine Seite habe, von welcher aus betrachtet das Urtheil anders lauten müſſe, und das ſei die Seite, „auf welcher es ſeinem Titel widerſpreche". „Lehrte Ovid die Kunſt zu lieben, er würde der liebenswürdigſte und unſchuldigſte Dichter ſein. Die ſchamhafteſte Jugend würde ihn leſen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, während er bei denen, die ihn nicht zurecht zu legen wiſſen, ein Verleiter zu den unſauberſten Ausſchweifungen wird. Allein Ovid lehrte die Wolluſt, jene ſinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuſſe zum Genuſſe ſchweift und ſelbſt in dem Genuſſe ſchmachtet."

1) Hettner, Th. II. S. 426.

Sollte man nicht meinen, Goethe habe dieſe Worte vor Augen gehabt bei dem Ausrufe ſeines in Sinnlichkeit verſunkenen Fauſt:

So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verſchmacht ich nach Begierde.

Und neben dem allen — welche Gelehrſamkeit verräth dieſer jugendliche Literat und Feuilletoniſt in ſeinen kritiſchen Anzeigen der Fortſetzung des Bayleſchen Dictionairs von Chaufepié, oder des Gelehrtenlexikons von Jöcher! Man ſieht, er hatte ſich die Bibliothek des alten Rüdiger, die er bei ſeiner Ankunft in Berlin zu ordnen übernommen hatte, trefflich zu Nutze gemacht, und ſich namentlich in der Gelehrtengeſchichte, für welche er von früh auf eine Neigung gehabt hatte, die ihn durch ſein ganzes Leben begleitete, eine Fülle von Kenntniſſen erworben, um die ihn ſchon damals mancher Profeſſor beneiden mochte.[1]) Und ſo univerſal angelegt war dieſer große Menſch, daß er ſchon damals ſogar ein reiferer Politiker war, als die meiſten ſeiner Zeit, daß er die Unzulänglichkeit aller abſtrakten Theorien auf dem Gebiete deſſen, was man damals „Regierungskunſt“ nannte, mit klarem Blicke durchſchaute, und nur ein ironiſches Lächeln für alle die gutmüthigen Pedanten hatte, welche auf dieſem Gebiete von ihrer Studirſtube aus durch ſyſtematiſche Rathſchläge praktiſch wirken zu können meinten. „Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunſt,“ ſo beginnt er die Anzeige eines ſolchen Buches, „das recht gut ſein würde, wenn die Regierungskunſt ein Gegenſtand wäre, dem ein Gelehrter gewachſen wäre. Oder vielmehr, wenn ſie nicht etwas wäre, welches hundert Umſtände ſo oft verändern, daß derjenige, der ſich unterfängt, daraus ein Syſtem zu machen, nichts beweiſet, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückſeligkeit der Völker, von der wahren Größe eines Regenten und dergleichen mitgebracht hat.“

1) Danzel I. 173. 216.

Ganz im antiken Geiſte will er die Politik nur von Politikern, die Staats- und Regierungskunſt nur von praktiſchen Staatsmännern und Regenten behandelt wiſſen. „Man überlaſſe," fährt er mit einer huldigenden Wendung gegen den großen Preußenkönig fort, „man überlaſſe ſolchen Stoff denen, welche die Vorſicht erwählte, ihn auszuüben, demjenigen insbeſondere, den die Natur *auch zum Weltweiſen machen mußte, weil ſie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte*. Aber auch dieſer, ſchreibt er, würde nur für diejenigen eine vollkommene Regierungskunſt ſchreiben können, die ſich in allen ſeinen Umſtänden befinden; ſeine Arbeit würde für die unbrauchbar ſein, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über dieſelben Völker regieren." [1]) Liegt nicht ein ganzes Buch politiſcher Weisheit in dieſen wenigen ſchlichten Worten, einer Weisheit, an die noch heut zu Tage zu erinnern nicht ohne Nutzen ſcheint?

Auch als Selbſtkritiker ſehen wir ihn auftreten in der Anzeige ſeiner kleinen Lieder und der erſten beiden Bände ſeiner Schriften, ohne falſche Beſcheidenheit, aber auch ohne alle Spur von Autor-Eitelkeit, immer klar, ſicher, ſelbſtbewußt und ſeiner fortſchreitenden Entwickelung gewiß. So heißt es in der Anzeige ſeiner Kleinigkeiten (1751), die er zum Theil ſchon vor drei Jahren veröffentlicht hatte: „kann man es dem Verfaſſer zur Laſt legen, wenn ſein Geſchmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht iſt?" Wie liebenswürdig und anmuthig iſt hier dies „vielleicht"!

Ueberhaupt hat man wohl ſchon aus dem bisher Mitgetheilten einen Begriff von der Anmuth und Grazie, wie von der Klarheit und Beſtimmtheit der Sprache und des Stils gewinnen können, welche Leſſing ſchon damals eigen waren. Auch geißelt er ſelbſt mit ſchonungsloſer Schärfe (III. 386) die Rohheit und Nachläſſigkeit,

1) Werke III. 190.

mit welcher damals, wie zum Theil noch jetzt, in Ueberſetzungen aus fremden Sprachen die deutſche Sprache mißhandelt wurde. Und von der damals wie heute noch graſſirenden deutſchen Ueberſetzungswuth, die ſelbſt nach dem Schlechteſten greift, ruft er einmal aus: „Iſt es erlaubt, weil Richardſon und Fielding ein gutes Vorurtheil für die engliſchen Romane erweckt haben, uns allen Schund aus dieſer Sprache aufzudringen?“

Das epigrammatiſch Schlagende der Wendungen und Sätze, das Leſſings ſpätern kritiſchen Schriften einen ſo unwiderſtehlichen Reiz verleiht, findet ſich gleichfalls ſchon in dieſen Jünglings-Aufſätzen vorgebildet. „Nichts iſt leichter,“ ſagt er einmal, „als Bayle zu vermehren, aber nichts ſchwerer, als ihn Bayliſch zu vermehren.“ In der Anzeige von Gellerts Muſterbriefen iſt die ganze Theorie des Briefſtils in die epigrammatiſche Wendung zuſammengedrängt: „die ganze Kunſt, ſchöne Briefe zu ſchreiben, iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt,“ und Herders berühmtes Wort: „die edelſte Beſchäftigung des Menſchen iſt der Menſch,“ hat Leſſing ausgeſprochen, [1]) als Herder noch auf ſeinem Dorfe leſen lernte. Die Sucht, in einem Feuilleton immer nur das Allerneueſte zu beſprechen, — kann man ſie anmuthiger perſifliren, als es Leſſing thut, wenn er bei der Anzeige eines poetiſchen Werkes, welches ein Jahr zuvor (1750) erſchienen war, mit Bezug auf die lateiniſche Jahreszahl (MDCCL) des Titels ſagt: „Sollten wir glauben, daß ein Auszug daraus deshalb mißfallen würde, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I ſteht?“

Dieſe Beweiſe von der Art und Würdigkeit wie von dem Umfange der Wirkſamkeit, welche der jugendliche Leſſing als Feuilletoniſt

1) Werke III. 379. Mit dieſen Worten beginnt Leſſing die Anzeige der Schrift L'esprit des nations. In dieſer Anzeige ſpricht Leſſing das kühne Wort aus: „Eigentlich zu reden hat man keine andere als phyſikaliſche Urſachen, warum die Nationen an Leidenſchaften, Talenten und körperlichen Geſchicklichkeiten ſo verſchieden ſind; denn was man moraliſche Urſachen nennt, ſind nichts als Folgen der phyſikaliſchen.

einer ſonſt durchaus unbedeutenden Zeitung bethätigte, ſind faſt ſämmtlich ſeinen Aufſätzen aus dem Jahre 1751 entnommen. Sie ließen ſich noch beträchtlich vermehren, wenn wir die Artikel aus den Jahren 1752 bis 1755 in ähnlicher Weiſe durchgehen wollten. Wir würden dort ſehen, wie er auf die Vortrefflichkeit der Cervantes'ſchen Novellendichtung und auf die Wichtigkeit der Ariſtoteliſchen Poetik hinweiſt; wie er den damals auftretenden Wieland mit leiſer aber ſicherer Hand auf ſeine Vielſchreiberei und allzu große Breite aufmerkſam macht, und wie er ſeine von ächtem Nationalgefühl beſeelte Polemik gegen den franzöſiſchen Uebermuth fortſetzt, wobei er einmal in dem Streite Voltaire's mit einem andern franzöſiſchen Schöngeiſte, bei welchem es wieder gegen die Deutſchen hergegangen war, in den Ausruf ausbricht: „Können ſich denn ein Paar franzöſiſche Witzlinge nicht ſtreiten, ohne es wenigſtens ein oder zwei Mal einfließen zu laſſen, daß es den Deutſchen an Witz und Geſchmack fehle? Werfen wir denn ihnen ſo oft vor, daß es ihnen nicht ſelten an geſetztem und geſundem Verſtande fehlt?“ Aber freilich: die Lehre, das Ausland nicht zu verachten, die damals ein liebenswürdiger Franzoſe, Bernard, ſeiner Nation gab, werden, wie Leſſing meint (III. 245), kluge Franzoſen ihren Landsleuten noch unzählige Mal umſonſt wiederholen. Ueberhaupt wird Voltaire in den Aufſätzen der nächſten drei Jahre ſchon etwas ſchärfer angefaßt, und die Verſpottung ſeiner Vers tecniques, in welchen Voltaire damals alle Namen und Hauptthaten der deutſchen Kaiſer in eine Ueberſicht gebracht hatte, iſt von ſchneidender Schärfe. Bei dem Anblick dieſer Arbeit, mit der ſich in Deutſchland nur die untergeordnetſten Geiſter abgeben, meint Leſſing, ſei es zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutſchland bliebe, zuletzt ſogar Chronodiſticha machen dürfte; und das vielleicht aus keiner anderen Abſicht, als um ſich nach dem Geſchmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, ſowie er zum Exempel in Frankreich die Henriade und in England den Brutus und den Tod Cäſars gemacht

habe". Der Doppelstachel dieses Epigramms ist nur zu fühlbar, und daß der junge Lessing den Meister des Witzes selbst mit dessen eigener Waffe angriff, war eine Kühnheit, die den Zeitgenossen noch größer als uns erscheinen mußte. Daneben wußte er aber doch bei einer andern Gelegenheit (III. 379) Voltaire's fruchtbare und neue historische Betrachtungsweise gebührend anzuerkennen. [1])

Ueberschauen wir die Gesammtheit dieser kritischen Erstlingsversuche des Berliner Feuilletonisten Lessing, so sehen wir, daß seine Thätigkeit keineswegs eine planlose ist, sondern einen inneren Zusammenhang aufzeigt. [2]) Denn sie umschreibt den ganzen Kreis der damaligen ästhetischen und literarischen Interessen, sie weiß überall die Hauptpunkte derselben klar in den Vordergrund zu rücken und bei scheinbar fragmentarischer Form im Wesentlichen erschöpfend zu behandeln. Sie stellt endlich in dem zweiundzwanzigjährigen Kritiker einen Menschen vor uns hin, der alle die besprochenen Erscheinungen selbstständig zu beherrschen und an ihren Ort zu setzen, ihren Werth zu würdigen und ihre Tragweite zu ermessen versteht.

Viertes Kapitel.

Lessing und Voltaire in Berlin.

In solcher Thätigkeit auf dem Gebiete ästhetischer Produktion und historischer Kritik waren drei Jahre vergangen, als Lessing den Entschluß faßte, Berlin für eine Zeit lang zu verlassen und seinen Studien eine andere Richtung zu geben.

Viele Umstände trafen zusammen, um ihn zu diesem Entschlusse

---

1) Vrgl. Hettner Geschichte der Literatur des 18. Jahrh. II. S. 212.
2) Danzel I. S. 212.

zu bestimmen. Mit Mylius war er über der Herausgabe der „Beiträge“ zerfallen, und die Zeitschrift selbst, die er mit so viel zuversichtlichen Hoffnungen begonnen hatte, war aufgegeben worden. Zu eigner dramatischer Production fehlte der Anreiz einer Bühne, die Berlin damals nicht besaß. Seine lyrischen Versuche hatte er durch eine Sammlung derselben, die er 1751 unter dem Titel „Kleinigkeiten“ herausgab, abgeschlossen. Wie er selbst über diese Poesien schon damals urtheilte, sieht man aus seiner Selbstkritik und aus der späteren Vorrede zum ersten Bande seiner Schriften. [1]) Der große Beifall, den diese Sachen fast überall fanden, täuschte jedoch den jungen Dichter nicht über den Werth und die Bedeutung der ganzen Gattung dieser Dichtungen. Ihm war schon als Zweiundzwanzigjährigem die Wahrheit jenes Goethe'schen Wortes aufgegangen, „daß die Muse das Leben zwar zu begleiten, aber nicht zu leiten versteht“, und sein Epigramm:

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid,
Doch seid Ihr sonst nichts mehr mein Herr? das thut mir leid!

spricht diese Wahrheit sehr unumwunden aus. Dazu kam, daß ihm manche Verhältnisse und Bekanntschaften, in welche ihn die Noth seiner Berliner Anfänge hineingedrängt hatte, mehr und mehr lästig werden mochten. Auch seine journalistisch kritische Thätigkeit, bei der es denn doch sehr häufig auf ein geistiges von der Hand in den Mund leben hinauslief, konnte ihm auf die Dauer nicht zusagen. Er fühlte, daß es ihm in Berlin mit seinem bisher erworbenen Kapital von Wissen und Gelehrsamkeit wie seinem Freunde Mylius gehe: „daß er von dem Erworbenen zehren müsse, ohne etwas hinzu verdienen zu können.“ [2]) Er beschloß daher zur Wiederaufnahme ernster wissenschaftlicher Studien sich nach Wittenberg zu begeben,

1) Werke III. S. 190 u. 267—269.
2) Werke IV. S. 445.

wo eben sein zweiter Bruder die Universität bezogen hatte. Auch ein rein äußerlicher Umstand kam hinzu: das Bedürfniß, seine in der Literatur gewonnene selbstständige Stellung auch äußerlich durch eine akademische Promotion abzuschließen, und statt des Studiosus medicinae, wie er noch immer hieß, als wohlbestallter Magister der freien Künste aufzutreten. Ehe er jedoch Berlin verließ, sollte ein Conflict, in welchen er mit dem berühmtesten Schriftsteller des Jahrhunderts, mit dem damals in Berlin lebenden Voltaire gerieth, den guten Namen des jungen Literaten in bedenkliche Gefahr und ihn selbst zu einer Bekanntheit bringen, wie sie ihm ein dreijähriges Leben und Arbeiten in Berlin nicht gewährt hatte.

Lessings erste Berührung mit Voltaire fällt in die Anfangszeit seines Berliner Aufenthalts. Es war ein sonderbarer Zufall, der den einundzwanzigjährigen Jüngling Lessing mit dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Voltaire in der preußischen Hauptstadt zusammenführte, und dieser Zufall knüpft sich an eine Episode aus Voltaire's Leben, die allerdings auf eine bisher von der französischen Nationaleitelkeit möglichst verschleierte Stelle der Biographie und Charakteristik Voltaire's ein unerfreuliches Schlaglicht wirft. Ich muß dieselbe hier ausführlich erzählen, da sie ihrem genauern Verlaufe nach sehr wenig bekannt ist, während zugleich Lessings spätere Stimmung gegen Voltaire durch sie erst ihre volle Erklärung erhält. [1])

Lessing hatte bald nach seiner Ankunft in Berlin mit einem französischen Sprachlehrer Richier de Louvain, einem gutmüthigen und strebsamen jungen Manne, Bekanntschaft gemacht, dessen Umgang ihm in seinen Studien der französischen Sprache und Literatur ebenso förderlich war, wie jenem durch den Verkehr mit dem jungen deutschen Schriftsteller das Verständniß deutschen Wesens und

1) Die Quellen unserer Darstellung sind Klein's Annalen der Gesetzgebung Bd. 5. S. 215—257, und die Schriften Friedrichs des Großen.

deutſcher Schriftwerke zugänglich wurde. Dieſer Richier, den Voltaire einige Zeit darauf zu ſeinem Geheimſecretair angenommen hatte, war es, der eines Tages ſeinen jungen Freund in deſſen Dachſtübchen am Nikolaikirchhofe [1]) aufſuchte, um ihm einen Antrag zu machen, der Leſſing einen ſehnlichen Wunſch erfüllte und ihm die perſönliche Bekanntſchaft des großen Voltaire verſchaffen ſollte. Der berühmte Dichter der Henriade war nämlich damals (1750) in einen überaus bedenklichen und für ſeinen Ruf ſehr gefährlichen Rechtsſtreit verwickelt. Es handelte ſich dabei um nichts Geringeres, als um ungeſetzlichen Wucher, um Gewaltthätigkeiten verſchiedener Art und um eine Anklage wegen Fälſchung, gerichtet gegen den größten Geiſt Frankreichs und bereits zum Prozeſſe bei dem Berliner Kammergerichte vorgeſchritten. In dieſem Prozeſſe führte Voltaire zum großen Theil ſeine Sache ſelbſt mit eigens ausgearbeiteten Eingaben und Streitſchriften. Für dieſe ſuchte er einen deutſchen Ueberſetzer, und Richier ſchlug für dieſelbe ſeinen jungen Freund vor. Leſſing, damals ohnehin auf Broderwerb ähnlicher Art angewieſen, ging natürlich auf dieſen Vorſchlag bereitwillig ein. Es war keine Kleinigkeit für den armen Literaten, der damals, wie alle Welt, verehrend und bewundernd zu einem Voltaire hinaufſah, dieſem großen Manne perſönlich nahen, für ihn arbeiten und aus ſeinem Dachſtübchen eine Zeit lang ſich täglich zu Voltaire's Tafel im Königsſchloſſe, deſſen Thurmgemächer derſelbe damals bewohnte, begeben, und ſeiner wenn auch ſehr gemeſſenen Unterhaltung ſich erfreuen zu dürfen. Durch ſeine Ueberſetzerarbeit wurde er aber

1) Leſſing war damals ſo arm, daß er anfänglich mit einem älteren Landsmanne, dem „kleinen Bauzner" Neumann, auf einer Stube wohnte. Seine erſte eigene Wohnung in Berlin war „eine ſehr kleine Stube" im zweiten Stock eines „ſehr kleinen Hauſes" am Nikolaikirchhofe in Berlin (Leſſing Werke XIII, S. 16, Anmerk.). Es iſt das jetzt mit No. 10 bezeichnete Haus, das ſeit einigen Jahren umgebaut, in ſeinem früheren Ausſehen nur noch durch eine Zeichnung erhalten iſt, welche die Familie von Leſſings Freunde David Friedländer hat in Kupfer ſtechen laſſen. Es iſt noch heute nicht durch eine Inſchrift bezeichnet!

auch zugleich nach und nach in die Einzelnheiten jenes merkwürdigen Rechtshandels eingeweiht, auf deſſen Ausgang damals ganz Berlin mit einer neugierigen Spannung blickte, die freilich dem großen Manne ungleich weniger günſtig war, als ſeinem Gegner. Dieſer Gegner war ein jüdiſcher Bankier in Berlin, Namens Abraham Hirſch, und die Sache, um die es ſich handelte, war folgende.

König Friedrich II. hatte in dem Friedensſchluſſe von Dresden, welcher den zweiten ſchleſiſchen Krieg beendigte, durch einen beſonderen Artikel für die Intereſſen derjenigen ſeiner Unterthanen zu ſorgen geſucht, welche ſächſiſches Papiergeld, ſogenannte Steuerſcheine, in Beſitz haben möchten. Jener Artikel beſtimmte nämlich, daß ſolche Scheine von Sachſen zum vollen Nennwerthe eingelöſt werden ſollten. Da nun in Sachſen ſelbſt der Cours dieſer Papiere beträchtlich geſunken war, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich die Spekulation dieſer Sache bemächtigte, und Friedrich der Große ſah ſich genöthigt, drei Jahre ſpäter ein ausdrückliches Verbot gegen die Annahme von Steuerſcheinen in Preußen zu erlaſſen. Aber der große König ſollte durch ſeinen eigenen Freund und Liebling die Erfahrung machen, daß ſich dergleichen Dinge des Geldverkehrs nicht auf dem Wege von Regierungsmaßregeln ordnen laſſen. Der Dichter der Henriade war nämlich kaum nach Berlin gekommen, als ſein ſpekulativer Geiſt auch ſchon den großen Vortheil herausfand, welchen er, unterſtützt durch ſeine Stellung als perſönlicher Freund und Günſtling des Königs, [1]) aus einem Geldgeſchäfte mit ſolchem ſächſiſchen Papiergelde ziehen könnte, das man nur in Sachſen aufzukaufen und heimlich nach Preußen einzuführen brauchte, um es ſchließlich durch Wiederverkauf an die ſächſiſchen Behörden mit einem Gewinne von einigen dreißig Prozent zu verwerthen. Voltaire war habſüchtig. Von Jugend auf war ſein Beſtreben, wie Goethe ſich

1) Wie alle Welt in Berlin ſich damals vor Voltaire beugte, erzählt Formey in den Souvenirs d'un citoyen I. p. 235 ff.

in seiner milden Weise ausdrückt, auf Erwerb im Großen, auf nahes Verhältniß zu den Herren der Erde und auf Benutzung desselben zu seinen Zwecken gestellt gewesen, weil er selbst zu den Herren der Erde gehören wollte. Allein, wenn er auch das Geld nur als Mittel zur Freiheit liebte, — „nicht leicht", sagt Goethe, „hat Jemand sich so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein" — so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er zur Erlangung des Mittels, das ihm sein fürstengleiches späteres Leben in Ferney bereiten sollte, auch Wege zu gehen sich nicht scheute, die seinen Ruhm und seinen Charakter befleckten.

Was er in Berlin that, war solcher Art. Er trat mit einem jüdischen Bankier Abraham Hirsch in Verbindung und bewog denselben, nach Dresden zu reisen, um daselbst auf seine Rechnung für eine große Summe sächsische Steuerscheine anzukaufen. Er wußte dem Hebräer, dem vor Entdeckung und Strafe bange war, die Sache so vorzustellen, als ob er der stillschweigenden Einwilligung seines Gönners, des Königs, sicher sei, was ihm um so leichter wurde, als er damals in der That sich in Berlin einen großen Einfluß anmaßte und als erklärter Günstling des Königs Prinzen und Gesandte auswärtiger Mächte in eigenen Audienzen empfing und mit einem demüthigenden Stolze behandelte. Abraham Hirsch verstand sich also endlich dazu, das Geschäft zu übernehmen. Er empfing von Voltaire theils in Wechseln auf Paris, theils in baarem Gelde die zum Ankaufe der sächsischen Papiere nöthigen beträchtlichen Summen, für die er seinerseits wieder dem Dichter der Henriade durch Hinterlegung werthvoller Diamanten Sicherheit leistete. Kaum aber war er nach Dresden abgereist, als sein Glaubensgenosse und Geschäftsrival, der bekannte spätere Münzpächter Ephraim, sich bei Voltaire melden ließ, ihm den Abraham Hirsch zu verdächtigen und sich selbst als einen vortheilhafteren Vermittler für jenes Geschäft darzustellen wußte, indem er sich erbot, ihm Steuerscheine zum doppelten Betrage der Summe aus Sachsen zu verschaffen, wofür er

nichts verlangte, als den Schutz und die Gunst des einflußreichen Günstlings. Voltaire war unvorsichtig genug, dies Anerbieten anzunehmen. Er schrieb nach Paris und ließ dort seine eigenen Wechsel, auf die er den Hirsch angewiesen, protestiren, ohne demselben auch nur davon Nachricht zu geben. Dieser, der dadurch in mannigfache Verlegenheit gerieth, kam unverrichteter Sache nach Berlin zurück und machte Herrn von Voltaire in aller Unterthänigkeit sehr bittere Vorwürfe, verlangte Schadenersatz und drohte mit gerichtlicher Klage. Indessen kam es doch zu einer gütlichen Vereinigung, in Folge deren Voltaire sogar versprach, seinen hintergangenen Geschäftsfreund für die gehabten Verluste durch einen Ankauf von Diamanten, die er zum Theil bereits in Händen hatte, zu entschädigen. Allein auch hier ward Ephraim der böse Dämon beider. Er wußte Voltaire glauben zu machen, daß er von Hirsch mit den Diamanten übervortheilt sei, obschon Voltaire dieselben nach der Taxe des Hofjuweliers Reclam angenommen hatte, während die Juweliere, durch welche Ephraim die Diamanten nachträglich abschätzen ließ, Leute waren, welche von diesem reichen Hebräer völlig abhingen. Voltaire verfuhr jetzt völlig gewaltthätig. Er ließ den Hirsch auf das Zimmer eines ihm befreundeten hohen Militairs kommen, mißhandelte ihn thätlich, behielt andere Pretiosen, die er sich von ihm zur Ansicht hatte bringen lassen, als Entschädigung wegen jener angeblichen Uebervortheilung eigenmächtig zurück, und erwirkte gegen den armen Juden, als dieser mit einer Klage drohte, sogar durch seinen Einfluß einen Verhaftsbefehl, der den Vater des Verhafteten so erschreckte, daß ein Schlagfluß dessen Tod herbeiführte: kurz Voltaire benahm sich in Berlin ganz nach der Manier, in welcher damals bei ihm zu Hause übermüthige Seigneurs mit Niedriggeborenen umzuspringen pflegten. Zugleich war er Taktiker genug, sich auch öffentlich den Vortheil des Angreifers zu sichern. Er reichte eine Klage ein, in welcher er das ganze Sachverhältniß auf den Kopf stellte. Er leugnete das ganze Geschäft, soweit es die Steuerscheine betraf, ab, und beging zu dem

Ende ſogar eine Fälſchung an einer Handſchrift. Ja, er erbot ſich ſogar, in einer Eingabe an das Gericht, zu beſchwören, daß dieſe Fälſchung keine ſolche ſei! Das Gericht, welches von dem Gegentheile überzeugt war, ließ ihn nun zwar nicht zur Ableiſtung des Eides zu und bewahrte ihn dadurch vor dem körperlich vollzogenen Meineide, ja, es verurtheilte ſogar den Gegner Voltaire's um eines formalen Vergehens wegen zu einer kleinen Geldſtrafe; allein damit war die Sache noch keineswegs zu Ende. Denn der ſo aufs Aeußerſte gebrachte Jude trat jetzt mit der Behauptung vor: Herr von Voltaire habe ſich ſogar eine betrügeriſche Austauſchung der ihm übergebenen Juwelen zu Schulden kommen laſſen, und erbot ſich dafür den Beweis zu liefern. Dies letztere ward ihm vom Gericht bewilligt. Aber der Dichter der Henriade hielt es für räthlich, dieſen Beweis *nicht* abzuwarten und beeilte ſich, dem Juden einen Vergleich anzubieten, durch welchen der Letztere noch einen anſehnlichen Vortheil erhielt, während Voltaire einen Verluſt von tauſend Thalern erlitt. Der Jude nahm den Vergleich an, da es ihm nicht um Rache, ſondern um ſein Geld zu thun war.

So kam Voltaire aus dieſem ſehr ſchmutzigen Handel noch mit einem blauen Auge davon. Aber die Achtung des großen Königs vor dem ſittlichen Charakter des Mannes, den er als den geiſtreichſten Schriftſteller ſeines Jahrhunderts bewunderte, war für immer verſcherzt. Voltaire hatte Anfangs auf die königliche Gunſt getrotzt; aber er mußte nur zu bald erfahren, daß der große König in Sachen der Gerechtigkeit keinen Spaß verſtand. Sobald dieſer von dem Handel Kenntniß erhielt, befahl er, denſelben „mit unparteiiſcher Strenge zu unterſuchen.“ Den verhafteten Juden ließ er ſofort auf freien Fuß ſtellen. An Voltaire ſchrieb er: „Die Sache mit den ſächſiſchen Steuerſcheinen iſt in Sachſen bekannt, und man hat darüber große Klage bei mir geführt.“ Er verbat ſich ſogar den Beſuch des Dichters, der ihm nach Potsdam folgen wollte, mit den Worten: „Wenn Ihr Euch dem Ausbruche Eurer Leidenſchaften überlaßt, und mit

aller Welt Streit anfangt, ſo werdet Ihr mir gar kein Vergnügen machen hierher zu kommen, und Ihr könnt eben ſo gut in Berlin zurückbleiben.“ Als endlich Voltaire ihm meldete, daß er ſeinen Prozeß gewonnen habe, gratulirte ihm derſelbe dazu (28. Febr. 1751) in einer ſo ſarkaſtiſchen Weiſe, daß ſie über des großen Königs Anſicht von der Sache keinen Zweifel läßt: „Weil Ihr den Prozeß gewonnen habt, ſo wünſche ich Euch Glück dazu. Es iſt mir ſehr lieb, daß dieſe häßliche Geſchichte einmal zu Ende iſt. Ich hoffe, daß Ihr keine Händel weiter haben werdet, weder mit dem alten noch mit dem neuen Teſtamente, denn dadurch wird immer Eure Ehre verletzt, und mit allen Euren Talenten, die Ihr als der ſchönſte Geiſt Frankreichs aufzuweiſen habt, bedeckt Ihr die Flecken nicht, mit deren Aufführung Ihr Euren Ruhm ſchändet.“ Aber noch deutlicher ſpricht gegen Voltaire die ſatiriſche Komödie, „der prozeſſirte Tantalus“ (Tantale en procès), in welcher Friedrich der Große damals den habſüchtigen Dichter verſpottete. Eine überaus humoriſtiſche Darſtellung des ganzen Handels, welche derſelben vorangeſchickt iſt, beſtätigt zugleich die aktenmäßige Darſtellung deſſelben in allen Punkten.

Und Leſſing? Man kann ſich denken, was dieſer reinlichſte der Menſchen, deſſen ganzes Leben ſeine peinliche Ehrenhaftigkeit und uneigennützige Großmuth zumal in Geldſachen bewährt hat, empfinden mußte, als er durch das ihm übertragene Ueberſetzergeſchäft den Einblick in dieſen ſchmutzigen Handel erhielt, in welchem ſein durchdringender Scharfſinn nur zu bald das Wahre herausfand. Aber ſo adlig war dieſer herrliche Menſch, daß er in keinem ſeiner Briefe — ſelbſt nicht, als Voltaires Kleinlichkeit, wie wir bald ſehen werden, ihm und ſeinem Freunde Richier durch einen gemeinen Verdacht eine ſehr empfindliche Kränkung bereitete — jemals ſeine gewonnene Kenntniß von Voltaire's bewieſener Schwäche wider denſelben benutzte. Sein feines Gefühl hielt ſich gebunden, weil er durch Voltaire ſelbſt, wenn auch gegen deſſen Abſicht, ſolche Kunde erlangt hatte.

Sogar die Epigramme, die er auf den Prozeß gemacht und im Freundeskreiſe mündlich mitgetheilt hatte, gab er zum Theil erſt ſpäter und ohne Namenbezeichnung heraus. Sie bezeugen deutlich, wie er über Voltaire's Stellung in jenem Handel dachte. Die Habſucht deſſelben kennzeichnete er durch das überaus witzige Epigramm „Der geizige Dichter“:

„Ihr fragt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir? der Dichter? Er, den Welt und Nachwelt lieſt? —
Weil nach des Schickſals argem Schluß
Ein jeder Dichter — darben muß.“

Nach Leſſings Tode fand ſich unter ſeinen Papieren ein Blatt, auf welchem es bei Gelegenheit einer Fabel des lateiniſchen Fabeldichters Phrädus hieß: „Die eigentliche Moral iſt dieſe, daß es eine ſehr kitzliche Sache iſt, eine Streitigkeit zu ſchlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt ſind. So hätte man z. B. bei dem Prozeſſe, welchen Voltaire und der Jude Hirſch vor einigen Jahren hier hatten ſehr wohl zu dem Juden ſagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis![1]

und zu Voltaire:

Te credo suripuisse, quod pulchre negas![2]“

Aber noch vernichtender iſt Leſſings Urtheil ausgeſprochen, in dem ebenfalls erſt ſpäter veröffentlichten Epigramme (Werke I. S. 32 u. 33), an deſſen Schluß der Grund, weshalb es dem „ſchlaueſten Hebräer von Berlin“ nicht gelungen ſei, „von Frankreichs Witzigen den Witzigſten zu ſchnellen“, mit den Worten gegeben wird:

Und kurz und gut, den Grund zu faſſen,
Warum die Liſt
Dem Juden nicht gelungen iſt,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V** war ein größrer Schelm als er.

1) „Du forderſt, ſcheint es, was Du nicht verloren haſt!“
2) „Du, glaub ich, haſt geſtohlen, was Du liſtig leugneſt.“

Und mit eben diesem Manne sollte nun der junge deutsche Schriftsteller in eine Verwickelung gerathen, die durch Voltaire's Leidenschaftlichkeit und kleinlichen Verdacht Lessings eigenen sittlichen Charakter einen schweren Makel anzuhängen drohte.

Voltaire hatte nach Beilegung seines Prozesses Berlin im Frühlinge des Jahres 1751 verlassen und sich mit seinem Secretair Richier nach Potsdam begeben, wo er sein Siècle de Louis XIV. vollendete. Als sie im December nach Berlin zurückkamen, bewog Lessing seinen Freund Richier, ihm den ersten Theil des noch nicht ausgegebenen Werkes auf einige Tage unter dem Siegel des Geheimnisses zur Lektüre anzuvertrauen. Ein unglücklicher Zufall, den Lessings Gutmüthigkeit und die Indiscretion eines seiner Freunde herbeiführte, war Schuld, daß Voltaire die Sache erfuhr. Der Philosoph, außer sich darüber, daß irgend Jemand sein neues Werk gesehen, ehe dasselbe noch in die Hände der Mitglieder des Königlichen Hauses übergeben worden war, und dem ärgsten Verdachte Raum gebend, ließ sogleich seinen Secretair rufen. Dieser gestand den Hergang der Sache und seinen begangenen Fehler, den er mit seiner Freundschaft für Lessing zu entschuldigen versuchte, und eilte zu diesem, um ihm das geliehene Exemplar abzufordern. Unglücklicherweise hatte aber Lessing, der von alledem nichts ahnte, schon Berlin verlassen und, was noch übler war, im Drange der Abreise das entliehene Buch mitgenommen. Jetzt brach Voltaire's Zorn los. Er überhäufte Richier mit den niedrigsten Schmähungen, beschuldigte ihn, das Werk entwendet zu haben, um es durch Lessing übersetzen oder gar nachdrucken zu lassen, zwang ihn, auf der Stelle einen beleidigenden Brief, dessen Worte er ihm dictirte, an seinen Freund zu schreiben, in welchem er denselben das mitgenommene Buch abforderte, und jagte dann den unglücklichen jungen Mann mit Schimpf und Schande aus seinem Dienste. Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden, wohl aber Lessings Antwort an Richier, mit welcher er die Zurücksendung der entliehenen Bogen begleitete. Sie

war französisch geschrieben, weil Lessing, der den Zusammenhang sogleich ahnte, die Absicht hatte, daß auch Voltaire sie lesen solle. Dies geschah in der That, und Voltaire fand nicht einmal für gut, den Brief, der in seine Hände gelangt war, seinem verabschiedeten Secretair mitzutheilen, welcher erst zweiunddreißig Jahre später, nach Lessings Tode, durch dessen Bruder Karl, der den Entwurf des Briefes unter den Papieren des Verstorbenen fand, von demselben Kunde erhielt. Es ist zu charakteristisch für beide Theile als daß ich ihn nicht mittheilen sollte:

Vous me croyez donc capable, Monsieur, d'un tour des plus traitres? et je Vous parais assez méprisable, pour me trâiter comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raison, que parceque la force n'est pas de mise.

Voila l'exemplaire, dont il s'agit. Je n'ai jamais eu le dessein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé sans Votre lettre, qui est la plus singulière du monde. Vous m'y donnez des vues, que je n'ai pas. Vous Vous imaginez, que je m'étais mis à traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant déjà sous presse. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupations litéraires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce soit. Au reste, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je sais, qu'il se faudroit donner au Diable. C'est ce que je ne veux pas faire. — — C'est un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je Vous prie; il n'est pas de moi. — Mais au fait. Vous Vous attendez à des excuses, et les voilà. J'ai pris sans Votre permission avec moi, ce que Vous ne m'aviez prêté qu'en cachette. J'ai abusé de Votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais est-ce ma faute, si contre ma curiosité ma bonne foi n'est pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi.

Mr. de Voltaire pourquoi n'est-il pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages desquels on peut finir partout, parceque ils nous ennuyent partout? Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltaire ne manquera pas de reconnaître ce service, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilá autant pour le brodeur. Ce service est si mince, et je m'en glorifierai si peu, que Mr. de Voltaire sera assez reconnaissant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne meritez pas? J'en suis au désespoir; dites lui donc que nous sommes amis, et que ce n'est qu'un excès d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, si c'en est une de Votre part. Voilà assez pour gagner les pardons d'un philosophe. Je suis etc.

Da aber dieſe eben ſo geiſtreiche als bündige Antwort Leſſings nicht gleich am erſten Poſttage eintraf, ſo ließ ſich der leidenſchaftliche Dichter der Henriade dazu herbei, ſelbſt an Leſſing einen zweiten eigenhändigen Brief zu ſchreiben, der ihm noch weniger Ehre als der erſte macht. Denn obſchon er von Richiers Unſchuld überzeugt und gewiß ſein mußte, daß ſein Buch nicht entwendet und daß es ebenſo wenig Leſſings Abſicht war, daſſelbe zu überſetzen, ſo ſtellte er ſich doch, als glaube er das Erſtere und beſorge das Letztere, um den Großmüthigen, Freiſinnigen und Duldſamen zu ſpielen, und während er dem jungen deutſchen Literaten mit ausgeſuchter Höflichkeit und Achtung begegnet, vergißt er doch nicht, ihn mit ſeinem Kammerherrnſchlüſſel und mit der Hand der Gerechtigkeit zu bedrohen. Dieſer Brief, der ſelbſt in der Adreſſe die kleinliche Angſt des franzöſiſchen Philoſophen charakteriſirt,[1]) lautete wie folgt:

---

1) Sie lautet:

à Monsieur
Monsieur Lessing, Candidat en Médicine à Vittenberg.
et s'il n'est pas à Vittenberg, renvoyez à Leipzig pour être rémis à son père, ministre du St. Evangile, à deux miles de Leipzig, qui saura sa demeure.

On Vous a déjà écrit, Monsieur, pour Vous prier de rendre l'exemplaire qu'on m'a dérobé, et qu'on a remis entre Vos mains. Je sais, qu'il ne pouvoit être confié à un homme moins capable d'en abuser, et plus capable de le bien traduire. Mais comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage, et que j'y ai fait insérer plus de quarante cartons, Vous me feriez un tort considérable de le traduire dans létat, où Vous l'avez. Vous m'en feriez un beaucoup plus grand encore, de souffrir, qu'on imprimât le livre en français. Vous ruineriez Mr. de Francheville, qui est un très honête homme, et qui est l'éditeur de cet ouvrage. Vous sentez, qu'il seroit obligé de porter ses plaintes au public et aux magistrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous nuire d'avantage et Vous fermer irrévocablement le chemin de la fortune. Je serais trés affligé, si la moindre négligence de Votre part dans cette affaire mettoit Mr. de Francheville dans la cruelle nécessité, de rendre ses plaintes publiques. Je Vous prie donc, Monsieur, de me renvoyer l'exemplaire, qu'on Vous a déjà redemandé en mon nom. C'est un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité, pour ne pas reparer le tort, que j'essuie. Je serois très satisfait, que non seulement Vous traduisiez le livre en Allemand, mais que Vous le fassiez paroître en Italien, ainsi que Vous l'avez dit au précepteur des enfans de Mr. de Schulenbourg. Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les cartons et tous les renseignements nécessaires, et je recompenserai avec plaisir la bonne foi, avec laquelle Vous m'aurez rendu ce que je Vous redemande. On sait malheureusement dans Berlin, que c'est mon sécrétaire Richier, qui a fait ce vol. (!) Je ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le coupable; et je lui pardonnerai même, en faveur de la restitution, que j'attends de Vous. Ayez la bonté de me faire

tenir le paquet par les chariots de poste, et comptez sur ma reconnaissance, étant entièrement à Vous

Voltaire
Chambellan du Roi.

Dieſer Brief, in welchem Leſſing ſeinen unſchuldigen Freund als einen gemeinen Dieb, und ſich ſelbſt, trotz aller eingeſtreuten Schmeicheleien doch zwiſchen den Zeilen als deſſen Betrugsgenoſſen behandelt ſah, empörte ihn dergeſtalt, daß er jetzt alle Rückſichten von ſich warf, und dem geprieſenen Vertheidiger der Unſchuld in den ſtärkſten Ausdrücken ſein unwürdiges Betragen in einem lateiniſch geſchriebenen, für uns leider verloren gegangenen Briefe vorhielt, von dem er ſelbſt ſpäter gegen Richier äußerte: „Voltaire werde dieſen Brief ſchwerlich an das Fenſter geſteckt haben".

Einen Charakter von Leſſings peinlicher Ehrenhaftigkeit mußte dieſer ganze Vorfall, wenn er denſelben auch durch eine kleine Fahrläſſigkeit ſelbſt herbeigeführt hatte, äußerſt widerwärtig berühren. Sein Ruf war durch denſelben angetaſtet worden, da man die Sache im Publikum ſehr verſchieden erzählte, ja ſogar verbreitete, er habe Berlin aus Furcht vor Voltaire's Unwillen verlaſſen. Sein Freund Mylius ſchrieb ihm nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufſehen gemacht. Sie ſind nach Ihrer Abreiſe bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Hierſein waren". Selbſt Friedrich der Große ſcheint von dem Vorfalle zu Leſſings Ungunſten Kenntniß erhalten zu haben, und wir werden ſpäterhin ſehen, daß dieſer Umſtand mit dazu beitrug, die Bemühungen Leſſings, in Berlin feſten Fuß zu gewinnen, fehl ſchlagen zu laſſen. Aber auch für Leſſings ſpäteres Verhalten gegen Voltaire iſt es nicht ohne Bedeutung, daß der große Gegner Voltaire's, der dem hochmüthigen Franzoſen den gemachten Lorbeerkranz des tragiſchen Heldenthums ſo unbarmherzig vor den Augen der erſtaunten Welt zerpflücken ſollte, ſeine erſte und letzte perſönliche Begegnung mit dem gefeierten Dichter in ſolcher Weiſe gehabt, und durch ſie den „eignen Ekel"

vor dem ſittlichen Charakter des großen Schriftſtellers gefaßt hat, vor deſſen Geiſte damals ein ganzes Jahrhundert, einen Friedrich den Großen an der Spitze, huldigend das Knie beugte. Jugendeindrücke wie die, welche Leſſing bei dieſer Gelegenheit empfangen hatte, vergeſſen ſich nicht ſo leicht; und die faſt grauſam übermüthige Behandlung, in welcher Leſſings zermalmender Witz zwölf Jahre ſpäter mit dem Abgotte des achtzehnten Jahrhunderts ſein Spiel trieb — dieſer Leſſing'ſche Witz, der nach Heine's Ausdruck „mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt" — ſie wurde keineswegs allein, wie Gervinus meint, durch Voltaire's poetiſchen und kritiſchen Dünkel hervorgerufen. Vielmehr wurzelte die Abneigung, welche der Kritik Leſſings jene Schärfe des Hohnes gegen den Schriftſteller beimiſchte, in ſeinem früh gefaßten Widerwillen gegen den niedrigen Charakter des Menſchen, von welchem er ſelbſt ſich zu überzeugen, und unter deſſen Folgen er ſelbſt in ſeiner Jugend bitter zu leiden gehabt hatte.

Für Leſſings Freund Richier ſchlug übrigens das durch Voltaire über ihn gebrachte Unglück zum Glück aus. Prinz Heinrich von Preußen nahm ihn in ſeine Dienſte, in denen er als Bibliothekar und Ordensrath ſeinen Jugendfreund Leſſing mehrere Jahre überlebte. Wir finden ihn noch 1768 in engem, perſönlichem Verkehr mit deſſen intimſten Berliner Freunden, Nicolai und Mendelsſohn. Er war ein liebenswürdiger Menſch und ſo ſehr Franzoſe, daß er trotz der üblen Behandlung, die er von Voltaire erfahren, doch mit ſeines Freundes Leſſing ſpäteren Angriffen auf denſelben in der Hamburgiſchen Dramaturgie ſehr übel zufrieden war, [1]) wie er denn auch von dem großen Schriftſteller ſeiner Nation ſtets mit Anhänglichkeit und Achtung zu ſprechen, ja ſelbſt das von demſelben erlittene Unrecht mit Voltaire's Leidenſchaftlichkeit zu entſchuldigen pflegte. Dieſen ſelbſt aber erreichte die Nemeſis ſehr bald darauf,

1) XIII. 139.

als ihn in Frankfurt aus ähnlichem Grunde ein Schickſal traf, das er ohne allen Zweifel dem unſchuldigen Leſſing in noch härterem Maaße bereitet haben würde, wenn ſeiner Leidenſchaft und ſeinem Argwohn die Gewaltmittel eines Friedrich des Großen zur Verfügung geſtanden hätten. [1])

Fünftes Kapitel.

Leſſing in Wittenberg.

(Dezbr. 1751 bis Novbr. 1752.)

Leſſing hatte ſich bisher in Leipzig ausſchließlich auf dem Gebiete der dichteriſchen, in Berlin auf dem Felde der äſthetiſch kritiſchen Produktion bewegt. Dort hatte der Dramatiker, hier der geſchmackvolle Proſaiker ſeine Schule gemacht und in beiden Gebieten, trotz ſeiner Jugend, bereits alle ſeine deutſchen Zeitgenoſſen übertroffen. In Wittenberg, wohin ihn das Bedürfniß ernſter Studien rief, ſehen wir den Dreiundzwanzigjährigen „in das innerſte Heiligthum bücherwürmeriſcher Gelehrſamkeit“ eindringen und auf dieſem Gebiete einen deutſchen Gelehrten beſiegen, der auf demſelben damals als der erſte gelten konnte.

In Wittenberg fand Leſſing ſeinen zweiten Bruder, der dort Theologie ſtudirte, ſowie einen ehemaligen Meißener Schulgenoſſen F. J. Schwarz, einen jungen gelehrten Theologen, der ſpäter Profeſſor der Theologie in Leipzig, damals eine Stellung an der Wittenberger Univerſitätsbibliothek bekleidete. Der erſtere theilte ſeine Studentenwohnung mit dem Bruder, der ſich noch immer in den dürftigſten Umſtänden befand; der andere erleichterte dem Freunde

---

1) Man leſe Varnhagens meiſterhafte Darſtellung dieſer Epiſode in dem Berliner Geneal. Kalender von 1837. (Wieder abgedruckt in Varnhagens Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften Theil VIII. S. 172—284.)

die Benutzung der Bibliothek, die Lessing mit einem solchen Eifer studirte, daß er sich wohl später zu rühmen pflegte: es sei auf derselben kein einziges Buch, das er nicht in Händen gehabt habe. Nach der aufreibenden Arbeit des schriftstellerischen Producirens für den Tagesbedarf genoß er hier mit um so größerem Behagen die kurze Muse eines Jahres ruhiger Studien, deren Ertrag sein in Berlin stark verausgabtes Wissenskapital neu ergänzen und verstärken sollte.

Was aber die Gegenstände dieser Studien selbst betraf, die sich zwischen Gelehrtengeschichte und klassischer Philologie theilten, so begegnen wir hier wieder jener charakteristischen Eigenthümlichkeit Lessings, zufolge deren er, dessen Sinn stets vorzugsweise auf das Leben im Ganzen gestellt war, immer auch seine Studien gern an den Ort und die Umgebungen anknüpfte, wo und unter welchen er grade lebte. So rief der Aufenthalt auf einer fast ausschließlich theologischen Universität, welche zugleich die Wiege der Reformation gewesen war, in ihm, dem Sohne eines gelehrten Theologen, dem Nachkommen eines Theilnehmers an den Reformationsbewegungen des sechszehnten Jahrhunderts, gleichsam von selbst das früh gewonnene Interesse an der Geschichte der Reformation und der Reformatoren wieder wach. Dies Interesse verband sich zugleich mit seiner Neigung für die Gelehrtengeschichte, welche ihm das Studium Bayle's eingeflößt hatte. Er unterwarf das Gelehrtenlexicon von Jöcher, der damals in diesem Fache den ersten Rang in Deutschland einnahm, einer Kritik, die er zu einem selbstständigen Buche auszudehnen beabsichtigte; gab aber, obschon von demselben bereits einige Bogen gedruckt waren, seine Arbeit auf, als jener ihn bat, ihm lieber seine gesammelten Materialien zur Berichtigung und Vervollständigung seines eigenen Werkes zu überlassen. Die Achtung, mit welcher der gelehrte Professor und Doctor der Theologie dabei den jungen Literaten, der ihn doch sehr scharf angegriffen hatte, behandelte, beweist uns, welchen Respekt Lessing schon damals als Gelehrter den ersten Männern der Zunft einflößte.

Die Früchte seiner Studien der Reformationsgeschichte liegen uns vor in jenen Abhandlungen, die er „Rettungen“ betitelte. Danzel, der überhaupt die geistige Verwandtschaft Lessings mit Bayle in schlagenden Analogien nachgewiesen hat, findet mit Recht auch in diesem Titel den Grundgedanken der Bayle'schen Tendenz ausgesprochen. Diese Tendenz ist das Streben, im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit überall an die Fehler, Mißverständnisse und Ungerechtigkeiten Anderer verbessernd, berichtigend und vertheidigend anzuknüpfen. Es liegt zugleich in diesen „Rettungen“ ein tiefer Zug edler Humanität und Gerechtigkeitsliebe, der uns die Lektüre noch heute interessant macht, obschon uns die vertheidigten Männer, wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, wenig mehr angehen. Die großen Grundwahrheiten der Toleranz und Humanität, der Freiheit und Gerechtigkeit, und die warme Liebe, mit der der Vertheidiger das Andenken jener heute vergessenen Männer gegen ungerechte Anklage in Schutz nimmt, — sie sind es, die noch heute zu unserm Herzen sprechen. Wer außer den Fachgelehrten kennt noch die Schriften des berühmten Mailänder Naturforschers und Mathematikers Hieronymus Cardanus, den Lessing in einer dieser „Rettungen“ gegen die Beschuldigung des Atheismus vertheidigt? Aber wen interessirt es nicht zu sehen, wie Lessing diesem außerordentlichen Manne, von dessen mit Rousseau'scher Nacktheit geschriebener Selbstbiographie er bewundernd ausruft: er wünschte, jeder große Mann möchte ein solches Werk mit derselben Aufrichtigkeit schreiben, — die erste Anregung zu der Idee seines Nathan und das Grundmotiv seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ verdankt? Denn das Wesentliche der gegen Cardanus erhobenen Anklage lief darauf hinaus, daß dieser freisinnige Denker sich die Andeutung erlaubt hatte, daß neben der christlichen die anderen Religionen keineswegs absolut verwerflich seien. Freilich, die Kühnheit, mit welcher fünfundzwanzig Jahre später der Dichter des Nathan die Sache des Cardanus ganz zu der seinigen machte, fehlt noch dem zweiund-

zwanzigjährigen Jünglinge, der überdies durch Rücksichten kindlicher Pietät in der öffentlichen Aeußerung seiner freien Ansichten beschränkt war. Auch die „Rettung des Lemnius“ liest sich noch heute fast mit dem Interesse einer Novelle, obschon ohne Lessing kein Mensch mehr etwas von diesem Wittenberger Poeten und seiner ungerechten Verfolgung durch den großen Reformator wissen würde. Aber noch höher steht das Interesse, aus welchem Lessing sie schrieb: das Interesse jenes Gerechtigkeitsgefühls, das kein Bedenken trägt, einen übel Behandelten selbst gegen die größten Autoritäten in Schutz zu nehmen, das Flucht vor ungerechten Richtern für eine Pflicht der Selbsterhaltung erklärt, und an dem Beispiele eines der größten Männer, an Luthers Beispiele nachweist: „wie tief Leidenschaft und Rachsucht auch den redlichsten heiligsten Mann erniedrigen.“ Verehrung vor der Größe und Thatkraft Luthers, aber Bekämpfung des starren Lutherthums, seiner Intoleranz und päpstischen Tyranneigelüste, das ist der Kern dieser Schrift. Denn jede Religion und Sekte, die von der Duldung nichts wissen wollte, war ihm ein Papstthum, und dies lutherische Papstthum der Unduldsamkeit fand er in dem Wittenberg seiner Zeit noch sehr stark vertreten. [1]) Ein Wittenberger Professor hatte dem Papst Benedikt XIV. seine Schriften zugesendet, und dafür von dem Kardinal Staatssekretär Valenti ein schmeichelhaftes Dankschreiben erhalten. Grund genug für die Wittenberger Zeloten, darüber Zeter zu schreien und in der Schloßkirche zu predigen: „Luthers Asche müsse sich im Grabe umdrehen über den Frevel, daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom an den Papst, die große Babylonische Hure, zu schreiben“; [2]) und Grund genug für Lessing, diese lutherischen Zeloten durch das Epigramm zu verspotten.

1) Werke III. S. 277.
2) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 312—13.

„Er hat den Papſt gelobt, und Wir, zu Luthers Ehre,
Wir ſollten ihn nicht ſchelten?
Den Papſt, den Papſt gelobt! Wenn's noch der Teufel wäre,
So ließen Wir es gelten!

Leſſings Stellung zu Luther in dieſer Zeit iſt ſo bezeichnend für ihn, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müſſen. Nichts liege ihm ferner, ſagt er in ſeinen unmittelbar nach jenen „Rettungen" geſchriebenen Briefen (1753), als einen der größten Männer, die jemals die Welt geſehen, verkleinern zu wollen. „Luther", fährt er fort, „ſteht bei mir in ſolcher Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb iſt, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr ſonſt nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menſchheit, die ich an ihm finde, ſind mir ſo koſtbar, als die blendendſten ſeiner Vollkommenheiten; ſie ſind ſogar für mich lehrreicher, als alle dieſe zuſammengenommen." Denn grade ſeine Fehler ſeien es, wegen deren auch diejenigen Theologen ihn loben, deren ganzem böſen Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerke, „daß ſie im Grund ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden ſind, ſondern ihn heimlich verwünſchen, daß er ſich auf Unkoſten ſeiner Amtsbrüder ſo groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände geſpielt und den geiſtlichen Stand dem weltlichen preisgegeben habe, da dieſer doch ſo manche Jahrhunderte lang jenes Sklave geweſen." Dieſe Worte mag Goethe vor Augen gehabt haben, als er ihren Sinn in die Klagereime faßte, in denen ein Lutheriſcher Geiſtlicher ſpricht:

„Heiliger lieber Luther,
Du ſchabteſt die Butter
Deinen Collegen vom Brod!
Das verzeihe Dir Gott!"

Und nicht nur das Lutherthum, auch das Chriſtenthum ſelbſt will er der freien vergleichenden Prüfung unterworfen wiſſen. „Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene

Prüfung. Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eigenen Religion ſchon zureiche; daß es nicht nöthig ſei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man ſie an dieſer ſchon entdeckt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen". [1]) Bei aller Anhänglichkeit an den Glauben ſeiner Jugend ſind doch die Grundzüge von Leſſings ſpäterer freier Denkweiſe ſchon in dieſer Periode deutlich zu erkennen, und die Sonderung von Religion und Philoſophie als zweier getrennter Gebiete, die er ſpäter in produktiver Weiſe vollzog, tritt ſchon hier auf dieſer Stufe bei ihm hervor.

Neben dieſen Studien und Arbeiten nahm Leſſing eifriger, als es in Berlin hatte geſchehen können, auch die Alten, namentlich die römiſchen Dichter wieder vor. Das Studium des römiſchen Epigrammendichters Martial regte ihn zu eigner Produktion in dieſer Gattung der Poeſie an, und ſo entſtand hier der größte Theil ſeiner Epigramme, die keineswegs alle bloß nachahmende Umbildungen älterer Originale ſind, ſondern deren viele auch durch das ihn umgebende Leben ſelbſt hervorgerufen wurden. Eins dergleichen haben wir ſo eben kennen gelernt, und es wird uns erzählt, daß ſich damals Alles ihm in ein Sinngedicht verwandelte, ja daß er gelegentlich auch ſich ſelbſt nicht verſchonte. Daß er von perſönlichen Auslegungen, auch da wo ſie nicht begründet waren, zu leiden gehabt, [2]) können wir ihm glauben (Werke III. S. 278—79), weil es in der Natur der Sache liegt. Gervinus denkt ſehr mit Unrecht überaus gering von Leſſings Leiſtungen auf dieſem Felde. Danzel iſt gerechter. Er nennt Leſſing den erſten, der bei uns das Epigramm im Sinne des Witzes und der ſcharfen komiſchen Pointe behandelte. Und ſo gering Leſſing ſelbſt ſeine Epigramme anſchlug — er that das im Grunde

1) Werke IV. S. 53.
2) Werke III. S. 278—279.

mit allen seinen Arbeiten, sobald sie abgeschlossen waren — so ist es doch sehr unrichtig, neben den einzelnen Geschmacklosigkeiten in den Witzen seiner Thrax und Stax, wie Gervinus thut, die vortrefflichen Pointen so vieler andern Epigramme zu übersehen. Ich will nicht von den zahlreichen Epigrammen auf die Frauen reden, in denen das damals allerdings sehr vernachlässigte Geschlecht mit seiner Koketterie und Sinnlichkeit, seiner Eitelkeit und Schlumperei meist sehr schlecht wegkommt, und die Ehe fast durchaus nur in dem Lichte eines komischen Unglücks erscheint. Aber der Vorwurf, daß diese Behandlung des Geschlechts von Seiten eines noch so jungen Mannes nur auf konventionelles Vorurtheil und angenommene Manier hinaus laufe, ist doch nichts weniger als richtig; denn Lessing ließ diese Epigramme stehen, ja er vermehrte sie sogar, als er sie volle achtzehn Jahre später neu herausgab; und wenn er lange Zeit bei seinen nächsten Bekannten für einen Weiberfeind oder Weiberverächter galt [1]), so hatte das seine guten Gründe in der damaligen fast durchgehenden Bildungslosigkeit des Geschlechts, von dem er noch 1770 an seine Eva König schrieb: „Viele Weiber sind gut, weil sie nicht wissen, wie man es machen muß, um böse zu sein." Freilich sind die Epigramme fast durchgehend satirisch-witziger Art, und wir haben in der Episode von Lessings Zusammenstoß mit Voltaire gesehen, wie vernichtend er das Epigramm dieser Art zu handhaben wußte; doch fehlt es auch nicht ganz an solchen, wo ein schöner tiefempfundener Gedanke ohne alle satirische Beimischung den Ausgangs- und Endpunkt bildet. Ich erinnere hier nur an das wundervolle Epigramm:

Die Wohlthaten.

„Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte,
Sind beides, Bütt' und Mensch, nicht allzu morsch und alt,
Nur Deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt."

1) Werke XIII. S. 131.

Wir behalten uns vor, ſpäter zu zeigen, wie Leſſing die Beſchäftigung mit dieſer Dichtungsform durch jene berühmte Abhandlung über das Epigramm zum Abſchluſſe brachte, welche Herder ſelbſt ein Epigramm nannte.

Nächſt Martial beſchäftigte ihn in Wittenberg das Studium des Horaz. Die „Rettungen des Horaz“ an Tendenz und Geiſt den früher beſprochenen Rettungen ähnlich, an Geiſt und Tragweite der Gedanken aber denſelben bedeutend überlegen, gaben ſeiner liebevollen Bewunderung und ſeinem eindringenden Verſtändniſſe für dieſen „philoſophiſchen Dichter“ Ausdruck, der, wie er es bezeichnet, Witz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band zu bringen und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernſtlichſten Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und ſie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbarer zu machen.“ [1]) Die Rechtfertigung des Horaz gegen die Beſchuldigungen ekelhafter Wolluſt, unmännlicher Feigheit und leichtſinniger Irreligioſität giebt ihm Veranlaſſung, ſich über die Natur des dichteriſchen Schaffens überhaupt auszuſprechen und den wichtigen Satz aufzuſtellen: daß der wahre Dichter immer weſentlich mit Freiheit über dem von ihm Geſchaffenen ſtehe, und daß grade bei Horaz dieſe freie Erhebung über den Ernſt des Lebens nichts weniger als ein Mangel an Ernſt, daß ſie vielmehr nur ein bewußter Zug heiterer Selbſtironie ſei.

An dieſe Horaziſchen Studien aber ſollte ſich bald darauf ein Vorfall knüpfen, der Leſſing zu einem Auftreten veranlaßte, das ihn mit einem Schlage zu dem gefürchtetſten Polemiker ſeiner Zeit erhob und ſeinen Namen durch ganz Deutſchland genannt machte.

Ein von dem Gleim'ſchen Kreiſe weit über Gebühr geprieſener und zum deutſchen Horaz geſtempelter mittelmäßiger Poet, der Paſtor Lange zu Laublingen bei Halle, hatte eine ſchlechte Ueber-

1) Werke IV. S. 7.

ſetzung der Oden des römiſchen Dichters, den der eitle Mann als ſeine Domäne betrachtete, herausgegeben. Sie war dem großen Preußenkönig gewidmet und von demſelben gnädig aufgenommen, von den Freunden des Ueberſetzers aber, ſelbſt von einem Hagedorn, als die erſte geſchmackvolle Verdeutſchung des beliebten römiſchen Dichters überreich belobt worden. Nur Leſſing, der doch früher als Leipziger Student den, für uns jetzt völlig ungenießbaren eigenen Dichtungen Lange's große Theilnahme geſchenkt hatte, fand in dieſer Ueberſetzung, an welcher der Verfaſſer neun Jahre gearbeitet haben wollte, die ſtümperhafteſte Schülerarbeit, und nahm keinen Anſtand, dies Urtheil öffentlich auszuſprechen und mit Beweiſen zu belegen. Lange verſuchte eine Vertheidigung, welche indeſſen nur die Folge hatte, daß Leſſing ſich entſchloß, ihn noch härter anzufaſſen. Zu allem Unglück für den armen Paſtor wurde Leſſings Stimmung gegen ihn noch durch einen Zwiſchenfall verſchärft. Durch die gutmeinende Taktloſigkeit eines Freundes von Lange, der von dem letzteren die vollſtändige Niederlage abzuwenden verſuchte, war Leſſing ohne ſein Verſchulden bei Lange in den Verdacht gerathen, als habe er die Abſicht gehabt, ſich ſeine Kritik von ihm abkaufen zu laſſen, und Lange war unvorſichtig genug, dieſen Verdacht in einem öffentlichen Blatte als eine Thatſache auszuſprechen. Solche Antaſtung ſeines ſittlichen Charakters konnte Leſſing nicht ohne die ſchärfſte Ahndung laſſen. Schon zweimal, in dem Konflikte mit Voltaire und mit Jöcher, hatte man ſeinen Ruf in ähnlicher Weiſe, wenn auch nicht öffentlich, anzugreifen verſucht. Der poetiſche Laublinger Paſtor war der erſte, der es öffentlich wagte, ihn als eine Art literariſchen Freibeuters darzuſtellen. Leſſing entſchloß ſich, ein Exempel zu ſtatuiren; und die Strafe war ſchrecklich. Das „Vademecum für Samuel Gottlob Lange“ verhalf zwar dem Namen des unglücklichen Horaz-Ueberſetzers zur Unſterblichkeit, aber es vernichtete ihn als Schriftſteller in der Gegenwart vollſtändig.

Das Vademecum war die erſte ſelbſtſtändige kritiſche Schrift

Leſſings. Sie war gerichtet gegen einen Mann, den die damalige Zeit zu ihren großen Dichtern, zu den erſten Autoritäten des Geſchmacks und der Bildung zählte, und gegen eine Leiſtung deſſelben, die bisher Niemand anders als rühmend zu erwähnen gewagt hatte. Der Erfolg war außerordentlich. Ein Mann wie Michaelis ſchrieb in den Göttinger gelehrten Anzeigen: dieſe Schrift Leſſings, — oder wie er ſich ausdrückt, „dieſe nachdrückliche und doch nicht ungeſittete Satyre voll Gelehrſamkeit und nicht ohne Kunſt“ — werde bleiben, wenn Lange's Arbeit längſt vergeſſen ſein werde. Alle gelehrten Zeitſchriften traten auf Leſſings Seite. Die unerbittliche Grauſamkeit, der vernichtende Hohn und die ſouveräne Verachtung, mit welchen Leſſing in dieſer Schrift ſeinen Gegner behandelt, kommen auf Rechnung ſeiner gerechten Entrüſtung über die Antaſtung ſeiner eigenen ſittlichen Würde. Ohne dieſe Aufreizung hätte er vielleicht ſeinem Gegner die zweite Züchtigung erlaſſen, [1]) oder ſie doch milder geübt. Daß er ſeinen Brief an den Gegner gleich Anfangs vollkommen nach dem Muſter einer Predigt eintheilt, iſt ein ganz vortrefflicher Zug humoriſtiſcher Ironie, und wenn er am Schluſſe ſeine Polemik mit den Worten rekapitulirt: „Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geſchichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels beſitzen, kurz daß Sie keine von den Eigenſchaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden“, ſo müſſen wir hinzufügen, daß Leſſing noch mehr gethan hat, indem er mit ſeiner Kritik zugleich dem ganzen Treiben der Halle'ſchen Dichterſchule, welcher Lange angehörte, und deren äſthetiſches Orakel der Halliſche Profeſſor Meier war, das Urtheil der Oberflächlichkeit und Nichtigkeit ſprach. [2]) Was übrigens den Titel „Vademecum“ betrifft, ſo gab ihn Leſſing ſeiner Abhandlung deßhalb, weil der

1) Werke III. S. 445.
2) Danzel I. S. 252 ff.

hochmüthige Lange die in kleinem Duodezformat erschienenen Schriften Lessings mit dieser Bezeichnung zu belegen für gut befunden hatte.

Weder das Vademecum, noch die sonstigen kritischen Arbeiten Lessings aus der bisher betrachteten Periode seines Lebens sind indessen zu jenen großartigen Leistungen produktiver Kritik zu zählen, welchen Lessing später den Namen des „ersten Kritikers von Europa" verdanken sollte. Im Ganzen steht er hier, wie Danzel richtig bemerkt, noch überwiegend auf dem Boden der negativen Kritik, deren Ziel und Interesse das formell richtige Denken ist. „Er versucht sich hier gleichsam erst in der Führung der Waffen des Witzes, des Scharfsinns und der schlagenden Dialektik, mit denen er dann später im Dienste der produktiven Kritik selbst siegreiche Genieschlachten liefern sollte."

Inzwischen ging Lessings Wittenberger Aufenthalt zu Ende. Er hatte bereits am 29. April 1752 durch die Doctorpromotion den Titel eines Studiosen der Medizin, den er noch in Wittenberg führte, gegen den eines Magisters der freien Künste vertauscht. Länger zu verweilen und sich zu einer akademischen Laufbahn vorzubereiten, fehlte es ihm ebensowohl an Lust und Neigung als an Geld. Er hatte zudem fast ein ganzes Jahr lang ohne die geringste Unterbrechung anstrengend gearbeitet, und es war kein Wunder, daß sein lebhaftes Naturell und seine Neigung zu größeren und weiteren Lebensverhältnissen ihn nach Berlin zurückzogen. Er verließ daher gegen Ende des Jahres 1752 das traurige Wittenberg, und kehrte ohne die Abmahnungen seiner Eltern zu beachten in die preußische Hauptstadt zurück.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die Periode der beginnenden Reife. — Berlin und Leipzig.
1753—1758.

Erstes Kapitel.

Nicolai und Mendelssohn.

Die drei nächsten Jahre, welche Lessing in Berlin verlebte, waren für seine Entwickelung von folgenreicher Wichtigkeit. Er gewann im Laufe derselben eine feste Stellung in der literarischen Welt, und knüpfte Verbindungen mit Männern an, die in ihrer Weise für das geistige Leben des protestantischen Nordens von Deutschland eine historische Bedeutung gewannen, und deren Freundschaft ihn auf seinem ganzen Lebensgange begleiten sollte. Auch das Verhältniß zu seiner Familie stellte sich nach und nach ins Gleiche, jemehr sich allmälig dem Vater die Ueberzeugung aufdrängte, daß der Sohn, dessen Schriften nicht nur auf den Büchertischen vornehmer Damen ihren Platz, sondern auch von Seiten hochgeachteter Universitätsgelehrten und Theologen, wie Michaelis, rühmende Anerkennung fanden, denn doch wohl nicht mehr als ein mißrathener angesehen werden könne. Dazu kam, daß Lessings Fleiß ihm die Mittel verschaffte, nicht nur sich selbst ohne Belästigung der Eltern anständig zu unterhalten, sondern diesen sogar durch mannigfache Unterstützung der jüngeren Brüder sehr willkommene finanzielle Erleichterungen zu gewähren. Man begriff zwar in der Familie noch immer nicht, wo es mit des Sohnes Lebensplan hinaus sollte, aber man fand sich allmälig in dessen Thun und Treiben, zumal da er es an Aufmerksamkeiten aller Art für den Vater nicht fehlen ließ, den er mit

Zeitungen und Journalen, mit Büchern und literariſchen Neuigkeiten fleißig verſah, und der ſehr bald die erſten Bände der geſammelten Schriften ſeines Sohnes nicht ohne eine gewiſſe Genugthuung empfing. Die Art und Weiſe, wie dieſer ſich durch die Vorrede, mit welcher er die Schriften ſeines inzwiſchen auf jener gelehrten Reiſe zu Grunde gegangenen früheren Lebensgenoſſen Mylius begleitete,[1]) von dem ſitten- und grundſatzloſen Literatenthume ſcharf abſonderte, als deſſen Repräſentant freilich jener unglückliche junge Mann in vielfacher Beziehung galt und gelten konnte, trug gleichfalls dazu bei, ſeine Ausſöhnung mit dem Vater und ſeine Stellung dem Publikum gegenüber zu befeſtigen.

Ein Literatenleben, wie Leſſing es ſeither geführt hatte, und jetzt in Berlin weiter fortführte, iſt wie der Krieg, der den Krieg ernähren muß. Leſſing iſt, mit einziger Ausnahme der Breslauer Jahre, ſein ganzes Leben lang nicht aus der Nothwendigkeit herausgekommen, ſich die ſpärliche Muſe zu freien Schöpfungen durch Arbeiten zu ermöglichen, bei denen die Rückſicht auf den Erwerb eine Hauptrolle ſpielte. Auch während dieſer drei Jahre ſeines zweiten Aufenthalts in Berlin mußte ein großer Theil ſeiner Thätigkeit dem Zweck der Selbſterhaltung gewidmet ſein. Dahin gehört die Wiederaufnahme ſeiner kritiſchen Feuilletonſchriftſtellerei für die Berliner Zeitung, die wir bereits früher beſprochen haben, ſowie ſeine Ueberſetzungen von Werken aus der franzöſiſchen, engliſchen und ſpaniſchen Literatur, bei denen er zum Theil die Sprachen erſt erlernte. Dennoch aber waren auch dieſe Ueberſetzungen ohne Vergleich beſſer als Alles, was damals in Deutſchland in ſolcher Art geliefert wurde, und die Auswahl, welche er traf, war niemals von gewöhnlicher Spekulation, ſondern immer von einem beſtimmten wiſſenſchaftlichen Intereſſe geleitet. Seine literariſche Thätigkeit in dieſer Zeit war ungeheuer. Neben jenen Ueberſetzungsarbeiten, welche unter andern die Geſchichte der

1) Werke IV. S. 442—459.

Araber von Marigny und das Werk des Spaniers Huarte über die Prüfung der geistigen Anlagen zu Tage förderten, erschienen im Laufe dieser drei Jahre auch die ersten sechs Bände seiner gesammelten Schriften und die drei ersten Hefte der „theatralischen Bibliothek", welche erst im Jahre 1758 mit dem vierten Hefte abgeschlossen wurde. Daneben besorgte er die Herausgabe der Schriften seines Freundes Mylius, verfaßte zusammen mit Mendelssohn die Schrift: „Pope ein Metaphysiker", welche eigentlich eine Satire auf die Berliner Akademie war, machte Studien zu einer Fortsetzung von Marigny's Geschichte der Araber nach spanischen Quellen, und arbeitete an einer neuen Uebersetzung des damals berühmten Werks „die bezauberte Welt" von dem Holländer Balthasar Becker († 1698), dem kühnen Bekämpfer des theologisch und juristisch so gräuelvoll gemißbrauchten Glaubens an Hexerei und Zauberkunst, wobei er es zugleich auf eine geschichtliche Darstellung aller durch dies Werk herbeigeführten Streitigkeiten abgesehen hatte. Zu diesem Ende hatte er alle dahin bezüglichen Schriften schon in Wittenberg gesammelt, und knüpfte jetzt mit ausländischen Gelehrten Verbindungen an, die ihn mit Beiträgen unterstützten.[1]) Auch hier war es wieder das Interesse der Humanität und Geistesbefreiung, welches ihn hauptsächlich bewegte, und das ihn auch zu dem erneuten Studium des Cardanus und der italienischen Freidenker Giordano Bruno und Thomas Campanella hinzog, aus deren Schriften er wichtige Auszüge nebst eigenen Bemerkungen vorbereitete. Endlich beabsichtigte er die Gründung mehrerer Zeitschriften, von denen indessen nur eine unter dem Titel: „das Beste aus schlechten Büchern", und auch von dieser nur ein Heft erschien.

Trotz dieser ausgedehnten literarischen Thätigkeit blieb ihm dennoch Zeit übrig für den Umgang mit zahlreichen Freunden, auf den Lessing um so weniger verzichten mochte, je mehr sein ganzes Wesen

1) Werke XII. S. 30.

auf lebendigen Verkehr gestellt und für lebhafte persönliche Mittheilung in hohem Grade begabt war. So finden wir denn in seinem Kreise den geschickten Kupferstechrr Wilhelm Meil und den Schauspieler Brückner, den Musiker Kirnberger, den gelehrten jüdischen Arzt Gumpertz und den feinsinnigen für deutsche Literatur und Philosophie empfänglichen und thätigen Franzosen Prémontval. Auch mit Ramler, dem kritisch poetischen Schöngeiste, und mit Sulzer, dem philosophischen Aesthetiker des damaligen Berlin, sehen wir ihn in Verbindung getreten, von denen jedoch der acht Jahre ältere Sulzer sich nach außen hin den Anschein zu geben beflissen war, Lessing gegenüber eine Stellung einzunehmen, wie wir sie später Herder gegen den Jüngling Goethe beanspruchen sehen. Zu diesen allen gesellte sich ein Leipziger Universitätsbekannter, der „kleine Bauzner" Neumann, der sogar eine Zeit lang mit Lessing zusammen wohnte. Er war seines Zeichens auch ein Literat und Poet, der ein Heldengedicht Nimrod in vierundzwanzig Büchern zu Stande brachte, von dem Lessing eine sehr komische Anzeige machte;[1]) übrigens ein gutmüthig heiterer Mensch der weniger selbst Witz hatte, als er geeignet war, andere witzig zu machen, und der es nicht übel nahm wenn ihn Lessing einmal, als er eine Schrift über Verstand und Glück geschrieben hatte, mit den Worten begrüßte: „Mensch, wie hast Du Dich unterfangen mögen über zwei Dinge zu schreiben, die Du nie gehabt hast!"

Wichtiger aber war die Verbindung, in welche Lessing mit Nicolai und Mendelssohn trat.

Friedrich Nicolai, ein geborener Berliner, war als Lessing von Wittenberg nach Berlin zurückkehrte, erst zwanzig Jahre alt, Men-

1) Werke III. 250 und 251. Dort heißt es unter anderem: „Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen, und sich mit Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße gewählt, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht „öfter auch Octameter und Pentameter hätte sollen mitunterlaufen lassen."

delsſohn mit Leſſing gleichaltrig. Nicolai hatte den Buchhandel gelernt und dabei als ein junger ſtrebſamer Mann ſich durch Lektüre und Selbſtſtudium eine ungewöhnliche autodidaktiſche Bildung erworben. Schon als Neunzehnjähriger hatte er Gottſched in einer anonym herausgegebenen Schrift erfolgreich angegriffen, in welcher er den engliſchen Dichter Milton gegen die Beſchuldigung des Plagiats mit Hülfe einer engliſchen Schrift über denſelben Gegenſtand vertheidigte. Noch mehr Aufſehen erregten die gleichfalls anonym von ihm herausgegebenen „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland“, in welchen er die Einſeitigkeiten der beiden großen ſich befehdenden Literaturparteien Gottſcheds und der Schweizer aufzuzeigen ſuchte, und auf die Nothwendigkeit einer ſtrengen prinzipiellen Kritik für das Gedeihen der deutſchen poetiſchen Production hinwies. Leſſing, der dieſe Briefe noch während des Druckes las, fühlte ſich um ſo mehr zu dem Verfaſſer hingezogen, als es ihm nicht entgehen konnte, daß er hier einen Schriftſteller vor ſich habe, den er wohl mit Fug als ſeinen Schüler anſehen konnte. Nicolai hatte ſich in der That weſentlich an Leſſings kritiſchen Aufſätzen und Briefen geſchult, und ſelbſt Styl und Manier deſſelben dergeſtalt ſich zum Muſter genommen, daß manche Literaten, wie z. B. Sulzer, anfangs ſogar jene Nicolai'ſche Schrift für ein Werk Leſſings hielten, wie denn ſelbſt noch Lachmann einen Aufſatz Nicolai's „über die Engliſche Schaubühne“ unter Leſſings Werke aufgenommen hat.[1]) Noch direkter war Leſſings Einwirkung auf den zweiten Freund, den er während dieſes erneuten Aufenthalts in Berlin gewann und mit dem er, mehr noch als mit Nicolai, bis an ſein Ende in der engſten Verbindung blieb, auf Moſes Mendelsſohn, den er zuerſt in die Literatur einführte. Mendelsſohn, der Sohn eines armen jüdiſchen Schulmeiſters in Deſſau, war als junger Menſch von ſechszehn Jahren nach Berlin gekommen, wo er in großer Dürftigkeit unter

1) Werke IV. 308 ff. Danzel I. S. 281.

unglaublichen Entbehrungen und Hinderniſſen aller Art ſich philoſophiſchen und mathematiſchen Studien hingegeben und daneben ſich nicht nur Kenntniß der lateiniſchen Sprache, ſondern auch der deutſchen Literatur und Sprache erworben hatte. Er war damals Faktor in dem Handlungshauſe eines reichen jüdiſchen Seidenfabrikanten, bei dem er früher Hauslehrer geweſen war. Ein Freund Leſſings, der zuvor genannte Dr. Gumpertz, ein Mann von vielſeitiger Bildung, ſpäter Secretair bei dem Marquis d'Argens, benutzte Leſſings Neigung für das Schachſpiel, um dem ſchüchternen Mendelsſohn, der ein vorzüglicher Schachſpieler war, die Bekanntſchaft mit Leſſing zu verſchaffen, der ſehr bald in ihm den vorzüglich begabten Menſchen entdeckte. Leſſing ließ einen Brief Mendelsſohns, in welchem dieſer ſeine Nation gegen eine Bemerkung von Michaelis in deſſen Rezenſion von Leſſings Schauſpiel „die Juden" in Schutz genommen hatte, in ſeiner theatraliſchen Bibliothek abdrucken und ſchickte das Heft an Michaelis mit einem Briefe, in welchem er eine höchſt ehrenvolle Charakteriſtik von dem Verfaſſer gab, in dem er nichts Geringeres, als „einen zweiten Spinoza aber ohne deſſen Irrthümer" zu erblicken glaubte.[1]) Ebenſo ließ er ohne Mendelsſohns Wiſſen deſſen Erſtlingsſchrift, die „Philoſophiſchen Briefe" drucken, und wie groß auf dieſelben nach Form und Inhalt Leſſings Einwirkung geweſen ſein muß, ſieht man am beſten daraus, daß ſelbſt ein ſo feiner Kritiker und Verehrer Leſſings wie Michaelis dieſe Briefe, welche anonym erſchienen waren, für eine Arbeit Leſſings halten konnte.

Durch Leſſing wurde Mendelsſohn ſpäter mit Nicolai bekannt, und bald geſtaltete ſich zwiſchen den drei jungen Männern, die damals obenein dicht bei einander wohnten, ein enger Zuſammenhang. Mendelsſohn pflegte Leſſing in ſeiner Wohnung am Nikolaikirchhofe früh Morgens, ehe er in ſein Geſchäft ging, von 7—9 Uhr

1) Werke XII. S. 27.

regelmäßig zu besuchen und philosophische und literarische Gegenstände mit ihm durchzusprechen. Besonders war es das Interesse an der englischen Literatur, in welcher die Bildung Mendelssohns wie Nicolai's vorzugsweise wurzelte, welches Lessing mit beiden verband und bald zu gemeinsamer Thätigkeit veranlaßte. Er schrieb mit Mendelssohn zusammen die Schrift „Pope ein Metaphysiker,“ [1]) durch welche eigentlich eine ungereimte Preisaufgabe der Berliner Akademie verspottet wurde, die einen Dichter für einen systematischen Philosophen gehalten hatte. Wenn diese Schrift auch nicht das Aufsehen erregte, welches die Verfasser sich davon versprachen, so empfand doch die Akademie den Stich sehr wohl, und Lessing begann jetzt auch in der höheren Berliner Gelehrtenwelt ein mit Furcht vermischtes Aufsehen zu erregen. Beausobre nannte ihn in einem Briefe an Gottsched einen ecrivain mordant, dem man „einige Lehren“ geben müsse, und ein anderer Akademiker, Sulzer, sprach seinen Unmuth gleichfalls in vertrauten Briefen gegen Freunde aus. Er schrieb an Bodmer: „Lessing ist ein Mischmasch von Gutem und Schlechten und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeiten, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen, denn es scheint, als ob er sich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm sein, wenn er sich etwas einließe.“ — Lessing und sich fürchten! Man erstaunt, wenn man diese Aeußerungen akademischen Hochmuths liest, die offenbar verächtlich herabsehen auf Lessings Verkehr mit Schauspielern, Juden und unstudirten Literaten wie Brückner, Mendelssohn und Nicolai, lauter Leute, die der damalige Pedantismus des zünftigen Gelehrtenthums noch ungleich tiefer unter sich achtete als der heutige, und die eben deshalb Lessing

1) Vergl. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts I. S. 239.

gerade vorzugsweiſe zu ſeinem näheren Umgang wählte. Leſſing erſcheint ferner in Sulzers Augen, wie wir ſehen, bereits als das Haupt einer eigenen Schule, einer Berliner Literaturpartei; und allerdings wäre ihm nichts leichter geweſen, als ſich zu einem ſolchen Parteihaupte zu machen, hätte nicht ſein freier ſelbſtſtändiger Geiſt, dem alles Cliquen- und Sektenweſen lebenslang zuwider war, ihn davor bewahrt. Vielmehr regte ihn die Wirkung auf andere, zu der er jetzt durchgedrungen war, nur dazu an, ſich ebenſowohl in Gemeinſchaft mit, als im Gegenſatze zu ihnen nur deſto freier fortzubilden. [1])

Die Zeit dieſes zweiten Berliner Aufenthalts war überhaupt eine glückliche und fröhliche Zeit in Leſſings Leben. Die erſten bedeutenden Erfolge ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, die Anerkennung der beſten Zeitgenoſſen, die Freundſchaft und der perſönliche Verkehr mit jungen ſtrebenden Männern und geiſtreichen Frauen [2]) und die geiſtige Anregung, welche aus demſelben hervorging, verbunden mit dem erſten friſchen Frühlingshauche, der das geiſtige Leben der Nation und ihre Literatur zu durchwehen begann, — dies Alles vereinigte ſich mit Jugend und Jugendmuth, mit dem Gefühle der Kraft und Geſundheit und mit dem freudigen Bewußtſein, für ſeinen Lebensgang den richtigen Weg trotz aller Hinderungen verfolgt und eine Zukunft von grenzenloſem Horizonte vor ſich zu haben. Von dieſer glücklichen Stimmung giebt auch der Plan eines burlesken Heldengedichts Zeugniß, welchen Leſſing mit Nicolai entwarf, dem er die Ausführung in Knittelverſen überließ. Es war eine Satire gegen Gottſched und deſſen Verfolgung der Klopſtock'ſchen Poeſie. Gottſched war als ein literariſcher Don Quixote dargeſtellt, der als fahrender Ritter, mit ſeinem Leibpoeten und Schützlinge Schönaich als Schildknappen, Deutſchland durchzog, um die Feinde der wahren Poeſie,

1) Danzel I. 275.
2) Werke XII. 36.

die Seraphe und Engel, welche durch Klopſtock in die Welt gekommen, zu vertilgen, wobei es denn an den lächerlichſten Abenteuern nicht fehlte, die durch Zeichnungen von Leſſings Freunden Meil und Breitenbauch humoriſtiſch illuſtrirt werden ſollten. Man kann den ergötzlichen Entwurf in einer Anmerkung von Nicolai zu dem erſten Briefe von Mendelsſohn an Leſſing nachleſen. [1])

Das Intereſſe an der engliſchen Literatur, welches Leſſing mit ſeinen beiden Berliner Freunden verband, hatte ihn indeſſen zu einer dramatiſchen Schöpfung angeregt, für welche ihm das zerſtreuende Berliner Leben nicht Ruhe genug gewährte. Es war das bürgerliche Trauerſpiel Miß Sara Sampſon, zu deſſen Ausarbeitung er ſich mitten im Winter zu Anfang des Jahres 1755 auf acht Wochen nach Potsdam in die Einſamkeit eines Gartenhauſes zurückzog. Doch ehe wir uns zur Betrachtung dieſes wichtigſten dramatiſchen Werks aus Leſſings Jugendperiode wenden, wollen wir zuvor auf die früheren Leſſingſchen Dramen dieſer Periode einen überſchauenden Blick werfen.

Zweites Kapitel.

Dramatiſche Jugendarbeiten.

Die ſieben Jugenddramen Leſſings, von denen er ſelbſt jedoch zwei, die Luſtſpiele „Damon“ und „die alte Jungfer“, ſchon wenige Jahre nach ihrer Abfaſſung vollſtändig verwarf und aus der Sammlung ſeiner Schriften ausſchloß, gehören ſämmtlich ſeiner erſten Leipziger Lebensperiode, ſowie den unmittelbaren Nachwirkungen derſelben an.

---

1) Werke XIII. S. 6 u. 7.

Dieſe damals auf der Bühne wie von der Kritik mit größtem Beifall aufgenommenen Luſtſpiele waren ſchon am Ende von Leſſings Laufbahn veraltet und theilweiſe von der Bühne verſchwunden. Während die dramatiſchen Werke ſeiner gereiften Periode, ſeine Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weiſe, noch immer zu den Zierden unſerer Schaubühne und zu den Schätzen unſerer Literatur zählen, ſind jene Jugendarbeiten heutzutage einer völligen Vergeſſenheit anheimgefallen, aus der ſie erſt der Literaturforſcher wieder hervorgezogen hat, dem wir die wichtige Einſicht in das Verhältniß des jugendlichen Leſſing zu ſeinem Vorgänger Gottſched verdanken. Es iſt von Danzel mit überzeugender Gründlichkeit nachgewieſen worden, daß Leſſing ſelbſt über dies Verhältniß keineswegs im Klaren und weit davon entfernt war, ſich einzugeſtehen, daß die ganze dramatiſche Thätigkeit ſeiner erſten Periode auf einem Grunde und Boden ruhe, den erſt der von ihm ſo bitter und nicht immer ganz gerecht angegriffene Leipziger Altmeiſter der damaligen deutſchen Literatur eben ſo mühſam als verdienſtlich bereitet hatte.

Gottſched hatte den Muth gehabt, ſeine Reform der deutſchen Literatur aus dem Prinzipe der formalen Bildung auch auf das am meiſten verrohete Gebiet des Theaters und der dramatiſchen Dichtkunſt auszudehnen, und es war ihm gelungen, beide durch Würde des Inhalts und der Form auf eine Stufe zu erheben, auf der die Bühne als Ausdruck der Bildung und der guten Geſellſchaft jener Zeit gelten und die Theilnahme derſelben beanſpruchen durfte. Das Mittel, deſſen er ſich dazu bedient hatte, war die Verpflanzung der franzöſiſchen Kunſtform, beſonders in der von ihm ſeinem Zwecke gemäß vorzugsweiſe kultivirten Tragödie, auf deutſchen Boden. Wie er die Tragödie, ſo hatte ſeine berühmte Frau, Victoria Gottſched, eine geborene Kulmus aus Danzig, die Komödie übernommen. Sie hatte Molière's Miſanthropen in Proſa überſetzt, den „poetiſchen Dorfjunker" von Deſtouches auf die Bühne gebracht

und in drei Original-Luſtſpielen ſich zum Theil an Motive des naturaliſtiſchen Dänen Holberg [1]) angelehnt. So geiſtlos roh und proſaiſch auch dieſe Stücke der Gottſched waren, ſo ſtanden doch ihre Schüler und Nachfolger, die Mylius, Krüger, Gellert, Schlegel und wie ſie ſonſt heißen, meiſt noch weit unter ihr. Die Darſtellung der gemeinſten Wirklichkeit mit ſatiriſcher oder moraliſcher Tendenz, wo in der Regel der Schmutz brutaler Schlechtigkeit das Komiſche vertritt, iſt der Inhalt dieſer Stücke, von deren Art und Weiſe die beiden von Leſſing ſelbſt ſpäter verworfenen Dramen ein ungefähres Bild geben können.

Auf ſolchem Boden erwuchſen Leſſings erſte dramatiſche Verſuche. Sie ſtanden äußerlich noch ganz auf dem Gottſched'ſchen Standpunkte. Die Form iſt die von Gottſched eingeführte franzöſiſche, die Einheiten der Zeit und des Orts ſind ängſtlich beobachtet; die Hauptcharaktere abſtrakte Schemen ohne alle Individualiſirung oder nationale Färbung, die übrigen Perſonen ebenfalls mehr oder weniger konventionelle Typen und Masken. Selbſt die Namen derſelben, der Damon, Valer, Adraſt, Theophan u. ſ. w., ſind nach franzöſiſchem Vorgange aus dem Alterthume entlehnt, und es war ein außerordentlicher Fortſchritt, als Leſſing ſpäter zuerſt moderne Namen in das Drama einführte, ein Fortſchritt zur lebendigen Individualiſirung, der ein ganz neues Prinzip vertritt.

Aber dennoch beſtand ſchon in Leſſings erſtem Auftreten ein wichtiger Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Vorgängern. Bei Gottſched war das Drama nur Mittel zur Förderung eines prinzipiellen Zweckes, für Frau Gottſched nur Mittel zu moraliſcher Unterweiſung geweſen. Sie hatten, der eine ſeine Tragödie, die andere ihre Luſtſpiele, ohne inneren poetiſchen Trieb, gleichſam nur zur Vervollſtändigung der deutſchen Literatur gemacht. Leſſing aber dichtete ſeine Dramen aus innerem Drange, er dichtete ſie im

1) Prutz, Holberg S. 131. 222.

unmittelbaren Zusammenhange mit der Bühne und für die Schauspieler, von denen er seinerseits zu lernen beflissen war. Diese Jugendversuche waren erweckt worden durch sein Studium der römischen Lustspieldichter, zumal des Plautus, und der kernige Witz, der lebendige Dialog dieses Dichters waren nicht ohne Einfluß auf Lessings dramatischen Stil geblieben, während er zugleich früh eingesehen hatte, daß die Handlung, der lebendig bewegte und wohl motivirte Verlauf der Begebenheit, welche die „Fabel" bildet, im Drama das Wesentliche sei. Nach allen diesen Seiten hin stehen diese jetzt vergessenen dramatischen Jugendarbeiten Lessings dennoch bereits hoch über allen seinen deutschen Vorgängern und Zeitgenossen, sowie auch darin, daß er mit seinen Dramen wie mit dem „jungen Gelehrten" und dem „Freigeist" an die Wirklichkeit eigener äußerer und innerer Erlebnisse anzuknüpfen und die wichtigsten Fragen des Lebens und der Wissenschaft in sie hinein zu arbeiten suchte. Auf gleichem Boden mit jenen stand er nur dadurch, daß auch er sich der Kunstform nach ganz an die französischen Muster anschloß, und selbst wo er seine Stoffe aus der alten Lustspieldichtung oder aus dem Englischen Drama entlehnte, dieselben auf den Boden der französischen Kunstform verpflanzte. [1]) Aber schon der französische Lustspieldichter, an den er sich vorzugsweise anschloß, der naturalistische Marivaux, aus dem er gleich in seinem ersten Stücke, in dem jungen Gelehrten, die stehende Figur der Lisette, des intriguanten, schnippischen und pfiffigen Kammermädchens, entlehnte, war ein Revolutionair in den Augen Gottscheds und der Gottschedianer, und Lessing, der seine Weise nachahmte, war für sie ein Herostrat gegen den Wunderbau der altklassischen französischen Komödie.

Wir haben früher gesehen, wie Lessing gleich in seinem dramatischen Erstlingswerke „der junge Gelehrte" auf Leben und

1) Dies Alles findet man entwickelt und nachgewiesen bei Danze I. S. 130—162.

Erfahrung zurückging.[1]) Daſſelbe iſt der Fall mit einem zweiten Stücke, der Freigeiſt. Auch in dieſes Stück hat der jugendliche Leſſing ſein ernſteſtes Denken und Sinnen und ſeine inneren und äußeren Erlebniſſe hineingearbeitet; denn wir haben ſchon früher bemerkt, wie nahe ihn der hier bearbeitete Stoff perſönlich berührte.[2]) Die Fabel des Stücks iſt kurz dieſe. Der Freigeiſt Adraſt hält alle Geiſtlichen für Schurken und Heuchler. Er hat auch einige üble Erfahrungen mit ihnen gemacht, in welche Leſſing gewiſſe Ereigniſſe, die ſeine eigene Familie betrafen, verwebt hat.[3]) Von dieſer Anſchauungsweiſe ſoll er nun bekehrt werden, und zwar iſt es Theophan, ein junger frommgläubiger Geiſtlicher, aber zugleich ein eben ſo moraliſch ehrenhafter und duldſamer Charakter, der durch ſein Benehmen den Freigeiſt zu dem Eingeſtändniſſe bringt, daß er mit ſeiner Anſicht: die gläubige Frömmigkeit erziehe ſelbſt in den Geiſtlichen nur Heuchler und Schelme, ein ſchweres Unrecht begangen habe. Die Bedienten beider Hauptperſonen ſind jeder als die Carrikatur ſeines Herrn gezeichnet. Johann, der Diener des Adraſt, iſt ein ganz gewöhnlicher Schuft, der die freigeiſteriſche Aufgeklärtheit ſeines Herrn dadurch praktiſch macht, daß er aus ihr die Lehren des gemeinſten Egoismus zieht, weder an Gott noch an den Teufel zu glauben ſich anſtellt, und doch mitten in ſeinen atheiſtiſchen Prahlereien durch einen Scherz der Liſette zum Glauben an beide zurückgebracht wird. Martin, der Bediente Theophans, dagegen iſt ſeinerſeits eine lebendige Darſtellung der ſtupiden Verdammer im Sinne der gegen Aufklärung und Freigeiſterei fanatiſch eifernden Paſtoren. Das Ganze ſchließt mit einer Doppelheirath, und das Grundthema iſt nicht, wie Danzel meint, die Lehre von der Feindesliebe, ſondern die Ausführung des Satzes: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Mit dieſem Stücke hatte der junge Leſſing zugleich ein ſeinem Vater

1) S. oben S. 26 u. S. 41.
2) S. oben S. 64.
3) Werke I. S. 423 verglichen mit Leſſings Leben von Karl Leſſing. I. S. 180.

gegebenes Wort eingelöst, und ohne Zweifel wird der wackere Pastor primarius wenigstens diese „Komödie“ nicht ohne Wohlgefallen gelesen haben. Von einigen didaktischen Längen abgesehen, ist der Dialog sehr lebendig und die Zeichnung der beiden Bedientenfiguren in der fünften Scene des zweiten Akts verräth eine Kraft drastisch witziger Charakteristik, um die ihn mancher heutige Lustspieldichter zu beneiden haben dürfte. Zugleich aber ist dies Drama insofern ein Vorläufer zu einem der vollendetsten dramatischen Werke der reifen Periode Lessings, als in dem Freigeiste wie in der Minna von Barnhelm das Tüchtige und Ehrenhafte eines Standes als solchen, im Gegensatze zu der bisher allein üblichen Verspottung ganzer Stände durch die Komödie, zum Gegenstande der Behandlung gemacht erscheint.

Während Lessing so in diesen beiden Stücken sich dem Stoffe nach ganz auf dem Boden seiner Zeit und seiner eigenen unmittelbaren Lebenserfahrung bewegt, ist dagegen das dritte von Lessing allerdings in späterer Zeit mehrfach umgearbeitete Stück: Der Misogyn (Weiberfeind) ein reines Produkt der Anregung durch römische und griechische Lustspieldichter, verbunden mit einer episodischen Entlehnung aus dem Französischen. Ein weiberfeindlicher Vater will seinen Sohn Valer nicht die schöne Hilaria heirathen lassen. Diese verkleidet sich als Mann und wird so als ihr eigener Bruder Lelio in das Haus des Weiberfeindes eingeführt, den sie für sich einzunehmen und schließlich durch List dahin zu bringen weiß, daß er die Heirath geschehen läßt. Mit dieser Intrigue parallel läuft eine zweite, vermöge deren die Tochter des Weiberfeindes, Laura, mit ihrem Geliebten Leander durch die List eines alten Advokaten verbunden wird, der den Weiberfeind beredet, Leanders Unglück zu machen, der obenein einen Prozeß, den er mit dem Weiberfeinde hat, verloren geben will, wenn er die Hand der Tochter erhält. Eine komische Episode bildet die Verliebtheit Laura's in den Pseudo-Lelio, die allerdings dadurch, daß sie sogar bis zum

Aufgebenwollen des Verlobten führt, vielleicht das Maaß des Erlaubten überschreitet.

„Die Juden" sind ein reines Tendenzdrama, der Zweck ein durchaus moralischer: Bekämpfung des damals noch in seiner ganzen Stärke gegen das unterdrückte Volk selbst in dem Reiche Friedrichs des Großen herrschenden Vorurtheils. Nach dieser Seite hin ist das Stück, in welchem ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmüthigster Feindesliebe giebt, der würdige Vorbote des Nathan. Lessing, der auch bei seinen dramatischen Arbeiten vielfach sittliche Zwecke verfolgte und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen strebte, hatte in Berlin Gelegenheit genug, die Verachtung zu gewahren, mit der Sitte und Gesetz das Volk verfolgten, dem zwei seiner nächsten Freunde, Mendelssohn und Gumperz, angehörten, und der letztere dürfte ihm nach Mendelssohns Aeußerungen als Portrait für seinen Juden gedient haben. Michaelis tadelte das Stück in seiner Kritik vom ästhetischen Gesichtspunkte aus. Er fand mit Recht die Figur und die Handlungsweise des Juden nicht hinreichend motivirt, die Absichtlichkeit zu willkürlich und die Handlung zu unwahrscheinlich. Aber es war ein kühner Gedanke des Jünglings Lessing, einem Vorurtheile so öffentlich entgegenzutreten, dem selbst ein philosophischer König, wie Friedrich der Große, noch unterworfen war, einem Vorurtheile, dessen über das ganze Volk ausgesprochenes Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten und Besten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne, zu gestatten schien. Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Hasse gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Noch zwanzig Jahre nach Lessings „Juden" scheute ein Schlözer sich nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub öffentlich vorzuwerfen. Man muß die damalige Gesetzgebung und den aus ihr hervorgehenden Zustand der Juden selbst

unter der Herrschaft des aufgeklärtesten Königs seiner Zeit kennen, um es zu begreifen, was edle, nach Bildung strebende Mitglieder dieses Volks, wie Lessings Freunde, Mendelssohn und Gumperz, bei den Ausstellungen empfanden, welche selbst ein Michaelis gegen das Lessingsche Stück erhob. Die hierüber von Lessing selbst gemachten Mittheilungen [1]) sind von kulturgeschichtlichem Interesse, wie das Lessing'sche Drama selbst, das die erste in Deutschland erhobene Stimme war für dieses Volk, das damals selbst in Preußen und Berlin noch der ersten Menschenrechte entbehrte, dessen Ehen und Kindererzeugung nicht minder wie sein Broderwerb den strengsten Beschränkungen grausamer Gesetze unterlagen, welche selbst den „Schutz" nur auf ein einziges Kind zu übertragen gestatteten, und den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er passirte, seinen Leib wie eine Waare zu verzollen. Lessings Stück, so schwach es uns jetzt erscheint, übertraf dennoch nicht nur alle damaligen deutschen Dramen; es war auch zugleich eine große sittliche That im Interesse der befreienden Humanität.

Ueber den Rest der Lessing'schen Jugenddramen können wir uns kürzer fassen. Die „alte Jungfer" ist eine reine Plattheit, eine Verhöhnung der bürgerlichen Närrinnen, die sich mit ihrem Gelde einem verkommenen adligen Schuldenmacher an den Hals werfen. Der „Schatz", eine Nachbildung des Plautus, lehnt sich ganz an diesen an, und ist trotz des sichtbaren Strebens, dem antiken Vorbilde mehr Handlung und eine genauere psychologische Motivirung zu geben, doch ohne Frage dem Gehalte nach das unbedeutendste unter Lessings dramatischen Erstlingsversuchen.

Die Fragmente und unvollendeten Entwürfe von Trauerspielen stehen nach Form und Inhalt ebenfalls noch ganz auf französischem Standpunkte. Nur das Trauerspiel „Henzi", das den Untergang des Berner Patrioten Samuel Henzi behandelte, den im Jahre 1749

1) Werke IV, 217—224.

die Berner Ariſtokratie enthaupten ließ, war ein wahrhaft kühner Wurf. Denn hier wagte Leſſing ſich, wie keiner ſeiner Vorgänger gethan, an einen hiſtoriſchen Stoff der unmittelbaren Gegenwart und an die großen Gegenſätze der bürgerlichen Freiheit und der privilegirten Despotie, deren Kampf vierzig Jahre ſpäter ein ſo welterſchütterndes Schauſpiel liefern ſollte. Er hielt ſich ſtreng an die geſchichtliche Wahrheit und behielt ſelbſt die Namen der bei dem Vorgange betheiligten Perſonen bei. [1]) Trotz der Unbehülflichkeit der ſchleppenden Alexandriner und der genauen Beibehaltung der herkömmlichen Einheiten des Orts und der Zeit, ſieht man doch, daß in dieſem Fragmente, welches ein allgemeines Aufſehen erregte, ein neuer freierer Geiſt die erſten Flügelſchläge verſucht. Es iſt dies derſelbe Geiſt, der wenige Jahrzehnde ſpäter aus den Reihen jener ehrerbietigen Schüler des deutſchfranzöſiſchen Pedantismus, deſſen Vertreter Gottſched war, die unſterblichen Begründer unſerer klaſſiſchen National-Literatur, Leſſing an ihrer Spitze, hervorgehen ließ. Die Einwirkung Shakſpeare's, deſſen Julius Cäſar Leſſing in dem erſten Jahre ſeines Berliner Aufenthalts (1749) durch die ſehr treue Ueberſetzung des früheren Preußiſchen Geſandten in England, v. Borck, kennen gelernt hatte [2]), iſt deutlich ſichtbar. Sie zeigt ſich auch in den Bruchſtücken und Entwürfen anderer Trauerſpiele, in dem „befreiten Rom“ und dem „Alcibiades in Perſien“, ja ſelbſt unter den Gedichten dieſer Periode iſt die kurze, mit einer ironiſchen Wendung ſchließende Charakteriſtik der wider Cäſar verſchworenen vier Republikaner [3]) Brutus, Caſſius, Decimus und Cimber auf dieſe Anregung durch Shakſpeare zurückzuführen. Dennoch war es nicht Shakſpeare und das ältere engliſche Drama, an welches Leſſing mit der letzten und bedeutendſten ſeiner dramatiſchen

1) Werke IV, 330—344.

2) Danzel: Gottſched und ſeine Zeit, S. 148, giebt Proben von dieſer in Alexandrinern verfaßten erſten Ueberſetzung des Shakſpeare'ſchen Werks.

3) Werke I, 66—67.

Jugendarbeiten; mit der Miß Sara Sampſon, anknüpfte, ſondern eine Erſcheinung der engliſchen Literatur, die ſeinem eigenen Auftreten unmittelbar vorangegangen war: der engliſche Familienroman und die bürgerliche Tragödie.

Drittes Kapitel.

Miß Sara Sampſon und die bürgerliche Tragödie.

Auch Leſſings Miß Sara Sampſon iſt jetzt vergeſſen und verſchollen, aber dennoch bezeichnet dies von der Bühne verſchwundene und kaum noch von einem Literaturfreunde geleſene Werk einen Markſtein in der Entwicklung nicht nur des Dichters ſelbſt, ſondern unſerer ganzen nationalen Literatur.

„Die engliſche Literatur", ſagt Danzel, „iſt der Stab geweſen, an welchem ſich die deutſche den größten Theil des vergangenen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis ſie endlich im letzten Viertel deſſelben hinlänglich erſtarkt war, um nicht nur allein ſtehen, ſondern auch der bisherigen Ernährerin friſche Lebensſäfte mittheilen zu können." Das neue Element, das von England her in Deutſchland eindrang, verjüngend und belebend „wie ein Hauch friſcher Seeluft, der durch die ſchwülen Gaſſen einer dichtbevölkerten Stadt weht", war die Aufforderung, aus der Verknöcherung der Formen und konventionellen Regeln zurückzukehren zu Natur und Freiheit.

Leſſing war der Erſte, der dieſer Aufforderung folgte, und das erſte Werk, mit dem er es that, iſt ſeine Miß Sara Sampſon.

Vergegenwärtigen wir uns den Zuſtand der deutſchen poetiſchen Literatur zu der Zeit, als Leſſing auftrat. Sie ſtand ganz unter der Herrſchaft der altfranzöſiſchen poetiſchen Literatur, der Renaiſſancepoeſie, welche die romaniſchen Völker, vermöge ihrer inneren

natürlichen Verwandtſchaft mit dem Geiſte der neuentdeckten antiken Literatur, zu einer Kunſt des Styls im Sinne der Antike geſchaffen hatten. In Deutſchland hingegen, wo die nationale Poeſie abgeblüht und die volksthümliche Bildung in der Gräuelzeit des dreißigjährigen Krieges zertreten war, fand ein ſolches Verhältniß nicht ſtatt. Die Literatur, welche das Jahrhundert vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis auf Leſſings erſtes Auftreten in Deutſchland entſtehen ſah, war eine Literatur der gelehrten Bildung und gelehrter Tendenzen, die ſo wenig mit dem eigenthümlichen Geiſte des Volks und ſeiner Sprache einen Zuſammenhang hatte, daß man vielfach ſelbſt in fremden Sprachen, in der lateiniſchen und franzöſiſchen, ſchrieb und dichtete. Ebenſo verpflanzte man um dieſe Zeit die romaniſche Renaiſſancepoeſie nach Deutſchland, in welcher man die antike Poeſie, deren Werke in ganz Europa als unübertreffliche und allein nachahmungswerthe Muſter galten, ſo zu ſagen aus zweiter Hand erhielt. Aber wie ſich Eines nicht für Alle ſchickt, ſo verloren in Deutſchland dieſe Nachahmungsverſuche all den Reiz und Schwung und alle die Wärme des Lebens und der Empfindung, die ſie bei den dem antiken Kunſtgeiſte verwandten romaniſchen Nationen an ſich trugen. Die Renaiſſancepoeſie verknöcherte in Deutſchland ganz und gar zu ſtarrem geiſtloſem Formalismus. Dies tritt am augenfälligſten hervor im Drama. Gottſched hatte Bühne und Drama durch Hülfe der Renaiſſancepoeſie aus der Rohheit erhoben und der Bildung angenähert. Das war eine verdienſtliche That, aber dem Drama einen Gehalt zu geben, ging weit über ſeine Kräfte. Leſſing, der dies zuerſt verſuchte, ſtand doch, wie wir geſehen haben, mit ſeinen erſten Dramen noch durchaus auf dem Boden der franzöſiſchen Renaiſſancepoeſie und ihrer Formen und Regeln. Aber ſchon hier regt ſich in ihm der revolutionaire Drang. Er durchbricht mit ſeinem Henzi zwei weſentliche Geſetze des Kunſtſtyls der vornehmen dramatiſchen Renaiſſancepoeſie: das Geſetz, welches für die Tragödie ferne Zeiten, und jenes andere, welches für

die Helden derſelben Heroen, Könige und Fürſten verlangte, indem er einen hiſtoriſchen Vorgang der unmittelbaren Gegenwart, den politiſchen Reformverſuch einer ſchweizeriſchen Gemeinde, und ſchlichte Bürger einer kleinen Republik in Scene ſetzte. Noch ein Schritt weiter, und der Anfang der literariſchen Revolution, durch welche er der Befreier Deutſchlands von der Renaiſſancepoeſie und der Begründer der freien Poeſie werden ſollte, war gemacht.

Leſſing that dieſen Schritt. Er ſchrieb ſeine Miß Sara Sampſon, die erſte bürgerliche oder vielmehr die erſte Familien-Tragödie der deutſchen Literatur. Die Anregung dazu gab ihm das Studium der engliſchen Literatur, in welcher die Styltheorie der franzöſiſchen Renaiſſancepoeſie niemals feſte Wurzel gefaßt und die Tragödie ſchon ſeit Shakſpeare ihre Stoffe ohne Unterſchied aus allen Kreiſen des Lebens entnommen hatte.[1]) Die vorzugsweiſe ſogenannte „bürgerliche Tragödie“ entſtand in England zu derſelben Zeit, wo in Frankreich das rührende oder ſogenannte „weinerliche Luſtſpiel“ aufkam, und Leſſing, der ſeine Augen überall hatte, ſprach ſich in ſeiner Theatraliſchen Bibliothek über beide Neuerungen aus,[2]) während er ſich bereits mit dem Entwurfe zu ſeiner Miß Sara trug. Zwei wichtige Erſcheinungen der Zeit ſind es, an welche er ſich mit dieſem Werke anlehnte: der berühmte engliſche Familienroman Clariſſa, und das Drama „der Kaufmann von London“ von Georg Lillo. In Beiden hatte ſich die Poeſie auf das Gebiet der Moral des bürgerlichen Lebens begeben und die inneren Zuſtände der Familie von ihrer ernſten und tragiſchen Seite aufgefaßt. Leſſings ſcharfer Blick ſah hier plötzlich das langerſehnte Neubruchsfeld für die dramatiſche Poeſie eröffnet, und er zögerte keinen Augenblick, es anzubauen. Es iſt ein Irrthum Danzels, wenn er Leſſings Miß Sara Sampſon,

1) Vergl. Hettner, Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, I. S. 494, und die vortreffliche Darſtellung des bürgerlichen Drama's in England, S. 491 ff. — Danzel I, 296 ff.

2) Werke IV. S. 109 ff.

in welcher er ein Werk ganz neuer Gattung und eine durchaus eigenthümliche Auslegung des Princips dieser Dichtungsart so richtig erkennt, als eine Zusammensetzung aus den Grundmotiven der beiden obengenannten englischen Dichtungen bezeichnet. Das Stück ist vielmehr durchaus Original in Fabel und Ausführung, wenn auch Namen und Sitten aus dem Englischen entlehnt sind und das Ganze auf dem Boden englischer Zustände spielt.

Die Klippe für das bürgerliche Trauerspiel liegt in der äußern Unschränktheit seiner Personen durch das Gesetz, dem sich die Leidenschaften der Heroen, Könige und Fürsten und Aller, die auf der Menschheit Höhen wandeln, eben vermöge ihrer äußern Stellung zu entziehen vermögen. Die Reinigung der Leidenschaften, die sich in der höheren Tragödie durch die eigne Natur der sittlichen Conflicte vollzieht, und „das große gewaltige Schicksal",

„welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt",

sie werden in den niedern Sphären bürgerlicher Zustände nur zu leicht hinabgezogen zu der Prosa des gemeinen Kriminalverbrechens und zu der Ausgleichung durch Galgen und Rad, wie sie jene erste bürgerliche Tragödie des Engländers Lillo denn auch in Wirklichkeit aufzeigt; und an die Stelle der poetischen Gerechtigkeit im Sinne innerlicher Lösung des tragischen Conflicts tritt die nackte Moraltendenz der Abschreckungstheorie. Lessing hat später in der Hamburger Dramaturgie das bürgerliche Trauerspiel im Gegensatze zu dem heroischen unter Berufung auf einen Ausspruch Marmontels mit nicht ganz zureichenden Gründen vertheidigt (VII, S. 62 ff.); ja er ist so weit gegangen, es für etwas Gleichgültiges und Nebensächliches zu erklären „welchem Stande die leidenden Personen in der Tragödie angehören". Es war das Mißverständniß eines aristotelischen Ausspruchs, was ihn zu dem Irrthume verleitete, den Satz aufzustellen: das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, müsse natürlicher Weise am tiefsten in unsre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid

hätten, so hätten wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht mit Königen". Diese Ansicht, welche zugleich eine Schranke in Lessings Geiste anzeigt, und nach der es konsequenterweise für die verschiedenen Stände der Menschen auch verschiedene Tragödien geben müßte, braucht heutzutage nicht mehr widerlegt zu werden. Sie hing mit einer Schwäche der Zeitrichtung, mit jener Vorliebe für das Rührende, zusammen, auf deren Standpunkt der Dichter der Miß Sara Sampson sich selber noch befand.

Das Große in Lessings Leistung war, daß er die bürgerliche Tragödie stofflich von jener Prosa des kriminalistischen Elements befreite, daß er ein neues, ihr eigenes Gebiet tragischer Conflicte auffand. Indem er in das Innerste des Familienlebens, in das Tiefste der individuellen Seelenzustände, Kämpfe und Verirrungen hineingriff, gewann er auch für die niederen Sphären des Menschenlebens ein Feld, wo sich der absolute Werth, die Freiheit, die souveräne Unumschränktheit des Individuums geltend machen konnte, die der Tragödie nothwendig ist. Dieses Feld aber ist die Familie. Denn nur auf dem Boden der Familie und in den Beziehungen des Herzens kann auch der bürgerlich eng umschränkte Mensch frei, souverän, Held sein.

Der Inhalt von Lessings Miß Sara Sampson ist folgender: Mellefont, ein junger reicher Wüstling, der ein großes Vermögen im Verkehr mit vornehmen Wüstlingen und galanten Frauen durchgebracht hat, faßt zuletzt eine Leidenschaft für die Tochter eines Baronets Sir William Sampson, die mit Eheversprechen und Entführung aus dem Vaterhause endet. Zwar liebt er seine Sara wirklich, aber seine Verbindung mit ihr durch die religiöse Weihe, nach welcher das unglückliche Mädchen dringend verlangt, zu legitimiren, hindern ihn zwei Umstände. Er hat sein Vermögen durchgebracht und sieht sich deshalb auf eine Erbschaft angewiesen, deren Erhebung testamentarisch mit einer Heirathsklausel verknüpft ist. Er thut allerdings Schritte, diese Klausel mit Aufopferung eines Theils der Erbschaft

Digitized by Google

zu beſeitigen, aber dennoch iſt es ihm auch mit der Ehe ſelbſt nicht ganz Ernſt, nicht darum, weil er Sara nicht nach ihrem vollen Werthe liebt, ſondern weil er überhaupt durch das lange ungebundene Leben — er iſt ein Dreißiger — eine Scheu gegen den äußern Zwang, gegen das „Soll“ der Ehe hat. Aber er iſt außerdem auch anderweit gebunden. Er hat zehn Jahre lang in den Feſſeln einer jungen ſchönen, mit allen Künſten der Koketterie vertrauten Wittwe, einer Dame der großen Welt, gelebt, von der er ſich nur in Folge jener Leidenſchaft für Sara getrennt hat. Miſtriß Marwood iſt darüber außer ſich gerathen. Mellefont hat ſie nicht nur verlaſſen und „einer Laune“ geopfert, er hat ihr ſogar die Tochter entriſſen, die ſie ihm geboren, und das zehnjährige Kind in eine Penſion gebracht. Die Marwood weiß ſich wieder in den Beſitz des Kindes zu ſetzen, und zugleich den Aufenthaltsort des ungetreuen Liebhabers auszukundſchaften, gegen den ſie allerdings in einem gewiſſen Rechte iſt, wenn ſie ältere Anſprüche geltend macht, zumal da ſie ihn auf ihre Art noch liebt, und jedenfalls ſeinen Namen als Deckmantel ihrer bürgerlichen Ehre und geſellſchaftlichen Stellung nicht miſſen will. Sie reiſt ihm mit der Tochter nach, und bringt zugleich Sara's Vater auf die Spur ſeiner entflohenen Tochter. Bei der erſten Begegnung gelingt es ihr, durch die Rolle großmüthiger Aufopferung und zärtlicher Liebe, unterſtützt durch die Bitten des Kindes, einen Eindruck auf das ſchwache Herz Mellefonts zu machen, ja, ſie hat ihn faſt ſchon wieder zu ſich zurückgeführt, als bald darauf ſein Gewiſſen erwacht. Er erklärt ihr ſeinen feſten Entſchluß, ſich von ihr zu trennen, trotzt ihren Medeadrohungen, die ſelbſt bis zu einem Mordverſuch gegen ihn gehen, geſtattet ihr aber endlich, da ſie ſich beſiegt und gedemüthigt ſtellt, ihrem Wunſche gemäß, wenigſtens ihre Nebenbuhlerin zu ſehen, und derſelben unter dem Namen einer ſeiner Verwandten zu nahen. Die Marwood hat darauf gerechnet, Sara durch Eröffnungen wahrer und falſcher Art von Mellefont zu trennen. Als ihr dies fehl ſchlägt, iſt ihr einziger Gedanke: Rache. Und

Digitized by Google

ſo vergiftet ſie ihre in Ohnmacht gefallene Nebenbuhlerin, indem ſie der Kammerjungfer derſelben ſtatt eines niederſchlagenden Pulvers ein Giftpulver unterſchiebt, das ſie urſprünglich für ſich ſelbſt beſtimmt hatte. Dann entflieht ſie, ihr und Melleſonts Kind zum Schutze gegen Verfolgung als eine zweite Medea mit ſich nehmend, und Melleſont, der in demſelben Augenblicke, wo der verſöhnte Vater Sara's ihn als Sohn begrüßt, die Geliebte ſterben ſieht, erſticht ſich an ihrer Leiche, ebenſowohl im Uebermaße des Schmerzes, als wie er ſehr unpaſſend hinzuſetzt: „um ſich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen."

Wir brauchen uns bei den Fehlern und Schwächen des Stücks nicht lange aufzuhalten. Sie liegen offen zu Tage, nicht nur in einzelnen Rohheiten der Sprache,[1]) in der oft langweiligen Breite der abſtrakten moraliſchen Reflexionen und des deklamatoriſch ſalbungsvollen Kanzeltons, in der weichlichen Haltung wie in der „raffinirten ſelbſtquäleriſchen Caſuiſtik" der verführten Tochter, — lauter Dinge, die an den Ton des Richardſonſchen Romans erinnern, — ſondern auch in gewiſſen Schwächen der Kompoſition ſelbſt, in welcher dem Zufalle ein zu abſichtlicher Spielraum der Entſcheidung durch die unmotivirte Unvorſichtigkeit Melleſonts gelaſſen wird. Die Weinerlichkeit endlich, der große Nachdruck, der auf „das Rührende" gelegt wird, dieſer hochgeſteigerte Empfindungston, der uns jetzt bei dem kräftigen und nüchternen Leſſing ſo wunderlich anmuthet, das alles erklärt ſich aus dem Umſtande, daß das Rührende das Stylprincip der Zeitrichtung war, dem Leſſing huldigte, und das er ſich dann auch mit ſeiner Mitleidstheorie nach Ariſtoteles theoretiſch zurechtlegte und begründete. Aber dies Alles wird überwogen durch die prinzipielle Bedeutung des Werks, das mit einem Schlage den Zauberbann der Renaiſſancetragödie zerbrach, und dem

1) Dahin gehören z. B. Ausdrücke wie „Niederträchtige", „Weibsbild" (S. 30. 31) deren ſich Melleſont gegen Marwood bedient, und die Rohheit, mit welcher er die Mutter ſeines Kindes in Gegenwart des letzteren „die Schande ihres Geſchlechts" nennt.

Inhalt wie der Form nach — denn Leſſings Miß Sara iſt in Proſa geſchrieben — einer ganz neuen Gattung der dramatiſchen Poeſie freie Bahn eröffnete. Wenn auch die neugewonnene Freiheit noch nicht vollſtändig war, wenn auch dieſe erſte deutſche Familientragödie noch nicht unſer deutſches, ſondern fremdes Leben mit fremden Sitten, Zuſtänden und Namen, und in einer ſelbſt noch fremde Färbung tragenden Sprache vorführte: ſo war doch mit dieſer Dichtung Leſſings ganzer bisheriger Standpunkt vollſtändig überwunden und die Möglichkeit gegeben, zehn Jahre ſpäter durch die Minna von Barnhelm auch jenen letzten Reſt der Abhängigkeit von fremden Elementen abzuſtreifen.

Aber auch abgeſehen von ſolcher hiſtoriſchen Bedeutung war dieſe Dichtung nach allen Seiten hin ein großer Fortſchritt, und die Bewunderung, die ſie bei den Zeitgenoſſen erregte, wohl begründet. Zum erſtenmale ſah man hier in einer Tragödie, die ganz ausſchließlich ſich auf dem Gebiete des einfach Menſchlichen, der Wirklichkeit des täglichen Lebens bewegte, individuelle mit feiner Menſchenbeobachtung ausgeſtattete Charaktere ſtatt abſtrakter Schemen von Tugend und Laſter, hörte man eine Sprache, die ſtatt des hohlen Stelzenpathos des Alexandriners die naturwahre Energie der wirklichen Leidenſchaft und den Ton charaktervoller Beſtimmtheit hatte. Und wenn in Mellefont das Urbild der beliebten Goetheſchen halben Charaktere, der Clavigo, Weißlingen, Fernando u. ſ. w., mit einer bewundernswürdigen Kunſt ausgeprägt erſcheint, ſo iſt der Charakter der Marwood, nach welcher das Stück eigentlich heißen ſollte, eine Geſtalt von ſolcher Großartigkeit, wie ſie auf dieſem Gebiete ſeitdem kaum wieder erreicht worden iſt. An dieſen Charakter hätte ein Bearbeiter des Stücks, das in ſeiner urſprünglichen Geſtalt allerdings nicht mehr aufführbar iſt, anzuknüpfen, um mit geringer Mühe ein Drama von großer Wirkung auch für die heutige Bühne herzuſtellen.

Während Leſſing damit beſchäftigt war, die letzte Hand an ſeine

Dichtung zu legen, befand sich gerade die Ackermannsche Schauspielergesellschaft in Berlin, wo sie vom 29. Mai bis zum 7. Juni Vorstellungen auf dem Rathhause gab.[1]) Der Besuch war indessen so gering, daß Ackermann, welchem Lessing sein Stück übergeben hatte, sich nicht entschließen mochte, dasselbe in Berlin zur Aufführung zu bringen. Diese erfolgte daher am 10 Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin sich Lessing selbst begab, um sein Werk in Scene zu setzen und die Proben zu leiten. Gleichzeitige Briefe von Freunden und Feinden des Dichters bezeugen die außerordentliche Wirkung, welche das Stück auf die Zuschauer übte. „Sie saßen", wie Ramler an Gleim schreibt, „vier Stunden wie Statuen, und zerflossen in Thränen." Es ist interessant, daß dieselbe Truppe wenige Tage darauf den „Kaufmann von London" spielte, und also den Zuschauern die Gelegenheit bot, das verwandte englische mit dem deutschen Stücke zu vergleichen. Der später so berühmte Schröder, damals ein zehnjähriger Knabe, trat in der Mädchenrolle der Arabella auf.[2]) Ackermann spielte den Mellefont, den später Eckhoff übernahm, und Brückner zu einer seiner Lieblingsrollen machte.

So war denn mit Lessings Miß Sara das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutschland gegeben und zugleich die Reihe derjenigen tragischen Stoffe eröffnet, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorzugsweise behandelt wurden.[3]) Wie für die deutsche dramatische Literatur, so war auch für die deutsche Schauspielkunst dies Werk Lessings das Ei des Kolumbus. Indem er die Prosa, den schlichten natürlichen Ausdruck für edle ernste Vorgänge einführte und den ersten großen Erfolg des deutschen Drama's auf das stärkste Gefühl im Leben des deutschen Volks, auf das Familien-Interesse gründete, wies er den Schauspieler auf die Naturwahrheit der Empfindungen und des Ausdrucks hin, stellte er

1) Schröders Leben von Mayer I. S. 28.
2) Schröders Leben von Mayer II. S. 140.
3) Gervinus V, 372.

ihm zum ersten Male die Aufgabe, ganze Menschen und naturwahre Charaktere darzustellen, „in denen die Verschmelzung der Gegensätze zu einem Individuum alle Feinheit der Charakteristik herausforderte.“ [1]) So ward er auch für die deutsche Schauspielkunst der Befreier von den Fesseln des Herkommens und der angelernten fremden Convention.

Der demokratische Zug und Drang, welcher sich in der Erscheinung des bürgerlichen Familiendrama's kundgiebt, entging dem scharfen Auge Goethe's nicht, als er das Lessingsche Stück zu denjenigen rechnete, „welche den Werth des mittlern und des unteren Standes zur Anschauung zu bringen dienten.“ Der dritte Stand begann Interesse an sich selbst zu finden, sich und seine Geschicke der höchsten Form poetischer Darstellung werth und würdig zu achten. England, Frankreich und Deutschland zeigen in dieser Beziehung dasselbe Schauspiel, und wohl kann man sagen, daß die literarische Revolution gegen die Fürsten und Könige der Renaissancetragödie eines der Vorspiele war, die der politischen Revolution gegen die Könige und Fürsten der Wirklichkeit bedeutungsvoll vorangingen.

Viertes Kapitel.

Ein Reiseversuch und seine Folgen.

Der Erfolg seiner Miß Sara Sampson auf dem Theater wie in der Kritik erweckte bei Lessing aufs Neue die Sehnsucht nach einer Verbindung mit der lebendigen Bühne, die er in Berlin seither schmerzlich entbehrt hatte.

---

1) Vergl. die vortreffliche Schilderung von Ed. Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Th. II. S. 125—128.

Denn dieſe erſte Stadt Norddeutſchlands, der Königsſitz des großen Friedrich, hatte vor hundert Jahren noch kein deutſches Theater! Leſſing hat dieſen Zuſtand in einem ſeiner Literaturbriefe mit grellen Farben geſchildert.[1]) Des Königs Vorliebe für franzöſiſche Literatur und franzöſiſches Theater hielt jeden Aufſchwung deutſcher Schauſpielkunſt in ſeiner Hauptſtadt zurück. Um die Zeit von Leſſings erſtem und zweitem Aufenthalte in Berlin herrſchte dort ein wüſtes Theatertreiben unſtät herumziehender Schauſpielerbanden in ärmlichen Buden, von deren Vorſtellungen ſich alles, was auf Bildung Anſpruch machte, fernhielt. Selbſt die Ackermann'ſche Geſellſchaft konnte dort im Jahre 1755 nur ſieben Vorſtellungen zu Stande bringen. Die Schönemann'ſche Geſellſchaft, welche ſeit 1743 ein Generalprivilegium für Preußen beſaß, hatte einen ſtarken Rivalen an der Bande von Franz Schuch, welche von 1754—59 in einer Bretterbude auf dem Gensd'armenmarkt und ſpäter in dem heutigen Finanzminiſterium ihre rohen Stegreifkomödien und Harlekinaden ſpielte. So elend ſie waren, ſo wurden ſie doch von Leſſing fleißig beſucht, der hier zuerſt die Volkskomödie von Doktor Fauſt aufführen ſah, und ſogar für Madame Schuch 1754 einen Epilog dichtete (I, 209). Noch zehn Jahre ſpäter, als der Schauſpieldirektor Döbellin mit der Aufführung von Leſſings Minna von Barnhelm zuerſt das Intereſſe der Berliner für das vaterländiſche Drama erregte, war das Theater in Berlin um ein Vierteljahrhundert hinter den meiſten Städten Mitteldeutſchlands zurück, und erſt ſeit 1771 ward durch Koch daſelbſt zu einem ſtehenden deutſchen Theater wenigſtens der Grund gelegt.

Was Leſſing ſuchte, konnte er damals nirgends anders finden, als an dem Orte, wo ſeine theatraliſche Neigung und ſein Talent für das Drama zuerſt erweckt worden war, in Leipzig, dem Mittelpunkte der deutſchen Bildung und des Geſchmacks der damaligen

1) Werke VI. 213—214.

Zeit. Dort hatte seit 1751 der ihm von der Neuber'schen Gesellschaft her befreundete Schauspieler Heinrich Gottfried Koch ein eigenes Theater gegründet, und für dasselbe den genialen Schauspieler Brückner, einen feingebildeten, mit Lessing schon in Berlin eng befreundeten Mann gewonnen. Lessing verließ daher im Herbste 1755, seiner Gewohnheit nach ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, Berlin, und siedelte nach Leipzig über. Die deutsche Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben, das Drama zum würdigen Spiegelbilde der nationalen Bildung zu erheben, schien ihm nach dem so eben errungenen Erfolge mehr als je eine Lebensaufgabe, an deren Lösung er seine beste Kraft zu setzen entschlossen war. Er trat mit der Koch'schen Bühne in die engste Verbindung und lebte und webte ganz wie vor Jahren mit und unter den Schauspielern. Er ließ seine von Weisse verkürzte Sara aufs Neue aufführen und half seinem Freunde Brückner selbst die Rolle des Mellefont einstudiren. Er las die Lustspiele Goldoni's, der damals als Theaterdichter und Dramaturg in den Städten Oberitaliens umherzog, und fühlte sich auf's Neue zur dramatischen Produktion angeregt. Eins jener Lustspiele, l'Erede fortunata, eignete er sich sofort an, indem er es selbstständig bearbeitete. Koch sollte es noch vor dem Drucke aufführen. Zu fünf andern entwarf er den Plan. Indessen das erste Stück wurde nur bis zum Ende des zweiten Akts [1]), die andern gar nicht ausgearbeitet, da Lessing sich während des Drucks der „glücklichen Erbin" mit seinem Leipziger Verleger überwarf und zugleich bald darauf eine Verbindung einging, welche seinem Leben auf mehrere Jahre hinaus eine völlig andere Wendung zu geben versprach.

Eine Natur wie die Lessings, die so ganz auf lebendige Anschauung und unmittelbare Erkenntniß des Lebens und der Welt gestellt war, mußte nothwendig von der lebhaftesten Begierde

1) Werke II. S. 473. 477.

erfüllt sein, Leben und Welt in größerem Umfange kennen zu lernen, als es ihm bis jetzt vergönnt gewesen war. In der That war Reiselust sein Leben lang ein hervorstechender Zug in Lessings Wesen. Schon in Berlin hatte er daher nicht übel Lust gehabt, einen Ruf an die neu errichtete Universität Moskau als Professor der deutschen Sprache und Beredtsamkeit anzunehmen [1]), da man in Berlin und in Deutschland nichts für einen Mann wie er, thun zu wollen schien. Glücklicherweise blieb diese Schmach wenigstens Deutschland erspart, da statt seiner vielmehr sein spezieller Gegner, der Gottschedianer Johann Gottfried Reichel, der Verfasser der Bodmerias, nach Moskau berufen wurde.

Aber Lessing war sechsundzwanzig Jahre alt, er war frei und ungebunden durch ein Amt, und zu einer festen Stellung, wie sie ihm genehm gewesen wäre, war keine Aussicht vorhanden. Umsomehr drängte es ihn, diese Freiheit zu nützen, und er zeigte sich bereit, einen Vorschlag Sulzers anzunehmen und als Hofmeister mit einem jungen Schweizer auf Reisen zu gehen, als ihm plötzlich in Leipzig selbst ein ungleich vortheilhafterer Antrag ähnlicher Art gemacht wurde.

Ein junger reicher Leipziger Patrizier, Winkler, Besitzer des stattlichen Hauses zur Feuerkugel, suchte einen Begleiter für eine dreijährige Europäische Bildungsreise. Man schlug ihm Lessing vor, und beide Theile gingen auf den Vorschlag ein. Lessing war überglücklich. „Ich muß zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein", schrieb er an seinen geliebten Freund Mendelssohn am 8. Dezember 1755. „Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, der ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf

1) Werke XII. 30.

die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorſchriften einer eigenſinnigen Familie, ſondern als der bloße Geſellſchafter eines Menſchen reiſen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reiſe ſo angenehm und nützlich zu machen, als ich ſie mir nur ſelbſt werde machen wollen. Es iſt ein junger Winkler, ohngefähr von meinen Jahren, von einem ſehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er ſich richten müßte. Er iſt geneigt, mir alle Einrichtung zu überlaſſen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiſet ſein."

Die Reiſe ſollte Oſtern 1756 angetreten werden. Bis dahin wollte er ſeine ſechs neuen Luſtſpiele beenden, und damit für's erſte ſeine dramatiſche Laufbahn beſchließen. „Ich muß eilen", ſchrieb er, „meine Kindereien vollends auszukramen; je länger ich damit warte, deſto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmal ſelbſt über ſie fällen dürfte." Man ſieht, er ſelbſt fühlte ſchon damals, daß dieſes Anſchließen an Goldoni gegen ſeine Miß Sara ein Rückſchritt, ein Rückfall in die alte konventionelle maskenartige Form des Luſtſpieldrama's war, für das er ſpäter mit ſeiner Minna der Reformator werden ſollte. Auch die mehrjährige Unterbrechung ſeiner angeſtrengten ſchriftſtelleriſchen Produktion war ihm erwünſcht. Es liegt ein tiefer Ernſt in den Worten, welche er in Beziehung darauf an Mendelsſohn richtete: „Sollte das Publikum mich als einen allzu fleißigen Schriftſteller ein wenig demüthigen wollen, ſollte es mir ſeinen Beifall auch deswegen mit verſagen, weil ich ihn allzu oft zu erhalten ſuchte, ſo will ich es auf der andern Seite durch das Verſprechen beſtechen: daß es von künftige Oſtern an drei ganze Jahre nichts von mir zu ſehen noch zu hören bekommen ſoll."

Bevor er jene Reiſe antrat, hatte er noch die Freude, ſeine Eltern nach achtjähriger Trennung wiederzuſehen. Er traf mit ihnen in Dresden zuſammen, wohin er auf einige Wochen gegangen war, um für ſeine Reiſe in den dortigen Kunſtſammlungen einige

Vorſtudien zu machen, während ſie ſelbſt ſich dorthin begeben hatten, um einen verſöhnenden Vergleich mit einem Freibergiſchen Prediger zu ſchließen, deſſen Paſtoralklugheit ſie um eine ganz anſehnliche Erbſchaft, ihre einzige Hoffnung in ihren armen Umſtänden, gebracht hatte. Leſſing mußte mit ſeinen Eltern nach Hauſe reiſen, und die Freude über das Wiederſehen des ſtattlichen Sohnes war ſo groß, daß man den zu Gottes Ehren getroffenen magern Vergleich nicht fühlte, in welchen der würdige Paſtor primarius blos aus dem Grunde gewilligt hatte, um nicht durch die Aufdeckung der ſchmählichen Betrügerei eines verwandten Amtsbruders ein nachtheiliges Licht auf den geiſtlichen Stand zu werfen. [1]) Von Kamenz ging Leſſing zurück nach Dresden, wo er Heyne, der damals noch Kopiſt auf der Brühl'ſchen Bibliothek war, kennen lernte, aber ſeinen ſpätern großen Mitſtrebenden Winckelmann, der damals gleichfalls dort lebte, und ſich bereits zu ſeiner italieniſchen Reiſe anſchickte, nicht ſah. In Leipzig benutzte er den Verkehr mit ſeinem alten Lehrer Chriſt gleichfalls zur Vorbereitung für ſeine kunſtwiſſenſchaftlichen Reiſezwecke, und trat dann am 10. Mai mit ſeinem Begleiter die Reiſe an.

Das nächſte Ziel derſelben war Holland. Man reiſte damals unendlich langſamer und beſchwerlicher, aber auch unendlich gründlicher, als wir heutzutage uns vorzuſtellen vermögen. Denn die Reiſenden brauchten nicht weniger als achtzig Tage, ehe ſie über Magdeburg, Halberſtadt, Braunſchweig, Hannover, Celle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leuwarden, Franeker, Harlingen und die Süderſee am 29. Juli Amſterdam erreichten, von wo aus Leſſing ſeinem Vater einen kurzen Reiſebericht ſandte. [2]) Leider iſt das Tagebuch dieſer Reiſe, welches Leſſings Bruder noch beſaß, verloren gegangen, und wir ſind daher

1) Karl Leſſing I. S. 182—183.
2) Werke XII. 43.

außer Stande, über die Interessen, welche Lessing auf dieser Reise vorzugsweise verfolgte, Ausführlicheres zu berichten. Nur das wissen wir, daß er alle Kunstsammlungen fleißig besuchte, und seinen Begleiter dazu vermochte, eine reiche Folge von Kupferstichen anzukaufen. Auch die dramatischen Interessen begleiteten ihn auf dieser Reise. Er lernte in Hamburg den größten deutschen Schauspieler seiner Zeit, Konrad Eckhof, persönlich kennen und bewundern, und versprach ihm beim Abschiede, ein Stück Weisse's für ihn zu bearbeiten; [1]) und in einem Briefe, den er aus Embden an seinen Berliner Freund Nicolai richtete, kündigte er demselben an, daß er ihm eine Anzahl Bemerkungen über das bürgerliche Trauerspiel, die er unterwegs niedergeschrieben, senden werde. Von Amsterdam aus wurden Reisen in die bedeutendsten Städte der vereinigten Provinzen unternommen, und man war eben im Begriffe, nach England hinüberzugehen, als die Nacheicht von dem Einfalle des Preußenkönigs in Sachsen Lessings Reisegefährten in der Mitte des Septembers zur schleunigen Rückkehr nach Leipzig bewog, wo bereits in seinem Hause der preußische Kommandant General Hausen sein Quartier genommen hatte.

Lessing war über diese Wendung der Dinge um so untröstlicher, als sich dadurch das ganze auf vier Jahre berechnete Reiseprojekt, auf das er so große Hoffnungen gebaut hatte, zu zerschlagen drohte, wie es sich denn auch wirklich zerschlug. Anfangs zwar hoffte er immer noch, daß sein Genosse die Reise nach einigen Monaten von Neuem beginnen werde, und blieb deshalb vor der Hand in Leipzig, so widerwärtig ihm auch dieser Zustand der Ungewißheit war. [2]) Er sollte ihm bald noch mehr verleidet werden. Noch Ende November glaubte er an die Wiederaufnahme der Reise, deren nächstes Ziel jetzt England sein sollte. Er meldet dies seinem

1) Weisse's Selbstbiographie, S. 37.

2) Werke XII. 45—46. Er hielt sich deshalb auch in der ersten Zeit dort „ganz incognito" auf. XII. 85.

Freunde Nicolai mit den merkwürdigen Worten: „Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerm Freunde (Mendelsſohn) zubringen, als in England. Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann.“ [1]) Auch in einem Briefe an denſelben Freund vom 29. März des folgenden Jahres (1757) iſt noch von der Reiſe die Rede. Aber ſchon im Mai denkt Leſſing daran, wieder nach Berlin zurück zu gehen. In der That hatte ſein Gefährte nicht nur die ganze Reiſe aufgegeben, ſondern was ſchlimmer war, die politiſchen Verhältniſſe Sachſens hatten auch einen vollſtändigen Bruch zwiſchen ihm und Leſſing herbeigeführt.

Die Sache war dieſe. Leſſing, ſo viel Urſache er auch perſönlich hatte, den Ausbruch eines Krieges zu verwünſchen, der ihm einen wichtigen Lebensplan ſo unerwartet durchkreuzte, war doch zu einſichtsvoll und zu frei geſinnt, um in das allgemeine Geſchrei der Verwünſchung des großen Königs und ſeiner Unternehmungen einzuſtimmen, das ihn in dem mit Einquartierung und ſtarken Kontributionen heimgeſuchten Leipzig überall umgab. Er ſuchte vielmehr ſeinen Standpunkt über den ſtreitenden Parteien zu behaupten; und während man ihn in Berlin für den Verfaſſer einer Preußenfeindlichen Broſchüre hielt, die ihrem wirklichen Autor Heyne in dem von Preußen beſetzten Dresden große Gefahr bereitete, ſchrieb man ihm in Leipzig die Autorſchaft einer andern gegen das Sächſiſche Intereſſe gerichteten Flugſchrift zu, wodurch er bei dem patriotiſchen Theile ſeiner Landsleute in ſehr üblen Ruf kam. [2]) Beides war nun freilich unrichtig. Allein gewiß iſt es, daß Leſſing in ſeinen Tiſchgeſprächen öfters nicht nur lebhaft für Preußen Partei nahm, ſondern auch ſeinen neu gewonnenen Freund, den preußiſchen Major Kleiſt und andere preußiſche Offiziere in die Tiſchgeſellſchaft

1) Werke XII. 59.
2) Werke XII. 76.

Digitized by Google

einführte, in welcher er mit Winkler zu ſpeiſen pflegte. Dies bewog den letzteren, der ein beſchränkter Kopf und nebenbei ein eingefleiſchter Sachſe geweſen zu ſein ſcheint, mit Leſſing offen zu brechen. Er kündigte ihm die Wohnung in ſeinem Hauſe auf und verweigerte ſogar die Zahlung einer kontraktlich für den Fall des Aufgebens der Reiſe zugeſicherten Entſchädigungsſumme von ſechshundert Thalern. Leſſing ſah ſich gezwungen, einen Prozeß anzuſtrengen, der erſt nach ſieben Jahren endgültig zu ſeinen Gunſten entſchieden wurde, was indeſſen damals für ein Wunder von Beſchleunigung galt.[1])

Fünftes Kapitel.

Literariſche Brodarbeiten. Unterſuchungen über das Drama.

Inzwiſchen befand ſich Leſſing zu Leipzig nach jenem Bruche in einer ſehr ſchlimmen Lage. Das Theater war durch den Krieg zerſprengt und an eine Wiederaufnahme ſeiner dramaturgiſchen Intereſſen nicht zu denken. Die Ausſicht auf eine vierjährige ſorgenfreie Studienzeit war gleichfalls dahin, und die Vortheile ſeiner Verbindung mit Winkler hatte er ſeiner Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Die Noth zwang ihn, da er es nicht über ſich gewinnen konnte, Anträge von Hauslehrerſtellen anzunehmen, zu literariſchen Brodarbeiten zu greifen. Er überſetzte Hutcheſons Sittenlehre der Vernunft und Richardſons Sittenlehre für die Jugend, ja ſelbſt auf Veranlaſſung ſeiner frommen Schweſter ein Erbauungsbuch, Law's „Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen Leben". Dieſe ganze Zeit vom Mai 1757 bis zum Mai 1758 war eine ſchwere

1) Karl Leſſing I. 187.

Zeit für ihn. Er gerieth in harte Noth und es gab Stunden, wo er des bittern Unmuths nicht Herr werden mochte, daß der König, den er als den größten seiner Zeit verehrte, sich so gar nicht um ihn kümmerte.[1]) Seine Freunde Kleist, Gleim und Sulzer wendeten vergebens alle Mühe auf, ihm eine feste Anstellung als Bibliothekar in Berlin, ja selbst im Verwaltungsfache, als Kriegsrath, zu verschaffen. Es schien ihnen eine Schande für Preußen, einen Mann wie Lessing nicht für sich zu gewinnen. „Es wäre nicht erlaubt", schrieb der treffliche Kleist an Gleim, „wenn wir Herrn Lessing zum zweiten Male wegen Mangel an Unterhalt aus unserm Lande ließen." „Arbeiten Sie doch mit daran", heißt es in einem zweiten Briefe, „daß unser lieber Lessing endlich einmal eine Versorgung erhält. Er ist sehr zu bedauern; so ist es noch keinem von meinen Freunden ergangen." Auch Sulzer „bejammert" es, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige, was er für sich verlangt, unmöglich wird".[2]) Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß Preußen und sein großer Friedrich weder jetzt noch später die Ehre zu gewinnen wissen sollten, zu der Eroberung Schlesiens auch die des größten deutschen Geistes hinzuzufügen!

In Lessings eignen Briefen aus dieser Zeit findet man freilich kaum eine Spur seiner gedrückten Lage. Sein stolzer Geist, von der Energie der Jugend unterstützt, verschmähte es, über persönliche Nöthen solcher Art zu klagen, und wenn man seine damals an Mendelssohn und Nicolai geschriebenen Briefe liest, so glaubt man einen Menschen zu sehen, der in sorgenfreiester Muse nur die idealsten Interessen der Philosophie und Kunst verfolgt.

In der That war es unter dem schwersten Drucke seiner äußeren Verhältnisse, daß er zuerst sich theoretisch mit den wichtigen

1) Man vergl. den Brief an Ramler. Werke XII. 85, und den Entwurf zu der schwermüthigen Ode „Mäcen". (Werke I. S. 208.)

2) Vergl. Danzel I. S. 331—32.

Fragen über das Weſen und die Beſtimmung des Drama's beſchäftigte, die er bisher nur einzeln und vorübergehend neben ſeiner produktiven Thätigkeit auf dieſem Gebiete angeſtreift hatte.

Die Veranlaſſung dazu gab ein Aufſatz über das Trauerſpiel, mit welchem Nicolai ſeine neubegründete Zeitſchrift, die Allgemeine deutſche Bibliothek eröffnet hatte. Das Weſentliche des dadurch angeregten brieflichen Ideenaustauſches läuft etwa auf folgende Reſultate für Leſſings damaligen äſthetiſchen Standpunkt hinaus. Er vertheidigte zunächſt gegen Nicolai die Anſicht von dem moraliſchen Zwecke des Trauerſpiels im Sinne des Ariſtoteles durch die Erregung des Mitleidens im Zuſchauer; denn „der mitleidige Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen Arten der Großmuth, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden am meiſten aufgelegt“. Das Mitleiden, die Rührung wird dann in den Briefen an Mendelsſohn, der den Gegenſtand aufnimmt, als weſentliche Wirkung der Tragödie gefaßt, und damit nicht nur das auf Bewunderung gebaute franzöſiſche Trauerſpiel verworfen, ſondern zugleich als das einzige wahre, ſeinem Begriffe und ſeinem Zwecke entſprechende Trauerſpiel dasjenige hingeſtellt, welches Leſſing ſelbſt im Anſchluß an die in der neueren engliſchen Literatur vorherrſchende Gefühlsrichtung zuletzt kultivirt hatte, das bürgerliche Familientrauerſpiel, die in jeder Scene Rührung und Mitleid erregende Gattung, welcher Miß Sara Sampſon angehörte. Endlich erklärt ſich Leſſing gegen den auf Illuſion beruhenden äſthetiſchen Genuß. Der Begriff der Illuſion und ihrer Wirkung iſt, daß uns die von der Kunſt dargeſtellten Gegenſtände als wirkliche erſcheinen. Leſſing aber erklärt ganz im Gegentheil: der äſthetiſche Genuß beſtehe eben darin, daß wir bei Wahrnehmung des Eindrucks, den die dargeſtellten Gegenſtände in uns hervorrufen, von ihnen ſelbſt als wirklichen vollkommen abſtrahiren. [1])

Wie dieſe Briefe als die Vorläufer zur Dramaturgie gelten

1) Danzel I. S. 360.

können,[1]) so erscheinen die hier angeregten ästhetischen Gedanken zugleich als Vorläufer des Grundgedankens der Kantschen Schönheitslehre. Während Lessing aber solchergestalt sich selbst über die wesentlichsten theoretischen Prinzipien derjenigen Dichtungsgattung, die ihn bisher am meisten beschäftigt hatte, klar zu werden bestrebt war, arbeitete er ganz im Stillen bereits den Plan zu einem Werke aus, mit welchem er diese Prinzipien aufs neue praktisch zu bewähren gedachte. Dieses Werk war kein geringeres als Emilia Galotti.

Nicolai hatte gerade um diese Zeit in Verbindung mit Mendelssohn seine berühmte literarische Zeitschrift, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" gegründet und am Beginne derselben einen Preis auf das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzt. Bekanntlich gewann denselben der junge Dichter von Cronegk, der jedoch noch vor der Entscheidung starb, mit seiner Tragödie „Kodrus". Das zweite des Druckes werthgeachtete Trauerspiel war der „Freigeist" eines anderen jungen Adligen, von Brawe, der nicht lange darauf ebenfalls starb. Lessing hatte an beiden Preisarbeiten großen Antheil genommen, ja er hatte sogar den Verfasser der letzteren bei seiner Arbeit wesentlich gefördert, während das Werk des ersteren ihn einen Augenblick angeregt hatte, denselben Stoff, mit dem er selbst sich schon früher getragen, wieder aufzunehmen.[2]) Statt aber diesen Entwurf auszuführen, entschloß er sich, mit einem neuen Drama in die Schranken zu treten. Er hielt jedoch seine Absicht so geheim, daß selbst seine vertrautesten Freunde in Leipzig, Kleist und Weiße, nichts davon erfuhren. Während der letztere glaubte, Lessing habe alles Interesse am Theater verloren, schrieb dieser, der solche Mystificationen mitunter liebte, an Mendelssohn nach Ber-

1) Die Correspondenz über dieses Thema beginnt mit dem Briefe Nicolai's an Lessing vom 31. August 1756 (XIII. 24) und endet mit dem Briefe Mendelssohns an Lessing vom 14. Mai 1757 (XIII. 56).

2) Werke XII, 110.

lin:[1]) „es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele, welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte;“ und einige Monate ſpäter ſchrieb er an Nicolai[2]) über denſelben Gegenſtand und bat ihn, die Preisaufgabe für ein Trauerſpiel zu wiederholen, weil dann ſein junger Dichter mit ſeiner Arbeit fertig zu werden hoffen dürfte, „von dem ich mir“, ſetzt er ſcherzend hinzu, „nach meiner Eitelkeit viel Gutes verſpreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Süjet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant macht. Er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt als ihr Leben, für ſich tragiſch und fähig genug ſei, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgt. Seine Anlage iſt nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſoviel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Süjets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben.“

Man ſieht, wie tief Leſſing damals von der Idee der Familientragödie ergriffen war. Er gab darüber den früheren Plan einer Bearbeitung der hiſtoriſchen Virginia auf, von dem ſich in ſeinem Nachlaſſe noch ein Bruchſtück fand (Werke II. 472). Das neue Stück ſelbſt wurde freilich erſt funfzehn Jahre ſpäter ausgeführt; denn für

1) XII. 100.
2) XII. 104 und 105.

jetzt fehlten dem Dichter in seiner Lage Stimmung und Muße zur Vollendung. Seine Lage in Leipzig ward immer drückender und unbehaglicher. Die Koch'sche Schauspielergesellschaft war durch den Krieg von Leipzig fortgesprengt, und so fehlte Lessing die Aufmunterung der lebendigen Bühne, deren er so sehr bedurfte. Auch der Kreis von Freunden, der sich um ihn gebildet hatte, löste sich mehr und mehr auf. Brawe starb, Ewald ging nach England; Weisse konnte ihm auf die Dauer den Verkehr mit den Berliner Freunden nicht ersetzen. Es blieb ihm nur der liebenswürdige Kleist übrig, mit dem er eine der engsten Freundschaftsverbindungen seines ganzen Lebens geschlossen hatte.

Schon als er in Potsdam seine Miß Sara schrieb, hatte Kleist, der damals dort lebte, seine Bekanntschaft zu machen gewünscht. Jetzt fand ihn Lessing krank in Leipzig, wohin er sehr wider seinen Willen als Major und Chef des Verpflegungswesens geschickt worden war. Ewald Christian von Kleist, geboren 1715, hatte zuerst in Königsberg Jura studirt, aber dabei vorzugsweise seine Neigung der alten und neuen Literatur zugewendet. Gegen seinen Willen durch die Familie gezwungen, die bürgerliche Laufbahn mit der militairischen zu vertauschen, war er zuerst in dänische, dann in preußische Kriegsdienste getreten, doch ohne dem Umgange mit den Musen zu entsagen. Sein Gedicht „der Frühling", anfangs anonym erschienen, hatte außerordentlichen Beifall erregt, und man versprach sich von dem Dichter bedeutende Leistungen. Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing; aber weder dieser Unterschied der Jahre, noch die Verschiedenheit des Standes hinderten das engste Aneinanderschließen dieser beiden Männer, deren gediegenes, heldenhaftes Wesen, deren Adel des Gemüths und Größe des Charakters sie eben so wie ihre literarischen und humanistischen Neigungen beide unwiderstehlich zu einander hinzogen. Kleist verdankte dem Umgange Lessings, der selbst noch in seinen eignen widerwärtigen Verhältnissen die Spannkraft seines Geistes und die Heiterkeit seines Gemüths be-

wahrte, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, die Geneſung von ſchwerer Krankheit. Leſſing ward ſein Berather bei den poetiſchen Arbeiten, mit denen ſich der thatendurſtige Kriegsmann die unfreiwillige Muße verkürzte, und die ſchöne Ode, welche Leſſing damals an ſeinen Freund richtete, [1]) giebt Zeugniß von dem innigen Verhältniſſe Beider, und von den großen Hoffnungen, welche Leſſing auf Kleiſts Begabung baute. Als der Letztere, der bei ſeinem Thatendurſte ſich ſehr unglücklich fühlte, in Leipzig bleiben und die Verwaltung des Lazareths übernehmen zu müſſen, ſtatt auf dem Schlachtfelde Lorbeeren zu erfechten, ſich einmal lebhaft gegen Leſſing über dies Schickſal beklagte, tröſtete ihn dieſer mit dem ſchönen Ausſpruche Xenophons: daß die Tapferſten immer auch die Mitleidigſten und Hülfreichſten ſeien. [2]) Der Umgang mit ihm war Kleiſts „einziges Vergnügen“ in Leipzig, und die Trennung von ihm — die eine ewige werden ſollte — zerriß ihm das Herz. „Ich habe mich“, ſchrieb er, als Leſſing Leipzig verlaſſen hatte, an Gleim, „ſo an ihn gewöhnt und habe ihn ſo lieb, daß mir iſt als ob er todt wäre oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre.“ Wir ſahen ſchon oben (S. 154), wie theilnehmend er ſich ſeinerſeits um die Verbeſſerung von Leſſings äußerer Lage bemühte. Jetzt, als er bald nach der Trennung von dem Freunde ſelbſt ins Feld gerufen ward, wo er auf dem Bette der Ehre bei Kunersdorf (24. Auguſt 1759) den Heldentod finden ſollte, trug er Gleim auf, aus ſeinem kleinen Vermögen von 1200 Thalern, das er bei demſelben hinterlegt hatte, zweihundert Thaler an Leſſing und Ramler zu vertheilen. Er hatte ſchon in Leipzig dem erſteren in der großmüthigſten und zarteſten Weiſe unaufgefordert ſeine Lage erleichtert, [3]) wie auch Mendelsſohns Hülfe dem Freunde nicht gefehlt hatte. Noch mehrere Jahre nach Kleiſts Tode machte es Leſſing

1) Werke I. 205—206. Vergl. Kleiſt's Leben von Körte S. 76.
2) Leſſing XI. 695.
3) Werke XII. 121.

glücklich, an einem Neffen des Freundes die empfangene Wohlthat reichlich vergelten zu können (XII. 148). Keines Freundes Verluſt hat ſpäter ſo wie Kleiſts früher Tod das Herz Leſſings erſchüttert.

Neben den bisher erwähnten Arbeiten förderte Leſſing während ſeines Aufenthalts in Leipzig auch das journaliſtiſche Unternehmen ſeines Freundes Nicolai, indem er theils den Druck der dort verlegten „Allgemeinen deutſchen Bibliothek“ leitete, theils auch die dafür eingeſandten Arbeiten redigirte und ſelbſt einige, wiewohl nicht eben bedeutende Beiträge zu derſelben lieferte. Er ließ die erſten Lieder des „preußiſchen Grenadiers“ (Gleim) in derſelben abdrucken und begleitete ſie mit einer kurzen Einleitung. [1]) Dieſe Lieder übten auf ihn eine bedeutende Einwirkung, und er fühlte ſich angeregt auf die alten Kriegslieder aller Art, auf Tyrtäus und das deutſche Heldengedicht zurückzugehen und eigene Entwürfe zu Oden an Gleim zu ſenden, [2]) unter andern auch den Entwurf zu einer Ode an den großen Preußenkönig, den er ſchon zwei Jahre früher in Berlin beſungen hatte. Aber ſeine Stellung in Leipzig ward, wie wir geſehen haben, grade auch durch ſeine politiſche Geſinnung immer unaushaltbarer. Er ſehnte ſich mehr und mehr nach Berlin zurück, „wo er nicht länger nöthig haben werde,“ wie er an Gleim ſchreibt, „es ſeinen Bekannten nur ins Ohr zu ſagen, daß der König von Preußen trotz alledem und alledem doch ein großer König ſei.“ [3]) Als nun vollends auch ſein geliebter Freund Kleiſt den Befehl erhielt, in kurzer Zeit mit ſeinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu ſtoßen riß das letzte Band, das ihn in Leipzig zurückhielt, wo ihm überdies die Nähe des Kriegsunheils ſchon lange zuwider war, [4]) und er verließ es am 4. Mai, um ſich aufs Neue nach Berlin zu begeben, wo ihn die dortigen Freunde ſchon lange mit Sehnſucht erwarteten.

1) Werke V. 77 ff. vgl. XII. 107.
2) XII. 82. 83. I. 205 ff.
3) XII. 82.
4) XII. 100.

Viertes Buch.

Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai 1758 bis Novbr. 1760.

Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.

Erstes Kapitel.

Gleim und Kleist.

Es war ein schwungvoll bewegtes Leben, das Lessing bei seiner Rückkehr nach Berlin begrüßte. Die Hauptstadt Preußens wie die ganze preußische Nation erschienen gehoben durch die Großthaten und den Heldenruhm ihres großen Königs, der geschmückt mit den Lorbeern von Lowositz, Prag und Roßbach, einer ganzen wider ihn vereinigten Welt in Waffen Trotz bot. Auch Lessing entzog sich dem allgemeinen Eindrucke nicht. Trotz seines vorherrschenden Weltbürgerthums fühlte er doch, daß sein Platz auf der Seite des Mannes sei, der, nachdem er das heimtückische Netz des sächsischen Verraths durchbrochen hatte, jetzt neben seinen eigenen politischen Zwecken auch für die Sache des Protestantismus, der Aufklärung und Geistesfreiheit gegen das österreichische Jesuitenthum und gegen russische Barbarei, wie für die Ehre deutscher Nationalität gegen eitlen französischen Hochmuth das Schwert führte. Waren doch alle seine Berliner Freunde, wie Mendelssohn, Ramler und Nicolai, enthusiastische Preußen; dichtete doch sein Freund Gleim seine begeisterten Grenadierlieder zur Verherrlichung des Königs und seines Heldenheeres, und kämpfte doch in dessen Reihen auch der Mann, dem Lessing die tiefste Liebe seiner Seele zugewandt hatte, Ewald Christian von Kleist, ein Sänger und ein Held zugleich.

Fast alle aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Lessings sind an

Digitized by Google

Gleim gerichtet, und faſt in allen finden ſich Hindeutungen, wenn auch nur kurze, auf die großen Kriegsereigniſſe der Zeit. Der Ueberfall von Hochkirch an dem für Preußen ſo verhängnißvollen ſechſten Tage des Oktober, erpreßte ihm freilich wie ſo Vielen den unmuthigen Ausruf: „Wie war es aber immer möglich, ſich von den Oeſtreichern überfallen zu laſſen!“ und er kann ſich kaum darüber zufrieden geben, daß „dem ſchläfrigen Daun ſo ein Streich gelingen mußte!“ Aber „der König hat ſelbſt bald beſſere Nachrichten verſprochen,“ und ſo hofft auch Leſſing mit ſeinen Freunden das Beſte und daß noch Alles glücklich enden werde;[1]) denn, wie er in der Vorrede zu Gleims Kriegsliedern ſagt: den Preußen ſind die Heldentugenden ebenſo angeboren, wie den Spartanern des Alterthums. Er läßt Gleims Grenadierlieder zuſammendrucken und beſorgt die Vertheilung von Exemplaren unter die Regimenter des preußiſchen Heeres. Er meldet, daß eine Anzahl derſelben in Muſik geſetzt ſei, und daß das Regiment, bei welchem ſein Kleiſt ſtand, bereits einen Marſch nach einem derſelben habe.[2]) Aber er kann auch hier den höheren weltbürgerlichen Standpunkt ſeiner Bildung nicht verleugnen. Ihm ſind die Ueberſchwenglichkeiten des Gleim'ſchen Patriotismus zuwider, und er will auch in dem poetiſchen Angriffe gegen den Kriegsfeind das Maaß der Klugheit, die weiter ſieht als auf den Augenblick, er will die Bildung der Humanität, die das Verfluchen und Verwünſchen „den Pfaffen überläßt“, bewahrt wiſſen, und ſo ändert er, was ihm in den Liedern des Freundes dieſes Maaß zu überſchreiten ſcheint.[3])

Nur um ſeinen Kleiſt war er bekümmert. Er kannte die nach Auszeichnung dürſtende Heldennatur ſeines Freundes, der, vielfach von ſeinem Könige zurückgeſetzt, vor Begierde brannte, durch kühne Thaten der Hingebung zu beweiſen, daß ſolche Zurückſetzung ihn unverdient betroffen. Kleiſt iſt vielleicht der einzige Mann, der auf

1) XII. 124. 134.
2) XII. 119. 124.
3) XII. 125. 127.

Leſſing durch ſein ganzes Weſen wie durch ſeine poetiſche Richtung einen Einfluß geübt hat, der um ſo größer war, je mehr Leſſing ſelbſt ſich dieſer edlen Mannesnatur voll Seelengröße und Einfachheit verwandt fühlte. Denn dieſer Dichter des Frühlings war eine Geſtalt, an deren männlichem Ernſte und antiker Simplizität ſich wohl ſelbſt ein Leſſing auferbauen konnte: ein Deutſcher vom Wirbel bis zur Zeh im beſten Sinne des Worts, und auch in der Poeſie mit deutſchem Ernſt auf Ausprägung dieſes nationalen Charakters hindrängend, ein Dichter, der die Tapferkeit und das kriegeriſche Heldenthum, die er beſang, gleich in der erſten Schlacht mit ſeinem Heldentode beſiegelte, getreu den Worten, die er in ſeinem herrlichen Gedichte an das Preußiſche Heer im zweiten Jahre des Krieges ſich ſelber zugerufen hatte:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich ſeh dich, ſtolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr oder Tod im raſenden Getümmel!

Er war der Theodor Körner des ſiebenjährigen Krieges, nur ohne alles romantiſche Schönthun mit Leier und Schwert. Denn während er wohl der einzige Offizier im Heere des großen Königs war, der mitten im Getümmel des Feldlagers den Muſen huldigte, verbarg er doch ſeine poetiſchen Beſtrebungen ſorgfältig vor den Augen ſeiner Standesgenoſſen, wie er denn auch trotz aller Bitten Leſſings nicht zu bewegen geweſen war, ſein Bild dem neuen Journale Nicolai's vorſetzen zu laſſen, um nicht „bei ſeinen Nebenoffizieren lächerlich zu werden, bei denen es, wie er an Gleim ſchrieb, für eine Art von Schande gelte, ein Dichter zu ſein.“ [1]) Kleiſt war es, an den Leſſing in Gedanken ſeine berühmten, bald zu erwähnenden Literaturbriefe richtete; er war es, deſſen Heldenhaftigkeit ihm zu ſeinem „Philotas“ die Farben lieh, wie er mit dieſem Gedichte ſelbſt

1) Werke XII. 80. 83.

Kleists Streben nach kerniger Gedrängtheit und Kraft zu dem seinigen machte; und im Umgange mit Kleist sind ihm die Anschauungen geworden, aus denen später die würdige Auffassung und Charakteristik des Soldatenstandes in der Minna von Barnhelm erwuchs. Kleists männlich offener und gerader Charakter, seine ernste Wahrheitsliebe und Erhabenheit über alle schwächliche Rücksicht persönlicher Eitelkeit waren es, die Lessings Verhältniß zu den beiderseitigen Freunden Gleim und Ramler, die für solche Rücksicht nur zu empfänglich waren, so lange jener lebte, aufrecht erhielten, da bei ihm ihre Klagen über Lessings Strenge des Urtheils kein Gehör fanden.

Es scheint, als ob sich Lessing einer Ahnung von dem Schicksale des geliebten Freundes nicht zu erwehren vermochte. „Was ich seinetwegen in Sorgen bin, kann ich nicht sagen!" schreibt er an Gleim, „ich fürchte, ich fürchte, er wird jetzt mehr zu thun finden, als er sich wünscht." Am 24. August 1759 kamen die ersten genaueren Nachrichten über die unglückliche Schlacht von Kunersdorf nach Berlin. Lessing erfuhr, daß sein Kleist verwundet und gefangen sei. Er schrieb an ihn über Danzig nach Frankfurt; er sorgte dafür, da er ahnte, daß er „von den Russen rein ausgeschält sein werde," daß ihm in Frankfurt und, falls er nach Preußen und Polen geführt werden sollte, in Danzig hinreichend Geld übermacht werde. Er schrieb an Freunde nach Frankfurt, um ihnen den Verwundeten dringend zu empfehlen. Als sieben Tage später die Nachricht eintraf, daß Kleist an seinen Wunden gestorben sei, kann er es nicht glauben. Er sucht sich und Gleim mit einer Namensverwechselung zu trösten. Es sei noch ein Major Kleist verwundet und gefangen worden, schreibt er an Gleim den 1. September 1759, „dieser wird gestorben sein und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen." Er will selbst nach Frankfurt mitten unter die Feinde eilen. „Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte

ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben nicht mehr ſehen, ſprechen und umarmen!“ —

Und als dann wenige Tage darauf die traurige Gewißheit anlangte, wie ergreifend in ſeiner großartigen Einfachheit iſt der Ausdruck ſeines Schmerzes über den Verluſt des unerſetzlichen Freundes! Keiner von allen Briefen zeigt ſo das ganze Herz des Mannes wie der, welchen er am 6. September an Gleim ſchrieb: „Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt, ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann daſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — ſehen Sie: manchmal verleitet mich der Schmerz auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drei, vier Wunden, warum ging er nicht! Es haben ſich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unſchimpflich bei Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man, aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll! Die Elenden, die ihn verſäumt haben! — Der Profeſſor Nicolai hat ihm eine Standrede gehalten; ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Die müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die das itzt im Stande ſind. Der Profeſſor will ſeine Rede drucken laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, Kleiſt hätte lieber noch eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen zu laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramler Verſe, die er mit ſeiner Rede zugleich will drucken laſſen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat und Sie erfüllen ſein Verlangen —

— liebſter Gleim, das müſſen Sie nicht thun! das werden Sie nicht thun!“ — Hier iſt der ganze Leſſing mit ſeinem tiefen, reinen und ſtarken Gefühle, mit der ganzen Energie ſeines Herzens, deſſen verklagender Aufſchrei zum erhabenſten Lobgedichte des verklagten Helden wird.

Leſſing hat für dieſen Verluſt nie mehr einen Erſatz bekommen. Aber heldenhaft wie ſein gefallener Freund, erhob er bald wieder ſein Haupt aus der tiefen Niedergeſchlagenheit, und wandelte ſeine große Ruhmeslaufbahn weiter, nicht Vergeſſenheit, aber Stärkung ſuchend und findend in der Arbeit für die Bildung ſeiner Nation.

Zweites Kapitel.

Die Literaturbriefe.

Schon in Leipzig ſahen wir, daß die Anregung der Gleim'ſchen Kriegslieder Leſſing auf das Studium der altdeutſchen Poeſie geführt hatte. Der Aufſatz über das Heldenbuch (XI, 30) war um dieſe Zeit begonnen worden, und er ſetzte in Berlin dieſe Studien fort, deren Ergebniſſe ihm ſpäter durch den Diebſtahl eines Bedienten verloren gingen, der viele ſeiner Bücher und Papiere als Makulatur verkaufte. Wenn die Reſultate dieſer Forſchungen auch jetzt ohne Bedeutung ſind, ſo iſt es doch ein Umſtand von hoher Wichtigkeit, daß er, der, wie Danzel bemerkt, „bis jetzt wie alle ſeine Zeitgenoſſen ſeine geiſtige Nahrung und Anregung einzig und allein aus den Werken der Alten und aus den modernen Literaturen gezogen hatte, die mehr oder weniger auf die Alten zurückgehen, jetzt für ächt nationale deutſche Poeſie Intereſſe faßte.“ Eine Frucht dieſes Intereſſes war die Bearbeitung und Herausgabe einer Auswahl von Sinngedichten des ſchleſiſchen Dichters Friedrich von Logau aus dem

ſiebzehnten Jahrhundert, die er nebſt Anmerkungen über die Sprache des Dichters im Verein mit Ramler unternahm. [1]) Daneben aber entwickelte er in dieſer Zeit eine außerordentliche Vielgeſchäftigkeit, und hatte er, wie Ramler ſchreibt, „die Hand in zehn Sachen auf einmal.“ Mit dieſem trat er damals in die engſte Verbindung. „Herr Ramler und ich“, ſchreibt er an Gleim, „machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie ſollen erſtaunen, was wir Alles geſchrieben haben. Beſonders ich! Ich ſchreibe Tag und Nacht, und mein kleinſter Vorſatz iſt jetzt, wenigſtens noch dreimal ſo viel Schauſpiele zu machen, als Lope de Vega. Eheſtens werde ich meinen Doktor Fauſt hier ſpielen laſſen.“ [2]) Man ſieht, er verlor das Drama, das ihm immer noch als der Kernpunkt nationaler Literatur erſchien, nicht aus den Augen. Wir werden auf ſeine Beſchäftigung mit der Fauſtſage, von der nur das bekannte dramatiſche Fragment übrig iſt, zurückkommen, ſowie auf das Trauerſpiel Philotas, das gleichfalls dieſer Periode angehört. Jetzt aber müſſen wir uns einem Unternehmen Leſſings zuwenden, das in unſerer deutſchen Literatur eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervor zu bringen beſtimmt war.

Dies Unternehmen ſind die berühmten Literaturbriefe. Nikolai hatte ſich durch äußere Verhältniſſe genöthigt geſehen, ſein in Leipzig erſcheinendes Journal, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, an Weiſſe abzugeben. Leſſing, der von Anfang an dies Journal nicht in ſeinem Sinne gefunden hatte, faßte jetzt den Gedanken, ein eigenes kritiſches Organ zu gründen, in welchem er mit ſeinen Freunden Mendelsſohn und Nikolai die neueſte deutſche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen wollte In der zwangloſen Form von Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier, — bei welchem Leſſing an ſeinen Freund

1) S. Werke Bd. V. Danzel I. 372—376.
2) XII. 119 vergl. 133.

Kleist dachte — wollte man die bedeutendsten, seit dem Beginne des Krieges hervorgetretenen Erscheinungen der Literatur besprechen. Diese Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Namen der Verfasser geheim bleiben. Solche Anonymität war damals sehr beliebt, und Lessing hielt in diesem Falle um so strenger darauf, je weniger er selbst den Schein eines ihm so verhaßten Partei- und Coterietreibens mit seinem Journale auf sich laden und dadurch die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen wollte. Daß er indessen die Seele des Ganzen war, fühlten namentlich seine Feinde und Neider, wie Gottsched und Klotz, instinktmäßig heraus, obschon Lessing selbst seine Betheiligung sogar gegen seine nächsten Freunde geheim hielt, und sein wahrer Antheil erst nach seinem Tode aufgedeckt wurde.

Die Literaturbriefe Lessings sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des achtzehnten Jahrhunderts. Entstanden in einer Zeit voll gehobener Stimmung der Gemüther, sind sie selbst in ihrer schwungvollen Kühnheit ein treues Spiegelbild dieser tapfern und kriegslustigen Zeitstimmung. In ihnen zuerst gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der literarischen Erscheinungen eingeht, und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werks bemißt. „Die Güte eines Werks", also lautete Lessings Grundprinzip für seine Kritik, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten." [1]) An diesem Satze bemessen, erscheinen ihm selbst die Beiträge seiner Mitarbeiter „noch lange nicht streng genug", während alle Welt über die strenge Kritik der Literaturbriefe Ach und

1) Werke IV. 39.

Wehe ſchrie. In der That ſtand Leſſing hier bereits auf einem Standpunkte, der ihn ſelbſt von ſeinen Freunden trennte. Sie begnügten ſich, in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gewiſſe allgemeine, aus den anerkannten Meiſterwerken, zumal den alten, abgezogene Regeln auf die beſonderen Fälle neuerer Produktionen anzuwenden. Leſſings Kritik dagegen war darauf gerichtet: das eigne Geſetz, den durch das Bewußtſein vermittelten Prozeß der gegenwärtigen Produktion ſelbſt darzuſtellen.[1]) Dadurch ward er der Schöpfer der modernen Kritik überhaupt, und dieſe Weiſe ſeines Verfahrens iſt es, welche nach Danzels ſchönem Ausdrucke ſeinen Literaturbriefen „die ewige Jugend“ verleiht und ſie zu den älteſten deutſchen Schriftwerken macht, die noch heute geleſen werden, während Alles, was vor ihnen liegt, die Schriften der Gottſchedianer, der Schweizer und der vermittelnden Schule, ja ſelbſt Leſſings eigene frühere Schriften in den Schooß der Vergangenheit hinabgeſunken und nur noch Gegenſtand gelehrter Kenntnißnahme ſind.[2])

Der neue Boden, auf deſſen Gewinnung es Leſſing mit ſeinen kritiſchen Literaturbriefen abgeſehen hatte, war aber kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenthümlich deutſche, aus dem innerſten Weſen und Leben der Nation hervorgehende Literatur, in welcher ſich das geiſtige Weſen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abſpiegeln ſollte.[3]) Wir wiſſen, daß er ſpäter in ſeiner Minna von Barnhelm das erſte Muſterwerk einer ſolchen Literatur hinſtellte. Jetzt aber galt es, zunächſt den Augiasſtall der deutſchen Literatur gründlich zu reinigen. Dieſe Herkulesarbeit übernahm Leſſing mit den Literaturbriefen. Die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Wiſſens und der Studien, die Nachläſſigkeit in der Behandlung der Sprache, die ſeichte Vielſchreiberei untergeordneter Geiſter, die ſich

1) Danzel I. 391—92.
2) Danzel I. 392. 412.
3) Danzel I. 443. 459.

nichtsdestoweniger alle für Genie's hielten und von dienstfertigen Freunden unter Vorbehalt der Gegenleistung auch für solche erklärt wurden, hatten damals in der deutschen Literatur einen Grad erreicht, von dem uns selbst die Literaturbriefe nur einen annähernden Begriff geben können. Mitten unter dieses selbstgefällige Treiben der gedankenlosen und arbeitscheuen Mittelmäßigkeit schleuderte nun Lessing die zündenden Blitze seiner vernichtenden Kritik. Gleich der erste Brief, in welchem er es mit dürren Worten aussprach, daß die neueste deutsche Literatur eigentlich nichts der Rede werthes darbiete, mußte einen Schrecken unter allem Volk erregen. Das erste Strafgericht erging über die schlechten Uebersetzer ohne Sprachkenntniß und Wissen, die da übersetzten, „um die Sprache zu erlernen, aus der sie übersetzten, und dadurch unbeschreiblichen Schaden stifteten." [1]) Diese Dusch, Bergmann, Palthen, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, deren Schulknabenschnitzer aufzudecken ein Lessing sich herabließ, sind jetzt vergessen; aber die Art und Weise, wie er es that, ergötzt uns noch heute, wo wir die heilsamen Wirkungen seiner Strenge in einer Literatur genießen, die wie keine andere die mustergültigsten Uebersetzungen alter und neuer Fremdwerke aufzuweisen hat. Und wie er mit der Züchtigung der leichtfertigen Uebersetzer begann, so schloß er mit der Hervorhebung eines vortrefflichen, des früh verstorbenen Meinhard, dem er ein verdientes Ehrendenkmal aufrichtete. [2])

Die Literaturbriefe waren nichts weniger als eine regelmäßige Recensiranstalt. Es waren Streifzüge durch das literarische Gebiet, die ein kühner, wohlgerüsteter Kapitän nach eigenem Gutdünken auf die zufälligste Anregung nach allen Seiten hin unternahm. Nicht die besprochenen Bücher und Autoren waren das Wichtige, sondern das, wozu sie ihn anregten, die Gedanken und Grundsätze, welche

1) VI. 7. u. 12.
2) Danzel-Guhrauer II. 1. 6.

Digitized by Google

ſie ihn zu entwickeln, die Wahrheiten, welche ſie ihn auszuſprechen veranlaßten. So züchtigte er in dem Hannoveraner Duſch die ganze ſchwülſtig geſpreizte Belletriſtik und leichtfertige Vielſchreiberei jener Zeit in einer Weiſe, die zuletzt ſelbſt — ein ſeltener Fall — den ſo ſchonungslos abgeſtraften Autor zur Einſicht brachte, obſchon derſelbe anfangs die verzweifeltſten Verſuche machte, wider den Stachel der Leſſing'ſchen Kritik zu lecken. [1]) Er ſetzt den Kampf gegen die Gottſched'ſche Verſtandesplattheit und das von dieſem patroniſirte Cliquenweſen fort, und dringt vor allem in der Kritik auf diejenige ſittliche Wahrhaftigkeit, die ſich nicht für Schmeicheleien verleugnet, und überzeugt iſt, daß die nachdrückliche Warnung vor einem ſchlechten Buche ein Dienſt iſt, den man dem gemeinen Weſen leiſtet, und der daher einem ehrlichen Manne weit beſſer anſteht, als die knechtiſche Geſchicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. [2]) Er erweitert den Blick auf die Vergangenheit der deutſchen Literatur durch die Geſchichte des deutſchen Hexameters und die Hinweiſung auf die vergeſſenen Logau'ſchen Sinngedichte, und hebt zugleich die Gedichte Kleiſts und Gerſtenbergs, ſowie die Gleim'ſchen Kriegslieder hervor aus der Maſſe der Spreu lyriſcher Produktionen. Selbſt das fremdländiſche Volkslied entgeht ihm nicht, und die „Naivetät und reizende Einfalt“ Lithauiſcher Volkslieder erſcheint ihm lehrreich für die Poeten ſeiner Zeit. Er zeigt bei Gelegenheit der deutſchen Geſchichtſchreibung, worin der Grund liege, daß wir keine guten Geſchichtſchreiber haben. „Unſere ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrten ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln, kurz gar nicht arbeiten: und dieſe wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen.“ [3]) So ſehen wir bei Leſſing überall die ſchöngeſtaltende,

1) Vergl. Werke VI. 197.
2) Werke VI. 181 ff.
3) VI. 145.

formgebende Kunst in ihr Recht eingesetzt neben dem stoffslichen Gehalte, den der Fleiß des Forschers gewinnt. Sätze aber wie der: „daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt", greifen in das tiefste Leben desjenigen hinein, dessen Forderung Lessing zuerst aufzustellen unternahm, in das Leben einer wahrhaft nationalen Literatur.

Das wahre Selbstgefühl seiner Nation zu stärken, liegt ihm in diesen Literaturbriefen so sehr am Herzen, daß er es selbst einem Leibnitz nicht verzeihen kann, von den geistigen Fähigkeiten seiner Nation gering gedacht zu haben. Leibnitz hatte einmal geäußert: der einzige nationale Geistesvorzug des Deutschen sei der Fleiß. „Nun wundere man sich noch", ruft Lessing aus, „wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landsleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne! Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte französische Nation auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann."

Darum eben, weil er seine Nation heben, ihr ein Recht auf Selbstgefühl geben wollte, war er so strenge gegen die, welche es selbst an jener Tugend des Fleißes fehlen ließen, und ganz in Leibnitzens Sinne dringt er auf Gründlichkeit und gelehrte Kritik in der Wissenschaft, und auf eine Gelehrsamkeit, die nie vergißt, daß sie nicht Selbstzweck sein darf, sondern das Leben schöpferisch befruchten soll. Aber während er solche Schriftsteller schonungslos abstrafte, vergaß er doch die Gerechtigkeit selbst gegen einen Dusch nicht, und räumte willig ein, daß derselbe Gutes leisten könne, wenn er seine Kraft gehörig zu Rathe halten und auf die ihr gemäßen Gegenstände beschränken wolle. Einen förmlichen Erziehungsprozeß sehen wir Lessing in dieser Hinsicht an demjenigen unter den jungen

deutſchen Schriftſtellern in ſeinen Literaturbriefen vornehmen, deſſen große Begabung ſein ſcharfes Auge ſelbſt mitten unter den gröblichſten Verirrungen erkannte, an Wieland. Der dreiundzwanzigjährige Wieland, der damals in der Schweiz lebte und ſich dort als Klopſtocks Nachfolger gebehrdete, hatte ſich 1756 beikommen laſſen, die heitern Dichtungen eines Uz und Anderer für unchriſtlich und ſittenlos zu erklären, und die geiſtliche Cenſur gegen ſolches Aergerniß aufzurufen. Leſſing weiſt ihm nach, daß er durchaus nicht berufen ſei, den Vertreter der Chriſtlichkeit zu machen. In einer Reihe von Briefen voll unübertrefflicher Feinheit nnd überlegenen Geiſtes zeigt er, daß Wielanden dazu nicht mehr als Alles fehle, daß für ihn die Religion eigentlich nur ein ſchöngeiſtiges, ein poetiſches Empfindungs-Intereſſe habe, daß er von der Dogmatik nichts wiſſen wolle, und dagegen den engliſchen Philoſophen Shaftesbury anpreiſe, der gerade der gefährlichſte weil der feinſte Gegner der Religion ſei. Er weiſt ihm nach, daß er ſelbſt zu einem Vertreter der ſchweizeriſchen Literaturrichtung um ſo weniger berufen ſei, als er weder mit den Anſichten der Schweizer übereinſtimme, noch auch nur ihre Sprache rede. Er zieht ihm unbarmherzig den Mantel religiöſer Hohenprieſterlichkeit und ſeraphiſcher Ueberſchwenglichkeit aus, mit welchem der unreife leichtbewegliche Wieland damals ſich und ſeine Muſe drapirt hatte. Und als dieſer endlich mit ſeinem Trauerſpiele Lady Johanna Gray hervortrat (1759), begrüßt Leſſing daſſelbe mit den Worten: „Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen, und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.“ Aber dieſe Freude hält ihn nicht ab, auch an dieſem Produkte nicht nur die äſthetiſche Schwäche und Unreife, ſondern obenein noch ein ganz vollſtändiges Plagiat aus dem Engländer Rowe mit einer wahrhaft entzückenden Ironie aufzudecken; ein Plagiat, bei dem der fromme Seraphiker ſo überaus leichtfertig verfahren war, daß in ſeiner deutſchen Tragödie ſogar eine Perſon aus einer von ihm ausgelaſſenen Epiſode des engliſchen Originals zurückgeblieben war!

Aber über ſolchem luſtigen Scherze wird der Ernſt nicht vergeſſen. Dies ſchlechte hiſtoriſche Trauerſpiel giebt ihm zugleich Gelegenheit, das Verhältniß des Dichters zum hiſtoriſchen Stoffe zu beſprechen und den wichtigen Satz aufzuſtellen: daß der Dichter Herr über die Geſchichte ſei." [1]) Und wenn er früher einmal geſagt hatte, daß unter gewiſſen Bedingungen ein Jüngling noch eher eine Tragödie als ein Luſtſpiel machen könne, ſo will er dies doch jetzt nur von den Erſtlingsverſuchen im Allgemeinen verſtanden wiſſen, und prägt der nach dem Kranze der tragiſchen Muſe voreilig haſchenden Jugend die Wahrheit ein, „daß die Tragödie das Werk des reifen Mannesalters, nicht der Jugend ſei." [2]) Seines Freundes Weiſſe elendes Trauerſpiel Eduard II. giebt ihm Gelegenheit, auf den jammervollen Zuſtand der deutſchen Bühne und deſſen Urſachen ein ſcharfes Schlaglicht zu werfen, und zugleich über den Witz der Leidenſchaft und des Schmerzes die herrlichſten Bemerkungen zu machen. [3]) Ja, wir finden in den Literaturbriefen bereits jene kühne Hinweiſung auf Shakſpeare's Größe gegenüber der franzöſiſchen Tragödie eines Corneille, welche ſpäter in der Hamburger Dramaturgie ihre volle Entwickelung finden ſollte. [4])

Vor Allem aber ſind es zwei Dinge, die er in den Literaturbriefen ſcharf in's Auge faßt: die äſthetiſch religiöſe Verſchrobenheit der Klopſtockianer und der damit zuſammenhangende geiſtliche Hochmuth, der ſich in den moraliſirenden Wochenſchriften dieſer Partei ungebührlich breit machte.

Wir haben geſehen, wie achtungsvoll Leſſing gleich bei ſeinem erſten kritiſchen Auftreten auf Klopſtock als die einzige wahrhaft bedeutende Erſcheinung der deutſchen ſchönen Literatur jener Zeit hinwies. Aber ſo wenig er ſich damals über die Schwächen des

1) VI. 166.
2) VI. 212.
3) VI. 215—216.
4) VI. 41.

Messiasdichters verblendete, so wenig war er jetzt geneigt, es ruhig mit anzusehen, wie die Klopstock'sche Lyrik mehr und mehr in ein gedankenleeres Empfindungspathos ausartete, das seiner inneren poetischen Armuth durch religiöse Glanzfarben aufzuhelfen suchte. Lessing, dem seiner ganzen Natur nach nichts so sehr am Herzen lag als strenge Sonderung der geistigen Gebiete, wollte von dieser Durcheinandermengerei von Poesie und Dogmatik nichts wissen. Er tadelte es offen, daß die Orthodoxie den Dichter Klopstock zum Pedanten machte, der sogar in seinen Gedichten das „Schicksal" in „Vorsehung" und die „Muse" in eine „Sängerin Sions" umwandelte. Er sprach es freimüthig aus: Klopstocks geistliche Lieder mit ihren prächtigen Tiraden seien „so voller Empfindung des Dichters, daß der Leser oft gar nichts dabei empfinde." [1]) Ein Anhänger Klopstocks hatte eins dieser Lieder gedankenreich genannt. „Wenn das gedankenreich ist", erwiedert Lessing, „so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist." Er giebt gerne zu, daß Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen sein möge. „Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat erheben können." Es war damals, als Goethe noch in den Kinderschuhen ging, nothwendig, selbst einen Klopstock und die Seinen darauf hinzuweisen, daß der Zustand subjektiver Erregtheit des Dichters im Augenblicke des Schaffens eher ein Hinderniß und Nachtheil, als ein Vortheil sei für das, was er schaffe.

Aber bedenklicher noch als die ästhetische war die sittliche Verstiegenheit, mit welcher sich Klopstock und die Seinen in ihrem

1) VI. 260.

Journal „der Nordiſche Aufſeher“ als chriſtliche Moral- und Sittenprediger aufdrängten. Dies Journal war eine Nachahmung der moraliſirenden engliſchen Wochenſchriften, [1]) und ſollte ſeinen Stiftern Klopſtock, Cramer und Baſedow dazu dienen, „eine ſpezifiſch chriſtliche Geſinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen“. Man erinnert ſich aus Goethe's Leben, wie Klopſtock noch zwanzig Jahre ſpäter ſich anmaßte, einem Goethe und ſeinem Fürſten gegenüber das Amt eines Gewiſſensaufſehers zu übernehmen, und wie ſchlecht ihm dies Unterfangen bekam. [2]) Der „Nordiſche Aufſeher“ wollte dieſe Rolle über ganz Norddeutſchland ausdehnen. Er hatte gleich bei ſeinem Erſcheinen mit dem hochmüthigen Paſtoralſatze begonnen: „daß man ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſein könne.“ Das war eine Verſündigung gegen Vernunft und Humanität, die der große Vorfechter beider am wenigſten ungeſtraft hingehen laſſen konnte. Leſſing deckt die Seichtheit und Unklarheit wie die Anmaßlichkeit einer ſolchen Behauptung in ihrer ganzen Blöße auf. Er weiſt nach, daß die poetiſch religiöſe Ueberſchwenglichkeit, welche Denken und Empfinden verwechſelt, hier auch in die proſaiſche Behandlung einfacher Fragen eingedrungen ſei, ja er ſtellt ſich ſogar auf den ſtreng theologiſchen Standpunkt, und zeigt auch auf dieſem die ganze Blöße dieſer ſeichten Moralſchwätzer auf. Die Wuth, mit welcher ſich die Angegriffenen gegen ihn wandten, die Schimpfreden, mit denen einer derſelben ihn als einen „Abſcheu der Welt“ bezeichnete, vermehrten nur Leſſings Humor und die Wucht ſeiner Streiche, mit denen er dann ſchließlich dieſe Schwätzer ſo gründlich aus dem Heiligthum der Literatur hinaus geißelte, daß er damit dem ganzen Weſen der moraliſchen Wochenſchriften in Deutſchland ein für allemal ein Ende machte. Dieſe gegen den „Nordiſchen Aufſeher“ gerichteten Literaturbriefe ſind Meiſterſtücke

1) Vergl. über dieſelben Hettners Liter. Geſch. d. 18 Jahrh. S. 260—281.
2) S. Lewes: Goethe's Leben. I. S. 291—292

Leſſing'ſcher Polemik, deren dramatiſche Kraft und Lebendigkeit, deren ſchlagender Witz ihre Lektüre noch immer im höchſten Grade genußreich macht, wenn auch die Cramer und Baſedow längſt vergeſſen und nur noch, wie Inſekten im klaren Golde des Bernſteins, in Leſſings Polemik erhalten ſind.

Drittes Kapitel.

Leſſings Fabeln. — Philotas. — Faust.

Die beiden wichtigſten Arbeiten Leſſings, welche in die Periode der Literaturbriefe fallen, ſind ſeine Beſchäftigung mit der Fabel und ſein Trauerſpiel Philotas.

Die Theorie der Schweizer, daß das Wunderbare verbunden mit einem moraliſch nützlichen Bezuge auf den Menſchen das Weſen der Fabel ausmache, hatte ſie dahin geführt, der Aeſopiſchen Fabel den Vorrang vor allen anderen Dichtungsgattungen anzuweiſen. So wunderlich uns jetzt, bemerkt dazu Goethe in ſeiner Selbſtbiographie, eine ſolche Ableitung vorkommen mag, ſo hatte ſie doch auf die beſten Köpfe den entſchiedenſten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwehr ſich dieſem Fache widmeten, daß ſelbſt Leſſing darin zu arbeiten verſuchte, daß ſo viele Andere ihr Talent dahin wendeten, ſpricht für das Zutrauen, welches ſich dieſe Gattung erworben hatte.“ Indeſſen hatte Leſſings Intereſſe für die Fabel denn doch noch andere und tiefere Gründe. Es hing zuſammen mit ſeinen philologiſchen Studien in Leipzig und mit den durch ſeinen Lehrer Chriſt erhaltenen Anregungen, und nicht minder mit ſeinem Streben, eine beliebte Dichtungsgattung der Zeit aus den Abwegen neuerer Bearbeiter, beſonders Lafontaine's, auf die Bahn des klaſſiſchen Altmeiſters Aeſop zurückzuführen. Zugleich aber war es

ihm mit seinem Interesse für diesen „gemeinsamen Rain der Poesie und Moral“ nicht sowohl um die Fabeldichtung selbst zu thun, sondern dieselbe diente ihm nur als Mittel, um gewisse, viel allgemeinere Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen.[1]) Danzel bezeichnet die Tendenz, die sich hier bei Lessing kund giebt, als eine Tendenz der Vereinfachung, die er durch einen Anschluß an das Alterthum, also dadurch ausführe, daß er das, was er für das Richtige hält, als das Wesen einer Erscheinung des Alterthums entwickele. Die Schweizer, Bodmer an der Spitze, deren Theorie und Praxis auf diesem Gebiete durch Lessing über den Haufen geworfen wurde, griffen Lessings Arbeit mit einer Bitterkeit an, von der in den Literaturbriefen eine Probe erhalten ist.[2])

Was uns indessen jetzt noch an der Abhandlung Lessings interessirt, das sind, wie gesagt, die wichtigen allgemeinen Gesichtspunkte, zu denen er sich in derselben erhebt. Denn hier spricht er es zuerst aus: daß das wahre Gedicht als solches Selbstzweck sein müsse. Er macht sich von der moralischen Theorie der Dichtkunst los, indem er die lehrende Moral in der Poesie auf die Fabel beschränkt. Damit sondert er die Fabel von der reinen Dichtkunst ab, und stellt die letztere ganz auf die Erregung der Leidenschaften und auf den Begriff des Pathos, sowie auf den vollkommen abgeschlossenen Verlauf der „Handlung“, deren wahren Begriff er hier zuerst entwickelt. Er zeigt den Irrthum derjenigen Aesthetiker auf, „welche einen so engen und materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern, während doch auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei.“ Er weist nach, daß Handlung in der Fabel

1) Danzel I. S. 414—434.
2) Lessings Werke VI. 263—273.

Digitized by Google

und Handlung in Epopoe und Drama zwei grundverſchiedene Dinge ſind. Die Handlung der beiden letztern, ſagt er, [1]) muß außer der Abſicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die Handlung in der Fabel braucht dieſe innere Abſicht nicht, und ſie iſt vollkommen genug, wenn nur der Dichter ſeine (belehrende) Abſicht damit erreicht. Der epiſche und dramatiſche Dichter machen die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzwecke. Er kann ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften; und nachahmen kann er die Leidenſchaften nicht anders, als wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzt, welchen ſie ſich zu nähern oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können; der Fabuliſt hingegen hat mit unſern Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern allein mit unſerer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moraliſchen Wahrheit lebendig überzeugen. Das iſt ſeine Abſicht, und dieſe ſucht er nach Maaßgabe der Wahrheit durch die ſinnliche Vorſtellung einer Handlung bald mit, bald ohne Abſichten zu erhalten. Sobald er ſie erhalten hat, iſt es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endſchaft erreicht hat oder nicht."

Alſo: die in ſich abgeſchloſſene Handlung, der durch eine Reihe nothwendiger, motivirter Veränderungen gehende innere und äußere Verlauf eines menſchlichen Vorgangs, frei von jeder moraliſch lehrhaften Tendenz — das iſt es, was Leſſing in dieſer Abhandlung als den Kern derjenigen Dichtung, die ihn vor allen beſchäftigte, und in welcher er mit Recht die höchſte Blüthe aller Poeſie erkannte, als den Kern der dramatiſchen Dichtung hinſtellt. Und wie bei ihm immer das kritiſche Erkennen mit dem praktiſchen Hervorbringen

1) V. S. 379.

Hand in Hand ging, so sehen wir ihn zu derselben Zeit den Versuch unternehmen, nicht nur die Fabel, sondern auch das Drama praktisch auf seine wesentlichsten Bestandtheile zurückzuführen. Dieser Versuch war

das Trauerspiel Philotas.

Philotas, ein junger Königssohn, fast noch Knabe, ist in dem ersten Kampfe, an dem ihm sein Vater Theil zu nehmen gestattete, von den Feinden gefangen genommen worden. Verzweifelnd über sein Geschick, sieht er Thron und Vaterland, für die er sich begeistert in den Kampf gestürzt hatte, jetzt durch seine Gefangenschaft von noch größerer Gefahr bedroht, da sein Vater Alles opfern wird, um den einzigen Sohn zu befreien. Der Gedanke, daß sein Tod ein Glück für sein Vaterland sein könne, zuckt durch seine Seele. Da plötzlich verkündet ihm der König, in dessen Gefangenschaft er gerathen, daß in demselben Gefechte auch sein eigner Sohn von den feindlichen Kriegern gefangen worden, und daß er entschlossen sei, eine Auswechslung Beider dem Vater des Philotas vorzuschlagen. Philotas selbst soll einen unverdächtigen Boten an seinen Vater mitsenden, damit dieser die Gewißheit erhalte, sein Sohn lebe noch. Da erwacht bei dem Heldenjünglinge der Gedanke auf's Neue, seinem Vater durch freiwilligen Tod den Vortheil des Krieges in die Hände zu spielen. Er beredet seinen Mitgefangenen, den Parmenio, einen alten Kriegshauptmann, der seinem Vater jene Botschaft überbringen soll, die Auswechselung um einen Tag zu verspäten, und mit dem eignen Schwerte des Königs Aridäus, das dieser ihm auf seine Bitte hat reichen lassen, damit er nicht unbewehrt vor den Kriegern erscheine, durchsticht er sich vor den Augen des Königs das nur für Ehre und Vaterland schlagende Herz.

Dies der Inhalt des Stücks, das in einen Akt zusammengedrängt, mit der ungeschminkten Prosa seiner Sprache, mit der

Einfachheit ſeiner Motive, und dem gleichſam concentrirten Gehalte ſeines Pathos, ſelbſt einem kurzen ſpartaniſchen Schwerte gleicht. Auch das, was hier die Handlung bildet, iſt kurz und einfach wie ein wohlgezielter Schwertſtoß; und eben dieſe Kürze und Concentration iſt es, welche Leſſing mit dieſer Dichtung zu verſinnlichen beabſichtigte. Sein Philotas führt die Tragödie auf das Allerweſentlichſte zurück, auf die reine „Handlung", wie ſie in den Unterſuchungen über die Fabel beſtimmt worden war. Daher die Kürze und Knappheit der Ausführung, die proſaiſche Form, die er ja auch für die Fabel zu demſelben Zwecke der ſcharfen Herausſtellung des Weſentlichen angewendet hatte, die männlich antike Beſchränkung auf das einfache Pathos der Ehr- und Ruhmliebe, wie es ihm im Leben in der Geſtalt ſeines Kleiſt vor Augen ſtand, und die Vermeidung aller und jeder Bezugnahme auf das moderne Pathos der Geſchlechtsliebe.

Gegen ſeine Sara und deren geſchwätzige Weitſchweifigkeit und Gefühlsbreite gehalten, war dies neue Stück ein Schnitt, den er in das eigne Fleiſch that. Die Knappheit und Beſchränkung auf das Weſentliche, die ihm der neuen deutſchen Dichtung vor Allem Noth zu thun ſchien, gewann er, indem er ſich von den moraliſirenden Engländern zu den Alten, von der Richardſon'ſchen Breite zur Einfachheit des Sophokles zurückwandte, deſſen Dichtungen er damals vorzugsweiſe ſtudirte und deſſen Leben er zu ſchreiben begonnen hatte.

Auch Leſſings Philotas alſo ging aus derſelben Richtung auf das Weſentliche, aus dem gleichen Streben nach Vereinfachung hervor,[1]) das ihm für die Begründung einer neuen nationalen Literatur nothwendig erſchien. Er hatte ſich, um Goethe's Worte zu brauchen, überzeugt, „daß der erſte Schritt, um ſich aus der wäſſerigen, weitſchweifigen, nullen Epoche herauszuraffen, nur durch

1) Danzel I. 435. 460.

Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne.“ Und wie ihm für das Drama sein Freund Kleist mit seiner Tragödie Seneca vorangegangen war, so gab ihm die heldenhafte Gestalt dieses herrlichen Mannes, verbunden mit dem kriegerischen Geiste jener Jahre des preußischen Heroismus, das Pathos und die Farbe der männlichen Empfindung für seine eigene Dichtung. Wußte man doch, daß auch der große preußische Held für den Fall seiner Gefangennehmung selbst ein Auskunftsmittel bereit hielt, wie der Held von Lessings Tragödie. Was endlich das tragische Motiv selbst betrifft, so ist ihm Lessing in der einzigen Tragödie, die er nach dem Philotas noch gedichtet, durchaus treu geblieben. Denn hier wie in der Emilie Galotti ist es die einseitige Schroffheit des Charakters, durch deren leidenschaftliche Auffassung der Situation ein tragischer Ausgang herbeigeführt wird.

Wäre noch ein Zweifel möglich über die Absicht, welche Lessing bei dem Philotas verfolgte, so würde er durch eine überaus komische Mystifikation zerstreut werden, welche der Dichter sich mit demselben gegen seinen Freund Gleim erlaubte. Er schickte diesem das Stück als das Produkt eines ungenannten Verfassers zu, und Gleim war täppisch genug, in die Falle zu gehen. Er machte sich flugs daran, das ganze Trauerspiel umgeändert und beträchtlich erweitert in jambische Verse zu bringen, und schickte die so verbesserte Arbeit an Lessing zurück, der guten Humor genug besaß, diesen „versifizirten“ Philotas des preußischen Grenadiers drucken zu lassen! Lessings hierauf bezügliche Briefe [1]) sind in der That Muster der feinsten Persiflage, und Vater Gleim wußte sich, als er die großartige Albernheit, die er begangen hatte, merkte, nicht anders aus der Sache zu ziehen, als daß er „seinem Lessing“ einen Anker des besten Rheinweins schickte. Den versifizirten Philotas ließ er aber dennoch drucken und die einzige Rache, welche Lessing dafür nahm, war die,

1) XII. 129. 130. 133.

daß er auf dem Titel des für Gleim bestimmten Exemplars das Wort „versifizirt“ in „verifizirt“ umändern ließ.

Die Handlung also war es, welche Lessing als das Wesentliche der dramatischen Dichtung aufgestellt und von der er mit seinem Philotas so zu sagen einen Extrakt gegeben hatte. Von dieser Seite aus hatte er in den Literaturbriefen auf Shakspeare hingewiesen und von demselben behauptet, daß er im Wesentlichen den Alten weit näher komme, als Corneille, dessen Verwandtschaft mit den Alten er auf die mechanische Einrichtung begränzt.[1]) Sein genaues Studium jener rohen alten Haupt- und Staatsaktionen, die Gottsched dem französischen Geschmacke zu Liebe von der deutschen Bühne vertrieb, hatte in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß der deutsche Nationalgeist mehr zu dem Geschmacke der Engländer als der Franzosen hinneige, „daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirken, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte.“ Es ist eine allbekannte Thatsache, wie wichtig und folgenreich diese Hinweisung Lessings auf Shakspeare und die ganze ältere englische Literatur für die Entwickelung der deutschen gewesen ist. Aber Lessing befand sich dennoch im Irrthume, wenn er die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit des französischen Elements für die Entwickelung des deutschen Drama's vollständig verkannte, und im Unwillen über die Gottsched'sche Plattheit das Verdienst desselben um die deutsche Bühne leugnete. Eben weil er selbst in seinen Anfängen vollständig auf diesem französischen Elemente Gottscheds ruhte, und weil er diese seine Anfänge später als Verirrungen erkannte, war er nur um so härter gegen den Vertreter jenes Elements.[2]) Denn „kräftige Geister sind gegen

1) VI. 42.
2) Danzel I. 129—132. 447—450.

nichts unerbittlicher, als gegen ihre eignen früheren Irrthümer", — das ist eine Wahrheit, zu der sich auch in Goethe's Entwickelungsgeschichte die entsprechenden Belege finden, der umgekehrt von der Shakspeareschwärmerei ausgehend sich später gegen dieses Haupt-Ferment der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend auf das Lebhafteste erklärte, und sogar auf das französische Element zurückzugehen für nöthig und nützlich erachtete.

Die wichtigste produktive Anknüpfung an Shakspeare, welche Lessing selbst versuchte, war die Bearbeitung der deutschen Faustsage. In den Literaturbriefen führte er als Beweis für die innere Verwandtschaft der alten deutschen Dramen mit den englischen „das bekannteste" der ersteren, Doktor Faust, an, „das eine Menge von Scenen habe, die nur ein Shakspeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen." Bei dieser Gelegenheit ließ er das bekannte Fragment [1]) seiner eignen Bearbeitung abdrucken, in welchem Faust die sieben Teufel über ihre Schnelligkeit examinirt. Lessing hatte zuerst im Jahre 1753 in der Schuchschen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkte zu Berlin das alte Lieblingsstück des deutschen Volks darstellen sehen, und war sofort zur dramatischen Bearbeitung des Stoffs angeregt worden. Im Jahre 1758 war die Ausführung so weit vorgeschritten, daß er an baldige Aufführung denken konnte. Es kam aber zu derselben nicht. Vielmehr zieht sich Lessings Arbeit an diesem Sujet durch sein ganzes Leben, und wir finden ihn in Breslau, Hamburg und selbst noch in Wolfenbüttel mit derselben beschäftigt. Indessen weder die in Lessings Briefwechsel verstreuten Andeutungen, noch die Berichte zweier Freunde, welche man in der Lachmannschen Ausgabe findet, [2]) geben uns irgend einen genügenden Aufschluß über die Art und Weise, in welcher Lessing den Stoff behandelt hat. Nur eine wichtige Notiz ist aufbehalten: Lessing hat zwei Fauste ge-

1) II. 491—493.
2) II. 494—99.

ſchrieben, zuerſt einen, in welchem er ſich an die alte Zauber- und Teufelsfabel anſchloß, und dieſem gehören die erhaltenen Bruchſtücke an. Später aber entſchloß er ſich, das Sujet ganz ins Menſchliche zu überſetzen, und einem teufliſchen Böſewicht die Rolle des Verführers eines reinen unſchuldigen Menſchen zu übertragen. Die Handſchrift dieſes Stücks ging während Leſſings italieniſcher Reiſe durch einen unglücklichen Zufall ſpurlos verloren. [1])

Auf das erhaltene Fragment that ſich Leſſing viel zu Gute, und doch mußte er ſich von Frau Gottſched nicht mit Unrecht vorrücken laſſen: daß er gerade mit dieſer Weiſe der Behandlung den ächt deutſchen Geiſt der alten Fauſtſage verfehlt habe. [2])

Viertes Kapitel.

Aeußere Lebensverhältniſſe. — Abgang von Berlin.

Unter ſolchen Arbeiten waren drittehalb Jahre vergangen, Leſſing hatte ſich aufs Neue in Berlin eingelebt und Alles ſchien darauf hinzudeuten, daß er ſich dauernd hier feſtſetzen werde. Seine Lebensverhältniſſe waren die angenehmſten. Außer Mendelsſohn und Nicolai, mit denen er in der engſten Verbindung vertrauteſten Umgangs und gemeinſamer geiſtiger Intereſſen verkehrte, hatte er mit allen damals in Berlin lebenden bedeutenden Männern nähere oder entferntere Verbindungen angeknüpft. Die öffentliche Geſelligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unſerer atomiſtiſchen Zeit. Das von Reſewitz (1755) gegründete gelehrte Kaffeehaus, die Geſellſchaft des Montagsklubbs, welche alle Männer von literariſchem Namen vereinte, zählte auch ihn zu ihren Mitgliedern, und eine

---

1) II. 495. XII. 454.
2) Danzel I. 454—56.

kleinere Gesellschaft, der Freitagsklubb, aus dem engern Kreise der Lessingschen Freunde bestehend, blieb noch lange nachher der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Rückerinnerung. Ramler war ihm nicht nur ein theilnehmender Gefährte bei manchen literarischen Projekten, sondern auch ein heiterer Lebensgenosse. Die „Baumannshöhle", ein Weinkeller in der Nähe ihrer beiderseitigen Wohnungen, vereinte sie oft mit anderen guten Gesellen zu fröhlichen sokratischen Symposien, und gar manchmal mag in den unterirdischen Räumen eins der damals gern und viel gesungenen Lessingschen Trinklieder erschollen sein, wie jenes vom ächtesten Geiste fröhlichen Jugend- und Weinmuthes erfüllte:

Es donnert! Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Knie sinken.
Es donnert! Macht die Gläser leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

„Ich kann mich hier mit Herrn Lessing abrufen oder wenigstens absehen", schreibt Ramler an Gleim (11. April 1759), „wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rothes Band aus, das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müssen wissen, der Küper heißt Baumann." Auch sonst fehlte es nicht an Verkehr mit Bekannten aller Art, und unter den zahlreichen Namen, welche der Lessingsche Briefwechsel hier nennt, finden wir auch liebenswürdige und bedeutende Frauen, wie die geschickten Malerinnen Frau von Gac und Madame Theerbusch. Die Musik war in Lessings Kreise durch Quanz, Krause und Kirnberger vertreten, und so fanden sich die verschiedensten Elemente vielseitiger Anregung um ihn vereinigt, während er selbst durch den Reichthum seines Geistes und die Bequemheit seines Verkehrs Alles um sich her bezauberte.

Dieſe Zeit von Leſſings drittem Aufenthalte in Berlin war es denn auch, an die ſich ſeine Berliner Freunde ihr Leben lang mit Entzücken erinnerten. Leſſing ſtand damals in ſeinem dreißigſten Jahre, auf der Höhe männlicher Jugend, im Vollgefühle gereifter Kraft und bedeutender Erfolge. Sein Name war in und außerhalb Deutſchland gekannt, und er ſelbſt ſtand bereits unbeſtritten auf der Höhe der literariſchen Berühmtheit. Freilich auch auf demjenigen Punkte ſeiner Entwickelung, wo er ſich bereits inmitten ſeiner Freunde einſam auf der errungenen Höhe zu fühlen begann, und wo auch er von ſich — im Hinblick auf ſo manche Erfahrungen, auf Gleims Behandlung ſeines Philotas, und auf die kritiſchen Beſtrebungen ſeiner Freunde in der Bibliothek der Wiſſenſchaften — ſagen konnte:

„Ach, da ich *irrte*, hatt' ich viel Geſpielen
Da ich die Wahrheit weiß, bin ich allein."

Auch die gehobene Stimmung der preußiſchen Hauptſtadt und der patriotiſche Aufſchwung, den die glorreichen Erfolge der erſten Jahre des großen Krieges herbeiführten, ſo belebend ſie auf die geiſtigen Intereſſen zurückwirkten, brachten doch für Leſſing, der am wenigſten der Mann dazu war, ſich einem beſchränkten Patriotismus hinzugeben, vielfache Konflikte ſelbſt mit ſeinen nächſten Freunden hervor. Wir haben ſchon geſehen, wie er nach dieſer Seite hin mit Gleim zu kämpfen hatte, in deſſen Kriegsliedern nach ſeiner Anſicht „der Patriot, und noch dazu der ſoldatiſche Patriot oft genug den Dichter überſchrie." Dieſer einſeitige ſoldatiſche Patriotismus, der ſich damals rings um ihn her, „in tauſend ausſchweifenden Reden Luft machte, die er alle Tage hören mußte," war allzuſehr wider Leſſings Natur, als daß dergleichen ihn nicht hätte zum Widerſpruche herausfordern ſollen. Wie er in ſeinem Geburtslande, zu Leipzig, für einen „enragirten Preußen" gegolten hatte, ſo galt er bald in Berlin für einen eben ſo enragirten Sachſen. Vater Gleim ſah ſich auf das Schmerzlichſte ergriffen, als er in einem Briefe ſeines Leſſing die ſchrecklichen Worte leſen mußte: „Das Lob eines eifrigen Patrioten ſei nach

seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, — des Patrioten nämlich (setzt Lessing hinzu), der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte." [1])

Für Lessing war in der That jener übertriebene Patriotismus, wie er sich ausdrückt, aufs Höchste „eine heroische Schwachheit, die er recht gern entbehren mochte." Erschien ihm doch der Krieg selbst, dessen Gräuel damals Deutschland verwüsteten, im besten Falle nur als ein „blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern," der in diesen gesitteteren Zeiten wenigstens das Gute habe, daß er alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß übe, als daß er neue Xenophons und neue Polybe erwecke." [2]) Die blutige Balgerei um eine Provinz hatte nichts Begeisterndes für ihn, und sein unparteiisches Auge verblendete sich nicht über die Natur des „vaterländischen Heeres," das fast aus lauter geworbenen Leuten, gefangenen Oestreichern und umgekleideten Sachsen bestand. Dazu wurde es in Berlin selbst mehr und mehr unruhig. Schon im September 1760 schreibt er an seinen Vater, um sich zu entschuldigen, daß er seinen Bruder Gottlob nicht zu sich genommen: „Es hätten sich Vorfälle ereignen können, die es hier sehr unruhig gemacht und die mich vielleicht genöthigt hätten, selbst von hier wegzugehen." Diese Befürchtung war nicht ohne Grund. Die Russen, die schon im Jahre 1757 Berlin mit einem Streifzuge heimgesucht hatten, zogen drei Jahre später unter Tottleben und Laey am 9. October 1760 aufs Neue in Berlin ein. Zwar wurde durch den Patriotismus eines Bürgers, dessen Hingebung, von Friedrich dem Großen nicht belohnt, an die edelsten Beispiele des Alterthums erinnerte, das schwerste Unheil von der Hauptstadt abgewendet. Aber Lessing hatte es doch mit anzusehen, wie sein Nachfolger in der Redaction der Vossischen Zeitung sammt dem Redacteur der Spener-

1) XII. 125 u. 127.
2) VI. 2.

ſchen Zeitung, die ſich mit Gleim'ſchen Patriotismus über die ruſſiſchen Generale ausgeſprochen hatten, von den Ruſſen auf dem Neumarkte zum Gaſſenlaufen geführt, entkleidet und zuletzt mit einigen Hieben begnadigt wurden. [1])

Solche Erlebniſſe trugen dazu bei, Leſſing den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. Dazu geſellte ſich noch zweierlei: die zunehmende geiſtige Entfremdung von ſeinen bisherigen Genoſſen, und die alte unüberwindliche Luſt, Welt und Leben in immer weiterem Umfange kennen zu lernen.

Was den erſteren Punkt betrifft, ſo hatte in der That Leſſing ſich zu einem Standpunkte hinaufgearbeitet, auf welchem ein eigentliches Zuſammengehen und Zuſammenwirken mit ſeinen Berliner Freunden nicht mehr möglich war. Nebenher wurde denſelben denn doch zuweilen ſeine Ueberlegenheit unheimlich und läſtig. Das alte Wort von dem Drucke, den der überragende Geiſt auf die geringeren Talente unwillkürlich ausübt, jenes Horaziſche:

> **Urit enim fulgore suo qui praegravet artes**
> **Infra se positas —** [2])

erfüllte ſich auch an Leſſing und ſeinen Freunden. Gleim hatte es ihm übel genommen, daß er mit ſeinen Fabeln und ſeiner Abhandlung über dieſe Dichtungsgattung dem Lafontaine zu nahe getreten war, dem er ſelbſt mit ſeinen Fabeln ſich als Jünger angeſchloſſen hatte. Ramler verübelte es ihm nicht minder, daß er den von ihm überſetzten franzöſiſchen Aeſthetiker Batteux ſtreng kritiſirt hatte, und er ſowohl als Nicolai waren unzufrieden, daß Leſſing, ſtatt mit ihnen und ihren Freunden eine eigene Berliner Literatureoterie zu bilden, ſich mehr und mehr auf ſich ſelbſt zurückzog, und die Urtheile, welche jene in ihrem Journale ausſprachen, höchſtens nur als Ausgangspunkte

---

1) Preuß, Friedrich der Große II. S. 259 u. 260.
2) Brennt doch der ſtrahlende Glanz des übermächtigen Genius
Stets das geringre Talent.

für seine eigenen kritischen Untersuchungen benutzte und — berichtigte. Sie fühlten sich eben von ihm gedrückt und konnten, wenn sie seine Schriften lasen, sich nicht darüber zufrieden geben, daß er in diesen nicht derselbe bequemlebige, läßliche und gutmüthigharmlose Gesell war, als welcher er sich ihnen im persönlichen Verkehr erwies. Ganz besonders bezeichnend für dies Verhältniß ist ein Brief Ramlers, den er ein Jahr ehe Lessing Berlin verließ, an Gleim schrieb.[1]) Lessing wird darin bereits als ein Mensch bezeichnet, „der eben alle Welt angreift," und der in seinem Urtheile über den französischen Aesthetiker Batteux selbst keine Rücksicht darauf nimmt, daß „ein Freund" — eben Ramler selbst — diesen Autor übersetzt hat, kurz, als ein Schriftsteller, der alles um sich her unterdrücken will, um sich selbst in den Vorgrund zu stellen. „Ich weiß, schreibt er, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er im Leben ist;" worauf dann die seufzende Bemerkung folgt: „es sei schlimm, daß es so sei, indessen sei Lessing doch zu alt, als daß man ihm diese seine schlimmen Seiten abgewöhnen könne, und man müsse sich also an die guten halten!" Und doch war grade was die Ramler und Genossen seine schlimmen Seiten nannten, das Große und Edle in der Natur dieses herrlichen Mannes, der wohl im persönlichen Verkehre gemüthlich lebte und leben ließ, aber auf dem geistigen Gebiete selbst den nächsten Freunden gegenüber der Sache der Wahrheit und Wissenschaft keinen Strohhalm breit vergab.

Solche Bekehrungsversuche und Aenderungszumuthungen mögen während seines Berliner Lebens vielfach an ihn herangetreten sein, und Ramler selbst konnte wissen, was es auf sich habe, wenn ihm Lessing in dem ersten Briefe, den er ihm von Breslau aus schrieb,

1) Angeführt bei Danzel. I. 463.

ehrlich gestand: „er habe Berlin satt gehabt und geglaubt, daß auch die Freunde seiner satt sein müßten.“ [1])

Der zweite Umstand, der ihn aus Berlin trieb, war von mehr äußerlicher Art. Er hatte das dreißigste Jahr überschritten und war noch, wie er sich ausdrückt, „der alte Vogel auf dem Dache“. Die neue Musenhauptstadt an der Spree hatte noch immer für ihn keine Stellung. Daß er trotz seiner Liebe zur Unabhängigkeit, trotz seiner Unlust „der Sklave eines Amtes zu werden“, doch eine gesicherte Stellung in Berlin gern angenommen hätte, gestand er selbst in einem Briefe an seinen Vater. Nur sich darum ängstlich zu bewerben widerstand seinem Selbstbewußtsein. [2]) Und doch fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit Aufopferung einiger Jahre die Mittel zu freieren Studien zu verschaffen. Ein solcher Schritt lag seiner ganzen Sinnesart nahe. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er sich die Nachricht von dem Leben des römischen Dichters Plautus, daß derselbe eine Zeit lang das Dichten aufgegeben und Handelsgeschäfte getrieben habe, eben so erklärt. [3]) Die Reise mit Winckler, welche ihm jene Freiheit zu gewähren versprach, hatte sich zerschlagen, und es lag ein bitterer Ernst in dem scherzenden Tone, mit dem er damals an Ramler schrieb: Er und der König von Preußen hätten eine große Rechnung mit einander abzumachen, da nur dieser allein Schuld habe, daß sein Plan, die Welt zu sehen, zerstört worden sei, und es sei deshalb wohl billig, daß ihm dafür der König eine Pension gebe, bei der er die Welt vergessen könnte. „Sie denken, das wird er sein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen, daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden.“ [4])

Er hatte nun wieder seit vier Jahren das alte, bloß auf Bücher

1) XII. 143.
2) XII. 140.
3) III. 3.
4) XII. 86.

Studien und Schriftſtellerei beſchränkte Literatenleben geführt und fühlte, daß ihm eine Pauſe nöthig und „daß es Zeit ſei, wieder einmal mehr unter Menſchen als unter Büchern zu leben.“ [1]) Auch ſeine Geſundheit hatte durch das anhaltende Studiren und ſtubenſitzende Schriftſtellerleben gelitten.[2]) Da ſeine Freunde nichts für ihn zu thun wußten, um ihm eine ſorgenfreie Stellung zu verſchaffen, ſo verſuchte er ſich ſelbſt zu helfen. Er wollte Geld erwerben, um ſich eine Bibliothek nach ſeinem Herzen anſchaffen und einige Jahre in Ruhe arbeiten zu können. Gerüchte gingen, daß er eine Regiments-Quartiermeiſterſtelle in dem Regimente ſeines Freundes Kleiſt angenommen habe, und in Leipzig hieß es ſogar einmal, daß er als Offizier in ein Freibataillon eingetreten ſei. Es iſt viel von Leſſings Unruhe und Unbeſtändigkeit geredet worden, die es ihm unmöglich gemacht habe, an einem und demſelben Orte lange auszudauern. Sieht man aber genauer zu, ſo findet man, daß bis zu dem Augenblicke, wo man durch die Anſtellung in Wolfenbüttel den vierzigjährigen Mann feſſelte, nirgends auch nur ein Verſuch gemacht worden iſt, ihn durch eine ſeiner würdige Stellung feſtzuhalten, und daß dieſer Umſtand eben ſo ſehr wie ſeine angeborene Freiheitsliebe zu ſeinen vielfachen Ortswechſeln beigetragen hat, die ſämmtlich mehr oder weniger durch innere und äußere Nothwendigkeit herbeigeführt wurden. Er hatte ſich in dieſer Beziehung ſelbſt einmal in ſeinen Gedichten „einen leichten Schleuderball des Glücks“ genannt, dem es nicht gelingen wollte, ſein Verdienſt durch „ein lohnend Amt“ anerkannt zu ſehen.[3])

Leſſing hatte, als er mit Kleiſt in Leipzig lebte, bei dem letzteren den Oberſten Tauentzien kennen gelernt. Dieſer, der im Jahre 1760 als Gouverneur von Breslau zahlreiche Verwaltungsgeſchäfte und unter andern auch die verwickelten und mißlichen Münzoperationen

1) XII. 143.
2) Kloſe bei K. Leſſing. I. 241.
3) I. 93.

König Friedrichs zu leiten hatte, bedurfte dazu eines geſchickten und verläßlichen Gehülfen. Er erinnerte ſich an Kleiſts Freund, und trug Leſſing die Stelle eines Gouvernements-Secretairs bei ihm unter den günſtigſten äußeren Bedingungen an. Leſſing nahm keinen Anſtand darauf einzugehen. Ohne ſeinen Freunden ein Wort zu ſagen, verſchwand er auch diesmal aus Berlin, wo er ſelbſt nicht einmal ſeine Wohnung aufgekündigt hatte, und ging im November 1760 nach Breslau. „Ich will mich, ſo ſchrieb er damals in ſein Tagebuch, eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

Fünftes Buch.

Kriegs- und Weltleben in Breslau. 1760—1765.

Minna von Barnhelm.

Erstes Kapitel.

Aeußere Lebensverhältnisse.

Es war gegen den Ausgang des Novembers 1760, als Lessing in Breslau anlangte. Er hatte unterwegs einen Tag in Frankfurt verweilt, um das Grab seines geliebten Kleist zu besuchen. „Die Geschichte dieser Wallfahrt verdient einen eignen Brief; Sie sollen sie ehestens haben", schreibt er an Ramler in dem ersten Briefe, den er von Breslau aus an diesen Freund richtete. Er hat jenen Brief nicht geschrieben! Ueberhaupt ist die Correspondenz Lessings mit seinen Freunden während dieser fünf Breslauer Jahre äußerst lückenhaft auf uns gekommen. Von ihm selbst sind nur neunzehn, [1]) von seinen Freunden sogar nur acht Briefe, sieben von Mendelssohn und einer von Nicolai an ihn, aus dieser Periode erhalten. Die Briefe Ramlers an ihn fehlen gänzlich, und dies ist um so mehr zu bedauern, als Ramler grade damals vorzugsweise Lessings Vertrauen besaß, und die Spur einer persönlichen Verwickelung des letzteren in ein Verhältniß zu einer Frau, welches durch seine Entfernung von Berlin gleichfalls zerrissen wurde, eben wegen des Fehlens der Ramler'schen Briefe nicht mehr aufzuhellen ist. [2])

---

1) Sieben an Ramler, drei an M. Mendelssohn, zwei an Nicolai, sechs an Lessings Vater und einer an Heyne.

2) Vergl. XII. 147. 149.

Digitized by Google

Unmittelbar nach Leſſings Abreiſe meldete die Berliner Zeitung, daß die dortige Akademie der Wiſſenſchaften neben mehreren anderen Gelehrten auch „Herrn Leſſing, der ſich durch ſeine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht", zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt habe. Wenn aber ſchon Leſſings Freunde ſich durch den unverſchämten Zuſatz der Bekanntmachung verletzt fühlten, daß dieſe Ehre allen Ernannten auf deren wiederholtes Anſuchen ertheilt worden ſei, ſo kann man denken, wie Leſſing ſelbſt die Sache aufnahm, in welcher er jetzt vielmehr eine Beleidigung als eine Ehre erblicken mußte. Er unterließ es deshalb ſogar, ſeinem alten Vater davon Nachricht zu geben, dem die Sache doch zur großen Freude gereicht hätte. Intereſſant iſt es, daß ein aufgeklärter Theologe, der Probſt Süßmilch, es war, welcher ihn in Vorſchlag gebracht hatte, während der Aeſthetiker Sulzer, der ſich ſonſt ſo gern als Leſſings Gönner zu zeigen liebte, lebhaft gegen ſeine Aufnahme geſprochen hatte. Dienſtfertige Freunde beeilten ſich, Leſſing von dieſem Betragen des „falſchen" Freundes ſofort Nachricht zu geben. Seine Antwort war — eine Entſchuldigung des letzteren, in welcher er nur als Inkonſequenz bezeichnete, was jene als Falſchheit brandmarkten. [1])

Leſſings Chef, der General von Tauentzien, hatte ſich kurz vor Leſſings Ankunft in Breslau durch ſeine heldenmüthige Vertheidigung der Hauptſtadt Schleſiens gegen einen überlegenen Feind hohen Kriegsruhm und die dankbarſte Anerkennung ſeines Königs erworben. Noch lebte in Aller Munde die derb humoriſtiſche Antwort, die er dem öſtreichiſchen General Loudon gegeben, als dieſer ihn unter der Androhung zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatte: daß im Falle der Weigerung das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden ſolle! „Ich bin nicht ſchwanger und meine Soldaten auch nicht!" hatte er dem Oeſtreicher erwidert, und zugleich mit ſeinem Offiziercorps ſich feierlich das Wort gegeben, eher bis auf den letzten

1) XII. 145.

Mann zu Grunde zu gehen, als sich dem Feinde zu ergeben. Es war eine jener derben, tüchtigen Naturen, die ohne irgend welche wissenschaftliche Bildung doch die ihnen verwandte Tüchtigkeit des Charakters in Anderen instinktmäßig herauserkennen und respektiren, und Lessing war ganz der Mann dazu, auch seinerseits einen solchen heldenhaften Kriegsmann gebührend zu schätzen. Sein Verhältniß zu ihm war und blieb daher während ihres fünfjährigen Zusammenseins durchaus das beste, und noch mehr als zehn Jahre später gedachte er in einem Briefe an seinen Bruder mit Liebe „seines alten ehrlichen Tauentziens", [1]) dessen Anhänglichkeit an Friedrich den Großen er durch das bekannte Wort bezeichnete: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauentzien gewiß mit darunter gestanden haben." König Friedrich hatte den tapfern General zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmüthig vertheidigten schlesischen Hauptstadt und zugleich zum Generalmünzdirektor ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man wenn man sich an die verschiedenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Noth des Krieges gezwungen sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser verrufenen Operationen kam es dahin, daß das „gute Geld" so ungeheuer im Preise stieg, daß ein Dukaten oft mit neun Thalern bezahlt wurde. [2]) Natürlich waren es nicht blos die Juden Ephraim, Itzig u. A., durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen; auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen, an der sie saßen, und sogar Tauentzien, der von Hause aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen von wenigstens hundertfunfzigtausend Thalern erworben. [3]) Nur Lessing, der doch in der ausgesprochenen Absicht,

1) XII. 493.
2) Preuß, a. a. O. II. S. 391 ff.
3) Preuß. III. 63.

ſeine Umſtände zu verbeſſern, ſich in das von ihm ſo gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem ſeine Stellung mehr als Anderen Gelegenheit bot, ſich ohne Unredlichkeit die Vortheile derſelben zu Nutze zu machen, konnte es nicht über ſich gewinnen, dieſe Gelegenheit zu benutzen. Da er als die rechte Hand Tauentziens immer die erſte Kunde von den neuen Münzoperationen hatte, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, durch ſichere Spekulationen Tauſende zu gewinnen, wenn er ſich nur, wie ſein Bruder ſchreibt, um die neuen Geldauflagen eben ſo viel, als um neue und alte Bücherauflagen bekümmert hätte. Er that es nicht, weil alle dergleichen Dinge ſeiner reinlichen Natur und ſeiner peinlichen Ehrenhaftigkeit widerſtrebten; und ſo kam es, daß er aus Verhältniſſen, in denen ein Voltaire Hunderttauſende erworben haben würde, nach fünf Jahren eben ſo arm ſchied, wie er eingetreten war.

Der einzige Beſitz von Erheblichkeit, den er in Breslau erwarb, war eine treffliche Bücherſammlung, auf deren Anſchaffung er einen großen Theil ſeines Einkommens verwendete. Es war, wie ſein Bruder erzählt, Spekulation und Liebhaberei zugleich. „Die Bücher gingen damals in ſchlechtem Gelde faſt wohlfeiler weg, als ſonſt in gutem, und er wußte, daß er Bücher beſſer verwahren konnte als Geld, das ihm der erſte beſte Dürftige abjammerte.“ [1]) Was ihm ſonſt noch vielleicht an Gelderwerbniſſen übrig geblieben wäre, verſchlang die Familie. Leſſing hat ſein ganzes Leben lang unter dieſer Laſt ſchwer gelitten, und niemals mehr, als wenn ſein großmüthiges Herz ſich genöthigt ſah, den unaufhörlichen von Seiten ſeiner Eltern und Geſchwiſter an ihn geſtellten Forderungen Schranken ſetzen zu müſſen. Seltſam genug war es gerade der Sohn, der am wenigſten mit ſeinem Lebensgange den Eltern entſprochen, und den ſie oft genug als einen halbverlorenen betrachtet hatten, zu dem ſie unaufhörlich in ihren materiellen Bedrängniſſen ihre Zuflucht nahmen.

1) Karl Leſſing I. 225.

Schon früher, als er selbst noch von der Hand in den Mund lebte, war dies geschehen, und er hatte, wie sein Bruder erzählt, „oft genug selbst geborgt, um Eltern und Geschwistern helfen zu können.“ Jetzt, wo sie ihn für einen Krösus hielten, steigerten sich die Anforderungen in einem selbst für Lessing unerträglichen Maaße. Seine Briefe zeigen, welche Anstrengungen er machte, welche Opfer er brachte, um denselben zu genügen. Aber seine Kräfte reichten nicht aus. Bald sollte er einen oder gar zwei Brüder ganz zu sich nehmen; bald galt es die Studienkosten, bald die Universitätsschulden, des einen oder des andern zu bezahlen, und ehe er sich's versah, kam ihm dann wohl ein jüngerer Bruder persönlich auf den Hals, um die erwünschten Unterstützungen desto sicherer flüssig zu machen. Die Eltern, denen er die reichlichsten Geldgeschenke spendete, bestürmten ihn immer von Neuem. Sie verlangten sogar von ihm, daß er um ihretwillen in seiner Stellung verharre, damit alle neun Söhne des Pastor primarius wo möglich auf seine Kosten „studiren“ könnten, und es gehörte die Energie eines Lessing und das Bewußtsein seiner großen Lebensaufgabe dazu, um bei der Großmuth und Pietät seines Herzens wenigstens diesen Anforderungen einen festen Widerstand entgegenzusetzen. [1])

Auch die Berliner Freunde waren nicht mit ihm zufrieden. Sie hielten diese Hinwendung zu einem praktischen Berufsleben für bedauerlichen Zeitverderb, und Lessings eigene Klagen, die er sich zuweilen in seinen Briefen gestattete, bestärkten sie darin. Auch er war nämlich anfangs oft in Verzweiflung über die ermüdende Geistlosigkeit seiner Beschäftigungen, über das zerstreuende Welt- und Kriegsleben, in das er sich versetzt, über den „Wirbel von leeren gesellschaftlichen Vergnügungen“, in den er sich „hinein gezaubert“ sah. „Ach liebster Freund“ — schreibt er vier Monate nach seiner Ankunft in Breslau an Mendelssohn — „Ihr Lessing ist verloren!

1) Vergl. XII. 158. 159. 162. 168. 170. 172., XIII. 655 ff.

In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er selbst sich nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch — kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?" An solche einzelne Ausbrüche hielten sich die Berliner Freunde. Sie bedachten nicht, daß Lessings sanguinische Natur sich dergleichen Ergüsse augenblicklicher Stimmungen wohl zuweilen zu seiner Erleichterung gestattete, ohne sich doch über das Wesen derselben selbst zu täuschen. So fügt er denn auch jenen klagenden Worten sogleich selbst das Correctiv hinzu: „Aber vielleicht habe ich heute nur so einen finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer." Gewiß ist, daß er, der die Reue für „die unnützeste aller unangenehmen Empfindungen" erklärte, [1]) sich dieser Empfindung über den gethanen Schritt keineswegs dauernd überließ, und daß er dazu auch Alles in Allem genommen keine Ursache hatte.

Denn die fünf Jahre seines Breslauer Lebens waren, obschon er während derselben vom literarischen Schauplatze verschwunden schien, dennoch für seine ganze spätere Entwickelung von der folgenreichsten Wichtigkeit.

Schon daß er während derselben zum erstenmale befreit von der Sorge für das tägliche Brod, im sichern Besitze eines hinreichenden Einkommens die Behaglichkeit genoß, die Mußestunden, welche ihm seine Amtsthätigkeit übrig ließ, in voller Freiheit und Ruhe seinen dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Studien hingeben zu können, ohne wie bisher gezwungen zu sein, die Resultate derselben sofort für den Bedarf des Lebens auf den Markt bringen und verwerthen zu müssen, war ein unschätzbarer Vortheil für den Mann.

1) XII. 143.

der bis dahin ſich einer ſolchen Freiheit niemals erfreut hatte. Die beiden Hauptwerke, welche er in dieſer Periode ſeines Lebens ſchuf, der Laokoon und die Minna von Barnhelm, tragen unverkennbar den Ausdruck dieſer heitern ſorgenfreien Stimmung. Seine Berliner Freunde, denen das ausſchließlich literariſche Leben wie immer den Blick verengte, und die obenein jezuweilen ſeine Klagen über die Trennung von Berlin vernahmen, ſahen nur die Außenſeite des neuen Lebens, in das er ſich — und obenein ohne ſie um Rath zu fragen! — geſtürzt hatte. Sie hörten, daß er in einem Strudel von geſellſchaftlichen Zerſtreuungen lebe, an manchem luſtigen Gelage befreundeter Offiziere Theil nehme, ſeine Abende im Theater oder am Pharaotiſche verbringe. Sie empfanden es ſchwer, daß er die Theilnahme an den Literaturbriefen aufgab, die ſie ohne ihn ſich nicht fortzuſetzen getrauten, und daß er ſich überhaupt ihren literariſchen Intereſſen völlig entfremdete. Sie ſahen, daß er ſelbſt den materiellen Zweck ſeiner neuen Laufbahn aus den Augen verlor, daß er wenigſtens keine Schätze ſammelte, obſchon ſich Ramler erbot, ſeinen „Treſorier" zu machen. Sie ſahen endlich, daß er ſtatt deſſen ſeine Geldmittel verſchwenderiſch auf Büchereinkäufe verwandte, zu denen ſie ihm zum Theil ſelbſt wider Willen behülflich ſein mußten, und wobei ſeine ſorgloſe Zerſtreutheit zuweilen die verdrießlichſten und koſtſpieligſten Verwickelungen herbeiführte, wenn er z. B. bei Bücher-Auktionen zweien Freunden für ein und daſſelbe Werk, ohne daß der eine vom andern wußte, ungemeſſene Vollmacht ertheilte, dasſelbe für ihn um jeden Preis zu erſtehen.[1]) Sie erblickten ihn überhäuft mit Dienſtgeſchäften, verwickelt in die militäriſchen und Verwaltungs-Angelegenheiten ſeines Chefs, in Kriegs- und Welthändel aller Art, und waren im Hinblick auf das Alles nur zu geneigt, ihn als verloren für ſeine eigentliche Lebensbeſtimmung zu betrachten. Es ging hier Leſſing ſeinen Freunden gegenüber eben

1) XII. 153 und Nicolai's Anmerkung dazu.

ſo wie es ſpäter Goethe in Betreff ſeines erſten zehnjährigen Welt-, Hof- und Geſchäftslebens in Weimar ergangen iſt. Die Vortheile ſeiner neuen Lage, der wichtige Einfluß derſelben auf ſeine allſeitige menſchliche Ausbildung blieben den Freunden eben ſo verborgen, wie die Reſultate des ſtillen Fleißes, mit dem er trotz des Drucks der Verhältniſſe und Geſchäfte raſtlos an der Erfüllung ſeines eigentlichen Berufes fortarbeitete.

Aber auch wir Späteren, die wir das abgeſchloſſene Daſein des großen Mannes überſchauen, vermögen uns des Staunens nicht zu enthalten, wenn wir dieſe Reſultate überblicken. Er ſelbſt giebt ſich das Zeugniß, daß er in den erſten vierthalb Jahren ſeines Breslauer Aufenthalts ſich ſelbſt an Fleiß des Arbeitens übertroffen habe. [1]) Und wir dürfen es ihm glauben. Denn mitten unter den Geſchäften und Zerſtreuungen dieſes aufgeregten Kriegs- und Weltlebens verſenkte er ſich in das Studium Spinoza's und gewann er durch daſſelbe die Vollreife ſeiner philoſophiſchen Bildung; begann er das Studium der Kirchenväter zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß der älteſten Entwickelungsgeſchichte der chriſtlichen Kirche; entwarf und vollendete er den Laokoon, den Stolz der äſthetiſchen Literatur Deutſchlands, ſchuf er endlich das erſte in ſeiner Art vollendete und noch heute unübertroffene Meiſterwerk unſerer neueren poetiſchen National-Literatur, das erſte durch und durch deutſche Drama: Minna von Barnhelm.

Noch heute nennt man in Breslau die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder, wo er in heiteren Frühlingsmorgenſtunden den Entwurf der Minna gedichtet. Auch andere äußerliche Traditionen ſeines Aufenthalts haben ſich erhalten. Man kennt das Haus in der Junkerſtraße (No. 2), in welchem als dem damaligen Gouvernementsgebäude Leſſing damals wohnte, ſowie ein anderes, zum Poſthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo er viele ſeiner Abende in

1) XII. 166.

froher Gesellschaft zubrachte. Man erzählt sich, wie der Wirth eines andern Hauses, in welchem Lessing gleichfalls eine Zeit lang wohnte, ein Pfefferküchler seines Zeichens, der mit seines Miethsmannes häufigem nächtlichen Nachhausekommen übel zufrieden war, seinem Zorne dadurch Luft machte, daß er unter seinen Waaren eine Pfefferkuchengestalt, die einen Nachtwächter vorstellte, mit der Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing, anfertigte und verkaufte. Aber wir haben nicht zu melden, daß die Stadt, in welcher Lessing seine Minna von Barnhelm schuf, sich bisher durch irgend ein Denkmal, oder auch nur durch eine Gedächtnißtafel, der Ehre erinnert hätte, welche den Namen des großen Mannes mit dem ihrigen verbindet. [1])

Man kennt das Urtheil, welches Goethe in Dichtung und Wahrheit über Lessings Breslauer Lebensperiode fällt. „Lessing, sagt er, der im Gegensatze von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich damals in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben." Daß sich Lessing in einem solchen zerstreuten Leben *gefallen* hätte, davon ist in seiner Lebensgeschichte nichts berichtet, wohl aber das Gegentheil in allen seinen Briefen zu lesen. Richtiger ist es wohl, daß er im besten Sinne aus der Noth eine Tugend zu machen verstand, und daß ihm eben deshalb dies neue Leben, in das er sich aus sehr zwingenden äußerlichen Gründen gestürzt hatte, und aus dem er sich oft genug zu seinen Studien zurücksehnte, zu wesentlicher Förderung seines ganzen Menschen gereichte.

---

1) Wie ich vernehme, ist gegenwärtig (1861) dazu die Einleitung getroffen, auf Anregung eines von Dr. S. Meyer zur Feier von Lessings Geburtstage verfaßten und als Prolog zur Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm öffentlich (am 2. Januar 1861) vorgetragenen Gedichts.

Er hatte schon von Leipzig her eine gewisse Vorliebe für den Umgang mit Officieren gewonnen, und die ganz militairischen Kreise, in die er in Breslau eintrat, machten ihn nach und nach mit allen bedeutenden Männern der Armee Friedrichs des Großen bekannt. Als Vertrauter eines der tüchtigsten Generale, dessen ganzen vielseitigen Wirkungskreis er in seiner Stellung überschaute, lernte er Welt- und Lebensverhältnisse in ungleich großartigerem Maßstabe kennen, als es ihm in seinem bisherigen Literatenleben möglich gewesen war. Sein des Zwanges ungewohnter Geist lernte hier zuerst sich in feste Verhältnisse schicken, und das Bewußtsein, einer Geschäftsthätigkeit, die so weit von seinem bisherigen Leben ablag, zu genügen, vermehrte in ihm das Selbstvertrauen auf seine Kraft. Seine Neigung, Menschen der verschiedensten Klassen und Berufsarten kennen zu lernen, die er hier im ausgedehnten Maße befriedigen konnte, schärfte seinen Blick und vermehrte seine Welt- und Menschenkenntniß. So machte er die Studien zu Minna von Barnhelm, zur Hinüberführung der deutschen Dichtung in die Wirklichkeit des Lebens.

Aber auch die Studien der Wissenschaft wurden nicht vergessen. Zwei gelehrte Schulmänner, Arletius und Klose, waren in Breslau sein wissenschaftlicher Umgang. Mit dem letzteren wurden die Bibliotheken und Klöster von Breslau fleißig durchforscht, und wir sahen schon, daß er selbst auf die Anschaffung einer werthvollen Büchersammlung große Mittel verwandte. Auch mit dem Theater blieb er in stetem Zusammenhange. Die volksthümlichen Burlesken und die mit Harlekin und Zubehör ausgestatteten Vorstellungen der Franz Schuch'schen Schauspielergesellschaft fanden in ihm einen fleißigen Besucher, da er nach seinem eigenen Geständnisse „lieber eine gesunde rasche Posse als ein lahmes oder krankes Trauerspiel im Geschmacke regelrechter Gottschedscher Langweiligkeit sehen mochte." Er war in dieser Hinsicht überhaupt nicht wählerisch. „Der strengste Kenner, sagt er einmal in seinen Kollektaneen (XI. 228), ist unter

der Menge nicht so streng, als allein. Denn wenn er sieht, daß dies und jenes auf diesen und jenen Eindruck macht, so vergißt er, daß es nicht gefallen sollte. Und wenn ihn nicht das Stück vergnügt, so vergnügt ihn zu sehen, daß so viele aus einem mittelmäßigen Stücke Vergnügen schöpfen können. Mir wenigstens ist es mit hundert elenden Possenspielen und sehr mittelmäßigen Tragödien so gegangen." Der Schauspieler Brandes erhielt durch ihn vielfache Förderung, während ihn selbst dieser erneute Zusammenhang mit der lebendigen Bühne wieder auf seine dramatischen Arbeiten hinlenkte. Außer Minna von Barnhelm beschäftigte ihn hier, wie Klose erzählt, auch seine Faustdichtung und der Entwurf des Trauerspiels Alcibiades. [1])

Seine Lebensweise in Breslau beschreibt der zuvorgenannte Rektor Klose etwa folgendermaßen. Die Vormittagsstunden waren seinen Amtsgeschäften gewidmet, worauf er gewöhnlich bei seinem Chef zu Tische speiste. Nach Tische gegen vier Uhr ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meistentheils aber nach Hause, wo er in einer Sprechstunde die zahlreichen persönlichen Anliegen von Supplikanten aller Art erledigte, um dann den Rest der Zeit seinen Studien oder literarischen Gesprächen mit besuchenden Freunden zu widmen. Gegen sieben Uhr ging er häufig ins Theater und von da mehrentheils ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte.

Lessings Neigung für das Spiel, die hier zuerst bei ihm auftritt, beunruhigte nicht nur seine Berliner Freunde, von denen ihn besonders Mendelssohn mit väterlichen Ermahnungen heimsuchte. [2]) Auch sein Chef, dem sein hohes Pharaospiel zu Ohren kam, machte ihm einmal darüber freundschaftliche Vorstellungen. Lessing erwiderte ihm: es sei einerlei, ob man hoch oder niedrig spiele, ja das

1) K. Lessing I. 243.
2) XIII. 126 u. 455. und K. Lessing I. 232. ff.

hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, während das kleine sehr leicht zerstreue. Hier mögen wir uns der Worte Goethe's erinnern, daß Lessing gegen sein unaufhörlich arbeitendes Innere ein starkes Gegengewicht brauchte. Das Spiel gab ihm dieses Gegengewicht. Es zog ihn vollständiger wie jedes andere Zerstreuungsmittel ab von seinen Gedanken, und gab ihm die Ruhe, deren er nach schwerer Arbeit des Geistes benöthigt war. Er betrachtete es selbst körperlich als eine Art von heilgymnastischer Kur. Er behauptete, die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiße seines Angesichts am Pharaotische, selbst wenn er gewann, spielen sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf, und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er zum öftern leide. „Wenn ich kaltblütig spielte, fügte er hinzu, so würde ich gar nicht spielen". Thatsache ist es, daß er dem Spiele bis zu seiner Wolfenbütteler Periode zugethan blieb, ja daß er sich namentlich in Hamburg mehr als seinen Finanzen zuträglich war, demselben hingab. Doch ist nicht bekannt geworden, daß er sich dadurch jemals in Verlegenheiten und Schulden gebracht habe. Später, als er das Kartenspiel aufgegeben hatte, setzte er wenigstens das Lottospiel bis an seinen Tod fort.

Im Sommer und Herbste des Jahres 1762 begleitete er seinen General in das Feldlager von Schweidnitz. Aus dieser Zeit sind noch eine Reihe von kurzen Geschäftsbriefen erhalten, die über seine amtliche Thätigkeit interessante Aufschlüsse geben,[1]) desgleichen einer der heitersten Briefe, die Lessing jemals geschrieben hat (XII. 150—154). Die Belagerung der Festung, welche sich von Anfang Juli bis in den Oktober hinzog, endete am 9. Oktober mit der Uebergabe derselben. Fünf Monate später war es ihm beschieden, den zu Hubertsburg geschlossenen Frieden in seiner Eigenschaft als Gouvernements-

1) Sie sind erst neuerdings von Guhrauer entdeckt. Siehe Guhrauer II. S. 299—302.

ſekretair zu Breslau mit großer Feierlichkeit öffentlich als Friedensherold auszurufen. Im Sommer 1763 begleitete er ſeinen General nach Potsdam zum Könige, von wo aus er auf kurze Zeit ſeine Berliner Freunde beſuchte. Bei dieſem Aufenthalte in Potsdam wurde Tauentzien zum Gouverneur der geſammten Provinz Schleſien ernannt, und Leſſing kehrte mit ihm nach Breslau zurück, wo er, jetzt befreit oder doch erleichtert von manchen zeitraubenden Geſchäften, ſeine eigenen Arbeiten ſo leidenſchaftlich fortſetzte, daß ihn die übergroße Anſtrengung im Sommer 1764 in eine lebensgefährliche Krankheit ſtürzte.

Es war ein hitziges Fieber, das ſich ſchon längere Zeit vorher durch körperliche Beängſtigungen angekündigt hatte, und das als es überwunden war, eine bis dahin ungewohnte Spannung und Reizbarkeit ſeiner Nerven hinterließ. Er ſelbſt ſah dieſe erſte ſchwere Krankheit, die ſein bis dahin allen Anſtrengungen trotzbietender Körper zu beſtehen hatte, als einen Wendepunkt ſeines Lebens an. Während der Geneſung ſchrieb er an Ramler (5. Auguſt 1764), der wie ſeine übrigen Berliner Freunde, ihn faſt verloren gegeben hatte: „Tauſend Dank für Ihre beſorgſame Freundſchaft! Krank will ich wohl einmal ſein, aber ſterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin ſo ziemlich wieder hergeſtellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch dieſer bald verlieren ſoll, und alsdann werde ich wie neugeboren ſein. Alle Veränderungen unſeres Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden. Die ernſtliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſcht mich geſund, aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſein? Die Horaze und Ramler wohnen in ſchwächlichen Körpern;

die gesunden Theophile [1]) und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, lieber Freund, aber wo möglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden läßt, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici wie Sophokles neunzig Jahr alt werden, aber wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele gemacht hat, und ich erst ein einziges! Neunzig Trauerspiele! auf einmal überfällt mich ein Schwindel!"

Wenn Lessing sich später in einer Stunde des Unmuths den Dichternamen absprach, so sehen wir, daß er hier wenigstens seinen Dichterberuf und namentlich seinen Beruf als dramatischer Dichter in den Vordergrund stellt. In der That war er gerade um diese Zeit im besten Zuge dramatischer Produktion, und die Nachwehen der Krankheit, welche seine dichterische Thätigkeit unterbrochen hatte, waren ihm deshalb um so unangenehmer. „Dies Kränkeln, schreibt er in dem nächsten Briefe an Ramler, ist schlimmer als Krankheit. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetirt und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in welchem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen, und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine übrigen Stücke wird, so bin ich entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben". Die genaue Selbstkritik über seine früheren dramatischen Arbeiten, welche in der letztern Aeußerung liegt, ist bezeichnend für den neuen Standpunkt seiner dramatischen Einsicht.

1) Es ist der Schauspieldirektor Theophilus Döbbelin gemeint.

Eine komiſche Rache des Zufalls wollte, daß der Arzt, welcher ihn in jener Krankheit behandelte, ein eifriger Verehrer Gottſcheds war, und ihn als ſolcher unaufhörlich mit Geſprächen über deſſen literariſche Verdienſte unterhielt, wodurch Leſſing, wie er ſpäter bekannte, ſich oft mehr als durch ſeine Fieberanfälle gequält fühlte. Intereſſanter aber iſt ein anderer Zug, der aus dieſer Krankheitszeit aufbehalten iſt. Als die Krankheit aufs Höchſte geſtiegen war, fand ihn der Arzt ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene daliegen. Dieſe fiel dem Freunde ſo auf, daß er ihn vertraulich fragte, was er denn jetzt denke? „Eben bin ich begierig zu erfahren, erwiderte der Kranke, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird". Da ihm nun der Arzt vorzuſtellen ſuchte, daß dies unmöglich ſei, ſo verſetzte er ganz abgebrochen: „Sie intriguiren mich!" Sehr ſchön bemerkt Danzel hierbei: [1]) wie er auch im Angeſichte des Todes nicht aufhörte, dem Grundprinzipe ſeiner auf die Erforſchung des geiſtigen Thuns geſtellten Organiſation zufolge die geiſtige Thatſache zu belauſchen, ſo hat er auch das rauſchendſte Leben nicht nur ſchlechthin gelebt, ſondern es zugleich in einen goldenen Spiegel dichteriſcher Reflexion einzufangen gewußt. — Und das goldne Spiegelbild ſeines Breslauer Lebens iſt Minna von Barnhelm.

Zweites Kapitel.

Minna von Barnhelm.

Man hat ſehr viel von dem Einfluſſe geſprochen, den Diderot auf Leſſing und ſeine Minna von Barnhelm ausgeübt. Das Richtige aber traf ſchon Frau von Stael mit ihrer Bemerkung: „Leſſing

1) Danzel I. S. 470 vergl. S. 90.

dachte zwar im Allgemeinen über die dramatiſche Kunſt wie Diderot, aber während dieſer in ſeinen Stücken die Affektation des Natürlichen an die Stelle der konventionellen Affektation ſetzte, bewegt ſich Leſſing durchaus im Gebiete des Einfachen und Naturwahren ſelbſt". Mit andern Worten: Leſſing iſt der vereinfachte Diderot, der, wie Hegel ſich ausdrückt, mit voller Freiheit und Bildung der Beobachtung ſich, im Gegenſatze zu der konventionellen Rhetorik der Theaterſprache und des Theatergefühls, der Seite der realen Natürlichkeit zuwandte, die ſpäter auch Goethe und Schiller in ihren dramatiſchen Erſtlingswerken verfolgten. Die Rückkehr zur Natur, zur Sprache des Herzens war der ſchöpferiſche Gedanke der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der den armen Schulmeiſter Winckelmann aus ſeiner märkiſchen Einöde in unaufhaltſamer Sehnſucht dem Anſchauen ſüdlicher Natur und antiker Schönheit zuführte, der Herdern begeiſterte in der Einſamkeit ſeiner Rigaer Studirſtube, und im Herzen des in Akten vergrabenen Weſtphäliſchen Rechtsgelehrten Möſer ſein Feuer entzündete. Und dieſer ſelbe Gedanke war es, der ſich in Leſſing mitten im Gewirr eines kriegeriſchen Heerlagers, unter den Aufregungen des Pharaotiſches, den Beſchwerlichkeiten des Herrendienſtes und dem wüſten Aerger des Gelehrtengezänks ſeinen mächtigſten Propheten erweckte. [1])

Diderot hatte zuerſt darauf hingewieſen, daß die ernſten, wenn auch nicht tragiſchen Conflikte ehrenhafter Charaktere in den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens eine noch nicht benutzte reiche Fundgrube dramatiſcher Dichtung ſeien. Das Ehrenhafte „Honette" das er den dramatiſchen Dichtern ſo angelegentlich zur Behandlung empfahl, weil es die Theilnahme des Leſers und Zuſchauers nicht minder, ja ſtärker als das Lächerliche ergreife, dies für uns unüberſetzbare Honeſtum des römiſchen Moraliſten iſt denn auch in der

1) Vergl. Juſtus Moeſer, von F. Kreyſſig. S. 145. — Ueber Leſſings Verhältniß zu Diderot handelt ausführlich Hettner a. a. O. II. 330—332.

That der Lebenskern von Leſſings neuer Dichtung. Aber während Diderots ernſtes Luſtſpiel weſentlich pathetiſch iſt, giebt uns Leſſings Minna von Barnhelm die freie einfach naturwahre Abſpiegelung des wirklichen Lebens. Mit dieſem Stücke empfing die deutſche Literatur ein völlig neues Genre, das ſich unter keine der bisherigen Kategorien dramatiſcher Dichtung einreihen ließ, weil es in der Mitte ſtehend zwiſchen Komödie und Tragödie von beiden gewiſſe Züge und Farben entlehnte. Die Zeitgenoſſen empfanden das ſehr wohl, als ſie dem Stücke den Titel „die Großmüthigen“ gaben, unter welchem Titel es ſogar, wiewohl verſtümmelt, ins Franzöſiſche überſetzt und wiederholt mit Beifall in Paris aufgeführt wurde, wo noch neuerdings George Sand mit ihrem Maitre Favilla als ein freilich ins Franzöſiſch-Romantiſche verzerrter Ausläufer dieſer Richtung aufgetreten iſt.[1]) In Deutſchland waren damals ohnehin Zeit und Stimmung ſolchen Motiven günſtig. Weiſſe fand ſogar in der Minna ſeines Freundes noch nicht genug Edelmuth, und machte Vorſchläge, wie dieſem Mangel abzuhelfen ſei! Intereſſant iſt es, daß das Stück in jener verſtümmelten franzöſiſchen Bearbeitung ſeinen Weg ſogar nach Deutſchland zurückfand, wo Leſſings Bruder zu ſeinem Aerger „Les amans genereux de Mr. Lessing“ in Berlin aufführen ſah.[2])

Leſſings Minna von Barnhelm iſt das erſte deutſche Nationalluſtſpiel, und wenn wir ehrlich ſein wollen, iſt es auch bis heute das einzige geblieben. Denn wo iſt in der ganzen deutſchen Literatur nach Leſſing bis auf den heutigen Tag ein ſolches Drama, das, nicht zurückgreifend in eine entfernte Vergangenheit, ſondern anknüpfend an die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens, die den Dichter umgab, an das bedeutendſte Ereigniß und den gefeiertſten Helden und Herrſcher des Jahrhunderts, den ſpezifiſch deutſchen

1) Vergl. Stahr: Nach fünf Jahren. Th. I. S. 194—204.
2) XIII. 609.

Nationalgehalt dieſes Lebens mit ſolcher Klarheit und Einfachheit in ſo plaſtiſch lebenswahren Geſtalten widerſpiegelte, und das, während es den großen Träger dieſer Zeit in ehrerbietiger Ferne hielt, doch zugleich ſeine Größe und Bedeutung und die edelſte ſeiner Eigenſchaften, die Gerechtigkeit, ſo ungeſucht verherrlichte? Goethe, neidlos wie alle größten Genien, hat für immer den Werth und die Bedeutung dieſes Werks feſtgeſtellt, als „der erſten deutſchen Geiſtesproduktion von ſpezifiſch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine unberechenbare Wirkung that.“ Nach dieſem Stücke hatte er ſelbſt ſeine erſten dramatiſchen Jugendverſuche gearbeitet; an der unvergleichlichen Meiſterſchaft der Expoſition hatte er ſich bei jenen Anfängen geſchult, und noch der Greis verweilte gern „bei der liebenswürdigen Naivetät und Heiterkeit, bei dem ächt deutſchen Gemüth und der freien friſchen Weltbildung, welche ſich in dieſem Stücke abſpiegelten, das in jenen dunklen Zeiten, da es zuerſt hervortrat, wie ein glänzendes Meteor erſchien, und auf die ſtrebſame Jugend jener Zeit eine unglaubliche Wirkung übte.“ Wenn Goethe einmal der „retardirenden“ Auftritte im dritten Akte tadelnd zu gedenken ſcheint, wo der Wachtmeiſter und Franziska zu ſehr vortreten, ſo entſchuldigt er dieſelben doch gleich wieder ſelbſt durch die Bemerkung: daß Leſſing eben Luſt und Freude an dieſen beiden Charakteren gewonnen und ſie deshalb etwas weiter als gerade nöthig ausgeführt habe. Aber auf jenen retardirenden Scenen beruht gerade ein Theil der Volksthümlichkeit des Stückes und jener Popularität, die vor hundert Jahren ganz ohne Beiſpiel, auch heute noch nicht erloſchen iſt, und die auch, ſo lange deutſches Weſen übrig iſt, nie ganz erlöſchen kann. Noch heute, nach einem Jahrhunderte ungeheuerſter Wandlungen im Leben des deutſchen Volks, wirken Leſſings Charaktere durch ihre poetiſche Wahrheit, ſprechen ſie uns an als Zeugen und Mithandelnde einer bedeutenden, in ihrer Art einzigen Zeit.

Während aber von dem lächerlichen Riccaut und der bald

kriechenden, bald anmaßlichen Verlumptheit dieſes franzöſiſchen Glücksritters bis zu dem rührenden Humor des großmüthigen Wachtmeiſters und des treuen deutſchen Bedienten Juſt, alle Figuren dem Komiſchen angehören, tritt uns nur in dem einen Tellheim, dem eigentlichen Träger des Ganzen, in den Leſſing ſeine volle Seele gelegt hat, der zum Tragiſchen neigende Ernſt der Leſſing'ſchen Muſe und des Leſſing'ſchen Charakters entgegen. Denn Tellheim, nicht Minna iſt die Hauptperſon dieſes Stückes, deſſen Motiv, die Soldatenehre, die Ehre des Offizierſtandes, himmelweit unterſchieden iſt von dem halbverrückten Ehrbegriffe der ſpaniſchen Cavaliere in Lope's und Calderons Dramen. Auch der Konflikt zwiſchen Ehre und Liebe, in welchen Tellheim durch ſeinen Prozeß mit dem Staate und ſeine von der edelſten Handlungsweiſe herbeigeführte Verarmung geräth, iſt unendlich berechtigter, und ſteht in gar keinem Vergleiche mit jener halb barbariſchen, halb aberwitzigen Peinlichkeit der Ehrbegriffe, welche bei den ſpaniſchen Dichtern die dramatiſchen Konflikte erzeugt. Es iſt der ideale Ehrbegriff des Offiziers und Edelmannes, wie er ſich ausgebildet hat in dem Heere des unſterblichen Preußenkönigs, der Tellheims Lebensprinzip bildet. Der Ehre muß Alles nachſtehen, ſelbſt die Liebe. Tellheim iſt das Muſter eines Offiziers, ein ächt ritterlicher Charakter in der ſchönſten Bedeutung dieſes viel mißbrauchten Worts. Ein vortrefflicher Herr und Vorgeſetzter, angebetet von ſeinem Diener und von ſeinen Untergebenen wegen ſeiner milden Menſchlichkeit, die ſelbſt den erbärmlichen Philiſter von Wirth, dies Muſterbild kriechender Spiesbürgerlichkeit, anſtändig behandelt, ſtatt ihn nach Verdienſt zu ſtrafen; ein treuer Freund, der tiefſten Liebe fähig, weil voll Ehrfurcht vor dem Weibe, voll einer Hochachtung, die es ihm ſelbſt unerträglich erſcheinen läßt, eine verlobte Braut an ſein Schickſal und an ſeinen Namen zu knüpfen, wenn beide, und wäre es auch völlig unverdienter Weiſe, Schaden gelitten — Schaden, der ihm unheilbar dünkt, weil er die Ehre betrifft. So ſteht er vor uns, ſo

entwickelt er ſich nach allen dieſen Seiten hin, entwickelt er im Verlaufe der Handlung ſich endlich in ſich ſelbſt bis zu der Höhe, wo das reine Naturgefühl edelſter Menſchlichkeit, das Gefühl der wahren Liebe und ihrer höchſten Pflicht, den Sieg davon trägt auch über Gefühl und Pflicht der konventionellen Standesehre. Der reichen, glücklichen, von vornehmen und ſtolzen Verwandten umgebenen Braut darf er, auch wenn ſie ſelber in ihn dringt, die Treue nicht halten, die ſie nach ſeinen Begriffen unglücklich machen, ja erniedrigen würde. Der Enterbten, Verſtoßenen, um ſeinetwillen von den Ihren Aufgegebenen wirft er ſich zu Füßen und beſchwört ſie um die Gunſt, ſich und ſein Leben ihr weihen zu dürfen! Er iſt ſtolz nur, wo er allein empfangen ſoll; er iſt ganz Demuth und Hingebung, wo er die Ausſicht hat, leiſten zu dürfen. Und auf dieſer Höhe, wo die Natur über die Konvention, die echte Menſchlichkeit über das Vorurtheil der Satzung, die Liebe über die Standesehre triumphirt, auf dieſer Höhe wird ihm am Schluſſe der höchſte, der verdienteſte, einzig ſeiner würdige und für ihn den höchſten Werth habende Lohn: die volle Anerkennung ſeiner makelloſen Ehre durch die Gerechtigkeit ſeines erhabenen Königs und Kriegsherrn.

Die Ehre iſt es, die der Liebe den Kranz flicht in dieſem unvergleichlichen Werke, dem ſchönſten, das je ein Herz voll Liebe und Ehre gedichtet hat. Denn in dieſer Minna von Barnhelm ſteckt nicht blos, wie Goethe einmal geſagt hat, Leſſings Verſtand, ſondern auch ſein großes, warmes, edles Herz, ſein Herz voll Ehre und Liebe, der ganze Leſſing. Es war eine der wunderlichen Grillen Tiecks, für dieſen Charakter eine Anknüpfung an irgend welches engliſche Vorbild herauswittern zu wollen. Leſſings Tellheim iſt ſeinem Weſen nach Leſſing ſelbſt, und wir werden im weitern Verlaufe ſeines Lebensſchickſals ſehen, daß er ſich in einer ähnlichen Lage, deren harte Prüfung er nicht ahnen mochte, als er ſeine Minna dichtete, durch eine ähnliche übertriebene Delikateſſe des

Ehrgefühls in Geldsachen unsäglich viel Lebensleid bereitet und schöne Jahre verdorben hat.

„Welche Gerechtigkeit! welche Gnade!“ ruft Tellheim aus als er das königliche Handschreiben gelesen, das seine Ehre und sein Glück wieder herstellt. Aber die Gnade steht ihm nur in zweiter Linie; in erster die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist es, welche dieser Tellheim-Lessing zur Verherrlichung jenes großen Herrschers benutzte, dessen Genie den Major des Stücks bestimmt hatte, Soldat zu werden, um ihm zu dienen. Derselbe Wunsch war es, der den Dichter der Minna jahrelange Anstrengungen machen ließ, um ein Gleiches zu erreichen. Noch als er dieses Stück dichtete, harrte er auf die Erfüllung solchen Wunsches. Um so größer erscheint der Freimuth des Dichters in diesem Werke. Schon daß er es wagte, den König, wenn auch nicht in Person, so doch in seinen Handlungen und Regierungsmaßregeln auf das Theater, ja auf die Bühne seiner eigenen Hauptstadt zu bringen, war eine unerhörte Kühnheit, und selbst außerhalb Berlin, in Hamburg, ja sogar in Paris mußte preußische Entscheidung die Bedenken heben, welche man eine Zeitlang der Aufführung von Lessings Dichtung entgegenstellte.

Aber noch unerhörter in der damaligen deutschen Literatur war eine Figur wie sein Tellheim. Dieser preußische Major von 1763, dieser Edelmann und Offizier voll strengsten soldatischen Ehrgefühls, aber eines Ehrgefühls, das „für die Großen aus Neigung wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, sondern Alles der eignen Ehre wegen thut“, und dem deshalb auch „die Großen sehr entbehrlich sind“, dieser Offizier, der keine Gnade braucht und will, sondern nur Gerechtigkeit, und der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist eine überaus merkwürdige Erscheinung. Selbst das Anerbieten, weiter zu dienen, lehnt er ab. Er will frei bleiben, denn „die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten.“ Dieser Soldat ist so weit davon entfernt, sich auf sein bloßes

Soldatenthum etwas einzubilden, daß er es höchstens, wie er sich ausdrückt, „nicht bereuen kann, Soldat geworden zu sein.“ „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen.“ Und gar Soldat sein, blos um sich zu schlagen, heute hier, morgen da dienen, das heißt ihm: „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!“ Diese Grundsätze des Lessing'schen Majors sind eben so revolutionair wie die des Schiller'schen Majors in Kabale und Liebe, der zwanzig Jahre später auf die Worte: „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst!“ die bekannte Antwort giebt: „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!“ sie haben eine Tragweite von Jahrhunderten der Zukunft. —

Und wie liebevoll sind alle Nebenfiguren behandelt! Dieser pudeltreue, grundehrliche, derbwitzige Bediente Just, dieser biederherzige, liebenswürdig großmüthige Wachtmeister, mit welcher feinsten Kenntniß des Herzens sind sie gezeichnet und ausgestattet. Lessing liebte das Volk, das er durch und durch kannte, darum ist auch sein Portrait so treffend. Die Romantiker, die Lessing nie recht leiden mochten, kannten und liebten es nicht, darum hat auch keiner von ihnen eine dramatische Figur oder eine Scene aus dieser Sphäre zu schaffen gewußt, selbst nicht der treffliche Immermann, dem sein Hofschulze und sein Patriotenkasper erst gelangen, als er der Romantik den Abschied gab. Und wie leibt und lebt bei Lessing Alles: diese Kammerjungfer, die mit ihrem Wachtmeister eine Art komischer Entsprechung bildet zu Tellheim und Minna, dieser unsterbliche Riccaut, das Muster aller schwindlerischen Industrieritter und Spieler der Bühne. Und selbst der Schelm von Wirth, das

Aergerniß des braven Juſt, für den er trotz aller geſpendeten Schnäpſe Danziger doch ein Lumpenhund bleibt — wie hat Leſſing in ihm den richtigen deutſchen Philiſter von damals abkonterfeit, mit ſeiner Kriecherei vor den Reichen und Vornehmen, ſeiner kleinherzigen Gemeinheit gegen das Verdienſt im Unglücke, ſeiner Begeiſterung für die buchſtäbliche Allwiſſenheit des Königs und der hohen Obrigkeit und Polizei, welcher Alles in die Schuhe geſchoben und die für Alles verantwortlich gemacht werden. Eine ähnliche Plaſtik iſt unter den ſpäteren Dramatikern nur etwa Freytag in ſeinem Luſtſpiele „die Journaliſten“ mit der vortrefflichen Figur ſeines Piepenbrink gelungen. Unſere jungen Dramatiker von heute ſollten Leſſings Minna alle Jahre ein paar Mal leſen; es würde ihnen nicht ſchaden!

Je mehr man das Stück durchdenkt und die Wirkungen, welche es übte, ins Auge faßt, um ſo mehr muß man den ſichern Griff bewundern, mit welchem Leſſing aus dem wirklichen Leben der Nation um ihn her gerade den einzigen dankbaren Stoff erfaßte, der ſeiner Dichtung die Sympathie der Volksgeſinnung ſichern konnte. Goethe, der ſich und die deutſchen Dichter beklagte, daß ihnen das Leben der Nation nichts entgegenbrachte, beklagte freilich in ſeinem Alter ſelbſt bei Leſſing, „daß dieſer außerordentliche Menſch in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſeren Stoffe gab, als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind, daß er in ſeiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachſen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts Beſſeres fand.“ [1]) Aber derſelbe Goethe hat doch auch zugleich darauf hingewieſen, wie meiſterhaft Leſſing dieſen Stoff zu benutzen wußte. „Die gehäſſige Spannung“, ſagt er in ſeiner Selbſtbiographie, „in welcher Preußen und Sachſen ſich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich

1) Eckermann I. 340.

die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte Lessings Minna im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." In der That waren und konnten beide Volksstämme mit dem Gedichte zufrieden sein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davontrug, beeinträchtigte nicht die gute Aufnahme, die ihm in Leipzig zu Theil wurde. Lessing selbst aber sagte von sich, daß er freilich weder Sachse noch Preuße sein mußte, um das Stück zu schreiben. — Er hatte übrigens nöthig, sich an den Beifall zu halten, den man dort wie hier seinem Stücke in- und außerhalb des Theaters spendete; denn das Honorar, welches Minna von Barnhelm ihrem Dichter eintrug, war — Nichts! [1])

1) Ramler Brief an Knebel 2. angeführt bei Riemer Mittheilungen über Goethe I, 385.

Sechstes Buch.

Vierter Aufenthalt in Berlin. 1765—1767.

Laokoon.

Erstes Kapitel.

Rückkehr nach Berlin. — Schluß der Literaturbriefe.

Nahezu fünf Jahre hatte Leſſing in ſeinen Breslauer Verhältniſſen gelebt, als er ſich entſchloß, ſeine dortige Stellung aufzugeben. Schon mit dem Friedensſchluſſe (1763) hatte der ſpannende Reiz des Kriegslebens und ſeiner wechſelvollen Ereigniſſe für ihn aufgehört. Das Soldatenthum im Frieden, das Herumziehen mit ſeinem Chef von einer Revue zur andern war ihm langweilig, (XII. 165.) und er fand, daß es hohe Zeit ſei, „daß er wieder in ſein Geleiſe komme."

Für ſeine Kamenzer Familie, die ſich mehr und mehr gewöhnt hatte, in allen finanziellen Nöthen ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, war die Nachricht, daß er eine ſo einträgliche „Verſorgung" aufgeben wolle, ein Donnerſchlag, und Leſſing ſah ſich trotz ſeiner kindlichen Liebe genöthigt, den Seinen wiederholt brieflich anzudeuten, daß er denn doch noch eine andere Lebensaufgabe zu erfüllen habe als die, durch Tagelöhnerarbeit möglichſt ſo viel Geld zu erwerben, daß alle ſeine Brüder Paſtoren oder Conrektoren werden könnten. „Ich hoffe nicht", ſchrieb er dem Vater,[1]) „daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren an den Nagel gehängt und wollte mich blos elenden Beſchäftigungen des Broderwerbs widmen.

1) Brief vom 30. Nov. 1763. XII. 159.

Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drei Jahre verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruht und mir von dem wenigen, was ich habe erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will."

Aber ſelbſt ſolche Aeußerungen verfingen nichts, und der von der Familie immer wieder mit Vorſtellungen und Abmahnungen beſtürmte Sohn mußte wiederholt auf das Recht zurückkommen, ſein Leben mit fünfunddreißig Jahren ſelbſt beſtimmen zu dürfen. „Ich bin, ſchreibt er in einem andern Briefe,[1]) über die Hälfte meines Lebens hinaus, und ich wüßte nichts, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Reſt deſſelben noch zum Sklaven zu machen." Er ſei feſt entſchloſſen, keine Anſtellung mehr anzunehmen, als eine ſolche, „die ganz nach ſeinem Sinne ſei." In der That lehnte er gerade damals einen Ruf nach Königsberg als Profeſſor der Eloquenz, wie noch heute der alte Zopfſtil lautet, mit dem Bemerken gegen ſeine Freunde ab, daß es ihm unmöglich ſei, alle Jahre einen Panegyrikus auf den jedesmaligen König zu halten, wozu er in ſolcher Stellung verpflichtet war. „Wie es weiter werden wird, fährt er fort, iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten." Der Vater hatte ihm vorgeſtellt, was denn im Falle langwieriger Krankheiten und anderer Unglücksfälle, die ihn außer Stand ſetzen könnten, durch Arbeit ſeine Freiheit zu behaupten, aus ihm werden ſolle. Leſſing erwidert nicht ohne eine gewiſſe verzeihliche Ironie: dergleichen zu befürchten zeige ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. „Ich habe ein beſſeres, ſetzt er hinzu, und habe Freunde."

Zu Anfange des Jahres 1765 legte Leſſing ſeine Stelle nieder.

---

1) 13. Juni 1764. XII. 161.

Er war nun wieder „der alte Vogel auf dem Dache“, und hatte die Wahl aber auch die Qual, wohin er seinen Flug nehmen sollte. Längere Zeit schwankte er zwischen Süden und Norden. Die Studien zum Laokoon, von dem er den größeren Theil bereits in Breslau ausgearbeitet hatte, zogen ihn nach dem Süden. Seit Jahren war es sein Lieblingsplan gewesen, über Wien, wo er die kaiserliche Bibliothek zu benutzen gedachte, nach Italien und Griechenland zu gehen, um dort in der Anschauung von Natur, Volk und Kunstwerken seine Erkenntniß des Lebens, der Poesie und Kunst der altklassischen Welt ausreifen zu lassen. Er hatte sich lange danach gesehnt, den Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoon mit eigenen Augen zu sehen, [1]) und lange war er unschlüssig, ob er nicht gleich von Breslau aus die Reise antreten solle. Er stand an einem Scheidewege seines Lebens, und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß es für sein individuelles Geschick sicherlich besser gewesen wäre, wenn er jenen Plan ausgeführt hätte. Jedenfalls wäre ihm die spätere so überaus traurige Erfüllung seines Wunsches, Italien zu sehen, und vielleicht sein ganzes späteres leidenvolles Lebensgeschick erspart geblieben! Aber freilich ist es gewiß, daß wir dann auch seine Dramaturgie, und mehr als wahrscheinlich, daß wir auch seinen Nathan hätten entbehren müssen.

Er ging nicht nach Italien, sondern reiste über Kamenz und Leipzig, wo er die Eltern und Freunde besuchte, nach Berlin, wohin ihn außer dem Verlangen, die alten Freunde wiederzusehen, auch eine ganz bestimmte Vorliebe für diese lebhaft aufblühende Hauptstadt des eben jetzt zum Range einer Weltmacht emporgehobenen Preußens zog. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Gerade um die Zeit, in welcher Lessing Breslau zu verlassen sich anschickte, schien sich in Berlin seinen Freunden eine Gelegenheit zu eröffnen, den ausgezeichneten Mann dauernd für Berlin durch eine Stellung zu

1) XIII. 130.

gewinnen, welche in der That zu den wenigen gehörte, die, wie er es in dem Briefe an ſeinen Vater genannt hatte, „nach ſeinem Geſchmacke“ waren. Wir werden auf dieſe Angelegenheit und ihren beklagenswerthen Verlauf weiter unten zurückkommen. Gewiß iſt, daß Leſſing von vorn herein ſeine Ueberſiedelung nach Berlin nur als eine proviſoriſche betrachtete, und daß er den Plan jener großen Reiſe keineswegs aufgegeben hatte, ſondern denſelben für den Fall eines Mißlingens der Bemühungen ſeiner Freunde feſthielt.

Der erhaltene Briefwechſel Leſſings aus dieſer letzten Periode ſeines zweijährigen Aufenthalts in Berlin iſt ebenfalls ſehr ſpärlich.[1]) Ausführlicher dagegen iſt über dieſe Zeit der Bericht ſeines jüngſten Bruders Karl, den er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin zu ſich genommen hatte, und der daher über des Bruders Leben und Treiben als Augenzeuge berichtet. Das von demſelben entworfene Bild iſt freilich nichts weniger als erfreulich zu nennen.

Bald nach ſeiner Ankunft in Berlin fand ſich Leſſing bei den unaufhörlichen Aderläſſen, die ſein Geldbeutel durch die Familie erfuhr, „wieder ſo reich, als vor fünf Jahren, da er es verlaſſen hatte.“ Er ſah ſich wieder durch die Noth an den Schreibtiſch gefeſſelt und zu geiſtigen Anſtrengungen gezwungen, die ihm in ſolchem Umfange fremd geworden waren. Die geiſtige Arbeit, die ihm in Breslau Erholung geweſen war, ward ihm hier oft drückende Laſt, weil ſie wieder als harte Nothwendigkeit des Broderwerbes auftrat, während ſein etwas ſtärker gewordener Körper, durch das Breslauer Leben an ſtarke Bewegung gewöhnt, die ſitzende Lebensart nur ſchwer ertrug. In Breslau, frei von Nahrungsſorgen, hatte er ſich an jene Freiheit in der Weiſe ſeines Studirens und wiſſenſchaftlichen Arbeitens gewöhnt, die ſein Bruder Karl uns ſo reizend beſchreibt, und eben dieſe Gewöhnung ward ihm in Berlin zur Qual,

1) An Leſſing nur drei Briefe von Gleim; von Leſſing in Allem nur ſieben Briefe, drei an ſeinen Vater und Bruder, einer an Klotz und drei an Gleim.

wo der Druckerburſche von Morgen bis Abend ſeine Thür um Manuſkript belagerte. In ſolchen Augenblicken erſchien ihm wohl, wie er warnend gegen ſeinen Bruder äußerte, „die Schriftſtellerei als die widerwärtigſte und abgeſchmackteſte Beſchäftigung“, und er machte Pläne über Pläne, ſeine Lage zu verändern.

Inzwiſchen ward doch während dieſes Berliner Aufenthalts Vieles gefördert. Gleich nach ſeiner Ankunft ſchrieb er (im Juni und Juli 1765) den Schluß der Literaturbriefe, wie er dieſelben ſechs Jahre zuvor eingeleitet hatte. Es war eine Beſprechung der Charakteriſtik der beſten italieniſchen Dichter und ihrer Werke von Meinhard.[1]) Dieſer vortreffliche Mann ſollte das Lob Leſſings, das ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, nicht lange überleben. Er ſtarb ſchon zwei Jahre ſpäter auf der Durchreiſe in Berlin, wo ihn Leſſing perſönlich kennen lernte, der in ihm einen Geiſtverwandten und Mitſtrebenden nach gleichen Zielen philoſophiſch-äſthetiſcher Forſchung erfand, und durch das frühe Hinſcheiden des in Rom und Italien im engſten Verkehr mit Winckelmann und Mengs gebildeten Mannes ſchmerzlich berührt wurde. Jener kleine Aufſatz aber iſt nicht bloß deshalb wichtig und intereſſant, weil Leſſing mit demſelben für immer von aller Thätigkeit für ein gemeinſames journaliſtiſches Wirken Abſchied nahm, und ſich von da ab ganz auf ſich ſelbſt zurückzog. Er iſt es auch, und zwar in noch weit höherem Grade, durch die Stellung, welche Leſſing der aufſtrebenden deutſchen Literatur, gegenüber den ſogenannten Aufmunterungen durch den Schutz und die Förderung von Seiten der Großen und Mächtigen, ein für allemal anwies. Dieſe Stellung iſt eine entſchieden demokratiſche, oder wenn man will republikaniſche. Meinhard hatte in Folge ſeiner kulturgeſchichtlichen Studien auf die äußerſt geringe Zahl guter Dichter Italiens hingewieſen, welche das Zeitalter der als Beſchützer und Förderer der Kunſt ſo berühmten Mediceer hervorgebracht habe,

1) VI. 276—281.

und dabei eine Bemerkung ausgeſprochen, welche Leſſing „ebenſo ſcharfſinnig als wahr“, und zugleich ſehr anwendbar fand auf den äußerlichen Zuſtand der deutſchen Literatur ſeiner Zeit, deren Vertreter „über den Mangel an Unterſtützung ſo häufige und bittere Klagen führten und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künſte ſo übertrieben, daß man ihre eigennützige Abſicht nur allzu deutlich merke.“

Jene Anſicht, die Leſſing vollkommen zu der ſeinigen machte, läßt ſich in den einfachen Satz zuſammendrängen: „daß Mäcene keine Genies hervorrufen, wohl aber allemal denen ſchaden, die es ſchon ſind, wenn der Gönner nicht ſelbſt den wahren, den großen Geſchmack der Künſte beſitzt“. „Man irret ſehr, hatte Meinhard geſagt, wenn man den Mangel großer Genies zu gewiſſen Zeiten dem Mangel an Belohnungen und Aufmunterungen zuſchreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome ſich ſelbſt ſeinen Weg durch die größten Hinderniſſe. Shakſpeare, der zu einem Handwerk erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja ſogar, ohne es zu wiſſen.“ Dies hatte dann der Autor mit weiteren Beiſpielen belegt, und ſelbſt in Betreff der damals noch ſo viel gerühmten Mäcenatenſchaft des vierzehnten Ludwig darauf hingewieſen: daß alle die großen Genies, die ſeiner Regierung den höchſten Glanz verliehen, ohne ſeine Aufmunterung ſich Bahn gebrochen. Ja ein Racine ſei durch den Einfluß der Hofbegünſtigung vielmehr von der urſprünglichen Natur und Wahrheit ſeiner Poeſie abgeleitet, als auf dem richtigen Wege gefördert worden. Der wichtigſte Nachtheil aber, welchen der künſtliche Schutz, den die Poeſie und Kunſt bei Regenten finde, für die Literatur nach ſich ziehe, ſei der, daß dadurch die Begierde zu ſchreiben unnatürlich ausgebreitet werde, und daß ſo viele Halbtalente ſich an Arbeiten wagen, die bloß dem Genie zukommen. Dieſe welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können, — denn dieſe trifft allein das Genie — ſuchen ſich durch neue Manieren, durch

Affektationen zu unterscheiden, oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünstelten, und das sei denn auch wohl die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen „Beschützer der Künste", Zeiten des schlechten Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt seien.

Lessing unterschrieb diese Ansichten durchaus. Und er that es in einer Zeit, wo die spätere Klage des Dichters, daß die deutsche Muse, vertreten bereits durch einen Klopstock, Wieland und Lessing

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne,
Schutzlos ging und ungeehrt!

in aller Munde war, und wo Deutschland die Erfahrung machen sollte, daß von seinem größten Herrscher selbst einem Lessing nicht einmal die Stätte gewährt werden mochte, wo dieser Befreier des deutschen Geistes festen Stand hätte gewinnen können für das Werk seines Lebens.

Zweites Kapitel.

Lessing und Friedrich der Große.

Nicht auf ein blindes Ungefähr war Lessing diesmal nach Berlin gegangen. Ich habe schon oben angedeutet, daß es auf das Andringen seiner Freunde geschah, denen sich grade in diesem Zeitpunkte eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, Lessing in einer ihm gemäßen Stellung dauernd für Berlin und Preußen zu gewinnen. Sie wußten zugleich aus langer Erfahrung, wie völlig unfähig er selbst dazu war, irgend etwas für sich zu thun, und verdoppelten deshalb ihre Anstrengungen.

Schon acht Jahre früher hatte, wie wir oben erzählt haben,[1]) Leſſings Freund Kleiſt in Verbindung mit Gleim und Ramler Alles zu jenem Zwecke in Bewegung geſetzt, und aus einer brieflichen Aeußerung Leſſings gegen Ramler[2]) ſehen wir, daß Leſſing ſelbſt damals eine Art von Hoffnung hegte, König Friedrich werde ihn zu verwerthen wiſſen. Aber dieſe Hoffnung hatte ſich nicht erfüllt, und auch die gegenwärtige Ausſicht ſeiner Freunde ſollte ſich nicht erfüllen.

Durch Leſſings ganzes Leben zieht ſich ein dämoniſches Etwas, das ſich in die kurzen Worte zuſammenfaſſen läßt: er hatte kein Glück! Wer ſeine Briefe, die Hauptquelle für die Kenntniß ſeines äußeren Lebens und ſeines Charakters, mit Aufmerkſamkeit lieſt wird mehr als einmal ſeiner Klage darüber wenn auch unter der Hülle jenes wunderbar ergreifenden Humors begegnen, mit dem ſein ſtarkes Herz ſie zu bewältigen trachtete. Wir ſind noch fern von jener Epoche ſeines Lebens, wo der Dämon dieſes Mißgeſchicks ihn an der einzigen Stelle tödtlich treffen ſollte, an welcher die Energie dieſes Rieſen verwundbar war. Aber war es nicht auch jetzt ſchon ein Unglück im Leben dieſes herrlichen Mannes, daß der große König, der das unſterbliche Wort geſprochen hatte: „Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, muß unter aller menſchlichen Geſellſchaft werthgehalten werden", den heldenhafteſten Wahrheitsfreund ſeines Jahrhunderts nicht kennen lernte und unerkannt von ſich wies? daß Leſſing, dieſer König im Reiche des freien Geiſtes und der Literatur, der über allem Volke ſeiner Zeit nicht blos um eines Hauptes Höhe emporragte, grade dem größten deutſchen Könige ſeines und vieler Jahrhunderte, ſein Leben lang fern und fremd blieb, obſchon er den beſten Theil ſeines Lebens in Preußens Hauptſtadt zubrachte, und obſchon viele Jahre lang für ihn dieſe Hauptſtadt der Punkt blieb, wo feſten Fuß zu faſſen, er ſehnlich wünſchte,

1) S. oben S. 153 ff.
2) XII. 85.

hoffte und hoffen durfte — um endlich dieſe Hoffnung mit einem Schlage und für immer ſcheitern zu ſehen? Doch wir wollen unſerer Erzählung nicht vorgreifen.

Der Zeitpunkt, in welchem Leſſing ſein Zelt in Breslau abbrach, traf nämlich mit einem Ereigniſſe zuſammen, welches den Wünſchen ſeiner Freunde für ihn nahe Erfüllung zu verſprechen ſchien. Der Bibliothekar der Königlichen Bibliothek, ein Franzoſe Gautier de la Croze, war zu Anfang des Jahres 1765 geſtorben. Durch ſeinen Tod war eine Stellung erledigt, wie ſie dem Geſchmacke und den Bedürfniſſen Leſſings vorzugsweiſe entſprach. Mit derſelben war zugleich die Aufſicht über das Königliche Münzkabinet und die Antikenſammlung verbunden, und Leſſings Freunde zweifelten nicht, daß es gelingen werde, die Wahl des Königs bei der Wiederbeſetzung dieſer Stelle auf den einzigen ihrer würdigen Mann in Deutſchland zu lenken. Nur noch Einen gab es in Europa, der Leſſing den Rang hätte ſtreitig machen können. Dieſer eine war der berühmte Winckelmann, welcher damals in Rom lebte. In der That entſchied ſich der König für Winckelmann, auf welchen er grade zu dieſer Zeit durch einen beſonderen Umſtand aufmerkſam geworden war. Friedrich der Große hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1765 die koſtbare Gemmen- und Paſtenſammlung des Baron von Stoſch, welche Winckelmann geordnet und mit einem trefflichen Kataloge verſehen hatte,[1]) für Berlin angekauft. Er trug ſich überhaupt damals mit Plänen, etwas Bedeutendes für die Kunſt in ſeiner Hauptſtadt zu thun. Er wollte eine Malerakademie ſtiften, und hatte Verhandlungen angeknüpft, den bedeutendſten italieniſchen Maler jener Zeit, Pompeo Battoni, und als dieſer ſeine Anträge ausſchlug, Winckelmanns Freund Rafael Mengs nach Berlin zu ziehen.[2]) Winckelmanns

---

1) Winckelmanns Briefe: Werke Th. II. S. 575. 577. 579 u. a. (Stuttg Ausg. 1847.

2) Winckelmann a. a. O. S. 574. 579.

Berufung wurde auch durch den Umstand begünstigt, daß der Oberstlieutenant Guichard, unter dem Namen Quintus Icilius als einer von König Friedrichs vertrautesten Umgangsgenossen bekannt und von demselben mit dem Vorschlage eines neuen Bibliothekars beauftragt, von Halle her, wo er Theologie studirt hatte, ein intimer Universitätsfreund des berühmten Alterthums- und Kunstforschers war.[1]) Dennoch hatte derselbe zuerst Lessing in Vorschlag gebracht, als aber der König denselben ablehnte, nannte er Winckelmanns Namen, und fand sofort bereitwillige Zustimmung. Einem Winckelmann nachzustehen, konnte für Lessing am wenigsten eine Kränkung sein, und auch Lessings Freunde mußten eine solche Wahl in der Ordnung finden, da Winckelmanns Ansehen und Verdienste in dem Fache, um das es sich vorzugsweise handelte, damals ganz unbestreitbar die überlegenen waren. So trug denn auch Lessings nächster Freund Nicolai kein Bedenken, im Auftrage Guichards die Unterhandlungen mit Winckelmann einzuleiten, welcher seinerseits den ebenso ehrenvollen als einträglichen Ruf, den er am 29. August zu Rom erhielt, auf der Stelle annahm.[2]) Dennoch zerschlug sich die Sache — leider muß man es aussprechen: durch den launenhaften Geiz des großen Monarchen. Zwar hatte derselbe sich dazu verstanden, die Stelle, deren Besoldung ursprünglich, wie alle Gehalte seiner Beamten sehr gering war — sie betrug nur fünfhundert Thaler — für Winckelmann auf fünfzehnhundert und wenn es sein müsse, bis auf zweitausend Thaler zu erhöhen. Als aber dieser die letztere Summe beanspruchte, ließ ihm der König die Hälfte derselben anbieten! Der beleidigte Winckelmann trat zurück und schrieb seinen Freunden:[3]) er könne dem Preußenkönige eine Antwort geben, wie

1) Winckelmann Werke II. S. 575 und 576.
2) Winckelmann Werke II. 581. 582. 583.
3) a. a. O. S. 584 vergl. S. 595 und 637.

Digitized by Google

jener Sänger, der demſelben in einem ähnlichen Falle erwiderte: Eh bene! faccia cantare il suo generale! [1])

Winckelmanns Entſcheidung erfolgte ſchon im Oktober deſſelben Jahres, und nun faßten Leſſings Freunde und dieſer ſelbſt neue Hoffnung. Nicht ohne Urſache beeilte ſich Leſſing jetzt ſeinen Laokoon vorläufig abzuſchließen, den er ſchon im Mai des folgenden Jahres erſcheinen ließ. Es galt ſeine Berechtigung zu jener Stellung durch ein Werk darzuthun, das geeignet war den Beweis zu liefern, daß nur ein Leſſing der würdige Erſatz für einen Winckelmann ſein konnte.

In der That ſchien Alles für ihn zu ſprechen. Seit ſeinem neunzehnten Jahre hat er den größten Theil ſeines Lebens bis zu ſeinem reifen Mannesalter in Berlin zugebracht. Seine bedeutendſten ſchriftſtelleriſchen und dichteriſchen Arbeiten waren in dieſer Zeit entſtanden, ſeine vertrauteſten Verbindungen hatte er in Berlin gefunden. Seine Vorliebe für Preußen hatte ſich bei ihm, dem gebornen Sachſen, trotz der für ſein Geburtsland ſo verhängnißvollen Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges nur beſtärkt, ſo weit ſein weltbürgerlich freier Sinn überhaupt nationaler Vorliebe fähig war. Er hatte ſogar in gewiſſer Weiſe als Gehülfe Tauenziens thätigen Antheil an den letzten Jahren jenes Krieges genommen, der über Preußens Zukunft als Europäiſche Großmacht und Hauptvertreter Deutſchlands in Deutſchland ſelbſt entſcheiden ſollte: und dieſe Theilnahme hatte hinwiederum jenes erſte klaſſiſche Werk der deutſchen dramatiſchen Poeſie, Minna von Barnhelm gezeitigt, deſſen ſpezifiſch norddeutſcher Nationalgehalt zum erſten Male der deutſchen Dichtung eine ganz neue Wirkung und Richtung verlieh. So durfte er ſich, obſchon er in erſter Linie ſich ſtets nur als Deutſcher fühlte, wohl als einen Angehörigen Preußens und ſeines großen Königs betrachten. Jeden-

1) „Nun, ſo mag er ſeinen General ſingen laſſen!“ — Friedrich der Große hatte geſagt: das Gehalt, das der Sänger beanſpruche, ſei ja das eines Generals.

falls hatte er ein Anrecht auf Berückſichtigung von Seiten des Staates und des Herrſchers, die ihn nach dem Erſcheinen der Minna von Barnhelm noch mit größerem Rechte als früher den ihrigen zu nennen ſich rühmen durften. Um ſo trauriger iſt es jetzt zu ſehen, daß Leſſing jenes letzte Werk in Berlin nur veröffentlichen ſollte, um in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht, mit demſelben zugleich Preußen und Berlin auf ewig Lebewohl zu ſagen.

König Friedrich hatte von Leſſings ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen bei ſeiner bekannten gänzlichen Nichtbeachtung der deutſchen Literatur keine Notiz genommen. Allein noch ſchlimmer war es, daß ihm der Name Leſſing trotzdem und auf eine Weiſe zu Ohren gekommen war, welche ihn ein für allemal gegen denſelben eingenommen hatte. Wir müſſen hier auf jenen Briefwechſel zwiſchen Voltaire und Leſſing und auf den Vorfall, welcher denſelben veranlaßte, zurückweiſen.[1]) Zwar waren ſeitdem faſt funfzehn Jahre vergangen, aber der König, der ein ſehr treues Gedächtniß beſaß, hatte in demſelben den Namen Leſſings als eines Menſchen von zweideutigem Charakter bewahrt, wie ihn Voltaire ohne Zweifel ihm bei jener Gelegenheit geſchildert haben mochte. Als daher nach Winckelmanns Ablehnung der zuvor genannte Freund und Günſtling des Königs noch einmal Leſſing in Vorſchlag brachte, kam es zwiſchen beiden zu einer leidenſchaftlichen Scene. Der König erklärte nochmals, daß er Leſſing nicht haben wollte. Vielleicht wäre indeſſen ſeine Abneigung durch ruhige Vorſtellungen zu beſiegen geweſen, aber Guichards wohlgemeinter Eifer verdarb Alles. Er ſprach lebhaft, ja leidenſchaftlich für Leſſing, den er einen der gelehrteſten Männer Europa's nannte, und bemerkte mit einem Seitenblicke auf des Königs Vorliebe für Franzoſen: wenn der König keinen Deutſchen nehmen wolle, ſo werde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen, denn gründlich Gelehrte wie Leſſing ſeien weder bei den Franzoſen noch bei den anderen

1) Siehe oben S. 99 ff. und S. 104.

Nationen mehr zu finden. Der König, wie Nicolai, dem wir diese ausführliche Kunde verdanken, weiter erzählt, [1]) vertheidigte die Franzosen, setzte die Deutschen als Pedanten herab, berief sich hinsichtlich der Gelehrsamkeit auf die berühmten Benediktiner von St. Maur in Paris, und der Streit endete damit, daß er seinen Günstling mit den Worten verabschiedete: „er werde selbst nach Paris schreiben und sich auch ohne ihn und seine Deutschen einen gelehrten Bibliothekar zu verschaffen wissen."

Einen Bibliothekar erhielt er nun freilich, aber die vergeltende Nemesis bereitete dem eigenwilligen Monarchen, der einen Lessing zu gewinnen verschmähte, eine ganz eigene Züchtigung. Friedrich hatte von dem geistreich geschriebenen Werke eines zu Lyon lebenden französischen Kanonikus Jacques Pernety (Lettres philosophiques sur les physionomies) Kenntniß genommen, und beschloß diesen zu berufen. In dieser Absicht fragte er einen seiner französischen ihm von Helvetius empfohlenen Finanzbeamten Namens Pernety, ob der Schriftsteller Pernety mit ihm verwandt sei? Dieser erwiderte, es sei sein Bruder; und da dieser Bruder obenein ein Mönch des Benediktinerordens der gelehrten Congregation von St. Maur war, so zeigte sich der König um so leichter geneigt, demselben die Bibliothekarstelle zu verleihen, als der schlaue Franzose von Berlin aus Mittel und Wege fand, für seinen Bruder eine Empfehlung d'Alemberts zu erwirken, der diesen unbedeutenden Mönch dem Könige als einen großen Gelehrten anpries. Erst als die Berufung erfolgt war, fand es sich, daß der Berufene nicht der bekannte Verfasser jenes dem Könige bekannten Werkes, sondern ein jüngerer Vetter jenes Autors, Namens Anton Joseph Pernety, Verfasser irgend welcher obscuren Schriften, und Alles eher als ein Mann war, den ein König wie Friedrich II. in seine Nähe gezogen haben würde. Selbst als Bibliothekar war er völlig unbrauchbar, dabei aller Art

1) Allgem. deutsche Bibliothek Th. 99. Abth. 2. S. 354.

von Aberglauben, sowie der Geisterseherei und Alchemie ergeben, wie er denn auch funfzehn Jahre später sein Amt aufgab und Berlin verließ, weil er fest an die Prophezeihung eines halbverrückten Geistlichen Namens Ziehen glaubte, daß das Ende der Welt bevorstehe und der Untergang derselben mit der protestantischen Mark Brandenburg beginnen werde.[1]) Er ging deshalb (1783) nach Frankreich zurück, wo er wirklich noch lange genug lebte, um einen Weltuntergang, freilich einen anderen als den geweissagten, hereinbrechen zu sehen; denn der gute Pater starb erst als Achtzigjähriger im Jahre 1801 zu Avignon.

Das war der Mann, den Friedrich der Große mit einem für jene Zeiten höchst beträchtlichen Gehalte von tausend Thalern nach Berlin berief, und dem ein Lessing weichen mußte! Freilich wiederholte Friedrich den hier begangenen Fehler noch einmal, als er im Jahre 1770 die Berufung Heyne's von Göttingen mit den Worten ablehnte, „daß er keinen Pedanten haben wolle!"

Nicht bloß Lessings Freunde, Nicolai, Ramler, Mendelssohn, ja sogar der gute Gleim, der bei dieser Wendung der Dinge fast an seinem abgöttisch verehrten Könige irre wurde,[2]) waren von diesem Ausgange schwer betroffen; auch Lessing selbst empfand denselben tief und schmerzlich. Es war in der That ein lang gehegter Lebenswunsch, der ihm hier mit einem Schlage vernichtet ward. Er schrieb seinem alten Vater, den das Loos eines Sohnes bekümmerte, der nahe dem vierzigsten Jahre noch immer ein unstätes Literatenleben führte, von Hamburg aus: „Ich bin von Berlin weggegangen,

---

1) Wilken, Geschichte der Berliner Bibliothek S. 104.

2) „Himmel und Hölle hätte ich bewegt. Sie bei uns zu behalten, wär ich wie mancher, wie z. B. Sulzer, in Berlin gewesen. Denn nicht dem, der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen Alles, was deutsch ist, geworden, sondern denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle Mühe angewendet, einen Lessing im Lande zu behalten, diesen leg ich es zur Last, daß wir ihn verlieren." Gleim an Lessing 28. März 1767. (W. XIII. 130.)

nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen!“ [1]) Wie bitter mag seinem stolzen Herzen dies Geständniß geworden sein! Seine damalige Lage schildert er selbst am Schlusse der Dramaturgie, wo er erzählt, wie er nach Hamburg gekommen: „Ich stand eben am Markte und war müßig. Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel weil mich Niemand zu brauchen wußte als diese (Hamburger) Freunde.“ Er schrieb an Gleim: „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen.“

Aber in seinem Innern sah es anders aus, als dieser männlich stolze Ton ironischen Humors der Welt verrieth. Unter seinen Papieren fand sich nach seinem Tode auch ein Blatt „an Mäcen“ überschrieben, ein Entwurf zu einem Klagegedichte, das man nicht ohne Rührung lesen kann. „Wer ists“, heißt es dort, „in unsern Tagen hier in unserm Lande dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken Deiner Menschenliebe von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu beschützen, in sich hegte! Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen, umgesehen mit den Augen eines Bedürftigen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Affenkopien ein bittres Lachen ausschütten.“

Diese Elegie blieb Entwurf, aber das herbe Gefühl, dem sie Ausdruck geben sollte, ließ seinen Stachel zurück in der Seele des großen Mannes, den verkannt oder vielmehr nicht gekannt zu haben, ein ewiger Vorwurf bleibt für seinen großen gekrönten Zeitgenossen. Friedrichs Adlerauge sah den einzigen Mann nicht, der seiner würdig war unter Deutschlands Denkern und Schriftstellern seiner Zeit und in Lessings Herzen wurzelte seitdem jene Abneigung gegen Berlin und das Friedericianische Preußenthum, der wir von da ab

1) XII. 186.

öfters in seinen Briefen begegnen. Hatte ihm schon früher das dort wuchernde französische Literatenthum und die frivole Religionsspötterei, die sich für Philosophie ausgab, mißbehagt, so war es menschlich erklärlich, daß dies Gefühl sich steigerte durch die kränkende Zurücksetzung und persönliche Verkennung, welche er im Bewußtsein seines Werths und Anspruchs doppelt schmerzlich empfinden mußte. Er machte fortan keinen Versuch mehr, in Berlin sich eine Stätte zu gründen, und sah es seitdem nur noch ein paar Mal als flüchtiger Besucher wieder. Heute, fast ein Jahrhundert später, zeigt Rauchs kolossales Denkmal des großen Friedrich unter den zeitgenössischen Größen, welche den Piedestalbau umgeben, auch Lessings Gestalt! Sie wäre besser weggeblieben, denn sie ist für jeden Preußen und Deutschen nur eine Erinnerung an eine der größten Ungerechtigkeiten, welche der berühmte Preußenkönig gegen den Genius der deutschen Nation begangen hat.

Wir dürfen indeß von dem ersteren nicht scheiden, ohne ein Wort der Entschuldigung für den großen Herrscher hinzuzufügen, der in neuester Zeit so vielfach ungerecht, von Keinem aber unwürdiger als von dem berühmten englischen Geschichtschreiber unserer Tage beurtheilt worden ist. Es ist wahr, Friedrich der Große verachtete die deutsche Sprache und Literatur, aber es ist eben so wahr, daß er im eigentlichen Sinne des Worts die Sprache nicht kannte, die er der Geburt nach seine Muttersprache nannte. Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, wo die Gelehrten in Deutschland Latein, und die Gebildeten Französisch sprachen, während das Deutsche dem geringeren Volke überlassen blieb. Voltaire konnte 1750 aus Potsdam seinen Freunden triumphirend nach Paris schreiben: Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'allemand est pour les soldats et pour les chevaux; il n'est necessaire que pour la route. Dieses Deutsche des gemeinen Volks war das einzige Deutsch, welches Friedrich der Große kannte und sprach, und er selbst hat es in späteren Jahren mehr als einmal

bedauert, daß es also war. Es ist nicht wahr, daß der große König nichts für die deutsche Sprache gethan, daß er sie sein Leben lang verachtet, daß er an keine Zukunft der Sprache und Literatur seines Volkes geglaubt habe. Er stiftete die deutsche Gesellschaft in Königsberg zum Zweck der Ausbildung der deutschen Sprache; er nahm diese Sprache in seine Akademie der Wissenschaften auf, und wollte das Deutsche in den Schulen gründlich gelehrt wissen. Er ließ sich in seinen älteren Tagen von Garve Cicero's Werk über die Pflichten ins Deutsche übersetzen, und belohnte den Uebersetzer, dessen Arbeit er vortrefflich fand, mit einer Pension. Das wenige Schätzenswerthe, was von deutscher Literatur an ihn herankam, wußte er zu würdigen, — er schätzte Gellert und Geßner, er lobte Moritz' Gedichte, — aber er kannte eben nichts weiter, und Gottsched, in welchem er den bisherigen Vertreter und Altmeister der deutschen Literatur persönlich kennen lernte, war allerdings nicht der Mann, ihn von seinem Glauben abzubringen, daß die deutschen Gelehrten und Schriftsteller Pedanten seien. Aber wenn wir seine durch Erziehung und Zeitverhältnisse begründete und begünstigte Vorliebe für die französische Literatur bedauern und tadeln, so wollen wir nicht vergessen, daß er darum die Franzosen seiner Zeit im Allgemeinen durchaus nicht überschätzte, daß er sie vielmehr im Grunde seines Herzens verachtete, und daß er endlich seiner eigenen Nation und ihrer Literatur mit vorahnendem Geiste eine große Zukunft prophezeihte. Wir dürfen nicht vergessen, daß derselbe König, der sich einen Lessing entgehen, der einen Klopstock, Wieland, Herder und das Anbrechen einer neuen deutschen Kulturepoche mit Goethe an der Spitze unbeachtet ließ, die denkwürdigen Worte geschrieben hat: „Der deutschen Nation fehlt es nicht an Genie und Geist; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn aufzuschwingen. Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, ein Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen

wird man es mit Genuß ſprechen, und es kann geſchehen, daß unſere Sprache, wenn ſie vollkommen ausgebildet iſt, ſich von einem Ende Europa's zum andern verbreitet." —

Und noch Eins darf zu Ehren des großen Königs von dem Biographen Leſſings nicht vergeſſen werden. Es iſt der Umſtand, daß Friedrich der Große trotz alledem und alledem auf die Ehre Anſpruch machen darf, in zwei Hauptſtücken: in der Wiedererweckung und Belebung des deutſchen Nationalgefühls, und in dem Kampfe für die ſouveräne Berechtigung des Menſchengeiſtes zu freier Erforſchung der Wahrheit, in vorderſter Linie ein Mitſtreiter und Mitarbeiter ſeines großen Zeitgenoſſen geweſen zu ſein. Was das erſtere betrifft, ſo hat darüber Goethe in ſeinen Lebensbekenntniſſen ſo ausführlich gehandelt, daß wir unſere Leſer nur auf dieſelben zu verweiſen brauchen. Was das letztere anlangt, ſo genügt es, auf die zwei erhabenen Grundſätze hinzudeuten, mit denen der große philoſophiſche König des achtzehnten Jahrhunderts, der dieſelben nicht nur ausſprach, ſondern ihnen auch in ſeinem Staate Geltung verſchaffte, ſich ebenbürtig hinſtellt neben ſeinen größten Zeitgenoſſen, als deſſen Vorläufer er zugleich mit denſelben erſcheint. „Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, muß unter aller menſchlichen Geſellſchaft werth gehalten werden!" Mit dieſem herrlichen Ausſpruche hatte Friedrich der Große ſeine erſte Regierungshandlung, die Zurückberufung des verfolgten Philoſophen Wolf, begleitet, und mit dieſem Ausſpruche hatte er das Prinzip der freien Selbſtthätigkeit des Menſchen, die ſouveräne Berechtigung des nach Erkenntniß der Wahrheit ſtrebenden Geiſtes über die Welt des Ueberlieferten in ächt Leſſingſchem Geiſte proklamirt zu einer Zeit, wo der Knabe Leſſing noch auf der Schulbank zu Kamenz ſaß. Der zweite berühmte Grundſatz des großen Königs war nur eine Konſequenz des erſten. Er lautete: „Alle Religionen müſſen tolerirt und ein jeder muß nach ſeiner Façon ſelig werden!" Wie jenes erſte Wort des großen Königs, — das unſere Zeit noch

lange nicht eingelöst hat, — als Motto dienen kann für Lessings „Rettungen“ und für seine Vertheidigung des Verfassers der Wolfenbüttelschen Fragmente, so enthält dieser letztere Ausspruch den Grundgedanken des Nathan, des herrlichsten Werkes, das Lessing seiner Nation und der Menschheit hinterlassen hat. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Geschlechter der redenden Menschen von Friedrich, dem großen Preußenkönige, nur noch das wissen und rühmen werden, was er im Sinne des größten deutschen Mannes seiner Zeit, als Lessings unbewußter Helfer und Mitarbeiter gethan und gewirkt hat. [1]).

Verlassen wir jetzt die zuvor erzählte unerfreuliche Episode aus Lessings Leben, um einen Blick zu werfen auf dasjenige Werk, welches wenigstens äußerlich mit jener Episode verknüpft und dessen Torsogestalt dem Ausgange derselben entsprechend erscheint, auf Lessings Laokoon.

Drittes Kapitel.

Laokoon.

„Seit wir Lessings Laokoon besitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie.“

Als Lessing auftrat, war das Gegentheil dieses von Fr. Vischer in seiner Aesthetik ausgesprochenen Satzes in ganz Europa die allgemein geltende Ansicht in Theorie und Praxis. Es herrschte eine vollständige Vermischung der Gebiete der bildenden Kunst und der Poesie. Zumal in England hatten bedeutende Schriftsteller, Kritiker

---

1) Man vergl. meine Festrede zur Feier von Lessings Geburtstage (1861) in Leipzig, abgedruckt in der Zeitschrift: Gartenlaube Nr. 8. S. 121. ff.

und Dichter auf dieſe Vermiſchung hingearbeitet. Aus England war die poetiſche Malerei, beſonders durch Thomſons Jahreszeiten, nach Deutſchland gekommen, wo ſie in Brokes, Haller, Klopſtock und Leſſings Freunde Kleiſt, dem Dichter des Frühlings, ihre eifrigen Nachahmer gefunden hatte. Ja Leſſing ſelbſt hatte in ſeiner Jugend dem Thomſon als dem größten maleriſchen Dichter aller Zeiten gehuldigt. [1]) Durch die Schweizer Aeſthetiker war dann die malende Poeſie zum Syſtem erhoben worden, und ſelbſt Winckelmann hatte als Anhänger der Schweizer in ſeiner bekannten Erſtlingsſchrift „über die Nachahmung der griechiſchen Werke in Malerei und Bildhauerkunſt“ die Allegorie als höchſtes Ziel der Malerei und zugleich den Satz aufgeſtellt: „daß die Malerei eben ſo weite Grenzen haben könne, als die Dichtkunſt, und daß der Maler ebenſowohl im Stande ſei dem Dichter zu folgen, als dies der Muſiker vermöge.“ In Frankreich endlich war der berühmte Alterthums- und Kunſtforſcher Graf Caylus noch einen Schritt weiter gegangen. Er hatte geradezu die Malbarkeit der Dichter als höchſten Maßſtab ihres äſthetiſchen Werthes aufgeſtellt, oder wie Leſſing es ausdrückt, [2]) er hatte die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirſtein der Dichter gemacht, und ihre Rangordnung beſtimmt nach der Anzahl der Gemälde, welche ſie dem Artiſten bieten.

Leſſing, deſſen innerſte Eigenthümlichkeit darauf gerichtet war, die Grenzen aneinander ſtoßender Geiſtesgebiete ſcharf zu ſondern und der bereits in ſeiner Schrift „Pope, ein Metaphyſiker“ die Grenzen der Poeſie und Philoſophie, in ſeinen Unterſuchungen über die Fabel die Grenzen der verſchiedenen Dichtungsgattungen zu ziehen bemüht geweſen war, mußte ſich um ſo mehr angereizt fühlen, dieſe Sonderung und Grenzſcheidung auch für die Gebiete der bildenden und der dichtenden Kunſt vorzunehmen, als ihm die üblen Folgen

1) V. S. 69. in der „Vorrede zu Jac. Thomſons Trauerſpiele 1756“.
2) VI. 460.

der Vermiſchung beider gerade auf demjenigen Gebiete, das ihn in dieſer Periode am meiſten intereſſirte, auf dem Gebiete der deutſchen Dichtkunſt, ſchlagend entgegentraten. Die Verwirrung der Begriffe, oder vielmehr die vollſtändige Begriffloſigkeit auf dem äſthetiſchen Gebiete in jener Zeit iſt uns durch Goethe's Selbſtbekenntniſſe aus ſeiner Jugend hinreichend bekannt. Alle ſtrebenden Geiſter ſehnten ſich nach einem Leitſterne in dem chaotiſchen Dunkel vager Empfindung und ſchwankenden Geſchmacks, und nicht am wenigſten Leſſing ſelbſt, der überhaupt der Kunſt und ihren Werken gegenüber ſich vorwiegend als Denker angeregt und zum Aufſuchen ihrer Grundgeſetze angetrieben fühlte.

Schon im Jahre 1754, als Feuilletoniſt der Voſſiſchen Zeitung, hatte er Hogarths „Zergliederung der Schönheit" freudig begrüßt, weil ihm die Idee, daß alle körperliche Schönheit in der geſchickten und mannigfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, den ſchwankenden Geſchmack wenigſtens „auf etwas gewiſſes eingeſchränkt, wenn auch noch nicht feſtgeſetzt" zu haben ſchien.[1]) Schon damals ſind es „die feſten und ſichern Begriffe" des Schönen, um welche es ihm zu thun iſt, gegenüber dem vagen Empfinden und den ſchwankenden Urtheilen eines ſogenannten Geſchmacks, der ſich ſtatt aller Theorie „bei dem Pöbel wie bei den Gelehrten mit dem elenden Sprichworte begnüge, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe". Es iſt rührend zu ſehen, mit welcher Begeiſterung der jugendliche Leſſing hier ein Werk willkommen heißt, dem man, wie er ſich ausdrückt, es zu danken haben werde, wenn man bei dem Worte ſchön, das man täglich tauſend Dingen beilegt, künftig ebenſoviel denken würde als man bisher nur empfunden habe", und wie er dann die feſte Ueberzeugung ausſpricht, „daß alle Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich mit dem Schönen der Form beſchäftigen, der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel

1) IV. S. 470—475 vergl. mit S. 103.

und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer der Tänzer, ja selbst „das Reich der Mode“ von der neugefundenen Bestimmung des Schönen ihren Vortheil ziehen würden.“ Schon hier tritt neben dem rein theoretischen Interesse des Denkers und Philosophen in Lessing auch jene Richtung auf die praktische Wirklichkeit des Lebens hervor, die er bei allen seinen Bestrebungen nie aus den Augen ließ.

Seit dieser Zeit hielt Lessing unverwandt seine Aufmerksamkeit auf die festere Bestimmung der Begriffe des Schönen und der Kunst wie auf die Sonderung der verschiedenen Gebiete der einzelnen Kunstarten, wiewohl zunächst nur mit Rücksicht auf die Poesie gerichtet. Sein Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai aus den Jahren 1756 und 1757, als dessen Produkt die Abhandlung über das Trauerspiel hervorging, mit welcher die von Nicolai gegründete Bibliothek der schönen Wissenschaften eröffnet wurde, zeigt schon die ersten Ansätze der neuen Gedanken, als deren reife Frucht zehn Jahre später der Laokoon hervorgehen sollte; und ein späteres Wort Lessings über Kleist: daß dieser sich auf seinen „Frühling“ das wenigste eingebildet habe, beweist, daß Lessing schon damals mit diesem Freunde seine reformatorischen Gedanken über das große Stilprinzip der Dichtkunst verhandelt haben muß. Deutlich ausgesprochen findet sich das letztere, so weit es den Gegensatz zwischen Poesie und Malerei betrifft, in den Abhandlungen über die Fabel, [1]) wo der Grund nachgewiesen wird, weshalb der Maler keine Fabel malen könne, die diesen Namen wirklich verdiene. Zu derselben Zeit vertiefte er sich durch das Studium des Homer und des Sophokles in die eigentlichen Lebensquellen der ewigen Schönheit und in die Erkenntniß ihrer höchsten Gesetze, und es ist nicht zuviel gesagt, daß aus dem Studium dieser beiden Dichter im Wesentlichen sein Laokoon hervorgegangen ist.

Denn der eigentliche Schwerpunkt dieses Werks liegt nicht nach

1) Werke V. 370.

der Seite der bildenden Kunst, für welche es Lessing damals durchaus an tieferer Vorbildung durch umfassende Anschauung von Kunstwerken gebrach. Was er davon besaß, beschränkte sich auf die Kenntniß von einigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, und für die Kunst der antiken Plastik auf das wenige, was damals von dem jetzigen Dresdener Museum zugänglich war.[1]) Es ist zu bezweifeln, ob Lessing selbst von dem berühmten Werke, nach welchem sein Buch den Namen führt, auch nur einen vollständigen Gypsabguß in der Größe des Originals gesehen hatte. Befand sich doch ein solcher nicht einmal auf der Akademie in Leipzig, der Oeser vorstand, sondern nur ein Abguß des Laokoonkopfes.[2]) Das Gefühl solchen Mangels war es wohl vorzüglich, welches ihn, wie wir sahen, zu Ende seines Breslauer Aufenthalts, in dessen sorgenfreier Muse er den Laokoon ausgearbeitet hatte, so lebhaft nach Italien zog.

Vielmehr haben wir den Schwerpunkt des Lessing'schen Werks auf Seiten der Poesie zu suchen. „Der leidenschaftlichen Begeisterung Winckelmanns und seines Kreises für die bildende Kunst sollte im Laokoon ein Gegengewicht entgegengestellt werden, damit die Poesie, nach oft einseitiger Vergleichung mit der Plastik und Malerei, zu ihrem vollen Rechte gelange." Diesen Gedanken bezeichnet Guhrauer[3]) mit Recht als den Grundgedanken der ganzen Arbeit. Dieselbe war angelegt auf eine Poetik im größten Stile, mit Berücksichtigung der bildenden, ja aller übrigen Künste, auf eine Kunstlehre, in welcher, wie bei seinem Meister Aristoteles, das Drama als die höchste Spitze aller Kunst erschien. Das Ganze sollte drei Theile umfassen.[4]) Doch Lessings Schicksal, das seinen Berliner Lebensplan scheitern ließ, brachte die Ausführung ins Stocken und

1) Vergl. Winckelmann, Werke II. S. 231. (Stuttg. Ausg.)
2) Goethe, Werke XXVI. 84.
3) II. 1. S. 30.
4) XII. 226.

ließ den ersten Theil einen Torso bleiben, zu dessen Ergänzung die fragmentarischen Bemerkungen und Ansätze, die sich unter seinen hinterlassenen Papieren fanden,[1]) nur ungenügende Andeutungen geben. Aber auch in dieser trümmerhaften Gestalt ward das Werk zu einer wahrhaften Befreiungsthat für die ästhetische Kultur und Literatur unseres Volkes.

Mit jener Sicherheit, wie sie bei dem bildenden Künstler sich im Erfassen des fruchtbarsten Momentes bewährt, griff Lessing, der, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, immer gern „das Brett bohrte, wo es am dicksten ist", aus allen Zeitgenossen gerade denjenigen heraus, den er selbst wie seine ganze Zeit als Kenner des Schönen und der Kunst am höchsten schätzte, um an ihn seine Erörterungen über die Gesetze der Kunst anzuknüpfen. Und wiederum erfaßte er unter Winckelmanns Aussprüchen gerade den Satz, der für die Entwickelung seiner Ideenreihe der fruchtbarste war. Winckelmann hatte die Laokoonsgruppe mit der Virgil'schen Schilderung verglichen und den Dichter hinter den Plastiker zurückgesetzt. Indem Lessing diese Vergleichung als Ausgangspunkt für seine Untersuchungen faßte, stellte er sich gerade in den Mittelpunkt, von welchem aus er nach allen Seiten des ästhetischen Kreises ausgreifen konnte. Dieser Mittelpunkt war die Vermischung der beiden Kunstgebiete der redenden und der bildenden Kunst; eine Vermischung, welche „in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machte, die sie dem einen oder dem andern zur Last legte, jenachdem der Vergleichende die eine oder die andere Kunst vorzog."[2]) Es schien ihm der Mühe zu verlohnen, nachdem so viel über die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Poesie und Malerei geschrieben sei, „die Medaille auch einmal umzukehren und die Verschiedenheit beider zu

1) XI. 125—169.
2) VI. 374. XI. 140.

unterſuchen, um zu ſehen, ob aus ſolcher Verſchiedenheit nicht Geſetze folgen, die der einen und der anderen eigenthümlich ſind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz anderen Weg zu betreten als ihre Schweſter betritt."

So ergiebt ſich ihm denn aus dieſer ſondernden Vergleichung das große Stilgeſetz der Dichtkunſt durch Beantwortung der Frage: wie darf der Dichter allein malen? Die Antwort iſt: Nicht einzelne Züge ſo aufzählend, als verweilte der Zuhörer mit dem äußern Auge vor einem wirklichen realen Bilde; ſondern nur ſo hat er das Sichtbare mit wenigen Zügen zu vergegenwärtigen, daß es in den Bewegungszug der Phantaſie aufgenommen wird. Mit einem Worte: die Aufgabe der Poeſie, Geſtalten zu geben, verbunden mit ihrer höchſten Beſtimmung, die innere Welt und ſchließlich Handlung darzuſtellen, führt zu dem Stilgeſetze, daß dieſe Kunſt Körper andeutungsweiſe durch Handlungen nachzuahmen hat.[1])

Der Gang der Unterſuchung im Laokoon iſt folgender:

Winckelmann hatte den Virgil getadelt, daß er in ſeiner Schilderung (Aeneide II. 199—224.) den Laokoon ſchreien laſſe, und den Künſtler der Gruppe gelobt, daß er den wilden gen Himmel dringenden Schmerzensſchrei zum Seufzer gemildert habe. Leſſing zeigt, daß beide, der Dichter wie der bildende Künſtler, jeder nur das ſeiner Kunſt Gemäße und daher Richtige gethan habe, und daß namentlich der Plaſtiker nicht durch das Streben nach dem Ausdrucke höheren ſittlichen Adels, wie Winckelmann meinte, ſondern lediglich durch die Rückſicht auf dasjenige Geſetz ſeiner Kunſt beſtimmt worden ſei, welches bei den Alten für die bildende Kunſt das Höchſte war: durch das Geſetz der Schönheit.[2])

Dieſes Geſetz machte es dem Künſtler zur Aufgabe: das Gewalt-

1) Fr. Viſcher. Aeſthetik III. S. 1200 ff.
2) VI. 383.

ſame, Verzerrte, Häßliche, ſobald die Kunſt nicht umhin konnte, es in ihren Bereich zu ziehen, ſo zu mildern, daß es eines Maaßes von Schönheit fähig blieb; und ſo war denn auch der Meiſter des Laokoon, weil er „auf die höchſte Schönheit unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes hinarbeitete", genöthigt, den letzteren in der Darſtellung ſo weit zu mildern, daß ſein Ausdruck noch ſchön blieb.

Aus der Vergleichung der Virgil'ſchen Schilderung mit dem Kunſtwerke des Bildners gewinnt nun Leſſing für die Kunſt des letzteren ſofort noch ein weiteres Geſetz. Und zwar knüpft ſich dasſelbe an die Kategorie der Zeit, deren Schranke den bildenden Künſtler mit ſeinem Nachahmen an den Augenblick bindet.

Dieſer Augenblick „kann daher nicht fruchtbar genug gewählt werden." [1]) Der fruchtbarſte Moment aber iſt der, welcher der Einbildungskraft des Beſchauers den freieſten Spielraum gewährt, ihr um ſo mehr zu denken übrig läßt, je mehr er ihr zu ſehen giebt. Daher darf die Darſtellung eines Affekts in der bildenden Kunſt nie ein Letztes, Aeußerſtes zeigen, über das die Phantaſie nicht hinaus kann.

Hier hatte Leſſing das Richtige in der Seele, wenn er es gleich zu dem unrichtigen Satze formulirte: daß das abſolut Momentane, Tranſitoriſche von der Bildkunſt überhaupt nicht ausgedrückt werden dürfe, und auch von der alten Plaſtik niemals ausgedrückt worden ſei. Von dem Letzteren liefern zahlreiche alte Kunſtwerke, ja genau genommen die Laokoonsgruppe ſelbſt den Gegenbeweis; Leſſing aber verwechſelte das Augenblickliche im Allgemeinen mit einem Augenblicklichen beſtimmter Art. Denn nicht das Augenblickliche an ſich iſt dem Plaſtiker verboten, ſondern nur ein ſolches Momentane, deſſen Anblick ſelbſt eben nur einen Augenblick erträglich iſt, weil in ihm ein Häßliches zum Ausbruche kommt. [2])

1) Werke VI. 389.
2) Viſcher, Aeſthetik III. S. 402 und S. 1188.

Aus diesen für die bildende Kunst gewonnenen festen Bestimmungen bahnt sich nun Lessing den Uebergang zu den Gesetzen der Poesie.

Er zeigt, daß jenes obige Gesetz des fruchtbaren Moments für den Dichter nicht gilt, der vielmehr das zeitliche Nacheinander der Erscheinungen und Vorgänge zu seiner Domäne hat, in welchem auch das Gewaltsamste der Aeußerung seinen Platz finden kann, weil es entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder durch das Folgende so gemildert und vergütet wird, daß es seinen einzelnen Eindruck verliert, ja in solcher Verbindung die trefflichste Wirkung thut.[1]) Er zeigt ferner bei fortgesetzter Vergleichung der Laokoonsgruppe mit der Schilderung des Dichters, daß der letztere, weil seine Gebilde geistiger Natur sind und Bewegung haben, die den Werken des Plastikers mangelt, einen unendlich weitern Spielraum des für ihn Darstellbaren besitzt als der Plastiker. Virgil konnte den Laokoon bekleidet darstellen, denn „bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand, es verdeckt nichts", und seine Bilder haben überhaupt diese Eigenschaft, daß sie sich nicht decken. Der bildende Künstler dagegen durfte seinem Laokoon nicht einmal die das Haupt umgebende Priesterbinde lassen, weil sie die Stirn, den Sitz des Ausdrucks, verdeckt haben würde.[2])

Was folgt daraus? Dies, daß das vortrefflichste Gemälde des Dichters darum noch keineswegs in jedem seiner Züge brauchbar ist für den bildenden Künstler. Wohl aber wird umgekehrt das Meisterwerk des letzteren allemal und in jedem Zuge für den beschreibenden Dichter von gleich guter Wirkung sein. Es ist daher weit wahrscheinlicher, daß der Künstler der Laokoonsgruppe die Schilderung Virgils, als daß Virgil bei seiner Schilderung die Laokoonsgruppe vor Augen hatte, da wir bei dem Dichter jede Anlehnung an das Werk des Plastikers vermissen.

1) VI. S. 393.
2) VI. 413. 415., Vischer III. S. 1173.

Damit ist denn nicht nur das Urtheil gesprochen über die oben erwähnte Forderung des französischen Kunstgelehrten, daß der bildende Künstler nach Homer bilden und malen müsse, sondern auch über das damals von England her in Schwung gekommene Streben, die alten Dichter durch die alten Bildwerke zu erklären, ohne dabei den geringsten Unterschied zwischen der verschiedenen Natur der beiden Künste zu machen, und vor Allem, ohne dabei auf den unendlich weiteren Umfang der Poesie irgend welche Rücksicht zu nehmen.[1]) Zugleich wird nachgewiesen, daß die Anwendung der Allegorie durch Symbole für die bildende Kunst ein bloßer Nothbehelf sei, den der Dichter nicht brauche. Das war ein vernichtender Streich gegen alle die zahlreichen Dichter der damaligen Zeit, die in völliger Verkennung dieses Verhältnisses „alle ihre Wesen der Einbildung in Masken gehen lassen, weil sie sich auf das Hauptwerk der Poesie: ihre Wesen handeln zu lassen und sie durch Handlungen zu charakterisiren, am wenigsten verstehen.“ [2]) Die „Allegoristerei“ der Zeit bekam hiermit ihren Todesstoß.

Immer näher rückt Lessing seinem Ziele, die höhere Stellung der Poesie über der bildenden, ja über aller andern Kunst darzuthun.

Die Poesie ist diejenige Kunst, die dem Gesetze: daß jedes Kunstwerk sich selbst erklären soll, am vollständigsten zu genügen vermag. Sie darf es daher auch wagen, Stoffe, bei denen sie auf den Vortheil der Bekanntheit verzichten muß, zu behandeln, weil sie ihre Stoffe mit Worten erläutert. Der Dichter ist daher in weit höherem Grade erfindend als der bildende Künstler. Ja er vermag es, die ganze sichtbare Welt vor dem inneren Auge auszubreiten. Wenn also Caylus mit verächtlichem Seitenblicke auf Milton den höhnischen Ausspruch gewagt hatte: die Blindheit dürfte vielleicht

1) VI. 430 ff.
2) VI. 443.

die einzige Aehnlichkeit sein, die dieser Dichter mit Homer gehabt habe, so durfte ihm Lessing das erhabene Wort entgegnen: „Freilich kann Milton keine Gallerien füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines inneren Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, keinen großen Werth auf den Verlust des ersteren legen."

Von hier aus bahnt er sich den Uebergang zur Bestimmung des großen Stilgesetzes der Poesie in Bezug auf die Schilderung des Sichtbaren, der Körper.

Die Malerei hat bei der Darstellung des körperlich Sichtbaren ihre natürliche Grenze an der Zeit. „Sie muß der Zeit gänzlich entsagen"; sie kann also fortschreitende Handlungen als fortschreitende nicht darstellen, sondern sie muß sich begnügen mit Handlungen neben einander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen. Sie kann überhaupt Handlungen, d. h. Reihen von „Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen", [1]) nur andeutungsweise nachahmen, durch Körper.

Die Poesie dagegen, deren Gebiet die Zeitfolge ist, wie der Raum das Gebiet des bildenden Künstlers und Malers, schildert zwar gleichfalls Körper, aber nur andeutungsweise, durch Handlungen. [2])

Die Malerei, an den Moment gebannt, muß daher „den prägnantesten" Augenblick, daß heißt denjenigen wählen, „aus welchem das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann auch die Poesie in ihrer fortschreitenden Nachahmung nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnliche Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht." Daraus ergiebt sich die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und von der Sparsamkeit

1) XI. 144. (vergl. mit VI. 464. und V. 370.)
2) VI. 464 und 476.

in den poetiſchen Schilderungen körperlicher Gegenſtände. — Was ſich ſo als theoretiſches Reſultat der denkenden Betrachtung ergeben hat, das wird dann an der Praxis des größten Dichters, an Homer poſitiv und an dem Verfahren neuerer Dichter negativ veranſchaulicht und nachgewieſen.

Dabei macht Leſſing aufmerkſam auf den Unterſchied der Poeſie von der Proſa. Der Proſaiker will nur verſtändlich, klar und deutlich ſein. Der Dichter hingegen will mehr als das; er „will die Ideen, die er in uns erweckt, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung uns der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte, bewußt zu ſein aufhören.“ [1]) Er darf daher nicht durch verweilende Ausführlichkeit mit dem Maler auf einem Gebiete wetteifern wollen, wo ihm dieſer durch die Schärfe, Deutlichkeit und geſchloſſene Objektivität, welche die bildende Kunſt dem Sichtbaren zu geben vermag, von vorn herein unendlich überlegen iſt. Denn überall, wo die Poeſie dergleichen verſucht, „höre ich zwar in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernt zu ſehen.“ Eine gemalte Blume von Huyſum ſchnellt alle dichteriſchen Beſchreibungsverſuche derſelben in die Luft, denn „allen ſolchen wörtlichen Schilderungen der Körper gebricht das Täuſchende, worauf die Poeſie vorzüglich geht, und muß ihnen gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabei in Colliſion kommt.“ Die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile wird zwar erleichtert, aber die Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze wird der Phantaſie ſchwer, ja unmöglich. Wo daher die Poeſie — Homer — wirklich ausführlich beſchreibt, da bedient ſie ſich des „Kunſtgriffs“, daß ſie das Coexiſtirende des Objekts in ein Conſecutives verwandelt. [2]) Homer beſchreibt nicht den fertigen

1) VI. 471.
2) VI. 473—480.

Schild des Achilleus, ſondern er ſchildert, wie der göttliche Werkmeiſter ihn verfertigt, er läßt ihn vor unſeren Augen entſtehen.

Damit war der damaligen „Schilderungsſucht“ in der Poeſie der Todesſtreich verſetzt, und das alte Horaziſche Verwerfungsurtheil über alle beſchreibende Poeſie erneuert.

Vor Allem iſt es die Darſtellung körperlicher Schönheit, bei welcher das ſo gewonnene allgemeine Stilgeſetz für die Darſtellung des Sichtbaren ſeine entſchiedenſte Geltung findet. Denn dieſe fällt allein der bildenden Kunſt zu, während der Dichter ſich ihrer gänzlich zu enthalten gezwungen iſt. Jeder Verſuch des Dichters, und ſei es auch ein Arioſt, hier mit dem bildenden Künſtler zu wetteifern, macht nach Leſſings trefflichem Bilde den Eindruck, „als ſähe man Steine auf den Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze deſſelben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden ſoll, die aber alle auf der andern Seite von ſelbſt wieder herabrollen.“ [1])

„Aber, — wirft ſich jetzt Leſſing ſelbſt ein, — verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will?“ „Wer will ihr die nehmen?“ antwortet er. „Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden ſucht, auf welchem ſie zu ſolchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem ſie die Fußtapfen einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen ſie ängſtlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen, verſchließt man ihr darum auch jeden anderen Weg, wo die bildende Kunſt hinwiederum ihr nachſehen muß?“

Und nun zeigt er, daß Alles, was die Poeſie im Vergleich zu der bildenden Kunſt aufzugeben genöthigt iſt, überreichlich erſetzt wird durch das ſchlechthin Neue, das mit ihr gewonnen iſt, durch die unermeßlichen Vortheile, die ſie vor allen anderen Künſten voraus hat. Hier eröffnet ſich denn in großartiger Ausſicht der Blick auf das ganze weite Gebiet der Poeſie, die nicht mehr blos

1) VI. 492.

„das ganze Reich der Vollkommenheit“, wie es zu Anfang des Laokoon hieß, sondern das ganze unermeßliche Gebiet des Daseins und Lebens in sich begreift.

So vermag die Poesie auch die sichtbare Schönheit zu schildern, wenn auch auf eine andere, ihr eigenthümliche Weise. Ja, sie vermag es stärker als alles, was die bildende Kunst in dieser Hinsicht zu leisten im Stande ist, denn sie vermag es, die Schönheit zu schildern durch die Wirkung, welche dieselbe ausübt, wie es Homer mit seiner Helena gethan; und sie vermag es, die Schönheit in Reiz, d. h. in Anmuth zu verwandeln, indem sie die Schönheit in Bewegung aufzeigt.[1]) Die Bereicherung der Aesthetik durch diesen Begriff, den späterhin Schiller so fruchtbar ausführte, ist ein Verdienst, das Lessing mit dem englischen Philosophen Hume theilt.[2]) Wenn der bildende Künstler seinerseits sich mit den Schöpfungen des Dichters befruchten will, so kann er es nicht anders, als es die alten Künstler mit dem Homer gethan. „Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er, und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Porträts zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zum Vater: ähnlich, aber verschieden!“[3]) Ein Zug bei Homer in seiner Schilderung Jupiters genügte einem Phidias, das ewige Urbild und Ideal des plastischen Jupiterhauptes zu schaffen.

Aber nicht nur die Schönheit, auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und das Gräßliche, diese Verbindung des Schrecklichen mit dem Ekelerregenden, zieht die Poesie in den Bereich ihrer Darstellung: denn das Häßliche ist schließlich das Böse in seiner

---

1) VI. 499.

2) Guhrauer II. 1. 47. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrh. I. 419—420.

3) VI. 504.

Erſcheinung, und erſt die Poeſie iſt diejenige Kunſt, welche die innere ſittliche Welt wahrhaft enthüllt, die ohne die Contraſtwirkungen und das Ferment des Böſen gar nicht denkbar iſt. Durch die reichen Mittel des Dichters wird es nun in den tiefen geiſtigen Zuſammenhang geſetzt, der es gleichzeitig verſtärkt und mildert. [1]) Dagegen iſt dem bildenden Künſtler der Ausdruck der Häßlichkeit, ſelbſt der bloßen Häßlichkeit der Formen verſagt, oder doch nur mit großen Einſchränkungen und unter beſtimmten Bedingungen geſtattet, [2]) und einen Therſites, den ein Homer zu zeichnen ſich erlauben durfte, weil er ſeiner Häßlichkeit bedurfte, um ihn lächerlich zu machen, wird kein Maler oder Bildhauer zum Gegenſtande ſeiner Kunſt machen wollen, weil ſeine Kunſt nicht vermag, was der Dichter vermag: die Häßlichkeit nicht als Selbſtzweck, ſondern nur als Mittel zu einer andern Wirkung zu benutzen und damit gleichſam verſchwinden zu laſſen.

Viertes Kapitel.

Reſultate und Wirkungen.

Mit Leſſings Laokoon war der Verirrung der Poeſie auf das Gebiet der bildenden Künſte zum erſten Male eine feſte Schranke geſetzt. Mit Recht ſagt Viſcher: die deutſche Literatur dürfe ſtolz darauf ſein, durch Leſſing das große Grundgeſetz der Poeſie ein für allemal hingeſtellt zu haben, nach welchem der Dichter das Sichtbare mit wenigen Zügen nur ſo zu vergegenwärtigen hat, daß es in den Bewegungszug der Phantaſie aufgenommen und andeutungsweiſe durch Handlungen dargeſtellt wird.

1) VI. 508 ff. Viſcher III. S. 1189 vergl. 1175.
2) VI. 513—515.

Schon dies Eine war ein Großes. Aber der Reichthum der neuen bahnbrechenden Gedanken, welche der Laokoon in einer Zeit erſchloß, die von denſelben keine Ahnung hatte, und wo ein Werk wie das Leſſing'ſche ſich ein Publikum erſt ſchaffen mußte,[1]) geht noch weit darüber hinaus. Die Aufſtellung der Schönheit als des höchſten Prinzips für die bildende Kunſt der Alten; die ſcharfe Umgrenzung ihres Gebiets und der Nachweis, auf welche Weiſe allein der bildende Künſtler mit dem Dichter zu wetteifern im Stande ſei; die Stellung der Poeſie über alle andern Künſte; die Erweiterung ihres Bereichs über die ganze ſichtbare und unſichtbare Welt des Daſeins und Lebens; der Nachweis, daß Handlung die Seele der Poeſie ſei; die Hervorhebung Homers gegen Virgil, — dies Alles und wie vieles Andere noch waren Gewinne von unſchätzbarem Werthe, und wurden Förderungsmittel für die äſthetiſche Kultur der ganzen nachfolgenden Zeit. Sie wurden es bis auf die Gegenwart unſerer Tage, wo man den allegoriſchen Verirrungen der Kunſt, wie ſie in großen monumentalen Kunſtwerken derſelben Hauptſtadt Preußens, die vor faſt hundert Jahren einen Leſſing verſtieß, in den Skulpturgruppen der Königsbrücke und noch weit ſchlimmer in den Wandmalereien der Muſeumsvorhalle zu Tage treten, nur Leſſings Laokoon entgegen zu halten hat, um ſie als Verirrungen zu erkennen.

Die neue große Auffaſſung der Poeſie in Leſſings Laokoon vernichtete zugleich mit einem Schlage das leere tändelnde Weſen der Lyrik jener Zeit, dem ſelbſt ein Leſſing in der Periode ſeines erſten Auftretens gehuldigt hatte. Schien es doch Herdern, als werde mit Leſſings Sätzen faſt der ganze lyriſche und epiſche Parnaß entvölkert, ja die Lyrik überhaupt von demſelben verbannt, — Befürchtungen, die freilich in dieſem Umfange bei Leſſing durch nichts gerechtfertigt waren, der vielmehr nur darauf ausging, den verſchiedenen Gattungen ihre beſtimmten Stellen in der allgemeinen Rangordnung

1) VIII. 190.

anzuweiſen, und die höheren von den niederen zu ſcheiden.[1]) Allerdings ward ſeit dem Erſcheinen des Laokoon „Handlung“ das Feldgeſchrei der jugendlichen Stürmer und Dränger, als deren kritiſches Organ bald darauf Goethe und ſeine Genoſſen die Frankfurter gelehrten Anzeigen hinſtellten;[2]) und die Einwirkung von Leſſings Grundſätzen auf unſere ganze nationale Dichtung iſt in der Geſchichte derſelben auf jedem Blatte zu leſen.

Denn wenn Leſſing mit ſeinem Laokoon bei den „Fertigen“ unter ſeinen Zeitgenoſſen weder auf Verſtändniß noch auf Wirkung rechnen durfte, ſo war dagegen ſein Einfluß auf die „Werdenden“, auf die Träger der Zukunft unſerer Literatur, denen er, auf der Grenze zweier Perioden ſtehend, mit ſeinem Werke die Fackel vortrug, um ſo größer und entſcheidender. Selbſt an der Schwelle des Greiſenalters empfand Goethe[3]) noch einen Hauch jenes begeiſterten Entzückens, mit welchem den achtzehnjährigen Jüngling Leſſings Laokoon erfüllt hatte, durch den er wie mit einem Zauberſchlage das Dunkel erhellt ſah, in welchem bis dahin die äſthetiſche Theorie umhertappte. Wieland, der damals gerade ſeinen Agathon dichtete, ging ſeitdem aller Verführung zu malender Schilderung ſorgſam aus dem Wege, „weil Leſſing ihn am Ohre zupfe.“[4]) Der fünfundzwanzigjährige Herder, im Innerſten getroffen von der Bedeutungsſchwere der Leſſing'ſchen Sätze, verdiente mit ſeinem Verſuche einer Beleuchtung derſelben ſeine erſten kritiſchen Sporen, indem er zugleich den Laokoon in den Vordergrund des allgemeinen Intereſſes rückte. Herder wies auf den Mangel einer vergleichenden Zuſammen-

---

1) XII. 224—226.

2) Guhrauer II. 1. 60.

3) Goethe's Werke XXV. 161—163

4) Wieland ſelbſt ſagt in ſeinem Gedichte Idris und Zenide (gedichtet 1768) Geſang IV, Stanze 13. wörtlich, von einer ſeiner Perſonen, Itiphall, redend:

Er läßt den Fluß zurück, und tritt in einen Hain,
Den ich, weil Leſſing mich am Ohr zupft, nicht beſchreibe!

ſtellung der Poeſie mit der Muſik hin; er wußte nicht, daß Leſſing dieſes Thema, wovon er ſpäter einen Punkt in der Dramaturgie ausführte, ſich für den zweiten Theil des Laokoon vorbehalten hatte, [1]) und zwar in einer Tiefe und einem Umfange, den Herder nicht ahnte. Ueberhaupt konnte Leſſing noch drei Jahre nach dem Erſcheinen ſeines Werkes an Nicolai ſchreiben, daß noch keiner, auch nicht einmal Herder, ſich träumen laſſen, wo er eigentlich mit dem Laokoon hinauswolle, [2]) obſchon Herder doch der einzige ſei, um deſſentwillen es ihm der Mühe lohne, „mit ſeinem Krame ganz an den Tag zu kommen." Von der Anerkennung Möſers, des ihm in ſo vieler Hinſicht geiſtverwandten Mannes, der in ſeiner Abhandlung „Virgil und Tintoret" ſchlagend nachwies, wie beide, Dichter und Maler, vollkommen nach den von Leſſing entwickelten Grundſätzen ihrer Künſte gearbeitet, erfuhr Leſſing, der ihn überaus hochſchätzte, nichts. [3]) Am meiſten zufrieden war er noch mit der Kritik, die ſein Werk durch den jungen Garve, Gellerts Schüler und Nachfolger in Leipzig, in der Allg. deutſchen Bibliothek (1769) erfuhr. Garve war der einzige, der der Reihe der Leſſing'ſchen Ideen Schritt vor Schritt nachzugehen und den philoſophiſchen Werth des Werkes darzuſtellen unternahm, während er zugleich den Mangel an ſcharfer Sonderung der Gebiete der Plaſtik und der Malerei und die Berechtigung des Prinzips der modernen Lyrik gegen Leſſings allzu antik einſeitige plaſtiſche Auffaſſung hervorhob. Garve's Kritik war es auch, die Leſſing veranlaßte, über das Ganze ſeiner Abſichten ſich ausführlicher zu erklären, aber freilich nur privatim in einem Briefe an ſeine Freunde Nicolai und Mendelsſohn. [4]) Oeffentlich antwortete er Keinem ſeiner Kritiker, „ſo viele Narren auch über den

---

1) XI. 151 ff. 344.
2) XII. 229.
3) Kreyſſig: Möſer S. 147. Vergl. Leſſings Werke VII. 81.
4) XII. 224—226.

Laokoon herfielen.“ [1]) Ihre Namen sind jetzt vergessen, und nur Sulzers, des alten schon bekannten Neiders von Lessings Verdiensten, ist hier zu gedenken, dessen professorenstolzes Ignoriren Lessings und des Laokoon von Goethe in den Frankfurter Anzeigen seine gebührende Züchtigung erhielt. [2]) Dagegen war es dem großen philosophischen Reformator der Aesthetik Immanuel Kant vorbehalten, in seiner Kritik der Urtheilskraft, die von Lessing nur angedeutete Trennung der Kunst von der Moral zu vollziehen, wie es Schiller aufbehalten war, den metaphysischen und moralischen Gegensatz von Freiheit und Natur aufzuheben, den Kant ungelöst gelassen hatte. Merkwürdig bleibt es dabei, daß Kant in seinen Schriften Lessings nur ein paarmal beiläufig erwähnt, während dieser den tiefsten Denker unter seinen Zeitgenossen, der doch damals bereits als ästhetischer Philosoph mit seiner Schrift über das Schöne und Erhabene aufgetreten war, ebenfalls nicht beachtet zu haben scheint. [3])

---

1) XII. 229.

2) Goethe's Werke XXXIII. S. 1—10.

3) Das letztere ist zum Theil daraus erklärlich, daß Kants eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe seiner „Kritik der reinen Vernunft“ begann, welche erst im Todesjahre Lessings 1781 erfolgte. Anders ist es dagegen mit Kant, der fünf Jahre älter als Lessing, diesen um dreiundzwanzig Jahre überlebte. Beide Männer standen mit denselben Freunden, Mendelssohn, Nicolai, Markus Herz u. A. zu derselben Zeit in Beziehung, ohne einander selbst dadurch persönlich näher geführt zu werden. Und doch fehlte nicht viel, daß sie Kollegen geworden wären, als man im Jahre 1764 die Professur der Eloquenz an der Königsberger Universität, die man zuerst Kant angeboten hatte, nach dessen Ablehnung Lessing antrug, der sie aus demselben Grunde ausschlug, aus welchem Kant sie abgelehnt hatte: weil damit die Verpflichtung verbunden war, alljährlich eine Lobrede auf den jedesmaligen König zu halten. (S. oben S. 226.) Wie hoch übrigens Kant von Lessing dachte, geht aus einem seiner Briefe an M. Herz hervor, in welchem er dem Freunde schreibt (24. Nov. 1776): „eine Stelle in Ihrem Buche liegt mir noch im Sinne, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muß. Der mir, in Parallele mit Lessing, ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was dessen würdig wäre, und es ist als ob ich den Spötter zur Seite sähe, mir solche Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zu boshaftem Tadel zu ziehen.“ — Aus Hamanns Briefen

Anders war es mit dem Manne, von deſſen Widerlegung Leſſing im Laokoon ausging und mit deſſen Verherrlichung er ſein Werk vorläufig abſchloß.

Winckelmanns Geſchichte der Kunſt war es, deren Erſcheinen (1764) den Laokoon unterbrach. „Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieſes Werk geleſen zu haben!“ ruft Leſſing aus. „Blos aus allgemeinen Begriffen über Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt findet. Aber wo ſolch ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Spekulation kühnlich nachfolgen.“ Nie hat ein Genius dem andern neidloſer gehuldigt, als es hier Leſſing gegen Winckelmann thut, von deſſen großem Werke er urtheilt: „der Verfaſſer habe bei ſeiner unermeßlichen Beleſenheit und bei den ausgebreitetſten feinſten Kenntniſſen der Kunſt, mit welchen er ſich an ſein Werk machte, mit der edlen Zuverſicht der alten Artiſten gearbeitet, die alle ihren Fleiß auf die Hauptſachen verwendeten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichſam vorſätzlichen Nachläſſigkeit behandelten oder gänzlich der erſten beſten fremden Hand überließen.“ [1]) Leſſings Freunde und Bekannte hatten im Laokoon eine ſcharfe Polemik gegen Winckelmann erwartet. Sie waren nicht wenig erſtaunt, das Gegentheil zu

---

an Herder erſehen wir, daß Kant nicht nur die dramatiſchen Jugendarbeiten Leſſings, ſondern auch deſſen letztes Werk, den „Nathan“ geleſen. Ob aber auch den Laokoon, ob die theologiſchen Streitſchriften, iſt ſehr zweifelhaft; wenigſtens wird ihrer in der „Kritik der Urtheilskraft“ und in der „Religion innerhalb der Vernunftgrenzen“ mit keinem Worte erwähnt. Die einzigen Stellen in Kants Werken, wo Leſſings gedacht wird, ſind: in der Abhandlung über Theorie und Praxis (1793), wo ſeiner Hypotheſe von der „göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts“ Beifall gezollt, und in der „Kritik der Urtheilskraft“ (Kants Werke IV, 147), wo Leſſing, im Vorbeigehen, neben Batteux (!) als Kritiker genannt wird. — Ich verdanke dieſe Nachweiſungen der vortrefflichen Schrift meines theuren Freundes Johann Jacoby: „Kant und Leſſing, eine Parallele“ (Königsberg 1859), in welcher zum erſtenmale die Geiſtesverwandtſchaft beider Männer erörtert wird.

1) VI. 540.

finden und einer Verehrung zu begegnen, die sich selbst völlig in den Schatten stellte und sogar die einzelnen Mängel und Fehler des Winckelmann'schen Werks nur hervorhob, um ein Lob des Verfassers daran zu knüpfen. Inzwischen war doch jenes obige Gerücht durch die literarische Klätscherei guter Freunde über die Alpen zu Winckelmanns Ohren gedrungen, der in seiner römischen Abgeschiedenheit und langjährigen Entfremdung vom Vaterlande bisher kaum Lessings Namen gehört hatte. Wenigstens nahm Winckelmann die erste Nachricht, daß ein „junger Dichter", der Hofmeister oder, wie er sich ausdrückte, „Bärenführer" eines halleschen Studenten, es gewagt habe, „sich in Sachen des ehrwürdigen Alterthums und der erhabenen Kunst, die einem solchen Menschen ewig ein Geheimniß bleiben müsse", [1]) gegen ihn aufzutreten, mit der ganzen Verachtung eines Mannes auf, der sich im unangetasteten Alleinbesitze einer Einsicht weiß, wie sie allerdings damals auf diesem Gebiete keinem zweiten zu Gebote stand. Aber schon wenige Monate später nahm er seine Meinung vollständig zurück. Er hatte inzwischen den Laokoon selbst erhalten und gelesen, und war groß genug, zu bekennen, daß sein früheres Urtheil nur aus dem Grunde Vergebung verdiene, weil er bisher „von diesem gelehrten Manne leider nichts gelesen", ja ihn überhaupt gar nicht gekannt habe. Lessing schreibe, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und sei ein Mann, von dem selbst nur der Beurtheilung würdig geachtet zu werden rühmlich sei. Er beschloß, demselben „in der würdigsten Weise zu antworten," ja, er wollte selbst persönlich an ihn schreiben, und nur die Nachricht, daß Lessing Berlin verlassen und eine Reise angetreten habe, hinderte ihn daran. [2])

Lessing selbst erhielt erst ein Jahr nach dem frühen Tode des trefflichen Mannes, „dem er, wie er einem Freunde schrieb, mit

---

1) Winckelmanns Werke II, S. 602.
2) Winckelmanns Werke II, S. 606. Stuttg. Ausg.

Vergnügen ein Paar Jahre von ſeinem Leben geſchenkt hätte," [1]) Kenntniß von dieſer ehrenden Anerkennung durch Gleim, der ihm jene brieflichen Aeußerungen Winckelmanns abſchriftlich mittheilte. [2]) Zu einer perſönlichen Annäherung beider Männer, obſchon eine ſolche durch Winckelmanns Berufung nach Berlin in ſo naher Ausſicht ſtand, kam es nicht. Ueberhaupt geht aus ſpäteren brieflichen Aeußerungen Winckelmanns hervor, daß es ihm, je tiefer er in den Laokoon eindrang, um ſo unheimlicher wurde vor dem Geiſte Leſſings, wie es dem ſeheriſchen Enthuſiasmus überall etwas unheimlich werden muß vor der ſpiegelklaren Schärfe des ſondernd eindringenden Verſtandes. Daher iſt es mehr als fraglich, ob ein Zuſammenwirken beider, wie Goethe es am Schluſſe von „Winckelmann und ſein Jahrhundert" ausmalt, zwiſchen zwei ſo grundverſchiedenen Naturen, zwiſchen dem ſtreng philoſophiſchen Sonderer der Begriffe und dem ſchwärmeriſch begeiſterten Empfinder und Verkündiger des Schönen, überhaupt möglich geweſen wäre, auch wenn das Geſchick ſie zuſammengeführt hätte. Beider Intereſſen in ihrem Verhältniſſe zur Kunſt waren eben ſo verſchieden, als ihre geſammte Bildung und ihr Charakter. Winckelmann ſtand hoch über Leſſing an umfaſſender Kenntniß und Anſchauung der Werke der alten Kunſt; aber ſeine Geſammtbildung war einſeitig und ſein Standpunkt beſchränkt zu nennen gegenüber der Univerſalität des Leſſingſchen Geiſtes, der den Zuſammenhang alles Wiſſens und Könnens nie aus dem Auge verlor, und das geſammte Gebiet der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft gleichmäßig in ſein Intereſſe zog. Und vollends an Charakter überragte Leſſings große freie Seele, bei aller Verwandtſchaft im Einzelnen, doch mit ihrer großartigen Selbſtloſigkeit und Freiheit von aller perſönlichen Eitelkeit und Herrſchſucht, mit ihrer ächt republikaniſchen Freiheitsliebe, die jedem gewährte, was er ſelbſt

1) XII. 199.
2) XIII. 205.

für sich von jedem verlangte: unbeschränkte Freiheit der Meinungsäußerung — Lessings Charakter, sage ich, überragte nach allen diesen Richtungen hin bei weitem das Wesen und den Charakter seines großen Zeitgenossen, weil Winckelmann, der sich „als ein König auf seinem Gebiete empfand und empfinden durfte,“ [1]) entfernt von der geistigen Bewegung Deutschlands, verwöhnt durch unbedingte Anerkennung und Verehrung, kaum einem Lessing Widerspruch selbst gegen Einzelheiten gestatten und nur mit innerem Widerstreben sich zeitweilig zu der Anerkennung eines solchen Geistes überwinden mochte, in welchem eine Natur wie die Lessings eine erfüllende Ergänzung der ihrigen freudig begrüßt haben würde.

Lessings ganze Stellung zu Winckelmann, sein Selbstgefühl bei aller Verehrung desselben sprach sich aus in der Art und Weise, wie er zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Laokoon, als er im Begriffe stand, seine schon in Breslau projektirte Italienische Reise anzutreten, sich über den Irrthum derjenigen äußerte, welche in diesem Reiseplane die Absicht sahen, in Rom die Stellung des kurz zuvor hingeschiedenen Winckelmann einzunehmen. „Was hat Winckelmann, schrieb er an Ebert (18. Oct. 1768), und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!“ In diesem Gefühle des eigenen Werths ward es ihm leicht, in den ihm zur Redaction anvertrauten [2]) Briefen Winckelmanns an Stosch jene bitteren Aeußerungen ruhig stehen zu lassen, mit welchen Winckelmann seinem Unmuthe gegen ihn Luft gemacht hatte. Ja er sah es sogar als eine Ehrenpflicht an, dem durch ein furchtbares Geschick vorzeitig von seinem großen Lebenswerke hinweggerissenen Manne durch eine neue verbesserte Ausgabe seiner Kunstgeschichte

1) Guhrauer S. 97.
2) XII. 473.

und seiner sämmtlichen anderen Schriften ein Denkmal zu setzen, [1]) an dessen Ausführung ihn nur sein eigener früher Tod verhindert hat. —

Ehe wir von Lessings Laokoon Abschied nehmen und uns zur Erzählung der Umstände wenden, durch welche Lessings Thätigkeit auf diesem Gebiete unterbrochen und in eine andere Bahn gelenkt wurde, können wir nicht umhin, noch mit einigen Worten des Zaubers zu gedenken, der über diesem Werke ausgebreitet liegt, und der selbst noch heute, wo die von ihm aufgestellten Prinzipien längst Eigenthum der allgemeinen Bildung geworden, seine Irrthümer und Einseitigkeiten wie seine Verkennung des modernen Kunstprinzips, seine ungenügende Würdigung der Landschafts-, Historien- und Portraitmalerei längst berichtigt und aufgehellt worden sind, den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesselt.

Dieser Zauber liegt vor Allem in der ächt künstlerischen Weise der Behandlung seines Gegenstandes, in dem scheinbar durchaus Zufälligen des Ausgangs und des Fortschreitens. Lessing selbst vergleicht seine Methode einmal dem Schlendern eines Spaziergängers, der kaum einen Weg zu haben scheine, [2]) und nichts kann treffender sein, als dieser Vergleich. Statt der Eintönigkeit einer langweiligen gradlinigten Pappelchaussee von Paragraphen, die auf dem kürzesten Wege abstrakter Begriffsentwickelung von dem festen Ausgangspunkte irgend eines fertigen Prinzips dem Ziele zuführt, folgen wir dem Denker auf dem vielfach verschlungenen Wege, welchen er selbst bei der Arbeit seines Forschens und Nachsinnens gewandelt ist. Es ist dies jene Methode des Unterrichts, welche um so befruchtender wirkt, je mehr sie dem Lernenden statt der fertigen Resultate die Entstehungsgeschichte derselben, die „Geschichte der Meditation" des Lehrers giebt, in welcher der Weg selbst zum Ziele wird. Freilich

1) XII. 473. Guhrauer II. 1. 103 u. 305
2) VI. 489.

ſcheint der uns führende Spaziergänger um in Leſſings Bilde zu bleiben, kaum einen Weg zu haben. Aber der Gegend kundiger als der Wanderer auf der geraden Heerſtraße, weiß er bei aller ſcheinbaren Zufälligkeit ſeines Ganges doch ſehr genau, wohin, zu welchen höchſten und ſchönſten Aus- und Ueberſichtspunkten er uns führen will, und die mäandriſchen Umwege, auf denen er uns dahin geleitet, dienen nur dazu, um ſo gründlicher und tiefer die verborgenſten Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, den ganzen Reichthum und den mannigfaltigen Charakter der Landſchaft unſeren Blicken zu erſchließen. Mit anderen Worten: Leſſing iſt auch im Laokoon Kritiker im größten und umfaſſendſten Sinne des Worts, ein Kritiker, deſſen Aufgabe es iſt, „jede Verwirrung und Verdunkelung in wiſſenſchaftlichen Begriffen zu entdecken, das Verſchiedenartige zu ſondern und dadurch für die Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Schönen den Weg zu bahnen.“ [1]) Wenn bei ſeiner Methode die Gefahr nahe liegt, von ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit fern zu bleiben — ſo entſchädigt dafür in überreichem Maaße die Wirkung, welche dieſe Methode auf alle diejenigen übt, die an dem Beiſpiele eines Meiſters, der ihnen den Einblick in die Werkſtatt ſeines Arbeitens und Schaffens verſtattet, lernen wollen und können, wie man forſchen muß.

Goethe hat es einmal ausgeſprochen, daß über Kunſt eigentlich nur den Kunſtwerken gegenüber zu reden ſei. Dieſen Grundſatz befolgt Leſſing im Laokoon durchaus, und die Art und Weiſe, wie er nun aus den ewigen Urbildern des Schönen, aus Homer und Sophokles, jeden ſeiner Sätze entwickelt oder erläutert, wie der Leſer überall ſich von der konkreten Wirklichkeit und Geſtaltung des Schönen umgeben ſieht, trägt nicht minder wie ſeine Methode dazu bei, Intereſſe und Verſtändniß zu beleben und zu ſichern. Dazu geſellt ſich die heitere Ruhe, die von aller gereizten Polemik entfernt

1) Guhrauer a. a. O. S. 22.

in milder Würde über dem Ganzen schwebt, und die ein Produkt war jener innerlich befriedeten und äußerlich sorgenfreien Stimmung, in welcher Lessing, fern von dem aufregenden Treiben des literarischen Marktes und den Händeln der Journalistik, in den weihevollen Mußestunden, die er einer ganz heterogenen Amtsthätigkeit abgewann, dies Werk erschuf. Außer einer gelegentlichen satirischen Anspielung auf einen alten Gegenstand seiner Abneigung, die in der Bezeichnung des geistreichen, aber durch seine Habsucht im Alterthum berüchtigten Dichters Simonides als „des griechischen Voltaire" liegt, finden wir ihn in diesem Werke mit der ganzen Literatur in Frieden und in einer Stimmung, die selbst geneigt war, einen Schriftsteller wie Klotz noch einer ehrenden Beachtung zu würdigen, welche den großmüthigen Mann freilich, wie wir später sehen werden, empfindlich gereuen sollte.

Lessings Laokoon ist ein Kunstwerk der Kritik, wie Lessing selbst, wenn wir sein innerstes Wesen bezeichnen sollen, als das Genie der Kritik gefaßt werden muß. Denn er ist Künstler und Kritiker zugleich: Künstler vermöge der erfinderischen Genialität seiner Forschung, Kritiker vermöge der überwiegenden Macht des sondernden, trennenden Verstandes. Verweilen wir einen Augenblick bei der Betrachtung dessen, was man bei Lessing als schöpferische Kritik bezeichnet hat, und was ihm selbst den Anspruch auf die Bezeichnung eines kritischen Genies ertheilt. Ich gebe auch diese Betrachtung nach der oben erwähnten Schrift Johann Jacoby's,[1]) indem ich die Fassung derselben in ihrer unübertrefflichen Schärfe und Klarheit fast wörtlich beibehalte.

Bei Lessing wie bei Kant, seinem geistesverwandten Zeitgenossen, ist das Ziel allen Strebens Selbsterkenntniß, d. h. Erkenntniß des innersten Wesens des Menschen. Beide, Kant und Lessing, suchen den Menschen in der Gesammtheit seiner Denk- und Gemüthskräfte

1) Kant u. Lessing, eine Parallele. S. 6—11.

in der vollen geſchichtlichen Entwickelung ſeines Geiſtes zu erfaſſen, während ihre mitſtrebenden Zeitgenoſſen, die Aufklärer, nur die Verſtandesſeite des Menſchen, nur die zeitige Entwickelungsſtufe gelten laſſen. Aber während Kant auf dem rauhen Pfade der Spekulation unmittelbar auf das Centrum losgeht, ſucht Leſſing auf anmuthigen Um- und Seitenwegen das Ziel zu erreichen. Ausgehend von Einzelgegenſtänden der Kunſt, von dieſem oder jenem Literaturerzeugniſſe, anknüpfend an irgend eine beſondere Zeit- oder Streitfrage wird ſein intuitiver in den Grund der Dinge ſchauender Tiefblick ſofort auf den eigentlichen Kern- und Schwerpunkt der jedesmaligen Unterſuchung, auf das Allgemeine in dem Beſondern geführt; und wie weit auch der Weg, den er einſchlägt, von der geraden Richtung abzuführen ſcheint, immer behält er das Endziel ſcharf im Auge. Das Mittel aber, deſſen er ſich zur Erreichung dieſes Zieles bedient, die Kritik, iſt ihm nicht bloßes Mittel zum Zwecke, ſondern zugleich Selbſtzweck, nicht Richtmaß blos für wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Thätigkeit, ſondern ſelbſt Wiſſenſchaft und Kunſtwerk. Kritik und dichteriſches Schaffen gehen bei Leſſing Hand in Hand: ſeine Dichtungen ſind Meiſterwerke der Kritik, ſeine Kritiken ſind vollendete Werke der Kunſt. Gleich die erſte Anregung, die der Kritiker in ſich erfährt, iſt durchaus eine künſtleriſche. Der erſte Blick, den Leſſing auf einen zu kritiſirenden Gegenſtand wirft, erregt ihn in ähnlicher Art wie den praktiſchen Künſtler die erſte Idee des zu ſchaffenden Kunſtwerks. Wie dem Künſtler das Ideal urplötzlich, ohne mühevolles Zuſammenſuchen der Theile, als ſchön gegliedertes Ganze vor das Auge tritt, ſo ſteht von vornherein das Reſultat vor Leſſings allklarem Verſtande. Mit raſchem Blicke erfaßt er den Mittelpunkt der Sache, den einheitlichen Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, und wie der Künſtler von ſeinem Ideal, ſo wird *er* von dem Kritikergebniß *begeiſtert*. Es läßt ihm keine Ruhe, bis er es, aus ſich heraus, zu einem ſelbſtſtändigen, Allen wahrnehmbaren Kritikkunſtwerke geſtaltet.

Und wie verfährt er hierbei? Er selbst hat es uns mit jenem berühmten Selbstbekenntnisse über das Maaß und die Art seiner schöpferischen Begabung ausgesprochen, das sich am Schlusse seiner Hamburgischen Dramaturgie findet. Aber einen noch tiefern Einblick in die Geisteswerkstatt des Mannes gewährt uns ein zweites Selbstbekenntniß, das er in einem Briefe an seinen Bruder uns hinterlassen hat. Er schreibt an denselben: „Etwas Gründlicheres als meine neue Hypothese über die Evangelisten [1]) glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen." Diese „Bemerkung", die Lessing „bei sich gemacht findet", ist eben nichts anderes, als die Idee des künftigen Kritik-Kunstwerks, welche abgeschlossen und vollendet plötzlich in seinem Bewußtsein emportaucht. Er will nun wissen, wie er dazu gekommen. Denn wenn ihm auch jene Bemerkung urplötzlich ins Bewußtsein gekommen ist, so ist sie doch nicht auch plötzlich entstanden. Sie muß vielmehr das Endglied einer Gedankenreihe sein, die nur augenblicklich seinem Gedächtnisse entschwunden ist; sie muß in ihm allmälig erwachsen und zur Reife gelangt sein. Seine Wißbegierde, sein Forschtrieb fordern befriedigende Antwort. Unverdrossen gräbt er den verborgenen Wurzeln in seinem Innern nach, sucht in scharfer, von Jugend auf geübter Selbstschau jedes einzelne Glied der entschwundenen Gedankenreihe ins Gedächtniß zu rufen, und rastet nicht, bis er die Idee rückwärts bis zu ihrem ersten Ursprunge verfolgt hat. Dazu bedarf er des „Druckwerks" und der „Röhren", durch die er, wie er sich in jenem ersten Selbstbekenntnisse ausdrückt, „Alles aus sich herauspressen muß"; dazu ist es ferner, wie er eben dort sagt, nöthig, daß er „von allen andern

1) S. Werke XI, 495 ff. Diese Schrift wurde erst nach Lessings Tode bekannt gemacht.

Geſchäften und von unwillkürlichen Zerſtreuungen frei ſei, daß er ſeine ganze Beleſenheit gegenwärtig habe, daß er bei jedem Schritte alte Bemerkungen, die er jemals gemacht, ruhig durchlaufen könne.“

Hat er nun aber auf dem Wege ſolcher Gedankenüberſchauung ſeine Wißbegierde befriedigt, dann regt ſich in ihm der künſtleriſche Geſtaltungstrieb. Was jetzt als wohlgeordnetes Ganze, als ein abgeſchloſſener Theil ſeines Gedankenlebens vor dem Auge ſeines Gedächtniſſes ſteht, das muß und will er nun auch außer ihm, auch andern Augen ſichtbar, geſtalten. In umgekehrter Reihenfolge der Glieder ſchildert er nun den Entwickelungsgang jener Idee vom früheſten Keim derſelben bis zu ihrer Vollendung. Und er thut dies in dramatiſcher Lebendigkeit, ſo anſchaulich, klar und durchſichtig, daß bei der Betrachtung des auf dieſe Weiſe hervorgebrachten Kunſtwerks eine Gemüthsſtimmung in uns erzeugt wird, ähnlich derjenigen, die Leſſing empfand, als zuerſt jene in ihm aufſteigende Idee ſeine ſpekulative Begeiſterung erweckte.

Fünftes Kapitel.

Ruf nach Hamburg.

Nach dem Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen hatte Leſſing keine Ruhe mehr in Berlin. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er wollte fort, gleichviel wohin. Denn Berlin und Preußen waren ihm gründlich verleidet,[1]) und er verlor ſeitdem die Abneigung gegen beide nie ganz aus der Seele.

Er hatte im Sommer 1766 in Geſellſchaft eines ihm befreundeten reichen jungen Edelmanns, mit dem er damals als Geſell-

---

1) XII. 176. 177. 195. 213. 233.

ſchafter in Berlin eine Zeit lang zuſammenlebte, eine Reiſe nach Pyrmont gemacht. Auf dieſer Reiſe beſuchte er Göttingen und ſeinen alten literariſchen Freund Michaelis, welchen er zu ſeiner deutſchen Ueberſetzung des alten Teſtaments mit Anmerkungen für Ungelehrte anregte. Auch ſeinen Leipziger Freund Käſtner ſah er dort wieder, und knüpfte mit dem gelehrten Kenner der romaniſchen Literatur, dem Göttinger Bibliothekar Dietze, ein Freundſchaftsverhältniß und einen Briefwechſel an, von dem leider ſämmtliche Briefe Leſſings mit Ausnahme eines einzigen verloren gegangen ſind. In Halberſtadt ließ er es ſich einige Tage wohl ſein bei ſeinem alten Gleim, der wie immer bereitwillig ſeiner Geldverlegenheit zu Hülfe kam, ſeiner begeiſterten Freude am Laokoon in Geſprächen und Gedichten Worte gab, und vor allen Dingen ihm zuredete, in Berlin und Preußen zu bleiben, da der enthuſiaſtiſche Verehrer Friedrichs II. es ſich nicht möglich denken konnte, daß ſein großer König den größten deutſchen Schriftſteller nicht zu behalten wünſchen ſollte.

Leſſing freilich wußte es beſſer. Bei ſeiner Rückkehr nach Berlin ward die Befürchtung, daß die lang erhoffte Stelle für ihn verloren ſei, zur Gewißheit.

In dieſer Lage, wo er wieder einmal „müßig am Markte ſtand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn im November 1766 die Nachricht, daß die Unternehmer des neuen Hamburger Theaters beſchloſſen hätten, ihn als Dramaturgen mit einem Gehalte von 800 Thalern nach Hamburg zu berufen.

Der Mann, dem die Ehre dieſes Gedankens gebührte, durch welchen ein kurzdauerndes Theaterunternehmen unvergeßlich in der Geſchichte der deutſchen Literatur fortleben ſollte, war Johann Friedrich Loewen, ein Hamburger Literat, mit Leſſing in gleichem Alter, durch ſatiriſche und komiſche Gedichte, theatraliſche Verſuche und mehr noch durch ſeine Romanzen in der damaligen Literatur nicht unvortheilhaft bekannt. Loewen war ein begeiſterter Freund des Theaters, das damals in Hamburg ſeit einer Reihe von Jahren

einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er war verheirathet mit der Tochter des Theaterdirektors Schönemann, einer sehr talentvollen Schauspielerin, und sowohl dieser Umstand, als der intime Umgang mit den großen Künstlern Eckhoff, Ackermann, Brückner, Borchers und andern, welche seit 1756 die Hamburger Bühne zur ersten in Deutschland erhoben, beförderten seine theatralischen Neigungen, denen er als Theaterkritiker und Dramaturg, als Theaterdichter, Uebersetzer und Prologenverfasser bei den verschiedenen wandernden Gesellschaften, die sich zu jener Zeit auf der Hamburger Bühne ablösten, [1]) Genüge zu thun suchte. Angeregt durch Eckhof hatte er schon 1755 einen Grundriß der theatralischen Mimik geschrieben, den ersten Versuch dieser Art in der deutschen Literatur. Wichtiger noch ward seine „Geschichte des deutschen Theaters", die er eilf Jahre später als Einleitung zu seinen dramatischen Arbeiten herausgab. Denn diese Schrift enthielt das Programm zu einer durchgreifenden Reform der deutschen Theaterverhältnisse, welche Loewen in Hamburg beabsichtigte. Als Hauptziele derselben bezeichnete er: die Gewinnung eines eignen deutschen Theaters, d. h. deutscher Originalstücke mit nationalem Gehalt und Charakter, statt der ewigen Uebersetzungen und französirenden Nachahmungen, und zweitens eine stehende Bühne als öffentliches, vom Staate unterstütztes Institut, statt der wandernden Prinzipalschaften und vagabondirenden Schauspielertruppen. Daneben drang er auf geistige und sittliche Hebung des Schauspielerstandes durch Begründung von Schauspielerschulen und strenge Sittenzensur.

Es verringert das Verdienst des Mannes nicht, daß sein Vorschlag, die wandernden Prinzipalschaften durch stehende Theater zu ersetzen, bereits zwanzig Jahre früher durch den Dichter Johann Elias Schlegel zur Sprache gebracht worden war, [2]) und es gereicht

1) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Th. II. S. 97 ff. 129 ff. 154 ff.

2) Lessing, Werke VII. 2.

seiner Beurtheilung der deutschen Theaterzustände zur Ehre, daß er in derselben mit Männern wie Herder [1]) und Lessing zusammentraf. Loewen ist überhaupt von den neueren Kulturhistorikern dieser Zeit nicht völlig gerecht beurtheilt worden. Weder Gervinus noch Devrient erkennen es genugsam an, daß er es war, dem Deutschland Lessings Dramaturgie verdankt. Lessing selbst gedenkt in der Dramaturgie seiner mit Achtung als eines feinen und geistreichen Kopfes, als eines Dichters, „der es mehr als irgend ein Anderer verstehe, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben." Mochte er auch als dramatischer Dichter unbedeutend sein, immerhin war es ihm hoch anzurechnen, daß er sich auch als solcher mit seinen Versuchen an Lessing anschloß, und daß er in diesem, obschon Minna von Barnhelm damals noch nicht erschienen war, den ersten dramatischen Dichter Deutschlands erkannte. Seiner Einsicht als gebildeter und denkender Dramaturg und seinem redlichen Willen, der guten Sache zu nützen, läßt selbst sein Gegner Schröder Gerechtigkeit widerfahren. [2]) Es war ferner nichts Geringes, daß er, der in dramaturgischen Dingen bisher in Hamburg die erste Rolle gespielt hatte, die Selbstverleugnung bewies, einen Mann wie Lessing, dem er persönlich ganz fern stand und der ihn in Hamburg ohne Frage völlig verdunkeln mußte, an die Spitze des von ihm angeregten Theaterunternehmens zu ziehen. Mit diesem letzteren verhielt es sich aber folgendermaßen.

Durch Loewens unermüdliche Agitation für eine Theaterreform bewogen, hatten sich zwölf Hamburger Kaufleute und Bürger, an deren Spitze der Kaufmann Seyler stand, zur Begründung eines stehenden deutschen „National-Theaters" im Sinne von Loewens Vorschlägen vereinigt. Man pachtete von dem damaligen Prinzipale der Hamburger Bühne, dem bekannten Ackermann, Theater, Deko-

1) Gubrauer II. 113.
2) Schröders Leben I. 180 ff.

rationen und Garderobe, und behielt ihn ſelbſt mit ſeiner durch längeres Beiſammenſein bedeutender Talente wohl eingeſchulten Geſellſchaft für das neue Unternehmen bei. Außer der Stabilität des Theaters, ward verdienten Schauſpielern Unterſtützung im Alter verheißen, und zur Aufmunterung der vaterländiſchen dramatiſchen Produktion ein jährlicher Preis von je funfzig Dukaten für das beſte deutſche Trauer- oder Luſtſpiel beſtimmt. Das koſtſpielige Ballet wurde als Verderbniß des guten Geſchmacks völlig von dem neuen Unternehmen ausgeſchloſſen, wodurch demſelben freilich auch das große Talent des jungen Schröder verloren ging, der deshalb Hamburg verließ. Ein Ausſchuß der Unternehmer, an deſſen Spitze Seyler ſtand, übernahm die finanzielle Leitung, während Loewen das techniſche Direktorat erhielt. In dieſer Eigenſchaft ward der letztere beauftragt, mit Leſſing, dem man auf Loewens Vorſchlag die Stelle eines Dramaturgen und Konſulenten zugedacht hatte, in Unterhandlung zu treten. Er ſchrieb (4. November 1766) an Leſſings Freund Nicolai, dem er zugleich das von ihm verfaßte Programm des neuen Unternehmens zuſandte, und bat ihn, Leſſing zu ſondiren. Die Folge davon war, daß ſich Leſſing entſchloß, ſelbſt nach Hamburg zu reiſen, und ſich die dortigen Dinge mit eigenen Augen anzuſehen. Er ging zu Anfang Dezember dorthin und verweilte daſelbſt bis gegen Ende Januar des folgenden Jahres. Schon in den erſten Wochen ſeines Aufenthaltes ſchrieb er an ſeinen in Berlin zurückgebliebenen Bruder Karl, „daß die Sache einen ſehr guten Gang nehme, und daß es nur auf ihn ankomme, ſie unter den vortheilhafteſten Bedingungen zu ſchließen.“ „Allein Du kennſt mich“, fährt er fort, „daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmſte iſt; und ſolchemnach äußern ſich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erſt beruhigt ſein muß, ehe ich mich völlig beſtimme.“ [1]) Dieſe Bedenklichkeiten bezogen ſich auf die Abſicht der Hamburger Direktion, ihn zur

1) XII. 176.

Lieferung einer Reihe von Originaldramen für die neue Bühne zu verpflichten. Leſſing lehnte dies Anſinnen entſchieden ab. Er fühlte ſich nicht befähigt, wie er ſagte, der Goldoni des neuen deutſchen Nationaltheaters zu werden, und er würde, wie er ſpäter geſtand, es nicht gewollt haben, auch wenn er es gekonnt hätte.[1]) Dagegen erklärte er ſich bereit, dem Unternehmen als Kritiker ſeine Kräfte zu widmen, und man ging endlich auf dies Erbieten ein. Die Frucht deſſelben war — die Hamburgiſche Dramaturgie.

Sehr befriedigt kehrte Leſſing nach Berlin zurück. Die Ausſicht auf eine ſorgenfreie Zukunft und auf eine ihm vorzugsweiſe behagende Thätigkeit verſetzten ihn in die heiterſte Stimmung, welche ſich in dem erſten Briefe, den er nach ſeiner Rückkehr an den alten Freund Gleim richtete, unverkennbar ausſpricht. „Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll, ſchreibt er, ſo vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich geweſen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen; wahrſcheinlicher Weiſe, um auf immer da zu bleiben.“ Daß er eine Gelegenheit gefunden hatte, Berlin, wo man ihn ſo unwürdig behandelt, ehrenvoll zu verlaſſen, machte ihn vollends glücklich. „Ich hoffe, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen. Meine Freunde daſelbſt werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinſten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn ſie mir in Hamburg nur nichts nehmen, ſo geben ſie mir eben ſo viel, als ſie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs deſſelben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf

1) VII. 448—449.

einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſpricht. Als ich mit ihnen abſchloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres dabit histrio. [1])

„Ich will meine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet haben, daſelbſt vollenden und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genie's würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortſetzung deſſelben für den großen Haufen unſerer Leſer auch noch immer früh genug. Die Wenigen, die mich jetzt leſen, verſtehen von der Sache eben ſo viel wie ich und mehr." — Wenn wir ſpäterhin ſehen werden, daß Leſſing ſich nach dem Scheitern der Hamburger Unternehmung in einem Augenblicke des Unmuths ſogar den Dichternamen abzuſprechen ſchien, ſo werden wir uns daran zu erinnern haben, daß er hier vielmehr ſeinen Beruf zum dramatiſchen Dichter als ſeinen eigentlichen Lebensberuf in den Vordergrund rückt.

Da er ſich übrigens die finanzielle Unſicherheit ſeiner neuen Stellung doch nicht ganz verhehlen konnte, ſo hatte er zu gleicher Zeit den Plan gefaßt, derſelben durch ein auf eigene Hand zu begründendes induſtrielles Unternehmen abzuhelfen. Er hatte in Hamburg die Bekanntſchaft Bode's gemacht, der ein geborener Braunſchweiger, aber ſeit längerer Zeit als Literat, Zeitungsredakteur und Ueberſetzer engliſcher Werke in Hamburg lebend, gerade damals durch eine reiche Heirath die Mittel erlangt hatte, eine Druckerei zu begründen, welche mit dem neuen Theaterunternehmen in Verbindung treten und durch daſſelbe unterſtützt werden ſollte. Mit ihm beſchloß Leſſing gemeinſchaftliche Sache zu machen, und

1) Juven. Sat. VII. 90.: „Was die Großen nicht geben, wird der Schauſpieler geben." Leſſing ſpielt damit an auf Friedrichs des Großen oben erzähltes Verhalten gegen ihn bei Gelegenheit der Bibliothekarſtelle.

die Druckerei zu einer Art von Verlagsgeschäft seiner eigenen und der Werke seiner Freunde zu erweitern. Wir werden später sehen, daß die Ausführung dieses Planes, weit entfernt den versprochenen Vortheil zu gewähren, seine Verlegenheit nur noch steigern sollte.

Inzwischen beeilte er sich, seine Uebersiedelung nach Hamburg vorzubereiten. Er veranstaltete rasch eine Gesammtausgabe seiner Lustspiele in zwei Bänden (Berlin bei Voß, 1767), in welcher neben den Jugendarbeiten seiner ersten Periode auch Minna von Barnhelm zum erstenmale erschien. Diese Gesammtausgabe, welche die Nation an die dramatischen Verdienste des neuen Dramaturgen des ersten deutschen Nationaltheaters erinnerte, sollte ihm zugleich die nöthigen Geldmittel zum Antritt seiner neuen Stellung gewähren. Aber der Ertrag reichte dazu nicht aus, und er mußte sich entschließen, seine in Breslau zusammengesparte Bibliothek „springen zu lassen". Er behielt von den sechstausend Bänden derselben nichts, als was er zu seinen gerade vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauchte. „Es geht mir nahe," schrieb er an Gleim, „daß ich mich ihrer entschlagen muß, und daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was ist zu thun?" Der wackere Gleim half so weit er konnte, und war in Verzweiflung darüber, daß er dem Freunde nicht die ganze Bibliothek zu erhalten vermochte, [1]) die für ein Spottgeld von wenigen hundert Thalern verschleudert werden mußte, um Schulden und Wohnungsmiethe zu bezahlen. Lessing selbst ließ sich alle diese Dinge nicht anfechten. Auch die Aussicht auf eine Anstellung als Professor der Archäologie und Inspektor der Kunstsammlungen in Kassel, welche ihm jetzt Freunde eröffneten, konnte ihn nicht bewegen, sein in Hamburg gegebenes Wort zurückzunehmen, obschon sich die Vortheile einer solchen gesicherten Stellung, wie sie Hagedorn ausdrücklich in einem Briefe an Nicolai hervorhob, nicht verkennen ließen. Er war zu voll von dem neuen Lebensumschwunge, den ihm das Hamburger Unterneh-

1) XIII. 132, vergl. XII. 178.

men darbot. Zu Illusionen geneigt, wie er war, schien ihm die dortige freie, von keinem Fürsten abhängige Stellung dem Beamtenjoche weit vorzuziehen, und selbst ein Vorsichtigerer konnte wenigstens damals das überraschend schnelle Ende der Hamburger Unternehmung nicht voraussehen. Dazu kam endlich noch, daß das Theater vom Beginne seiner Laufbahn Herzenssache für Lessing gewesen war. „Keins seiner Ziele", sagt mit Recht von ihm der Geschichtschreiber des deutschen Theaters, [1]) „hat er mit so hingebender Nachhaltigkeit verfolgt, und nichts hatte er so vollständig zu seiner Lebensaufgabe gemacht, als das unabläſſige Bemühen: die nationale Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben." In Hamburg glaubte er für dieses Bemühen den festen Punkt zu finden, den er bis dahin so schmerzlich entbehrt hatte: ein stehendes Theater, ausgestattet mit den besten künstlerischen Kräften Deutschlands, gerichtet auf das gleiche Ziel, die Bühne zur edelsten Kunstblüthe des sozialen Geistes, zu einem würdigen Spiegelbilde des nationalen Lebens zu erheben; und für sich selbst Sporn und Muße zur Vollendung seiner zahlreichen dramatischen Entwürfe, und Gelegenheit, die Wirkung seiner dramatischen Arbeiten sofort durch die lebendige Darstellung zu erproben. Die heiter erregte Stimmung, in welche ihn diese Aussichten versetzten, wird noch durch eine Anekdote bezeugt, welche uns Karl Lessing aufbehalten hat. In einer frohen Gesellschaft guter Freunde, unter denen sich auch Ramler befand, stritt man über die besten dramatischen Stoffe. Lessing, der es überhaupt in der Unterhaltung liebte, Paradoxen aufzustellen und zu vertheidigen, behauptete, jeder Stoff genüge, wenn ihn nur der Dichter fruchtbar zu machen wisse, denn nicht der Stoff, sondern die Bearbeitung desselben sei die Hauptsache. Die Freunde erhoben sich lebhaft gegen eine Behauptung, die eben nur das Erzeugniß einer übermüthigen Laune war, und die in der That mit Lessings wirklicher Ansicht über die große Bedeutung des glücklich gewählten Stoffes für den Dramatiker,

1) Devrient II. S. 121.

wie wir sie von ihm in der Dramaturgie ausgesprochen finden,[1]) im schlagendsten Gegensatze steht. Ramler forderte ihn auf, seine Behauptung mit der That zu beweisen, und ein Lustspiel zu machen, in welchem ein Schlaftrunk das Motiv bilde. Lessing erklärte sich bereit, und machte sich sofort ans Werk. So entstand, ähnlich wie Goethe's Clavigo, das Lustspiel „der Schlaftrunk",[2]) das jedoch, wie die meisten dramatischen Arbeiten Lessings, Fragment blieb. Aeußere Ursachen hinderten die Vollendung des bereits im Druck begonnenen Stücks, und wenn wir aufrichtig sein wollen, ging damit für die Literatur wenig verloren, da dieser letzte Lustspielversuch in jeder Beziehung gegen Minna von Barnhelm einen starken Abfall zeigt. Er blieb der letzte für Lessing. Sein Lebensschicksal führte ihn von jetzt an einer Stimmung zu, welche weit ablag von der freien Heiterkeit und freudigen Lebenslust, welcher seine Minna von Barnhelm das Dasein verdankte. Seine dramatische Produktion gerieth überhaupt auf längere Zeit ins Stocken, und als er sich nach fünf Jahren wieder zu einer solchen zusammenraffte, war es die Tragödie, waren es sein Faust und seine Emilie Galotti, mit denen er sich der höchsten Leistung aller Poesie zu nähern suchte.

In den ersten Tagen des April 1767 verließ Lessing Berlin, das er seitdem nur noch als Fremder wiedersehen sollte. Er verließ es, ohne selbst von seinem Bruder Karl Abschied zu nehmen. Das Abschiednehmen war ihm überhaupt, wie er selbst gestand, eine Pein, der er sich soviel wie möglich zu entziehen liebte. „Du wirst von Herrn Ramler gehört haben", schrieb er dem Bruder nach seiner Ankunft in Hamburg, am Tage vor der Eröffnung des Theaters, „wie es gekommen, daß ich ohne Dich noch einmal zu sprechen, habe abreisen müssen. Alles was Brüder einander bei ihrem Abschiede zu sagen haben, versteht sich unter uns Beiden von selbst."

1) VII. 111.
2) II. 526.

Siebentes Buch.

Leſſing in Hamburg. 1767—1770.

Die Dramaturgie.

Erstes Kapitel.

Das deutsche Nationaltheater in Hamburg.

Mit heitern Aussichten und freudigen Erwartungen war Lessing nach Hamburg gekommen. Denn noch nie war ihm eine Stellung zusagender, eine Aufgabe erfreulicher gewesen, als die, welche ihn hier zu erwarten schienen.

Die frische Zuversicht, der freudige Muth, die ihn beseelten, sprechen sich aus in der „Ankündigung", welche er am Tage der Eröffnung des Theaters, den 22. April, seiner Dramaturgie voraus schickte. Die ganze Charaktergröße des Mannes tritt uns in dieser kurzen Ankündigung entgegen, die zugleich ein Meisterstück populärer Beredtsamkeit und umsichtiger Klugheit ist. Sie bezeichnete das Unternehmen, dem er seine Kräfte widmen wollte, als ein nationales, das eben deshalb im deutschen Vaterlande überall von den Besten freudig begrüßt worden sei, und auf die Förderung aller Guten gegründeten Anspruch habe. Mit der ganzen Macht seines gefürchteten Worts schlug er die Stimmen der Neider und Feinde zu Boden, welche gegen das neue Unternehmen, schon ehe es ins Leben trat, intriguirt hatten. Alle diejenigen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten jedem Streben für das Allgemeine so gern in beliebter deutscher Weise die Steine des Mißwollens und der Verdächtigung in den Weg werfen, können sich Lessings brandmarkende Worte gesagt sein lassen, wenn er solchen gegenüber ausruft: „Freilich giebt

es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen. Aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie gegen die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind!" Mit einer feinen Wendung faßte er Hamburg bei seiner freistädtischen Ehre, indem er es glücklich pries als den Ort, „wo diese Elenden den Ton nicht angeben, wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung halte, und nicht verstatte, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen und patriotische Absichten ein Gegenstand ihres spöttischen Aberwitzes werden." In schlagender Kürze zeigt er, welche Vortheile und Verbesserungen das deutsche Theater aus der neuen Unternehmung ziehen könne, wenn das Publikum ihr seine Theilnahme schenke. Im edelsten demokratischen Sinne fordert er dasselbe zur prüfenden und urtheilenden Betheiligung auf; seine Stimme solle nie geringschätzig überhört, sein Urtheil solle nie ohne Unterwerfung vernommen werden. „Nur, setzt er hinzu, daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto partheiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzückung erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Was seine Versprechungen anbetrifft, so ist in unserm Zeitalter der Reclame die Mäßigung und Bescheidenheit derselben kaum zu

begreifen. Bei einem Unternehmen, das erſte ſeiner Art, abzielend auf eine großartige Reform des deutſchen Theaters, geſtützt auf bedeutende Mittel, begünſtigt durch das Zuſammenwirken einer Geſellſchaft von Schauſpielern, wie ſie Deutſchland nie zuvor beſeſſen, mit dem erſten deutſchen Schriftſteller und Dichter als Dramaturgen an der Spitze, fordert oder vielmehr bittet er um nichts als um — Nachſicht und Geduld. Viel ſei zu thun, denn der Stufen ſeien viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchſteigen habe, und noch ferner ſei von dieſer Höhe eine Bühne, die wie die deutſche, faſt mehr eine verderbte als eine werdende zu nennen ſei. Alles könne folglich nicht auf einmal geſchehen. „Doch was man nicht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. Der Langſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geſchwinder, als der ohne Ziel herumirrt.“

Dieſe Ankündigung erreichte wenigſtens theilweiſe ihren Zweck. Die Feinde des neuen Unternehmens verſtummten vor dem Acht- und Bannſtrahle, den Leſſing gegen ſie ſchleuderte, und ſo lange er dem Hamburgiſchen Theater wirklich angehörte, ließen Freund und Feind ihm und ſeiner Dramaturgie das Wort faſt allein. Die Hamburgiſchen Unterhaltungen, an denen außer Eſchenburg und Loewen auch Boie, Eberling und Schiebler mitarbeiteten, enthielten ſich jeder Beſprechung des Theaters, indem ſie ein für allemal auf Leſſings Dramaturgie als auf ein Werk hinwieſen, das alle übrigen Nachrichten und Kritiken überflüſſig mache.[1]) Erſt im folgenden Jahre, als Leſſing ſeinen urſprünglichen Plan, die Vorſtellungen des Theaters mit ſeinen Kritiken zu begleiten, aufgegeben hatte, verſtand ſich Loewen dazu, in dem zuvor genannten Blatte die Berichte über das Hamburgiſche Theater zu ſchreiben. Sie waren freilich im ungeheuren Abſtande gegen Leſſings Dramaturgie! Dafür gelang es ihnen aber auch, den Beifall eines Klotz zu erwerben, der ſie

1) Guhrauer, II. 140—41.

in derselben Bibliothek der schönen Wissenschaften, in welcher gegen Lessing systematische Opposition gemacht wurde, auf das Beste herausstrich. [1])

Lessing versäumte nichts, um sich mit dem Publikum möglichst in gutes Einvernehmen zu setzen. Er bereitete es vor auf die Nothwendigkeit, ihm selbst mittelmäßige und schwache Stücke vorzuführen Er wies darauf hin, daß Auswahl Menge voraussetze, und daß dieselbe daher bei der Armuth der deutschen dramatischen Literatur keine leichte Sache sei. Indeß sei schon das ein Gewinn, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben werde als es sei, und der unbefriedigte Zuschauer an demselben wenigstens urtheilen lerne. Brauche man doch einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man seinen Geschmack bilden wolle, nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen habe. Wir wissen, wie meisterhaft Lessing diesen Theil seiner Aufgabe in der Dramaturgie gelöst hat.

Gegenüber den leidenschaftlichen Anfeindungen, die das Theater damals noch, und gerade am stärksten in Hamburg, von Seiten zelotischer Geistlichen zu erfahren hatte, gab er es gerne zu, daß die Bühne gleich bei der Eröffnung in dem von Loewen verfaßten [2]) Prologe und Epiloge als moralische Anstalt hingestellt und das Schauspiel „in seiner höchsten Würde als Supplement der Gesetze" betrachtet und gefeiert wurde. Ja er ergriff eifrig die Gelegenheit welche ihm schon die erste Vorstellung bot, um der Geistlichkeit sein Kompliment zu machen, und ihr gleich in den ersten Blättern seiner Dramaturgie die erforderlichen sittenpolizeilichen Garantien zu geben. In dem Eröffnungsstücke von Cronegk hatte der Vers:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht!"

bei dem versammelten Publikum ein Beifallsgemurmel hervorgerufen.

---

1) S. Briefe an Klotz. Th. II. S. 8.

2) Guhrauer, II. 140. nennt Tusch als Verfasser des Epilogs. Lessing dagegen schreibt beide Gedichte Loewen zu (VII. 27.)

Leſſing mißbilligte dies durchaus. Er tadelte aber auch den Dichter, der doch mit dieſem Verſe nur einen Satz ausgeſprochen hatte, der in dem gelobten Lande des Prieſterthums noch heute als ein Axiom gilt, [1]) und deſſen Wahrheit der herrliche Mann ſelbſt wenige Jahre ſpäter an ſeinem eigenen Leben ſo bitter erfahren ſollte! Es iſt rührend zu leſen, wie angelegentlich er hier den angegriffenen Stand in Schutz nimmt. Nicht einmal das läßt er als Entſchuldigung gelten, daß im Drama doch nicht der Dichter ſelbſt ſpreche, ſondern genöthigt ſei, ſeine Perſonen ihrem Charakter gemäß ſprechen zu laſſen. Denn in keinem Falle dürfe ſich die poetiſche Wahrheit, die freilich andere Geſetze habe als die abſolute, von der letztern ſo weit entfernen, daß der Dichter annehme, ein Menſch könne das Böſe um des Böſen wegen wollen. „Wenn Ismenor ein grauſamer Prieſter iſt, ſind darum alle Prieſter Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Prieſtern einer falſchen Religion die Rede ſei. So falſch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenſchen ſein müſſen. Prieſter haben in den falſchen Religionen, ſowie in den wahren, Unheil geſtiftet, aber nicht weil ſie Prieſter, ſondern weil ſie Böſewichter waren, die zum Behuf ihrer ſchlimmen Neigungen die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten. Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die gerade Heerſtraße zur Hölle ausſchreien?“

Das Letztere geſchah nun trotz aller Vorſicht Leſſings, wie wir ſpäter ſehen werden, in Hamburg dennoch. Aber er ſelbſt blieb wenigſtens von dem Eifer des fanatiſchen Zionswächters verſchont, der ihm ſogar die Ehre anthat, ſeine dramatiſchen Arbeiten neben denen Gellerts und Weiſſe's von dem allgemeinen Anathema, welches er gegen die deutſche Bühne ſchleuderte, ausdrücklich auszunehmen,

1) S. Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien, III. S. 265.

und der auch Leſſings dramaturgiſche Thätigkeit ungehudelt ließ, während der arme Loewen das Bad bezahlen mußte. [1])

Mit aufopfernder Thätigkeit ging Leſſing an das neue Werk. Er brach ſogar, wenigſtens für die erſte Zeit, faſt ſeinen ganzen Briefwechſel mit ſeinen Berliner Freunden ab. [2]) Das Uebelſte war, daß ihm die kaufmänniſche Verbindung, in welche er mit Bode getreten war, (S. oben S. 277) viel Sorge und Arbeit verurſachte, während der äußerlich geſchäftliche Theil ſeiner dramaturgiſchen Stellung, das Korreſpondiren über Engagements und dergleichen, ebenfalls eine koſtbare Zeit verſchlang, [3]) und die drückende Sorge um die Seinen, die ihn immer aufs Neue beſtürmten, dem geplagten und, wie er einmal an ſeinen Vater ſchreibt, von Sorgen, Arbeiten und Verwirrungen aller Art oft „an Leib und Seele erſchöpften" Manne auch hier keine Ruhe ließ. [4]) Aber ſchlimmer als dies Alles war die Wirkung, welche die nur zu bald ſich ihm aufdrängende Einſicht auf ihn üben mußte, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen auf dieſen neuen Lebensplan getäuſcht habe.

Große bahnbrechende Menſchen kommen freilich immer zur rechten Zeit für die Menſchheit, aber für ihr perſönliches Glück meiſt eben deshalb zu früh.

Dies war Leſſings Schickſal in mehr als einem Betrachte. Auch hier hatte er daſſelbe Unglück, wie durch ſein ganzes Leben, das für ihn ſelbſt zu einer ununterbrochenen Kette von Täuſchungen wurde, weil er immer und überall der Zeit und den Verhältniſſen voraus war.

---

1) Briefe an Klotz, II. S. 9—12.

2) XII. 182 vergl. 190. Aus den neun Monaten des Jahres 1767 in Hamburg beſitzen wir von Leſſing nur vier Briefe, drei an ſeinen Bruder, einen an ſeinen Vater. Von Briefen an ihn nur einen (von Karl Leſſing). — Doch ſind mehrere von Leſſings Briefen wie die an Nicolai und Voß gerichteten, verloren gegangen. S. XIII. 133.

3) XII. 182. 186. 187. 204.

4) XII. 184. 185—186. 193.

Schon vier Wochen nach der Eröffnung des neuen Theaters schrieb er seinem Bruder im engsten Vertrauen, daß er kaum recht wisse, was er ihm von seinen Umständen melden solle. „Es gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen.“ Unter den leitenden Unternehmern herrsche Uneinigkeit, und Niemand wisse, wer Koch oder Kellner sei. Wenige Wochen später sah er sich von dem Hauptunternehmer gegenüber der Komödianten-Empfindlichkeit einer Schauspielerin im Stiche gelassen und genöthigt, seine spezielle dramaturgische Thätigkeit für die Beurtheilung der Aufführungen und für die Förderung der dramatischen Darstellungskunst aufzugeben. Das hätte indessen noch hingehen mögen, da es im Ganzen genommen der wichtigsten Frucht von Lessings Thätigkeit, seiner Dramaturgie, nicht wesentlich zum Nachtheil gedieh. Aber das Schlimmste war, daß das ganze mit so großen Hoffnungen begonnene Unternehmen des deutschen Nationaltheaters Schiffbruch litt, und zwar in kürzerer Frist, als selbst minder Hoffnungsreiche vorausgesehen hatten.

Wir können uns hier mit Aufzählung der einzelnen Ursachen dieses Scheiterns nicht aufhalten. Sie gehören in die spezielle Geschichte des deutschen Theaters. Die Hauptursache war nach Lessings eigenem Zeugniß der Mangel an Bildung, Theilnahme und Unterstützung von Seiten des Publikums, das, wie in solchen Fällen immer, zu spät einsah, was es durch seine Schuld verloren, und dessen Sinn erst in Folge der gescheiterten Bemühungen Lessings und seiner Genossen gehörig vorbereitet wurde, um zehn Jahre später die Blüthe des Schröder'schen Theaters möglich zu machen. Vergeblich hatten Lessing und seine Genossen an den patriotischen Sinn für ein Unternehmen von nationaler Bedeutung appellirt; der beschränkte Krämergeist der Hamburger Kaufleute hatte für solche Berufung keine Ohren. Hamburg war kein Athen, und sein Bürgermeister kein Perikles, nicht zu reden von dem „Edlen“ Andreas von Stock, der als römisch kaiserlicher Bevollmächtigter dem Hamburgischen

Magiſtrate ſogar darüber einen Verweis ertheilte, daß derſelbe ſich unterfangen hatte, ein Bittgeſuch Leſſings um Cenſurfreiheit überhaupt nur entgegen zu nehmen! Schon nach den erſten zwei Monaten ſpricht ſich Leſſing in der Dramaturgie über das Verhalten des Hamburger Publikums aus. Er, der eingefleiſchte Feind der Franzoſen — Feind hauptſächlich darum, weil ihn die ausländernde deutſche Selbſterniedrigung empörte — fühlte ſich zu einer Parallele gezwungen, in der, was gebildeten Patriotismus betrifft, die Deutſchen den Franzoſen gegenüber noch als Barbaren erſchienen. Es war bei Gelegenheit von Du Belloy's Zelmire, daß Leſſing ſeinem Herzen Luft machte. Der Name des Dichters, deſſen Drama „die Belagerung von Calais" zwei Jahre zuvor in Paris, ja in ganz Frankreich einen Sturm patriotiſchen Beifalls erregt hatte, und auch in Deutſchland mit großer Pracht gegeben wurde, [1]) war damals in aller Munde. [2]) „Wenn es dies Stück nicht verdiente, ſagt Leſſing, daß die Franzoſen ein ſolches Lärmen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lärmen ſelbſt den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt, auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählt, um die ſich nur geſchäftige Müſſiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stück noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher als unſere barbariſchen Voreltern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, doch die Frage: ob ein Barde oder ein Mann, der mit Bärfellen und

1) Schröders Leben I. 151.
2) Ueber Du Belloy ſ. Arnd: Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur. Th. II. S. 277—280.

Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre, ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebaut werden, von der ſich erwarten ließe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit! wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrten ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler, man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen (das wird doch wenigſtens das Theater ſein?) durch ihre bloße Theilnahme aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „„Dem Himmel ſei Dank, ruft nicht blos der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!““ — Wichtigere? Einträglichere, das gebe ich zu! Einträglich iſt freilich unter uns nichts, was im Geringſten mit den freien Künſten in Verbindung ſteht. Aber,

— haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit — [1])

Doch ich vergeſſe mich, wie gehört das Alles zur Zelmire?“

Zur Zelmire gehörte das Alles freilich nicht, wohl aber zur Charakteriſtik des Verhaltens, welches das Hamburger Publikum dem neuen patriotiſchen Unternehmen eines deutſchen National-

1) — — — Hat einmal der Roſt der Gewinnſucht
So um das Herz ſich gelegt, wie können Gedichte wir haben,
Würdig des Cedern-Oels und des glatten cypreſſenen Schrankes.
(Horat. Dichtkunſt 330—332.)

Theaters entgegenbrachte, das bereits wenige Monate nach seinem Beginnen dem Untergange zuzueilen begann. Schon im September war das Kapital der Unternehmer aufgezehrt, und diese sahen sich, da jede Unterstützung der Hamburger Krösusse ausblieb, zu den verzweifeltsten Mitteln genöthigt. Da die gebildeten Klassen sie bei ihren künstlerischen, auf die Hebung des Geschmacks und der Bildung gerichteten Bestrebungen im Stiche ließen, griff man zu der Sympathie der Massen als zu einem Rettungsanker im drohenden Schiffbruch. Man gab Harlekinaden, führte das Ballet wieder ein, und ließ sogar Seiltänzer kommen. Lessing mußte es erleben, daß am Tage der Aufführung seiner Minna von Barnhelm nach beendeter Vorstellung Luftspringer die Bühne entweihten! Auch für den Dichter selbst lag die schmerzliche Parallele zwischen deutschen und französischen Bildungszuständen nahe genug, als er sie niederschrieb. Hatte man doch in Hamburg, während ganz Frankreich einem patriotischen Drama zujauchzte, so eben die Aufführung seiner Minna von Barnhelm, des ersten patriotisch deutschen Drama's, verboten! Der Hamburger Magistrat wollte die Gefahr der Erlaubniß nicht übernehmen, da der preußische Resident, weil er keine Autorisation von Berlin hatte, seine Genehmigung trotz Lessings schriftlicher und mündlicher Vorstellungen verweigerte! [1]) Erst nach vier Monaten ward endlich die Erlaubniß ertheilt.

Das deutsche Theater ging unterdessen mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen. Die wenigen Begünstiger desselben unter der Elite der Gebildeten, welche von dem übrigen Theile des Publikums dafür mit dem Spottnamen der „Kenner" belegt wurden, konnten es nicht halten. Und als endlich gar eine Truppe französischer Schauspieler gegen das Ende des Jahres in Hamburg

1) XII. 184—185. Sie wurde in Hamburg zuerst am 28. Septbr. aufgeführt, und in zehn Wochen „nur fünfmal" wiederholt, was, wie Schröders Biograph bemerkt (I. 184.), nicht eben als eine Lobrede auf den Geschmack des Publikums gelten könne!

eintraf, und den Zulauf der guten Gesellschaft an sich riß, sahen die deutschen Unternehmer sich gezwungen, am 4. Dezember die Bühne zu schließen, worauf die Gesellschaft für den Winter nach Hannover übersiedelte, woselbst sie mit vielem Beifall spielte und in Schröder einen neuen wichtigen Zuwachs erhielt.

Lessing blieb natürlich in Hamburg zurück, an das er schon durch seine Verbindung mit Bode's Buchdruckerei gefesselt war. Seine Lage war in mehr als einer Rücksicht traurig zu nennen. Von einer Auszahlung des ihm zugesicherten Gehalts konnte bei den zerrütteten Finanzverhältnissen der Theaterunternehmer nicht die Rede sein. Den Rest des aus dem Verkaufe seiner Bibliothek gelösten Geldes hatte er „bis auf den letzten Heller" in das Druckerei-Unternehmen gesteckt und noch Geld auf Credit dazu erborgen müssen, dessen Rückzahlung ihn drückend belästigte. [1]) Er befand sich an einem fremden Orte, wo er, wie er den Seinen schrieb, kaum einen oder zwei und obenein nicht eben reiche Bekannte hatte, denen er sich vertrauen und deren Beistand er in Fällen äußerster Noth in Anspruch nehmen könnte. [2]) Dazu der Schmerz über den Verfall des Theaters, dessen Entfernung von Hamburg er noch im September so wenig für wahrscheinlich gehalten hatte, daß er sich gerade damals eifrig mit der Vollendung seines Faust beschäftigte, um denselben im Winter dort aufführen zu lassen. [3]) Die Verstimmung über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen spricht sich selbst in dem Briefe aus, mit welchem er seinem Vater am Schlusse des Jahres zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum gratulirte.

Inzwischen arbeitete er in Hamburg an seiner Dramaturgie weiter, mit der er bereits längere Zeit hinter den Aufführungen zurückgeblieben war. Er wollte wenigstens durch das Forterscheinen derselben den Hamburgern die Erinnerung an ihr Theater lebendig

1) XII. 186.
2) XII. 193.
3) XII. 185.

Digitized by Google

erhalten, bis die Gesellschaft am Ende des Winters wieder dorthin zurückkehren würde. Diese Rückkehr erfolgte zwar im Mai 1768, allein der Untergang des Unternehmens war nicht mehr aufzuhalten. Die wiederholten Anrufungen des Patriotismus von der Bühne herab in den Loewen'schen Prologen verhallten ungehört. Loewen selbst legte seine Stellung nieder und zog sich nach Rostock zurück, wo er zwei Jahre darauf starb. Nur Lessing hielt bis zuletzt bei dem Theater aus, das schließlich noch durch den Streit der Hamburger Geistlichen und die fanatischen, in der unflätigsten Sprache geführten Angriffe des Hauptpastor Götze gegen den Besuch des Schauspiels den letzten Stoß erhielt. Lessings Stimmung drückt sich in den Worten aus, mit denen er seinen Freund Nicolai aufforderte, das dem Untergange geweihte Theater zu sehen. „Ich dächte, schrieb er Ende September 1768, Sie kämen nach Hamburg, um unser Theater zu sehen, welches zu Ostern gleichfalls auffliegt. Damit wäre es also auch vorbei!“ [1]) — Am 25. November wurde das Theater mit einem Stück von Weisse geschlossen, ein halbes Jahr früher, als Lessing es erwartet hatte.

So war er wieder um eine Illusion ärmer! — Transeat cum caeteris erroribus! (Vorbei wie die anderen Täuschungen!) das war die kurze Leichenrede, die er dem Traume, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, in seinem Briefe an Ramler hielt. Den ganzen Jammer der Geschichte des Unternehmens mochte er freilich in der Dramaturgie nicht erzählen, [2]) aber das konnte er sich nicht versagen, am Schlusse derselben dem Hamburgischen Publikum und der deutschen Nation einige Wahrheiten zu sagen, die uns noch heute in den Ohren gellen. „Wenn das Publikum fragt, was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts! sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum

1) XII. 203.
2) XII. 213.

gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts! ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen! — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch nicht einmal eine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos [1]) von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseits dem Rhein kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich: lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. — Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist verschwunden: und soviel ich diesen Ort habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird."

Aber wenn sich auch Lessing bei dem kläglichen Untergange eines so hoffnungsreich begonnenen Unternehmens einer Stimmung überlassen mochte, die auf das bekannte Goethe'sche

„Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan!"

hinauslief, so sollte doch die Folgezeit lehren, daß der Eindruck und die Nachwirkungen dieses ersten Versuchs, ein würdig befestigtes

---

1) Dies „blos" ist vielsagend.

Theater zu begründen, nicht resultatlos blieben. Der Gedanke, welcher demselben zum Grunde lag, forderte, wie der Geschichtschreiber des deutschen Theaters mit Recht bemerkt, nachdem er einmal ins Leben gerufen worden, auch nach dem Mißlingen desselben, wie alle Wahrheit, fort und fort seine Verwirklichung. „Die Schauspielkunst insbesondere hatte unzweifelhafte Vortheile dabei errungen. Lessings Dramaturgie hatte dem nationalen Geiste der Hamburger Schule volle Zuversicht, Minna von Barnhelm ihr künstlerische Erfüllung gegeben, und so bezeichnet diese traurige Episode in Lessings Leben dennoch einen der erfreulichsten Bildungsmomente der deutschen dramatischen Kunst." [1]) Denn obschon er gezwungen ward, allzufrüh „die Hand von diesem Pfluge abzuziehen", so war durch ihn doch ein für allemal das Theater in den Mittelpunkt des deutschen Literatur- und Kultur-Interesses gerückt und der treibende Anstoß für alle diejenigen Bemühungen gegeben worden, durch welche sich im Laufe der nächstfolgenden sechzig bis siebzig Jahre eine Reihe ausgezeichneter Geister unseres Volks, die Schiller, Goethe, Tieck und Immermann so fruchtbar für die Hebung der deutschen Bühne bethätigen sollten.

Zweites Kapitel.

Schicksal der Dramaturgie.

Vor Allem war es die Hamburgische Dramaturgie, die herrlichste Frucht der gescheiterten Unternehmung, welche als ein reiches Vermächtniß der Nation zurückblieb.

Zwar auch dies Werk Lessings, wie der Laokoon, liegt als

---

1) Devrient II. 189—190.

Torso vor uns, und hat wie der Laokoon seine Geschichte, die bereits durch den im vorigen Kapitel erzählten raschen Verfall und Untergang des ersten deutschen Nationaltheaters erklärt ist. Aber diese Erklärung ist unvollständig. Sie wird ergänzt durch das Verhältniß Lessings zu den Schauspielern, das wir im folgenden Kapitel besprechen werden, und durch die deutschen Preßverhältnisse der damaligen Zeit. Es waren nämlich kaum die ersten dreißig Stücke der bogenweise ausgegebenen dramaturgischen Zeitschrift erschienen, als der freibeuternde Nachdruck über dieselbe als gute Prise herfiel. Nicht nur in Leipzig, sondern sogar in Hamburg selbst druckte man die Dramaturgie nach, und Lessing sah sich genöthigt, in der Hamburger Zeitung an das deutsche Ehrgefühl mit der Bemerkung zu appelliren, daß er dem Publikum zwar nicht verbieten könne, den Nachdruck zu begünstigen, ihm aber zu bedenken gebe, daß es sich nothwendig dadurch um das Werk selbst bringen müsse. Denn wenn die Anzahl von Exemplaren, die zur Bestreitung der Unkosten erforderlich sei, nicht abgesetzt werden könne, so werde es unfehlbar liegen bleiben.

Es ist beschämend für das deutsche Nationalgefühl, daß diese Bitte unberücksichtigt blieb! Wir haben darüber Lessings bestimmte Erklärung. „Es ist die lautere Wahrheit", sagt er am Schlusse der Dramaturgie, „daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger hat machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben." Das Theater hatte die Unkosten zu dem Blatte hergegeben, in der Hoffnung, wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Aber selbst diese bescheidene Hoffnung schlug fehl. Das Publikum bewunderte das Werk, aber es kaufte den wohlfeilen Nachdruck. Mit bitterer Resignation erklärte Lessing: er sei gar nicht ungehalten darüber, daß er den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen könne. „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern

wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte; — die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf oder sechs Bände Dramaturgie nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines besseren Schriftstellers eben so in's Stocken geriethe und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan dazu machten, daß auch das nützlichste unter solchen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte." Nicht ohne Ursache erwähnte er dabei namentlich Klotz und Consorten, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der unter der Firma Dodsley und Comp. unternommene Nachdruck, sowie die von derselben veröffentlichte Aufforderung an die deutschen Buchhändler, dem Selbstverlage der Schriftsteller, wie ihn Lessing in gewisser Art begonnen hatte, durch Nachdruck ihrer Werke zu steuern, von Klotz und seiner Clique begünstigt wurde. Dafür zeugt die höhnische Art, wie Klotz in seiner deutschen Bibliothek diese Sache besprach [1]), der überhaupt den Nachdruck als etwas Gleichgültiges für die Schriftsteller darzustellen beflissen war.

Es ist begreiflich, daß Lessing es unter solchen Umständen aufgeben mußte, die Dramaturgie, wie es sein Plan war, bis zum Ende der Seyler'schen Theaterunternehmung fortzuführen. Die vorhandenen zwei Bände enthalten nur die Besprechung der an den ersten zweiundfunfzig Abenden (vom 22. April bis zum 28. Juli 1767) aufgeführten Dramen. Die Kritik der Darstellungen sah er sich genöthigt aus Gründen, die wir bereits oben (S. 285) angedeutet haben und später genauer kennen lernen werden, schon nach den ersten Wochen abzubrechen. Nach dieser Zeit blieb er mit der Ausgabe der einzelnen Hefte fortwährend im Rückstande. Im Juni 1768 war die Dramaturgie erst bis zum 82sten Stücke gediehen; [2]) der

1) Deutsche Bibl. Bd. II. S. 60, vergl. Bd. IV. S. 346, wo absichtlich ein Nachdruck von Lessings Gedichten angezeigt wird.

2) XII. 197.

Rest des zweiten Bandes sollte in wenigen Wochen folgen,[1]) verzögerte sich aber fast noch um zehn Monate, so daß, wie Lessing gestand, die letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben wurden, als ihr Datum (der 19. April 1768) besagt. Denn das Ende des zweiten Bandes erschien erst zu Ostern des Jahres 1769, um welche Zeit Lessing sich bereits wieder, veranlaßt durch seinen Kampf gegen Klotz, in die seit dem Laokoon nicht fortgesetzten antiquarischen Studien vertieft hatte, und damit umging, Deutschland auf lange Zeit zu verlassen, um seinen Plan einer Reise nach Italien und Griechenland auszuführen.

Das Abbrechen der Dramaturgie war in der That für die deutsche Literatur ein unersetzlicher Verlust. Selbst Lessings perfide Gegner und ihr Bannerträger Klotz, welche sich gegen Lessings Werk die unwürdigsten Angriffe erlaubt und mit dazu beigetragen hatten, ihm seine Arbeit zu verleiden, konnten doch nicht umhin, dies anzuerkennen und es auszusprechen, daß alle die zahlreichen Nachahmungen der Dramaturgie, welche seit dem ersten Erscheinen derselben wie Pilze in Deutschland aufgeschossen waren, entfernt keine Entschädigung für das Aufhören des Lessing'schen Unternehmens zu bieten vermöchten.[2])

Soviel von der äußern Geschichte der Lessing'schen Dramaturgie. Ehe wir uns aber jetzt zu der Betrachtung und Hervorhebung ihres wesentlichen Kerngehaltes wenden, müssen wir auf den speziell die Kunst der dramatischen Darstellung betreffenden Theil derselben einen Blick werfen. Denn das Schicksal, welches Lessings Bestrebungen hier erfuhren, ward mitbestimmend für die Gestalt, in welcher uns das Werk selbst vorliegt.

---

1) XII. 221. VII. 457.
2) Klotz, Deutsche Bibl. VI. S. 151.

Drittes Kapitel.

Leſſing und die Schauſpieler.

Leſſing hatte ſein Leben lang viel und gern mit Schauſpielern verkehrt, aber er war bisher noch nie als öffentlicher Beurtheiler ihrer Leiſtungen aufgetreten. Um ſo bewundernswürdiger war die Klugheit, mit welcher er jetzt, wo ſeine Stellung ihm eine ſolche Thätigkeit zur Pflicht machte, bei dieſem, wie alle Erfahrenen wiſſen, höchſt ſchwierigen Geſchäfte zu Werke ging.

Die Dramaturgie ſollte „jeden Schritt begleiten, welchen die Kunſt, ſowohl des Dichters als des Schauſpielers, auf dem neu begründeten deutſchen Nationaltheater thun würde." Dieſe doppelte Aufgabe war um ſo ſchwieriger, als ſich Leſſing am allerwenigſten verhehlen konnte, daß die aufzuführenden Stücke, ſelbſt bei dem beſten Willen der Auswählenden, bei dem damaligen Zuſtande der deutſchen Bühnenliteratur, den Darſtellern meiſt ſehr wenig dankbare Aufgaben zu gewähren vermochten. Auch die ſchlechten Ueberſetzungen der zahlreichen franzöſiſchen Stücke erſchwerten den Schauſpielern ihre Aufgabe unendlich; und ſchlecht waren faſt alle, zumal die in Verſen, weshalb Leſſing lieber Proſa wünſchte. Aber auch die damalige deutſche Proſa, ſelbſt die einer Ueberſetzerin wie die Gottſched, die ſicher noch als eine der beſten gelten konnte, war elend genug, und verdarb ſogar guten Schauſpielern in guten Stücken die Hälfte der Wirkung. [1]) Er bezeichnete dieſe Klippe ſeiner dramaturgiſchen Wirkſamkeit ſchon in der Ankündigung ſehr genau, indem er es hervorhob: daß die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters ſich darin zeige, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterſcheiden wiſſe, was und

1) VII. 86—87, 89—90.

wieviel davon auf Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu ſetzen ſei. Denn Einen um etwas tadeln, was der Andere verſehen habe, heiße beide verderben. Jenem werde der Muth benommen, und dieſer werde ſicher gemacht. „Beſonders", fährt er fort, „darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſcht gleich ſchnell vorbei, und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Schuld als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhafteren Eindruck auf jenen gemacht hat."

In derſelben Ankündigung ſtellte er zugleich die höchſte Aufgabe des darſtellenden Künſtlers auf: überall *mit* dem Dichter zu denken, und nöthigenfalls auch *für* ihn zu denken. Auf die Bewährung dieſer größten Eigenſchaft des echten Schauſpielers ſollte alſo die Aufmerkſamkeit des dramaturgiſchen Kritikers vorzugsweiſe gerichtet ſein, und dieſer Punkt iſt es in der That, den Leſſing in ſeiner Dramaturgie, ſo lange ſie die Kritik der Vorſtellungen in ihren Bereich zog, ganz beſonders ins Auge faßte. Daß „eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein ſprechendes Auge, ein reizender Gang, ein lieblicher Ton Dinge ſeien, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken laſſen", wußte der Verfaſſer des Laokoon freilich nur allzugut. Doch ebenſogut wußte er, daß dem Schauſpieler dieſe „ſchätzbaren Gaben der Natur, zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend, weder die einzigen noch die größten Vollkommenheiten des Schauſpielers ſind." Und hier folgt denn die Bezeichnung des wahrhaft vollkommenen Schauſpielers und ſeines weſentlichen Berufs mit den berühmten Worten: „Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menſchliches widerfahren iſt, für ihn denken."

Leſſing ſagte nicht zu viel, wenn er hinzuſetzte: man habe allen Grund, ſich hiervon häufige Beiſpiele von den Schauſpielern der neuen Bühne zu verſprechen. Es war auf derſelben eine Kunſtgenoſſenſchaft beiſammen, wie ſie Deutſchland in ſolcher Vereinigung noch nicht geſehen hatte. An ihrer Spitze ſtand der Mann, dem die Geſchichte ſeiner Kunſt den Ehrennamen des Vaters der deutſchen Schauſpielkunſt ertheilt hat, ſtand Konrad Eckhoff, von ſeinen Zeitgenoſſen der deutſche Roscius genannt, von dem feinſinnigen Lichtenberg dem großen Garrick ebenbürtig an die Seite geſetzt; ein Künſtler, der, verlaſſen von faſt allen ſogenannten ſchauſpieleriſchen Mitteln, gewinnender Geſtalt und anmuthiger Erſcheinung, ja in ſeinem Aeußeren als ein ächtes Proletarierkind von der Natur höchſt ſtiefmütterlich behandelt, und bei überwiegendem innern Drange zur darſtellenden Kunſt faſt allein auf die Wirkung der geiſtigen Gewalt des Worts durch das Mittel einer unvergleichlichen Stimme auf Gemüth, Seele und Urtheilskraft des Hörers beſchränkt, dennoch das Höchſte in ſeiner Kunſt erreicht hatte und grade damals auf der Höhe ſeiner Kraft und Leiſtung ſtand. Als Künſtler wie als Menſch war er ganz der Mann nach dem Herzen Leſſings. Wie dieſer ſich keinen guten dramatiſchen Schriftſteller ohne ſittliche Tüchtigkeit und Adel des Charakters denken konnte, und deshalb ſeinem Bruder empfahl, „fleißig Moral zu ſtudiren und ſeinen eignen Charakter zu verbeſſern", wenn er als dramatiſcher Dichter etwas leiſten wolle, [1]) ſo war auch Eckhofs ganzes Streben vorzugsweiſe auf die ſittlich-geiſtige Hebung ſeines Standes gerichtet. In dem Gemüthe dieſes Mannes hatte die höhere Anſchauung von ſeinem Berufe in der That, wie Devrient ſagt, eine wahrhaft religiöſe Begeiſterung erweckt, und mehr als alle einzelnen künſtleriſchen Fortſchritte, welche ihm die Schauſpielkunſt verdankt, waren es die vollendete Perſönlichkeit, der treue Fleiß, das unausgeſetzte Bildungsſtreben, der Ge-

1) XII. 211.

meinſinn für die Sache der Kunſt, mit einem Worte der ſittliche Adel des Charakters, zu denen er ſelbſt ſich erhob, und die er in ſeinem Stande auszubilden ſuchte, wodurch er der deutſchen Bühnenkunſt die Bahn der Vervollkommnung geöffnet hat.[1] Leſſing hatte ihn ſchon zehn Jahre früher auf jener verunglückten Reiſe nach England in Hamburg kennen gelernt,[2] wo Eckhof damals als eine Art von Unterprinzipal die Schönemann'ſche Geſellſchaft leitete, und neben den Franzoſen für die deutſchen Originalproduktionen Boden zu ſchaffen ſuchte; vor allem für die Dramen Leſſings, deſſen Miß Sara er dort zuerſt aufführte. Eckhof hatte bei derſelben Geſellſchaft eine Akademie zum wiſſenſchaftlichen Studium der Schauſpielkunſt gegründet, welche nach ſeinem Ausdrucke gleichſam die Grammatik dieſer Kunſt entwickeln und den Schauſpielern „die Mittel zum Bewußtſein bringen ſollte, durch welche ſie zu der Fähigkeit gelangen möchten, nichts ohne hinlänglichen Grund zu thun, und den Namen eines Künſtlers mit Recht zu verdienen.“ Dieſer erſte Verſuch, die Schauſpieler zu einem ernſtlichen und gründlichen Studium ihrer Kunſt zu bringen, war freilich nur von kurzem Beſtande geweſen; allein er hatte doch ſeine Früchte getragen, zumal da Eckhof auch nach dem Aufhören jener Akademie feſt bei ſeinem Beſtreben für das Allgemeine beharrte. Ein ſolcher Mann war ganz geſchaffen für Leſſing. Beide waren von derſelben redlichen Wahrheitsliebe, von gleichem Eifer für Einführung volksthümlicher Natürlichkeit und Einfalt. Die Auffaſſung ſeiner Kunſt, welche Eckhof in den berühmten Satz kleidete, daß der Mime um der Schöpfung des Dichters den vollen Schein der Wirklichkeit zu verleihen, „ihm in das Meer der menſchlichen Geſinnungen und Leidenſchaften nachtauchen müſſe, bis er ihn finde,“ war ganz im Geiſte Leſſings. Alles was dieſer gedacht und gewollt trat in Eckhof — und nur

1) Devrient II.87.
2) S. oben S. 151.

in ihm — vollkommen in die künſtleriſche Erſcheinung; durch ihn ward zuerſt der in Deutſchland eingedrungene franzöſiſche Styl der Darſtellung geſtürzt, und die wahre individuelle Sprache und Tonleiter der Natur zum Geſetz erhoben.[1]) So ſtehen beide, Leſſing und Eckhoff ungetrennt im Geiſte da als die Stifter der eigenthümlich deutſchen Schule der Schauſpielkunſt.[2])

Hören wir jetzt Leſſing ſelber reden über dieſen großen Künſtler. Gleich das erſte Wort, das er von ihm ſagt, bezeichnet den Meiſter, der weit über alle zeitgenöſſiſchen Künſtler hervorragte. Eckhof hatte bei der erſten Vorſtellung, mit welcher man die neue Bühne eröffnete, eine ganz unbedeutende Rolle übernommen. Wer die Schauſpieler kennt, weiß, was dies ſagen will. Sein Lohn war Leſſings Ausſpruch: „Dieſer Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinſten noch immer als den erſten Akteur und bedauert, nicht zugleich auch alle übrigen Rollen von ihm ſehen zu können.“ Im Beſondern rühmt Leſſing dann Eckhofs Meiſterſchaft im Vortrage allgemeiner Betrachtungen, und die Bemerkungen, welche er bei dieſer Gelegenheit macht, ſind ebenſo wie die feinſinnige Unterſcheidung der originalen von der kopirten Empfindung des Schauſpielers noch heute von vollendeter Gültigkeit.[3]) Ueberhaupt ſind die erſten Stücke der Dramaturgie reich an ſolchen auf die Kunſt des Schauſpielers bezüglichen Winken, und man ſieht, daß es Leſſing auch mit dieſem Theile ſeiner Aufgabe Ernſt war. Er geht auf die den Vortrag begleitenden Handbewegungen ein, welche „als natürliche Zeichen der Dinge den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen,“ und weiſt auch hier auf die Alten zurück. Er vergleicht die „ſtets bedeutenden“ Arm- und Handbewegungen derſelben mit der ſinnloſen Einförmigkeit der modernen Geſtikulation, deren Zerrbild wie es Leſſing

1) Viſcher, Aeſthetik III. 3. S. 1453.
2) Devrient, II. S. 124. 179—180.
3) VII. 11—21.

entwirft, [1]) wir noch heute auf manchen großen Bühnen ſehen können! Er entwickelt die Nothwendigkeit und Bedeutung der individualiſirenden Geſten und verſpricht, bei ſpäterer Gelegenheit die Gradation von bedeutenden zu maleriſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch in Beiſpielen zu erläutern. Am Schluſſe dieſer dramaturgiſchen Abſchweifung über den Vortrag bekennt er, daß man alles Lehrreiche, was man darin finde, lediglich den Beiſpielen Eckhofs zu danken habe. „Ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht blos gelingt, ſondern der es macht!"

Mit gleicher Bewunderung finden wir des großen Künſtlers an allen übrigen Stellen erwähnt, wo ſein Name genannt wird. [2]) Ihm müſſen ſelbſt vom Dichter verfehlte Scenen Gelegenheit geben, ſeine Kunſt zu beweiſen. Die Feinheit ſeiner Uebergänge vom Stolze zur Zärtlichkeit, von der Zärtlichkeit zur Erbitterung in der Rolle des Orosman (in Voltaire's Zaire) bringt Leſſing zu dem Ausrufe: „Alles was Raimond de Saint Albine in ſeinem Schauſpieler hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Herr Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſein!" Mit den Ausdrücken reiner Begeiſterung feiert er die vollendete Kunſt der Auffaſſung in der Titelrolle von Greſſets Sidney, die er eine der ſtärkſten Rollen Eckhofs nennt; und die Darſtellung einer andern Rolle in einem längſt vergeſſenen Stücke der Madame Graffigny reißt ihn zu dem Ausrufe hin. Tot linguae quot membra viro! [3])

Ich kann mich hier nicht bei der Erörterung des abweichenden Urtheils aufhalten, durch welches ſpäter Eckhofs großer Nebenbuhler Schröder das dem erſteren von Leſſing geſpendete Lob hier und da

1) VII. 19.
2) VII. 43. 75. 76. 91. 112.
3) „Jedes Glied ſpricht an dem Mann!"

zu ermäßigen ſuchte. [1]) Feſt ſteht, daß der größte Schauſpieler ſeiner Zeit des größten deutſchen Dramaturgen würdig war, und daß Gotter die Wahrheit ſprach, wenn er bei Eckhofs Tode (1778) an ſeinem Grabe den deutſchen Schauſpielern zurief:

Ein Proteus von Geſtalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unſinn vom entweihten Thron,
Und ſetzte Wahrheit an die Stelle.
Wißt: Er ſchuf Euch die Kunſt und adelte den Stand,
Orakel Eures Spiels und Vorbild Eurer Sitten.

Wenn Leſſing den großen Meiſter ſo vor den andern hervorhob, ſo vergaß er doch nicht auch dieſen überall die gebührende Anerkennung zu zollen. Sein allgemeiner Kanon für die Aufführungen war: Man muß mit der Vorſtellung eines Stücks zufrieden ſein, wenn unter vier oder fünf Perſonen einige vortrefflich und die andern gut geſpielt haben. [2]) Nach dieſem Grundſatze verfuhr er durchaus. Er erwähnte der Darſtellungen und Aufführungen immer nur da, wo er loben konnte. [3]) Als ſich über ein Paar Verſe in dem von Loewen für die Eröffnung der Bühne verfaßten Epiloge Unzufriedenheit regte, weil darin den Zuſchauern zugerufen ward:

Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind.

beeilte er ſich, die Mißdeutung dieſer Stelle durch eine Erklärung zu beſeitigen, welche die mißvergnügten Schauſpieler zufrieden ſtellen ſollte. Und ſo ſehen wir ihn überhaupt eifrig befliſſen, das ſo überaus reizbare und empfindliche Völkchen der Schauſpieler möglichſt bei guter Laune zu erhalten, worauf für das Gelingen der Unternehmung ſo unendlich viel ankam. Er behandelte die bedeutenderen mit Achtung, die Schwächeren mit aufmunternder Schonung. Während er einen Eckhof gebührend auszeichnete, vergaß er ſelbſt die

1) Schröders Leben von Meyer, I. 129. 143 ff.
2) VII. 11.
3) VII. 42. 54. 55. 66.

guten Darſteller kleiner Bedientenrollen und Nebenperſonen nicht, und die Merſchy und Felbrich und wie ſie weiter heißen, verdanken ihm nicht minder wie die bedeutenderen Künſtlerinnen Henſel und Loewen eine ungeahnte Unſterblichkeit ihrer Namen. [1]) Es iſt unmöglich die Feinheit von Leſſings dramaturgiſchen Bemerkungen über das Spiel der Madame Henſel, der wichtigſten Schauſpielerin des Theaters, weil ſie den Hauptunternehmer Seyler beherrſchte, in der abgeſchmackten Rolle der Clorinde in Cronegks Olint und Sophronia zu übertreffen. Man muß aus eigner Erfahrung wiſſen, wie ſchwer es iſt in ähnlichem Falle Kritik zu üben, um die Art und Weiſe völlig zu würdigen, in welcher ſich Leſſing die Möglichkeit zu ſichern verſteht, ſeine Ausſtellungen vorzubringen, ohne zu verletzen, und um die Geſchicklichkeit zu bewundern, mit welcher er ſogar den letzteren eine Färbung des Lobes zu geben weiß, [2]) oder da wo er eine direkte Mißbilligung des Spiels ausſprechen muß, doch zugleich beſtrebt iſt, die gang und gäbe Ueberlieferung der Spielweiſe als Entſchuldigung anzuführen. [3]) Daneben ſuchte er zugleich die bürgerliche Stellung des Standes und Berufes durch die nachdrückliche Erklärung zu heben, „daß das Talent deſſelben ſo ſchätzbar wie jedes andere, ſeine öffentliche Bethätigung für Niemand eine Schande ſei.“

Trotz alledem ſollte Leſſing die bittere Erfahrung machen, daß alle ſeine Vorſicht, Milde und Schonung vergeblich war. Schon vor dem Erſcheinen der Dramaturgie hatte eine der tüchtigſten Schauſpielerinnen, die von Gotter hochgefeierte und auch von Leſſing ſehr geſchätzte [4]) Madame Mécour es ſich ausbedungen, in Leſſings

---

1) VII. 82. — Ueber die Henſel S. 21. 23. 25. 61. 90. 113. — Ueber die Loewen 37—38. 55. 61. 112. Außerdem erwähnt Leſſing noch die Schauſpieler: Ackermann S. 55. Boeck, 66. Borchers 88. Mad. Boeck, 91. Felbrich 47.

2) VII. 23. 25. 113.

3) VII. 79.

4) XII. 301.

Kritiken weder im Guten noch im Böſen erwähnt zu werden, und Leſſing hatte der thörichten Frau, die ſich mit ſolcher Laune um das beneidenswürdigſte Zeugniß ihres großen Talents gebracht hat, dieſe Bedingung gern zugeſtanden. Aber er hatte ſeine Dramaturgie kaum über die erſten vier Wochen fortgeführt, als er mit dem fünfundzwanzigſten Stücke ſeine Kritik der Darſtellungen und der Schauſpieler ein für allemal abbrach.

Die jämmerliche Komödianteneitelkeit, welche ihn dazu veranlaßte, bleibt, wie Devrient mit Recht ſagt, ein unauslöſchlicher Schandfleck für den Schauſpielerſtand. Im zwanzigſten Stück der Dramaturgie bei der Beurtheilung der Cenie hatte Leſſing von der Darſtellerin der Titelrolle geſagt: „Cenie iſt Madame Henſel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt hat ſie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag ſprechen oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler, aber es iſt ein ſehr ſeltener Fehler, ein ſehr beneidenswerther Fehler: die Aktrice iſt für dieſe Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehr eines Cadets exerzirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“ Vergebens hatte Leſſing dieſen leiſen Tadel einer bei ausgezeichneten Schauſpielern leider ſo häufigen Rollenſucht in das feinſte Lob gekleidet. Vergebens hatte er dieſelbe Künſtlerin früher als eine der erſten Aktricen bezeichnet, die das deutſche Theater jemals beſeſſen. Die beleidigte Dame kündigte ihm die Freundſchaft auf, und wußte es durch ihre Intriguen und Verhetzungen dahin zu bringen, daß Leſſing dieſen Theil ſeiner dramaturgiſchen Kritik völlig aufgab. Die Stimmung, in welcher er es that, erkennen wir aus den Worten, mit welchen er wenige Tage ſpäter ſeine letzte derartige Beurtheilung ſchloß, und die ſich ohne Zweifel auf jenen Vorfall bezogen. „Ich weiß einem Künſtler, er ſei von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und dieſe beſteht darin, daß ich an-

nehme, er ſei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über Alles; er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch, als ſeltener beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich bald irre, und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheiten einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwächen haben. Er ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln." [1]) Stärker noch machte ſich Leſſings Unmuth über ſeine theatraliſchen Erfahrungen am Schluſſe der Dramaturgie Luft. Hier läßt er ſich über die doppelte Urſache, aus welcher er der ſchauſpieleriſchen Kritik ſo bald überdrüſſig geworden ſei, alſo vernehmen. Zunächſt über den Mangel einer wirklichen Theorie der Schauſpielkunſt. „Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz darüber hat man in verſchiedenen Sprachen genug, aber ſpezielle, von Jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präziſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn hat tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die An-

1) VII. 113.

merkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler in Anſehung der Kritik in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit, Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Kunſt abnimmt."

Es iſt charakteriſtiſch für Leſſing, daß er mit dieſen Bemerkungen, wie er ſagt, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch die Schauſpieler entſchuldigen wollte, und daß er die Künſtlerin, deren Eitelkeit und Intriguen ihm ſeine Aufgabe ſo weſentlich verleidet hatten, mehrere Jahre ſpäter gegen ihre Feinde in Wien lebhaft in Schutz nahm. [1] Verleidet aber war ihm ſeitdem alle ſpezifiſch dramaturgiſche Thätigkeit für immer, und nach dem fünfundzwanzigſten Stücke der Dramaturgie kommt er nur noch ein einziges Mal auf die Kunſt des Schauſpielers zurück, um die Schauſpieler der Alten zu rühmen, die aus ihrem Geſchäfte ein ſehr ernſtliches Studium machten, bei welcher Gelegenheit er die feinſten Bemerkungen über das Spiel in den Brüdern des Terenz anknüpft, und zugleich nachweiſt, daß noch im vierten nachchriſtlichen Jahrhundert die alten römiſchen Grammatiker wie Donat ſich auf ſolche dramaturgiſche Feinheiten ſehr wohl verſtanden. [2]

Wenn man die Fülle und tiefe dramaturgiſche Einſicht in den Bemerkungen überſchaut, welche Leſſing in den wenigen Wochen ſeiner Thätigkeit zu offenbaren Gelegenheit fand, ſo iſt es nicht genug zu beklagen, daß ſich dieſe reiche Fundgrube, kaum aufgedeckt, mit allen ihren Schätzen vor der aberwitzigen Empfindlichkeit des Couliſſenhochmuths für immer ſchloß. [3] Zum erſten Male war hier die deutſche Schauſpielkunſt auf den ewig wahren Kanon der Lehren hingewieſen worden, welche Shakſpeare ſeinem Hamlet, der die Komödianten einſchult, in den Mund legt, und die, wie Leſſing ſagt, „goldene Regeln ſind für alle Schauſpieler, denen an einem ver-

1) XIII. 659.
2) VII. 321—327.
3) Devrient. S. 174.

nünftigen Beifalle etwas gelegen ist." [1]) Was er dabei über Shakspeare's Verhältniß zur Schauspielkunst bemerkt, „daß derselbe vielleicht über diese Kunst um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte", trifft gleichfalls in das Herz der Sache, während es zugleich Lessings eigenes Verhältniß zu der Kunst des Schauspielers ausspricht. Haben wir doch früher gesehen, daß Lessing sich von seinen Studentenjahren an sehr ernstlich mit dem Studium der Schauspielkunst beschäftigt, daß er Remond de Saint Albine's Werk über dieselbe im Auszuge übersetzt und bei dieser Gelegenheit eine eigene Schrift „über die körperliche Beredtsamkeit" versprochen hatte, ja daß es eine Periode seines Lebens gab, wo er nicht übel Lust hatte, sich selbst als Schauspieler zu versuchen. Der Kern seiner Theorie liegt in den berühmten Worten, die er einst einem Schauspieler in's Stammbuch schrieb (I. 200):

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt."

Ein vortreffliches Kapitel bilden die Bemerkungen über das „Feuer" des Schauspielers, die noch heute von jedem tüchtigen Regisseur seinen Schauspielern von Zeit zu Zeit vorgelesen zu werden verdienten. [2]) Die Stellung, welche er hier der Kunst des Schauspielers mitten inne zwischen den bildenden Künsten und der Poesie anweist, deutet hin auf die Resultate seines Laokoon, von dessen Gedanken er noch voll war, als er diese neue Thätigkeit begann. Eben so werthvoll sind seine Bemerkungen über das „Mouvement in der Deklamation", seine Warnungen gegen rohen Realismus in der Pantomime, sein Hinweis auf die Ausbeutung der Phantasie des Zuschauers, sein Dringen auf rasches Spiel, besonders in dem

1) VII. 24.
2) VII. 25—27.

leichten Genre der poſſenhaften Komödie. Und wenn er an den Satz von der Wichtigkeit des Stoffes für den dramatiſchen, zumal den tragiſchen Dichter die Bemerkung knüpft, daß ſelbſt die ſchwächſten und verwirrteſten Stücke noch immer eine Art von Glück machen, wenn der Dichter nur mit dem Stoffe einen glücklichen Griff gethan habe: ſo vergißt er dabei die zweite nicht, daß es wunderbarer Weiſe immer ſolche Stücke ſind, in denen ſich gute Akteurs am vortheilhafteſten zeigen. „Selten, ſagt er, wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft dargeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können, vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſein, vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorſtechenden Perſonen beruht, anſtatt daß in einem vollkommneren Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptakteur ſein müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie *ihre* Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.“ [1]) Das Tiefſinnigſte aber, was jemals über die Kunſt des Schauſpielers geſagt worden iſt, findet ſich in Leſſings Erörterungen über die Wechſelwirkung und Harmonie zwiſchen Körper und Seele in Ausdruck und Gebärde, und über den wichtigen Grundſatz, daß die Kunſt des Schauſpielers von außen nach innen und nicht umgekehrt von innen nach außen wirken müſſe, Erörterungen, zu denen ihn Eckhofs Spiel anregte, und die ſeitdem noch von keinem weiter verfolgt worden ſind. [2])

Wie ernſt es Leſſing mit ſeiner ſpezifiſch dramaturgiſchen Aufgabe gegenüber den Aufführungen ſelbſt zu nehmen geſonnen war, geht auch daraus hervor, das er dem Orcheſter, „das bei unſeren Schauſpielen gewiſſermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt“, ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Wir verdanken ihr das

1) VII. 37—38. 42. 44—45. 111.
2) Guhrauer II. 153.

vortreffliche Kapitel über die Musik in den Zwischenakten,[1]) das Diejenigen schwerlich ohne Schamröthe lesen können — nur daß sie es freilich nicht lesen! — die heutzutage an dem ersten Theater der Intelligenzhauptstadt Deutschlands aus der elendesten Geldrücksicht die Barbarei begangen haben, diese Musik völlig abzuschaffen!

So viel über den spezifisch theatralischen Theil der Lessing'schen Dramaturgie.

Von den Klagen, welche ihrerseits die Schauspieler gegen Lessing erhoben, hat sich noch ein Nachklang erhalten in der Biographie Schröders,[2]) deren Verfasser von Lessing erzählt: daß er es nie über sich zu gewinnen vermocht habe, einer ganzen Vorstellung seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu erhalten. „Er ging ab und zu, sprach mit Bekannten oder hing der Gedankenjagd nach, und setzte aus Zügen, die sein flüchtiges Gefallen erregt, ein Bild zusammen, das mehr seiner Seele als der Wirklichkeit angehörte." Man kann die Wahrheit dieser Schilderung zugeben — wie hätte auch ein Lessing immer und überall bei diesen Vorstellungen aushalten sollen, die ihm so oft durch Form und Inhalt der Stücke zu einer Marter werden mußten! Aber man wird eben so sehr Devrient Recht geben müssen, daß trotz alledem doch Lessing mit einem Blicke mehr sah, als Andere bei stundenlanger Aufmerksamkeit, und daß seine kurzen Bemerkungen von einem Vollgehalte waren, der die längsten Abhandlungen überflüssig machte. Auch das nahmen sie ihm übel, daß er auf den lauten Applaus nichts gab, den er als eine entweihende Störung der Illusion betrachtete, und daß er daher niemals durch eigene Betheiligung das Zeichen zu einem solchen Beifall gab. Wer Schauspieler kennt, wird wissen, was ein solches Verhalten des offiziellen Kritikers ihrer Leistungen

1) VII. 115—124.
2) I. 202.

für ſie heißen wollte. Aber Leſſings Widerwillen gegen alle ſolche Beförderungen der Eitelkeit war einmal ſo geartet, daß er es ſelbſt von Voltaire unwürdig fand, ſich von dem Publikum „herausrufen und wie ein Murmelthier begaffen und beklatſchen zu laſſen.“

Was ihm ſchließlich auch noch die weitere Beſchäftigung mit den Leiſtungen der Schauſpieler verleiden mochte, war die Gemeinheit der deutſchen journaliſtiſchen Klatſchſucht, welche in dem um dieſe Zeit von dem mehrerwähnten Halleſchen Profeſſor Klotz gegründeten Journale der deutſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften die Stammmutter aller ſpäteren zahlreichen deutſchen Klatſchjournale in's Leben rief. In dieſer Zeitſchrift, deren Chorführer wir ſpäter genauer betrachten werden, ſtand es bald zu leſen, aus welchen geheimen perſönlichen Motiven der Dramaturg des neuen Nationaltheaters der einen Schauſpielerin eine ſonore Stimme beigelegt und das Debüt einer andern ſo ſehr erhoben habe.[1]) Leſſing mochte freilich darüber ſcherzen; aber die Art, wie er es thut, zeigt trotzdem, daß ihn dieſe Gemeinheiten anwiderten, die doch, wie immer, bei dem großen Haufen des Publikums begierige Aufnahme fanden. In Bezug darauf bedauert er einmal in der Dramaturgie ſeine Leſer ironiſch wegen der Täuſchung, die er ſelbſt ihnen mit ſeinem Blatte bereitet habe, indem er gegen den Schluß der langen Abhandlung über Voltaire's Merope in die Worte ausbricht: „Aber noch immer Merope! — Wahrlich ich bedauere meine Leſer, die ſich an dieſem Blatte eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherlei und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſein kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Zeitung in kleine luſtige oder

1) Klotz, deutſche Bibliothek Bd. III. S. 59 vergl. mit Bd. IV. S. 171, wo der freche Klotzianer ſeine Bezugnahme auf ſolche Klatſchgeſchichten mit den Worten rechtfertigt: „Das Gerücht mag wahr oder falſch ſein, ich mußte es anzeigen, um das übertriebene Lob dieſer Schauſpielerinnen nur einigermaßen zu erklären.“ — Dieſer eine Zug reicht hin, Geiſt und Ton der Klotz'ſchen Clique und ihres Organs zu kennzeichnen.

rührende Romane gebracht, anſtatt beiläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſein müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben, anſtatt kurzweiliger auch wohl ein wenig ſkandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen: anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke, ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſein ſollte und nicht ſein ſollte, mitunter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetz machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären. Wirklich nicht! Ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten."

Doch es iſt Zeit, daß wir jetzt die Dramaturgie ſelbſt ihrem weſentlichen Inhalte nach näher in's Auge faſſen.

Viertes Kapitel.

Die Dramaturgie und das deutſche Drama.

Die Dramaturgie war noch weit weniger als der Laokoon ein „ſyſtematiſches Buch." Aber dieſe fliegenden Blätter, die der zufälligſten Anregung ihr Daſein und Inhalt verdankten, wurden zu einer Philoſophie der dramatiſchen Poeſie, weil ſie aus einem Geiſte hervorgingen, deſſen Gedankenbildung von einem durchgehenden Prinzip beherrſcht, in allen ihren Aeußerungen eben nur Radien eines ſonnenhellen Mittelpunktes erſcheinen ließ.

Drei Hauptgeſichtspunkte ſind es, unter welche ſich der Inhalt

der Leſſing'ſchen Dramaturgie bringen läßt: die Kritik der deutſchen dramatiſchen Literatur ſeiner Zeit, die Beurtheilung ihrer Vorbilder, der Franzoſen, und die Entwickelung des Begriffs der Tragödie als der höchſten Form der dramatiſchen und überhaupt aller Poeſie.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo hatte Leſſing bereits in der Ankündigung ſein Urtheil deutlich genug ausgeſprochen. Er durfte den Beweis nicht ſchuldig bleiben, daß die deutſche Bühne kaum eine werdende, viel eher eine verderbte zu nennen ſei, und er lieferte ihn in einer Weiſe, daß den damaligen deutſchen Poeten und ihren Bewunderern die Augen übergingen. Anſtatt in den üblichen Lobgeſang des von ihnen Geleiſteten einzuſtimmen und den Fortſchritt der dramatiſchen Poeſie in der deutſchen Literatur der letzten Jahrzehnde zu preiſen, zeigte er auf die Irrwege hin, auf die ſie ſich verlaufen, und die Schritte, welche ſie zurückgehen müſſe, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen. [1]) Es galt, ſeiner Nation die Wahrheit, die ganze ungeſchminkte Wahrheit zu ſagen, um ſie zur Selbſterkenntniß zu bringen, und aus dem Traume jener faulen Selbſtbeſpiegelung aufzurütteln, zu welcher ſie allezeit nur zu viele Neigung gehabt hat. Daß dabei auch die eignen Freunde des Kritikers nicht geſchont werden durften, verſtand ſich für einen Leſſing von ſelbſt. Ja ſo ſehr lag ihm die Förderung der Nation am Herzen, daß er, wie wir ſehen werden, um ſie zur Erreichung des höchſten Zieles anzuſpornen, noch einen Schritt weiter ging, und ſeinen eigenen Dichterruhm dieſem Zwecke zum Opfer brachte.

Gleich bei dem erſten Stücke, mit welchem die Bühne eröffnet worden war, bei Cronegks Olint und Sophronia, hatte das deutſche Publikum es hören müſſen, daß dieſes viel bewunderte Trauerſpiel des frühverſtorbenen Dichters ein überaus ſchwaches Machwerk ſei, daß es die Ehre, das neue deutſche Nationaltheater mit ihm einzuweihen, durch ſeinen inneren Werth wenig verdiene, und daß die

1) VII. 452.

Wahl demnach ſehr zu tadeln wäre, „wenn ſich nur zeigen ließe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.“ Ein allgemeiner Unwille war die Folge dieſes Urtheils, das Leſſing in ſeiner ausführlichen Kritik des Stückes ſchlagend begründete. Wenn das am grünen Holze geſchah, was ſollte mit dem dürren werden! Standen doch Cronegks Trauerſpiele damals mit Prawe's, Weiſſe's und Leſſings eigenen Dramen im Urtheile des Publikums auf der erſten Linie, und war doch Cronegks Codrus neun Jahre zuvor von Leſſings eigenen Freunden mit dem Preiſe gekrönt worden! Leſſing that ſehr betreten über dieſe Aufnahme ſeines erſten kritiſchen Meſſerſchnitts, aber die humoriſtiſche Art, wie er ſein Erſtaunen ausdrückte, zeigte deutlich, daß es ihm mit dieſem Gefühle kein Ernſt war. „Ich bin ſehr betroffen geweſen (ſchrieb er im ſiebenten Stück der Dramaturgie), als man mich verſicherte, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverholenes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen beſcheidene Freiheit, bei der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, — *ſie noch oft unwillig zu machen.*“ Es fiel ihm nicht ein, ſich durch den allgemeinen Unwillen von ſeiner Aufgabe abſchrecken zu laſſen; und dieſe war zunächſt keine andere, als zu zeigen, daß das ſcharfe Wort, mit welchem er die Krönung des Codrus von Cronegk durch die Herausgeber der Allgemeinen deutſchen Bibliothek erklärte: „wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, der von ihnen zuerſt an's Ziel kommt, doch noch ein Hinkender“, — auf die ganze dramatiſche Literatur Deutſchlands anzuwenden ſei.

Die Dramaturgie umfaßt bekanntlich nur die Aufführungen des erſten Vierteljahres. In dieſer kurzen Zeit wurden nicht weniger als einundfünfzig Stücke aufgeführt, von denen nur neunzehn, und unter dieſen nur eins noch dreimal während dieſes Zeitraumes wiederholt wurden, was beiläufig eine außerordentliche Anſtrengung der Schauſpieler vor Augen ſtellt. Unter dieſen einundfunfzig Stücken waren nur ſechzehn von deutſchen, alle übrigen von fran-

zösischen Verfassern, und unter den deutschen mußten neben Lessing die jetzt längst vergessenen Cronegk, Elias Schlegel, Weisse die Sterne erster Größe vertreten! Die deutschen Uebersetzungen der französischen Stücke waren fast durchweg erbärmlich, und die deutsche Farbe, das einheimische Aussehen, wie Lessing es nennt, fehlte im Lustspiele nicht nur den so übertragenen, sondern auch den deutschen Originalwerken. [1]) Selbst das beste Stück des besten deutschen Lustspieldichters jener Zeit, Elias Schlegels „Triumph der guten Frauen", litt an dem Kardinalfehler, daß die Charaktere an sich selbst nicht deutsche waren. „Wir sind aber in unseren Lustspielen, setzt Lessing hinzu, schon zu sehr an fremde und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß dieser Fehler des Stückes eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte."

So schonend er sich auch über das deutsche Originallustspiel und die Leistungen seiner Hauptvertreter, der Weisse, Gellert, Hippel, Krüger, Heufeld, Romanus ausdrückte, um nicht allzusehr bei seinem Publikum anzustoßen und die Poeten nicht zu sehr niederzuschlagen: immer war es doch sichtbar genug, wie tief er sie gegenüber den Anforderungen des wirklichen Lustspiels stellte. In der Tragödie nun vollends schlug seine Kritik Weisse's, des damaligen deutschen Shakspeare, dem Fasse den Boden aus. Weisse hatte nach dem frühen Tode der Cronegk, Schlegel und Brawe gleichsam deren Erbfolge als tragischer Dichter angetreten. Er hatte, zur Zeit als Lessing die Dramaturgie begann, wie er sich einmal brieflich gegen Garve ausdrückte, bereits „fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert!" Unter den ersteren waren sein „Eduard III." und „Richard III.", sein „Calas", sein „Romeo und Julie", in welcher letztern Tragödie er die Shakspeare'sche Dichtung wesentlich verbessert und gereinigt zu haben sich berühmte, Lieblingsstücke des deutschen Theaterpublikums. Wie mußte es ihm in die Glieder

1) VII. 77. 235.

fahren, als sein alter Universitätsfreund Lessing mit aller Höflichkeit seinen vielbewunderten Richard III. vornahm, und dies regelrechte Musterstück der Nachahmung des französischen Geschmacks und seiner tragischen Unnatur in seiner ganzen Nichtigkeit aufzeigte? [1]) Zwar versicherte Weisse „seinem ersten und ältesten Freunde" brieflich, daß er nicht so kindisch sei, über die Kritik seiner „theatralischen Possen und Tändeleien" ungehalten zu sein; allein seine wahre Empfindung machte sich Luft in einem gleichzeitigen Briefe an Garve, [2]) in welchem er Lessings gesammte Kritik im höchsten Grade ungerecht fand, ihm Mangel an Rücksicht auf das Theatralisch-Wirksame vorwarf, und seine kritischen Zergliederungen „Stubenkritik" nannte, die zwar bei kalter Lektüre selbst das beste Stück wegsubtilisiren könne, aber jeder produktiven Einwirkung unfähig sei. „Ich denke jetzt mit Zittern daran, daß ich fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert (!) habe. Hätte Lessing bei meinem ersten Versuche seine Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen, und beinahe ist mir, seit er Alles niederreißt, aller Muth zu weiteren Versuchen vergangen."

Wie dieses Urbild eines sächsischen Philisters gegenüber dem großen deutschen Literaturreformer, der ihm als ein „Alles niederreißender" Umsturzmann erschien, so empfanden dessen sämmtliche Brüder in Apollo ihre Existenz als dramatische Dichter bedroht. [3]) Auf Weisse selbst hatte indessen Lessings Kritik doch die heilsame Wirkung, daß er seitdem keine weiteren Trauerspiele mehr „schmierte", sondern sich auf das unschuldigere Gebiet der Operntexte und Kinderschriften zurückzog. Vergebens, daß ihn Klotz und die Seinen in ihrem Journale als einen der ersten dramatischen Dichter herausstrichen, ihn ein echtes dramatisches Genie, seinen Romeo eine der herrlichsten Tragödien nannten, und immer und immer wieder auf

1) VII. 329.
2) Bei Guhrauer II. 213 ff.
3) XIII. 134.

die von Leſſing gegen ihn verübte Ungerechtigkeit verhetzend zurückkamen. [1]) Der Leipziger Kreisſteuereinnehmer dichtete keine Tragödien mehr, obſchon er in einem gewiſſen Kreiſe noch eine lange Zeit für einen großen Dramatiker galt, dem noch über ein Menſchenalter ſpäter Iffland einen ihm zugedachten Lorbeerkranz aufſetzte. [2]) Die Art und Weiſe, wie die Klotz'ſche Literaturclique ſich gegen die Leſſing'ſche Kritik aufzulehnen, und die deutſchen Dramatiker als gemißhandelte Talente gegen den Hamburger Dramaturgen in Schutz zu nehmen verſuchte, deſſen Kritik dem Talente nur „Feſſeln ſchmiede", während ſie dem Theater „keinen praktiſchen Nutzen leiſte", und deſſen Sophiſterei und Paradoxienſucht, deſſen gebieteriſcher Stolz und übermüthiger Eigendünkel vergeſſe, daß der Bühne nicht mit Regeln, ſondern nur mit Beiſpielen zu helfen ſei, — das Alles kann man in der Klotz'ſchen Bibliothek ausführlich leſen. [3])

Leſſing jedoch verfolgte unbeirrt von dieſen boshaften Schwätzern ſeinen Gang. Selbſt ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, ſchien ihm zu viel. Er benutzte die ſchlechten deutſchen Stücke, um, wie er in der Ankündigung geſagt hatte, ſein Publikum wenigſtens daran urtheilen zu lehren. Und während er theoretiſch das Ziel hinſtellte, nach welchem das deutſche Drama zu ſtreben habe, um aus dem Zuſtande kindiſcher Unreife heraus zu kommen, wies er auch aus dem deutſchen Leben ſelbſt die Urſachen nach, welche dieſen Zuſtand der Unreife, dies jugendliche, ja kindiſche Anſehen beförderten, welches unſere ſchöne Literatur nicht etwa blos gegen die ſchöne Literatur der Alten, ſondern ſogar gegen die aller neueren gebildeten Völker habe. „Das meiſte, ſagt er, was wir Deutſche noch in der ſchönen Literatur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil iſt bei uns faſt allgemein, daß es nur jungen

---

1) Deutſche Bibliothek Bd. I. 4. S. 1—9. III. 51. 163. 616. IV. 105. 498—499.

2) Danzel, Gottſched 269.

3) Klotz: Deutſche Bibliothek IV. 152 ff.

Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studien oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffordert. Verſe und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit denen man ſich höchſtens bis in ſein fünfundzwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, Etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann: ein hübſches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher hat denn auch unſere ſchöne Literatur ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er zu ſeiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekelen Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein Mann z. E. wohl in unſern höchſt trivialen Komödien finden?“ In demſelben Sinne gedenkt Leſſing [1]) der Laufbahn eines damals berühmten franzöſiſchen Dramendichters, Dubelloy, der als junger Menſch aus Liebe zum Theater die Jurisprudenz bei Seite warf, Komödiant wurde, und einige Zeit ſogar mit einer wandernden Truppe in Deutſchland herumzog, einige Stücke machte, dann in ſein Vaterland zurückkehrte, „und ſehr bald durch ein Paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt wurde, als ihn die Rechtsgelehrſamkeit nur immer hätte machen können. Wehe dem jungen deutſchen Genie, ruft Leſſing aus, das dieſen Weg einſchlagen wollte. Verachtung und Bettelei würde ſein gewiſſes Loos ſein!“ Er hatte Urſache, ſo zu ſprechen. Mußte er doch um dieſelbe Zeit in der Klotz'ſchen Zeitſchrift ſich ſelbſt wegen ſeiner unſtäten Lebensweiſe als eine Art von vagabondirendem Literaten bezeichnen hören, der

1) VII. 83.

„an mehreren Orten herumgeſchweift ſei, als ſonſt Gelehrte zu thun pflegen!“ [1])

Dieſer hausbackne deutſche Philiſterſinn, der Poeſie und Kunſt, ſelbſt wenn er ſie ausübte, mit ſelbſtgefälliger Nachahmung des civiliſirten römiſchen Barbaren als „Poſſen“ (nugae) und „Tändeleien“ betrachtete, und von der Compoſition eines Trauerſpiels mit dem Ausdrucke eines Stiefelputzers ſprach, wir fanden ihn in ſeiner ganzen Glorie bei dem Verfaſſer des deutſchen Romeo und Julie und Richard III., bei dem Leipziger Kreisſteuereinnehmer Weiſſe. Es fehlte dieſem philiſtroſen Sinne durchaus an ernſter und würdiger Auffaſſung der Kunſt und ihrer hohen Aufgabe, und eben deshalb auch an Fleiß und Anſtrengung zur Ergründung ihres Weſens und ihrer Bedingungen und zur Erreichung ihrer Ziele. Und wie Goethe einmal von ſich ſelbſt ſeiner Nation zuruft:

„Ihr könnt mir immer ungeſcheut
Wie Luthern Denkmal ſetzen.
Von Pfaffen hat Er Euch befreit,
Ich von Philiſternetzen!“

ſo darf auch Leſſing in dem obigen Betrachte wohl als ein Vorläufer dieſer Befreiung von den damals die Kunſt und Poeſie bei uns eingarnenden Philiſternetzen gelten.

Aber er that noch mehr. Er begnügte ſich nicht damit, nachzuweiſen, daß ſeine Nation noch keine poetiſche Nationalliteratur, zumal noch keine dramatiſche habe. Er ging noch weiter, und brachte ſelbſt diejenigen, welche ihn allenfalls auf ſeine eigenen Leiſtungen hätten hinweiſen mögen, durch die berühmte Erklärung zum Schweigen: daß er kein Dichter ſei.

„Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter“, ſo lautet dies vielbeſprochene Selbſtgeſtändniß, mit welchem er ſeine Dramaturgie ſo charakteriſtiſch abſchloß. „Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre,

1) Deutſche allg. Bibliothek Bd. III. S. 97.

mich für den letzteren zu halten, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt! Ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken, und ich ſchmeichle mir, etwas zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: ſo koſtet es mir ſo viel Zeit, ich muß von anderen Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſein, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſein kann, als ich."

Was war die Abſicht dieſer wunderbaren Erklärung, mit welcher

derſelbe Mann, der in dieſem Augenblicke unbeſtritten als der erſte dramatiſche Dichter ſeiner Nation daſtand, den Namen eines ſolchen von ſich wies?

Wenn ein bildlicher Vergleich erlaubt iſt, ſo möchten wir auf dieſe Frage durch das Bild des Feldherrn antworten, der die Fahne, die er hoch emporgehalten, im entſcheidenden Augenblicke, um den Muth der Seinen noch höher zu entflammen, in die feindlichen Schanzen ſchleudert.

Leſſing hatte in der Dramaturgie die deutſche dramatiſche Literatur ſeiner Zeit in ihrer Nichtigkeit aufgezeigt. Er hatte bewieſen, wie fern ſie von ihrem Ziele, ja wie weit ſie ſelbſt noch von dem richtigen Wege zu demſelben entfernt ſei. Er hatte die falſchen Götzen, die ſie angebetet, zerſchlagen, und auf den einzigen Dichter der neuen Zeit, der ſie erſetzen könnte, auf Shakſpeare hingewieſen, der freilich ſtudirt, nicht geplündert ſein wolle, und der, wenn der deutſchen Nation dramatiſches Genie nicht verſagt ſei, „für uns das ſein müſſe, was für den Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt, ein Mittel zu lernen, wie die Natur ſich in allen Fällen auf eine Fläche projicire.“ Ueberzeugt, daß Beſſerung und Fortſchritt nur von der klaren Einſicht in die Armſeligkeit der gegenwärtigen Zuſtände kommen könne, hatte er mit ſchonungsloſer Hand den Mangel an Ernſt, Fleiß und Studium, die ſelbſtzufriedene Nachläſſigkeit und liederliche Leichtfertigkeit der deutſchen dramatiſchen Produktion aufgezeigt, in welcher ſich Schächer wie Weiſſe erlaubten, einen Richard III. zu dichten, ohne ſich die Mühe zu nehmen, den Shakſpeare'ſchen Richard auch nur kennen zu lernen, und Romeo und Julie in Proſa zu einem verbeſſerten Rührſpiele zu verarbeiten. Was ein Talent leiſten könne, wenn es ſeine Aufgabe ernſt nehme; wie nahe es ſich mit ſeinen Produktionen dem Genie ſtellen könne, wenn es keine der Hülfsmittel verabſäume, welche Studium und Reflexion — von Leſſing „Kritik“ genannt — ſeinem Streben darbieten, das glaubte er ſeiner Nation durch ſein Beiſpiel gezeigt zu

haben. Dies und nichts mehr nahm er für sich in Anspruch! Um so stärker aber durfte er darauf dringen, daß man es sich nicht leichter mache, als er es sich gemacht, daß man mit demselben künstlerischen Fleiße, mit demselben gründlichen Ernste, mit derselben Gewissenhaftigkeit arbeite, die er bewiesen. Indem er den Lorbeerkranz des Dichters, den Siegerpreis des Genies von sich wies, deutete er über sich selbst hinaus auf eine Zukunft des Genius, dem er die Pfade bereitet; und die Geschichte der deutschen Literatur zeigt, daß sein Vertrauen nicht unerfüllt geblieben ist.

Es ist vergeblich und unnütz, Lessing gegen sich selbst in Schutz zu nehmen, wo die Absicht, in welcher er jene Erklärung that, so klar vorliegt. Die Hand auch des Stärksten muß erlahmen, die es unternehmen wollte, von Lessing dem Dichter ein schärfer umrissenes und treffenderes Bild hinzustellen, als er selbst es mit jenem Bekenntniß gethan. Man hat über der Bescheidenheit derselben das stolze Selbstbewußtsein übersehen, welches zugleich in ihr enthalten, und in klaren Worten ausgesprochen ist. Wenn der Dichter der Minna von Barnhelm sich bewußt war, auf seinem durch das Vorherrschen der kritischen Reflexion vermittelten Wege des dichterischen Schaffens etwas hervorzubringen, „was dem Genie sehr nahe komme", so konnte es ihm nicht einfallen, sich im Ernste dichterische Begabung und Beruf zum dramatischen Dichter abzusprechen. Dies ist an sich selbst einleuchtend, auch wenn wir nicht sein eignes Zeugniß dafür hätten, daß er sich diesen Beruf und diese Begabung in freieren und glücklicheren Momenten, als die waren, wo er seine Dramaturgie abschloß, ausdrücklich zuerkannte.[1]) Wohl aber mochte er im Hinblick auf seine Alten und auf Shakspeare die volle Ehre des Dichternamens dem Genius aufgespart wissen wollen, in welchem ureigne schöpferische Kraft in vollendeter Harmonie mit der Thätigkeit der verständigen Reflexion den vollendeten Dichter, das Künstler-

1) S. oben S. 131.

genie darstellt, das, wie er an einer andern Stelle sagt, „zugleich geborner Kunstrichter, die Probe aller Regeln in sich enthält, und nur die begreift, behält und befolgt, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken.“ Daß er selbst dieses vollendete dichterische Genie nicht sei, das empfand er um so klarer, je schärfer er sich von dem Prozesse seines eignen dichterischen Schaffens Rechenschaft zu geben vermochte. Und er sprach es aus mit jenem stolzen Freimuthe, der sich bewußt war, daß er nichts verlor, wenn er sich absprach, was er nicht besaß. und daß er selbst um so größer dastand, je höher der Maßstab war, den er seiner Nation mit jener Verzichtleistung in die Hand gab. Die ahnende Zuversicht dieser edeln Resignation, und ihr glaubensvolles Hoffen auf den Genius des deutschen Volkes haben ihre Erfüllung gefunden, und diese Erfüllung heißt: Schiller und Goethe.

Oder vielmehr, sie heißt im höchsten und letzten Sinne, dessen was Lessing sich absprach, Goethe allein. Denn auch Schiller, der mit Bewunderung in dem Dichter Goethe den wahren und vollen Menschen erkannte, spricht in Bezug auf sich fast dieselbe Klage Lessings aus, wenn er von sich sagt, daß Theorie und Kritik ihm die lebendige Gluth geraubt, und das müheloſe Schaffen, das harmonische Zusammenwirken der bewußten und unbewußten Thätigkeit beeinträchtigt haben. Auch er gesteht in einem, seiner letzten Periode angehörenden Briefe an Goethe, [1]) „er sehe sich jetzt erschaffen und bilden, er beobachte das Spiel der Begeisterung und seine Einbildungskraft betrage sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wisse.“ Aber so wenig deßhalb es einem Menschen einfallen wird, einem Schiller den Dichternamen streitig zu machen, ebenso wenig wird die Resignation, mit welcher der Dichter der Minna, der Emilia Galotti und des Nathan diesen Namen von sich ablehnte, die deutsche Nachwelt davon abhalten können, diese

1) Briefe 784.

Werke zu den Perlen ihrer dichterischen Nationalliteratur und ihren Schöpfer zu den Dichtern zu zählen, die auf der letzen Vorstufe der Vollendung stehend, sich auf derselben in zweiter Linie würdig den ersten Genien der Dichtkunst anreihen. Lessing gehört mit seinem Bekenntnisse: daß er kein Dichter sei, — und nicht mit diesem allein — zu den seltenen Menschen, die gegen alle andern gerechter sind als gegen sich selbst. Was seine poetische Organisation betrifft, so vermißt man allerdings in ihr jene heftige pathologische Leidenschaftlichkeit des Gefühls, die freilich nur allzuoft aus unklarem oder momentangetrübtem Denken entspringt, und der Ausdruck solcher Leidenschaft gelingt ihm daher nur in soweit, als Reflexion und richtige Beobachtung anderer dazu ausreichen. Er selbst besaß nur die Wärme des Gefühls, die aus einer vollen Klarheit des Gedankens hervorgeht. Er hatte nichts von dem Dichter, der, um mit einem Alten (Longinus) zu reden: „in der Trunkenheit nüchtern das Selbstvergessen des Dionysos mit der Besonnenheit der Athene paart." Dieses „dionysische Selbstvergessen" war seiner Allklarheit unmöglich, und eben darum fehlte ihm auch das spezifische Element des lyrischen Dichters, — ein Mangel, mit dem auch seine bekannte Gleichgültigkeit gegen Natur und Landschaft und sein geringer Sinn für Musik zusammenhängt. Es liegt eine Sonnenhelle über den Gebilden seiner Dichtung, eine fast unbarmherzige Klarheit, welcher der geheimnißvolle Zauber der Schatten und des Halbdunkels, das malerische neben dem plastischen Elemente fehlt. Aber der Adel und die Reinheit, die Wärme und die Klarheit der Empfindung und des Gefühls, die Gestalten und Charaktere schaffende Kraft des Dramatikers bieten dafür einen reichen Ersatz, und verbürgen seinen reifen dichterischen Schöpfungen ihre unvergängliche Wirkung auf die Gemüther der Menschen. Und so mag denn am Schlusse dieser Betrachtung das schöne Wort stehen, welches der greise Goethe gegen Eckermann [1])

1) Unterh. mit Goethe, III. 229.

ausſprach: „Leſſing wollte den Titel eines Genies (d. h. eines Dichters) ablehnen, aber ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber!“

Fünftes Kapitel.

Die Dramaturgie und das franzöſiſche Drama.

Wenn Leſſing mit ſtrenger Gerechtigkeit ſeiner eignen Nation den wahren Zuſtand ihrer dramatiſchen Literatur zum Bewußtſein brachte; ſo war es ihm eine um ſo größere Genugthuung, ihr zugleich den Beweis zu liefern, daß die Muſter, zu denen ſie ſeit einem halben Jahrhundert verehrend emporgeblickt, nicht weniger weit vom dem Ideale der Vollendung entfernt ſeien, und daß ſelbſt die vielbewunderten Franzoſen, wenn die Tragödie als die höchſte Form der dramatiſchen Poeſie zum Maßſtabe genommen werde, „noch kein Theater haben“. [1])

Der erſte franzöſiſche Dichter, an welchem Leſſing dies nachwies, war der von ſeiner Zeit, von ſeinem Volke, von dem ganzen gebildeten Europa vergötterte Voltaire.

Wir haben geſehen, daß Leſſing von dem perſönlichen Charakter Voltaire's genug durch eigene Erfahrung und Beobachtung in nächſter Nähe kennen gelernt hatte, um den Menſchen Voltaire gründlich zu verachten. Dieſe Verachtung ſchärfte den Stachel von Leſſings Kritik, der ohnehin einen wahrhaft großen dramatiſchen Dichter ohne ſittlichen Adel des Charakters für eine Unmöglichkeit hielt. [2]) Gleich die erſte Erwähnung Voltaire's in der Dramaturgie iſt eine Ver-

---

1) VII. 359. 362—366. 454. ff.
2) XII. 211.

ſpottung der lüſternen Frivolität, „mit der das weiſe Alter des göttlichen Voltaire“ die junge Welt durch „lehrreiche Märchen“ im Geſchmack der neuen Agneſe erfreute. Daran ſchließt ſich unmittelbar die Kritik der Semiramis. Mit vernichtender Ironie züchtigt Leſſing zunächſt den Hochmuth Voltaire's gegenüber den Alten, und die Einfalt ſeiner verehrenden deutſchen Nachbeter. „Was hilft es, ruft er aus, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt!“ [1]) Die Verachtung des Menſchen bricht überall durch bei der Kritik des Schriftſtellers und Dichters. Von einer wahrhaft furchtbaren Bitterkeit iſt es, wenn Leſſing in Bezug auf die Stelle eines Briefes von Voltaire an den engliſchen Ueberſetzer ſeiner Zaire ausruft: „Es ſind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieſer Stelle, und das iſt für Herrn von Voltaire eben nicht viel.“ Dieſer ſchneidende Ton iſt durchgehend in der Dramaturgie überall, wo von Voltaire die Rede iſt. Seine Schwäche, für einen Hiſtoriker gelten zu wollen, [2]) ſeine ſtümperhafte Kenntniß des Alterthums [3]) ſeine kindiſche Eitelkeit, [4]) ſeine ſophiſtiſch ungerechte, chikanirende Behandlung anderer Dramatiker, die groben Lügen, die hämiſchen Verfälſchungen, die ganze freche Perfidie gegen den von ihm in ſeiner Merope von Anfang bis zu Ende beſtohlenen italieniſchen Dichter Maffei [5]) werden mit ſchonungsloſer Herbigkeit aufgedeckt. Aber auch dem Kritiker des Dichters fühlt man es nach, daß er mit einer gewiſſen Befriedigung ſeines von den übermüthigen Franzoſen ſo tief gekränkten Nationalgefühls an dem größten und gefeiertſten Schriftſteller der ſtolzen Nation ein Exempel ſtatuirt. Sein Geſammturtheil über denſelben drängt er einmal in die Worte zuſammen: es ſei von ihm, auch aus ſeinen geringſten Anmerkungen

1) VII. 46. 47—48.
2) VII 100. 141.
3) VII 47. 175. 249. 318. ff.
4) VII. 162—164..
5) VII. 164. 185. 225—226.

immer etwas zu lernen; wenn auch nicht immer das, was er ſage, doch wenigſtens das, was er hätte ſagen ſollen. Primus sapientiae gradus est falsa intelligere (die erſte Stufe zur Weisheit iſt die Erkenntniß des Falſchen) ruft er aus, „und ich wüßte keinen Schriftſteller, an dem man es ſo gut verſuchen könnte, ob man auf dieſer erſten Stufe ſtehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu erſteigen weniger behülflich ſein könnte.[1]) Dieſe zweite Stufe iſt die Erkenntniß der Wahrheit (secundus, vera cognoscere).

Nach dieſem Satze iſt die geſammte Kritik Voltaire's in der Dramaturgie bemeſſen, und eine große Anzahl der wichtigſten poſitiven Reſultate für die Philoſophie der dramatiſchen Kunſt und der Tragödie ſind die Frucht ſeiner Ausführung. Leſſing ſelbſt geſteht dies zu, wenn er im unmittelbaren Zuſammenhange mit der zuletzt angeführten Stelle von ſeiner in der Dramaturgie angewandten Methode ſagt: es ſei die alte Ariſtoteliſche Weiſe, die zuerſt und vor allen Dingen nur jemanden ſuche, mit dem der Kritiker ſtreiten könne, dann komme er nach und nach in die Materie und das andere finde ſich. „Hierzu habe ich ſelbſt mir in dieſem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die franzöſiſchen Schriftſteller vornehmlich erwählt, und unter dieſen beſonders den Herrn von Voltaire."

Die Voltaire'ſche Semiramis eröffnet den Reigen. Voltaire hatte nicht umſonſt drei Jahre in England gelebt; er hatte Shakſpeare und die Wirkung ſeiner Dramen auf dem Boden kennen gelernt, auf dem ſie erwachſen, und war eifrig dahinter her, ſich davon gewiſſe Effektmotive anzueignen. Er war der erſte, der unter Berufung auf Shakſpeare's Vorgang im Hamlet, eine Geiſtererſcheinung auf die Bühne brachte. Leſſing erörtert die von Voltaire mit gefälliger Oberflächlichkeit behandelte Theorie des Geſpenſterglaubens, indem er den Gegenſtand von der hiſtoriſchen Realität auf das Gebiet der

1) VII. 317.

Poeſie verſetzt. Er zeigt die Bedeutung, die poetiſche Wirkung und Illuſion, die Tiefe der Auffaſſung bei Shakſpeare im Vergleich zu der lächerlichen, todten Maſchinerie der Geſpenſtererſcheinung bei Voltaire. Der franzöſiſche Dichter hatte ſich zur Entſchuldigung ſeines Geſpenſtes auf die hiſtoriſche Wahrheit des Geſpenſterglaubens berufen; Leſſing weiſt alſo ſchon bei dieſer Gelegenheit hin auf das Verhältniß der hiſtoriſchen Wahrheit zur dramatiſchen Dichtung, für welche letztere die erſtere nicht Zweck, ſondern Mittel ſei. Voltaire hatte die moraliſche Tendenz ſeines Stücks herausgeſtrichen, aus dem man lernen könne, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen an's Licht zu ziehen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache. Leſſing vergißt nicht dem „Philoſophen" Voltaire einzureiben, daß dieſe Moral ſelbſt jedenfalls ſehr wenig erbaulich, und daß es unſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger ſei, wenn es ſolcher außerordentlichen Wege nicht bedürfe, und wenn wir uns Belohnung und Beſtrafung des Guten und Böſen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten zu denken hätten. Vor allen Dingen aber benutzt er die Voltaire'ſche Erklärung, um den ungeheuer folgenreichen Satz auszuſprechen, daß die Poeſie ihrem Weſen nach mit ſolcher direkten Moral gar nichts zu ſchaffen habe. „Ich will nicht ſagen, ruft er aus, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken: daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze blos um ſeinetwillen da wäre." Iſt das nicht eine Bemerkung, die noch heutigen Tages, wenn man z. B. Gervinus berühmtes Erklärungswerk Shakſpeare's lieſt, keineswegs veraltet erſcheint? — Leſſing hat wiederholt auf dies Verhältniß von Moral

und Poeſie einen ſo ſcharfen Nachdruck gelegt, [1]) daß es kaum zu entſchuldigen iſt, wie man ihn noch heute des einſeitigen Moralſtandpunktes in der Poeſie bezüchtigen mag.

Nach der Semiramis iſt es die Zaire, Voltaire's beſtes und berühmteſtes Trauerſpiel, das Leſſing ſeiner Kritik unterwirft. Auch hier wieder hatte Voltaire ſich an Shakſpeare anzulehnen verſucht, denn ſein eiferſüchtiger Orosman iſt dem Othello Shakſpeare's nachgebildet. Aber „aus dem flammenden Scheiterhaufen der Shakſpeareſchen Dichtung hat der franzöſiſche Dichter ſich nur eines einzelnen Brandes zu bemächtigen vermocht, und zwar eines ſolchen, der mehr dampft und qualmt als leuchtet und wärmt.“ [2]) Ein ſchmeichelnder franzöſiſcher Kritiker hatte gerühmt, die Liebe ſelbſt habe Voltaire'n die Zaire diktirt. „Richtiger, meint Leſſing, hätte er geſagt die Galanterie.“ Und hier folgt dann jenes begeiſterte Wort über Shakeſpeare's Romeo und Julie, das in ſeiner großartigen Einfachheit alle Kommentare der Welt aufwiegt. „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt hat arbeiten helfen, und das iſt Romeo und Julie von Shakſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken; aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird. Voltaire verſteht, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzleiſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt diejenige Sprache, derjenige Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemeſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bei der ſpröden Sophiſterei und bei

1) VII. 54. 148. 158. ff.
2) VII. 68.

dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzliſt weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das Meiſte. Oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakſpeare gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben." Bei dieſer Gelegenheit iſt es, wo Leſſing mit eifriger Empfehlung die Deutſchen auf Wielands Ueberſetzung des britiſchen Dichters hinweiſt, die trotz ihrer Mängel noch immer ein Werk liefere, „an deſſen Schönheit noch lange zu lernen ſei, ehe die Flecken, mit denen es uns die Schönheiten des Dichters liefere, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten."

Nach der Kritik der Voltaire'ſchen Zaire, deren Schwächen er einen holländiſchen Kritiker aufdecken läßt, werden zwei franzöſiſche Dichter, Thomas Corneille und Dubelloy gegen Voltaire's Kritik vertheidigt und dieſe Gelegenheit benutzt, das Verhältniß der geſchichtlichen Wirklichkeit zur Poeſie feſtzuſtellen. Schon bei der Kritik der Semiramis hatte er es, wie wir ſahen, ausgeſprochen, daß die hiſtoriſche Wahrheit für den dramatiſchen Dichter nicht Zweck ſondern Mittel zu ſeinem Zwecke ſei. [1]) Bei Dubelloy's Zelmire, die des Dichters freie Erfindung war, hatte ein franzöſiſcher Kritiker dieſe Gattung ſelbſterfundener Dramen gegen die Dramen hiſtoriſchen Inhalts ungebührlich zurückgeſetzt, und Voltaire hatte den jüngeren Corneille in ſeinem Eſſex mit Chronologie und Geſchichte chikanirt. Leſſing nimmt Beide in Schutz. Hinſichtlich des Erſteren beruft er ſich auf Ariſtoteles, der längſt entſchieden habe, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter nämlich, als ſie einer wohl eingerichteten Fabel ähnlich ſei, mit der er ſeine Abſichten verbinden könne. „Der tragiſche Dichter braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem

1) VII. 50.

gegenwärtigen Zwecke beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtsbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt, was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerlei, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätigt wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher, als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht."

Daſſelbe Thema nun nimmt Leſſing gegen Voltaire's Kritik der Rodogune des älteren und des Eſſex von dem jüngeren Corneille wieder auf, um es noch allſeitiger durchzuführen. Voltaire hatte dem Dichter die erwähnten chronologiſchen und hiſtoriſchen Verſtöße vorgerückt. Leſſing zeigt ihm, daß er ſelbſt dabei nicht geringere begangen und ſchließt mit den Worten: „Die ganze Tragödie des Corneille ſei ein Roman: wenn er rührend iſt (d. h. in Leſſings Sinne, wenn die dargeſtellte Handlung uns tragiſch intereſſirt), wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedient hat? Der echte Dichter, fährt Leſſing fort, wählt hiſtoriſche Namen nicht um

ſeine Charaktere aus ihnen zu nehmen, ſondern weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beilegt, mit denjenigen Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger übereinſtimmen. Nicht die bloßen Fakta, die Umſtände der Zeit und des Orts, ſondern die Charaktere der Perſonen, durch welche die Fakta wirklich geworden, ſind es, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählt. Und hier ſtellt Leſſing zur Beantwortung der Frage: wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abweichen dürfe, das große äſthetiſche Geſetz auf: „In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig. Dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt Alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen, und nichts iſt anſtößiger, als wenn wir uns keine Urſache geben können." Oder, wie er an einem andern Orte ſich ausdrückt: Die geringſte Veränderung der Charaktere hebt die Individualität auf und ſchiebt uns andere Perſonen unter, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind; [1]) —" Man ſieht, Leſſing würde die Behandlung eines hiſtoriſchen Charakters, wie ſie ſich Goethe im Egmont erlaubte, eben ſo unbedingt wie Schiller verworfen haben, und mit demſelben Rechte.

Leſſing kommt auf dieſes wichtige Thema mehrmals zurück und immer in demſelben Sinne höchſter Freiheit des Dichters in Allem, was nicht die hiſtoriſchen Charaktere ſelbſt, ſondern nur die „Fakta" betrifft. Er begründet dieſe Freiheit durch die Bemerkung, daß wenn die Charaktere genau beobachtet ſind, die Fakta, inſofern ſie eine Folge der Charaktere ſind, von ſelbſt nicht viel anders ausfallen können, während umgekehrt einerlei Faktum ſich aus ganz verſchiedenen Charakteren herleiten läßt; und durch die zweite: daß das

1) VII. 141 u. 150.

Lehrreiche nicht in den bloßen Faktis, ſondern in der Erkenntniß beſtehe, daß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Fakta hervorzubringen pflegen. Die Fakta ſind das Zufällige, das mehreren Perſonen gemein ſein kann, die (hiſtoriſchen) Charaktere dagegen das Weſentliche und Eigenthümliche. [1]) Dabei vergißt er nicht, im Sinne des berühmten Ariſtoteliſchen Ausſpruchs, daß die poetiſche Wahrheit der Tragödie viel höher ſtehe und viel gehaltvoller ſei als die geſchichtliche, den ſtärkſten Nachdruck auf jene ſchöpferiſche Freiheit des Dichters zu legen, zufolge deren das Genie ſeine Schöpfungen zu einer eigenen Welt geſtaltet, „einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind als in der wirklichen, zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken, kurz zu der Welt eines Genies, das, um die Gottheit ſelbſt im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzt, vertauſcht, verringert, vermehrt, um ein eigenes Ganze daraus zu bilden, mit dem es ſeine eigenen Abſichten verbindet.“ [2]) Dieſe Tiefe der Auffaſſung der Poeſie und ihres Verhältniſſes zur hiſtoriſchen Wirklichkeit, zu welcher Leſſings Zeitgenoſſen nicht ohne Schwindel hinaufblicken mochten, krönt endlich der Ausſpruch, daß nur die Poeſie, nicht die Geſchichte, das Innerſte des Herzens der Menſchen kennen lehre, und daß wir, wie Goethe von Shakſpeare ſagte, nur bei den tragiſchen Dichtern erfahren, wie den Menſchen zu Muthe iſt, daß daher aber auch der tragiſche Dichter die in der Geſchichte ſich widerſprechend auftretenden Charaktere als ſolche nicht brauchen könne. [3]) — Wenn in unſeren Tagen eine ſyſtematiſch ausgebildete Aeſthetik jene Frage über die objektive Treue und ihre Grenze dahin beantwortet hat, daß der geſchichtliche Stoff in der Hand des Dichters „ſich jeder Er-

1) VII. 149.
2) VII. 151—152.
3) VII. 155 u. 255.

weiterung und Ausscheidung zu unterwerfen hat, so lange sie nicht seiner Gattung widerspricht", [1]) so sehen wir auch hier Lessing mit den Resultaten derselben in einem Einklange, dem wir im Folgenden noch öfter begegnen werden.

Für jetzt müssen wir indessen zu seiner Kritik Voltaire's zurückkehren, die wir über jenem wichtigen positiven Resultate, zu welchem sie Lessing zu führen wußte, fast aus den Augen verloren haben.

Von dem rührenden Lustspiele „Nanine", in welchem Voltaire die Geschichte der Richardson'schen Pamela dramatisirt hatte, und das zu den Lieblingsstücken des damaligen deutschen Geschmacks gehört haben muß, da es in sechs Wochen viermal wiederholt erscheint, [2]) wird später die Rede sein. Die letzte Tragödie Voltaire's, welche Lessing zergliederte, war Merope. Diese Zergliederung ist nach allen Seiten ein Meister- und Musterstück dramaturgischer Kritik, wie sie zugleich die ausführlichste aller Abhandlungen ist, welche die Dramaturgie enthält. [3]) Lessing erspart dem vergötterten Dichter keine Demüthigung. Mit unbarmherziger Schärfe deckt er alle seine poetischen und menschlichen Schwächen auf, die gerade bei diesem so hoch gefeierten Stücke in ihrem grellsten Lichte erschienen. Er zeigt, daß Voltaire selbst die Regeln nicht beachte, welche er und die Kunstrichter seines Volkes als die wesentlichen hinstellen, und daß er, während er es meisterhaft verstehe, sich die Fesseln der Kunst möglichst leicht und weit zu machen, sich dennoch meist so plump und schwerfällig und mit solchen Verdrehungen bewege, „daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an einen besonderen Klotz geschmiedet." Da dies gerade der Gesichtspunkt war, aus welchem die damalige Aesthetik die Tragödie hauptsächlich betrachtete, und auf welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste

1) Vischer, Aesthetik Bd. II. S. 363. 364 ff.
2) VII. 93. 124. 162. 327. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts I. 445.
3) VII. 162—233.

Geſchrei erhoben, ſo überwindet ſich Leſſing dazu, in dieſer Beziehung an Voltaire's Merope ein Exempel zu ſtatuiren. Er zeigt auf das Schlagendſte, wie bequem es ſich der Dichter mit den Einheiten des Orts und der Zeit gemacht, und wie er in dem kindiſchen Bemühen, die Worte der Regel zu erfüllen, unzählige Verſtöße gegen den Geiſt derſelben begangen hat; [1]) wie er keinen Sinn für die Verbindung der Scenen, kein Gefühl für die richtige Motivirung derſelben beweiſt, und wie er gleich allen anderen Dichtern ſeiner Nation überall nur beſtrebt iſt, ſich äußerlich mit den Regeln abzufinden, ſtatt ſie wirklich im Sinne der Alten zu beobachten. Er entwickelt dieſen wahren Sinn und dieſe wahre Bedeutung der Einheitsregeln bei den Alten in ſchlagender Kürze, und ſchließt die Erörterung mit den Worten, die für alle Bewunderer der franzöſiſchen Aeſthetik und Theorie des Drama ein Donnerſchlag ſein mußten: „doch — mir ekelt, mich bei dieſen Elementen länger aufzuhalten. Möchte meinetwegen Voltaire's Merope acht Tage dauern und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchte ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterien vergeſſen machen!"

Aber eben dieſe Schönheiten fehlen ihr. „Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen", und eben die Charaktere der Voltaire'ſchen Tragödie ſind es, deren Ungereimtheit, deren froſtigen Wahnwitz und lächerliche Rodomontaden, deren raffinirten, für tragiſche Größe verkauften Kannibalismus er jetzt, neben der verſtandloſen Compoſition der Handlung ſelbſt, mit ihrem Zuſammenhange von lauter „kleinen Kunſtgriffen" ſchonungslos aufdeckt. Dieſe Kunſtgriffe zielten bei Voltaire auf die Ueberraſchung des Zuſchauers ab. Das giebt Leſſing Veranlaſſung, im Einklange mit Diderot den Unterſchied von Ueberraſchung und Spannung in's Licht zu ſetzen. [2]) Er nennt

1) VII. 204. 207.
2) VII. 215 ff.

die erſtere ein armſeliges Vergnügen. „Was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſein, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben.“ — Wer ſieht nicht, daß hiermit Leſſing in das Herz der alten tragiſchen, zumal der Sophokleiſchen, auf Homers gleiches pſychologiſches Verfahren begründeten Dichtung mitten hineintrifft? In der That macht er auch ſofort davon die Anwendung zu einer Rechtfertigung der Prologe, welche Euripides ſeinen Tragödien vorausſchickte, und die eben weil ſie gegen das ſtoffliche Intereſſe der Ueberraſchung verſtießen, den damaligen Kritikern ſo ſehr mißfielen? [1]) Ja er ſteht nicht an, gerade dieſe Eigenthümlichkeit, daß Euripides den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, als einen der Gründe anzuführen, weshalb Ariſtoteles ihn den tragiſchſten Dichter genannt habe. Ueberhaupt aber zeigt Leſſing, wie hohl und nichtig die Ueberſchätzung ſei, zufolge deren Voltaire den Euripides in ſeinem Stücke wo möglich übertroffen zu haben glaubte. Leſſing erkannte die Fehler des griechiſchen Dichters ſo gut wie diejenigen, die ſich ſpäter nach Schlegels Vorgange an dieſem Genius verſündigt haben. [2]) Aber mit demſelben Scharfblicke, mit dem er in der Alceſte dieſes Dichters ſtatt einer Tragödie, vielmehr ein heiteres Satyrſpiel erblickte, lange ehe der Fund einer didaskaliſchen Notiz dieſe Anſicht zu thatſächlicher Gewißheit erhob, [3]) erkannte er auch die dichteriſche Tiefe und tragiſche Erhabenheit des Mannes, den ein Sokrates zu ſeinen nächſten Freunden zählte; und er bewies dem eitlen Franzoſen, der auf Euripides herabſehen zu können

1) VII. 218—222.
2) XI. 691—694.
3) S. Bernhardy Griech. Litterat. II. 871.

meinte, „daß jeder Schritt, den er bei seiner Merope aus den Fußtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden."

Aber selbst gegen die Merope des von ihm so unverschämt bestohlenen italienischen Dichters gehalten, erscheint Voltaire's Stück in vielen Punkten mangelhaft, und alle seine Veränderungen mit Ausnahme einer einzigen werden als ebensoviel Verballhornungen nachgewiesen. Noch schlimmer ergeht es dem Weisen von Ferney mit seinem Versuche, den Aristoteles für sich zu citiren, den er schwerlich anders als vom Hörensagen kannte. Voltaire hatte behauptet, Aristoteles habe „in seiner unsterblichen Poetik" die Erkennung der Merope und ihres Sohnes für den interessantesten Moment der ganzen griechischen Bühne erklärt. Es war Lessing leicht, zu zeigen, daß von dieser Behauptung kein Wort in der Poetik des alten Philosophen stehe. Er knüpft diese Berichtigung an die vorausgeschickte Erklärung eines Abschnitts der Aristotelischen Poetik, welcher von der Zahl und Vollkommenheit tragischer Fabeln und von den tragischen Collisionen handelt. Die französischen Kritiker hatten den Aristoteles eines Widerspruchs mit sich selbst geziehen. Lessing zeigte, daß ein solcher nicht vorhanden und Aristoteles in vollkommenem Einklange mit sich selbst sei.[1]) Wir können hier seine Beweisführung nicht weiter verfolgen, aber es ist auch nicht nöthig. Die Hauptsache war und blieb, daß Lessing mit dieser Kritik der Dramen Voltaire's, dem er übrigens im Einzelnen die Anerkennung seiner dichterischen und kritischen Fähigkeiten nicht versagt,[2]) den ersten Hauptschlag gegen die ästhetische Autorität der großen Nation und ihres begabtesten Vertreters so siegreich geführt hatte, daß er dieser Autorität bei uns für immer ein Ende machte.

Den zweiten entscheidenden Streich gegen die klassische Tragödie der Franzosen führte Lessing mit seiner Kritik der Rodogune des

1) VII. 168—177. Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. II. 153—156. Vischer, Aesth. Bd. II. S. 313.

2) VII. 106. 108. 228.

großen Corneille. Der Dichter ſelbſt hatte dieſe Tragödie für ſein Meiſterſtück erklärt. Hundert Jahre lang war dieſelbe von Frankreich und Europa als ein ſolches bewundert worden, nur Voltaire hatte einige Zweifel an der Vortrefflichkeit dieſes Werkes zu äußern gewagt. [1]) Leſſing analyſirt zunächſt das Verfahren Corneille's bei der Bearbeitung des Stoffes. Er zeigt, wie ein wahrer Dichter denſelben behandelt haben würde, und wie Corneille ihn behandelt hat: denn „das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwickelung; — der natürliche Gang einer Handlung, der das Genie reizt, ſchreckt den Stümper ab.“ Die Anwendung dieſer Sätze auf Corneille macht ſich von ſelbſt. Das Genie, wenn es ſich mit hiſtoriſchen Stoffen befruchtet, „können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen.“ Dieſe auf jene zurückzuführen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefähr (den Zufall) auszuſchließen, Alles was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache. Der Witz hingegen (d. h. bei Leſſing immer der raffinirende Verſtand im Gegenſatze zu dem ſchöpferiſchen Genie) hält ſich bei Begebenheiten auf, die nichts weiter miteinander zu thun haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe miteinander zu verbinden, ihre Fäden ſo durcheinander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden, das kann er, der Witz, und nur das. Das Produkt ſolcher dramatiſchen Poeſie des Nebeneinander vergleicht Leſſing mit treffendem Witze dem Changeant der Weberei, das jenachdem man es von dieſer oder jener Seite betrachtet, in den verſchiedenſten Farben ſchillert. Ein ſolches Changeant geiſtiger Art iſt ihm die Compoſition von Corneille's Rodogune, ein Stück ohne alle Wahrheit, Natur und Möglichkeit in Motiven und Charakteren, aufgeſteift durch eine Verwicke-

1) VII. 130. 144.

lung der Intriguen, die bis zum Sinnverwirrenden geht. Aber die fabelhaften Produkte der Einbildungskraft des Dichters sind zwecklos, weil sie nicht das Geringste wahrscheinlicher machen. Denn „nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten beweist einen schöpferischen Geist.“ [1]) Dieser wirkt tragisch durch die Kunst der Behandlung, durch die zwingende innere Nothwendigkeit seiner Motivirung, während Corneille zu demselben Zwecke vergebens Gräßlichkeit auf Gräßlichkeit häuft, und die Erhabenheit durch diese stoffliche Anhäufung des Unnatürlichen zu erreichen sucht. Nicht „den Großen“, meint Lessing, sollte man daher Corneille nennen, sondern den Ungeheuerlichen; „denn nichts ist groß, was nicht wahr ist“, und das abstrakte Laster, wie es Corneille zu malen liebt, ist das Unwahrste von Allem, und eben deshalb das Untragischste. Lessings ästhetische Empörung über diese Verkennung des Tragischen macht sich hier zuweilen in Ausdrücken Luft, über die sich die Zeitgenossen entsetzen mochten, denen schon sein Gebrauch Luther'scher Kraftausdrücke, wie z. B. die Bezeichnung des Grausens durch das Zubergestehen der Haare zu stark war. [2]) So sagt er von der Heldin des Corneille'schen Trauerspiels einmal, sie sei nichts als ein häßliches abscheuliches Weib, das immer sprudelt und raset, und die erste Stelle im Tollhause verdiente.

Corneille ist der Schöpfer und das Muster der klassischen Tragödie Frankreichs. Lessing griff also dieselbe in ihrer Lebenswurzel an, wenn er nachwies, daß der größte tragische Dichter der Franzosen die Tragödie auf ein durchaus falsches Prinzip gebaut habe. Dies falsche Prinzip beruhte hauptsächlich auf der unrichtigen Auffassung der Lehre des Aristoteles von dem Wesen des Tragischen. Es mußte daher Lessings Aufgabe sein, jene Lehre, an deren Wahrheit er wie an die der Elemente des Euklid glaubte, in das richtige Licht zu setzen; und diese Untersuchung bildet in der That den philosophischen

1) VII. 142.
2) Klotz, Deutsche Allg. Bibl. Bd. IV. 511—512.

Digitized by Google

Kern der Hamburgiſchen Dramaturgie. Der Verſuch, denſelben in möglichſter Kürze hervorzuheben, iſt lohnend, wenn auch die Aeſthetik unſerer Zeit mit Recht darauf hinweiſen darf, daß für ihre Wiſſenſchaft die Zeit der Autoritäten, ſelbſt der eines Ariſtoteles vorüber iſt,[1]) und daß dieſe ganze Ariſtoteliſche Debatte für uns zum Theil nur noch ein geſchichtliches Intereſſe hat.

Sechstes Kapitel.

Ariſtoteles und das Prinzip der Tragödie.

Aus Ariſtoteles behaupteten die Franzoſen die Grundgeſetze ihrer klaſſiſchen Tragödie geſchöpft zu haben; aus Ariſtoteles bewies ihnen Leſſing, daß dieſe ihre Grundgeſetze falſch und eben deshalb ihre Tragödie keine Tragödie ſei.

Für Leſſing, deſſen geſammte Geiſtesthätigkeit überall auf die Alten zurückging und der an ihrer Grundlage gleichſam ſeine geiſtige Operationsbaſis beſaß, konnte nichts erwünſchter ſein, als daß die Gegner, die er bekämpfte, ſelbſt den Kampf auf ein Terrain geleitet hatten, das er mit der Meiſterſchaft durchdringender Einſicht und tiefſten Verſtändniſſes beherrſchte. Dazu kam noch ein zweiter Umſtand: Ariſtoteles' Poetik galt ihm in Betreff der Geſetze für die dramatiſche Poeſie und für die Tragödie insbeſondere als unumſtößlicher Kanon. Nicht zwar darum, weil es eben Ariſtoteles war, der dieſe Geſetze und Beſtimmungen des Weſens der dramatiſchen Dichtkunſt „aus den unzähligen Meiſterwerken der griechiſchen Bühne abſtrahirt hatte", — denn mit dem Anſehen des Ariſtoteles (ſagt er einmal) wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte; — ſondern weil er

---

1) Viſcher, Aeſthetik Bd. I. S. 328 ff.

durch die Bestimmungen des alten Philosophen überall die Resultate seines eigenen Denkens bestätigt fand. [1])

Aristoteles' Definition der Tragödie lautet, wenn man wie Lessing nur die wesentlichen Bestimmungen hervorhebt, folgendermaßen: Die Tragödie ist die nachahmende Darstellung einer Handlung von würdig bedeutendem Inhalte, die uns durch gegenwärtig vor unseren Augen handelnde Personen und nicht durch Erzählung vorgeführt wird, und durch Mitleid und Furcht die ethische Reinigung aller der mit diesen Affekten zusammengehörigen Leidenschaften zu Wege bringt.

Die Franzosen, Corneille und sein Nachfolger Crébillon hatten zunächst diese Definition, „in welcher die negativen Grundgefühle des Tragischen mit unübertrefflicher Einfachheit und Schärfe ausgesprochen sind" [2]) dadurch gefälscht, daß sie statt des Begriffes der Furcht den Begriff des Schreckens untergeschoben, und also eine bestimmte Art der Furcht, die plötzliche überraschende Furcht an die Stelle der von Aristoteles bezeichneten Empfindung gesetzt hatten. Dadurch war in der poetischen Praxis der Anwendung des Schrecklichen und Entsetzlichen in der Tragödie, der unbegreiflichen Missethaten, der vorsätzlichen Greuel, der absoluten, ihrer Verbrechen und Gräßlichkeiten sich freuenden unmenschlichen Bosheit Thür und Thor geöffnet worden. [3]) Führte doch der französische Tragiker Crébillon sogar den Beinamen „der Schreckliche" als einen Ehrennamen; und berief man sich doch bei diesem Verfahren auf die unantastbare Autorität des Aristoteles, obschon in Wahrheit dieser Philosoph gerade solche Stoffe als absolut untragische verworfen hatte. Die deutsche Tragödie hatte diese französische Ansicht gehorsam adoptirt, und Lessings Freund Weisse dieselbe in seinem Richard III. auf die Spitze getrieben. Das gräuelerfüllte Produkt dieses sanftmüthigen

1) VII. 453.
2) Vischer, Aesth. Bd. I. S. 329.
3) VII. 332.

Leipziger Kinderfreundes ist es denn auch, an welches Lessing seine Widerlegung der falschen Theorie anknüpft. Er zeigt zunächst, daß die Franzosen und ihre deutschen Nachfahrer „gar nicht verstanden haben, was für eine Furcht Aristoteles meine.“ Die Furcht, die er meine, sei keine bloße Modifikation des Mitleids, sei nicht der mitleidige Schrecken, welcher uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens überfalle, das einem Andern bevorsteht; sondern es sei die Furcht für uns selbst, die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über die Personen in der tragischen Handlung verhängt sehen, auch uns treffen können. Mit einem Worte: die Furcht, welche nach Aristoteles durch die Tragödie in uns wach gerufen werde, sei „das auf uns selbst bezogene Mitleid.“ [1]) Ebenso ist das Mitleid, welches Aristoteles als zweites Grundgefühl des Tragischen nennt, die Empfindung, welcher die Möglichkeit einer Furcht für uns selber zum Grunde liegt. Das tragische Mitleid schließt also die Furcht nothwendig ein, und beide sind Momente eines Affekts.

Diese tiefsinnige Auffassung des alten Philosophen zuerst aufgehellt und für immer festgestellt zu haben, ist Lessings großes Verdienst. „Es beruht, sagt er in seiner Ausführung, [2]) alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden soll, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für einen der Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sehe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreifen könne, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit andern Mitleid

1) VII. 336.
2) VII. 337—340.

zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eins durch das andere. Alles das, ſagt er, iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet wäre oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde; und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtände. Nicht genug alſo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück nicht verdiene, obſchon er es ſich durch irgend eine Schwachheit zugezogen: ſeine gequälte Unſchuld, oder vielmehr ſeine zu hart heimgeſuchte Schuld ſei für uns verloren, ſei nicht vermögend unſer Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit ſähen, daß uns ſein Leiden auch treffen könne. Dieſe Möglichkeit aber finde ſich dann, und könne zu einer großen Wahrſcheinlichkeit erwachſen, wenn ihn der Dichter nicht ſchlimmer mache, als wir gemeinhin zu ſein pflegen, wenn er ihn vollkommen ſo denken und handeln laſſe, wie wir in ſeiner Lage würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigſtens glauben, daß wir hätten denken und handeln müſſen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn ſchildert. Aus dieſer Gleichheit entſtehe die Furcht, daß unſer Schickſal gar leicht dem ſeinigen ebenſo ähnlich werden könne, als wir ihm zu ſein uns ſelbſt fühlen, und dieſe Furcht ſei es, welche das Mitleid gleichſam zur Reife bringe."

Alſo: die tragiſche Furcht wird Mitleid, wenn das befürchtete Uebel einſchlägt; ſie iſt zukünftiges Mitleid, und hat nichts zu thun mit der ſtoffartigen Furcht, welche Furcht bleibt, und wenn das befürchtete Uebel einſchlagend uns trifft, nicht in Mitleid, ſondern in Schrecken übergeht, der nur uns gilt; und umgekehrt: das tragiſche Mitleid, wovon bei Ariſtoteles die Rede iſt, iſt nicht das gemeine rohe Mitleid, ſondern es iſt das Ende einer Furcht, die ich theilte, ein Mitleid, das einen allgemeinen Grund hat, das tragiſche Gefühl des allgemeinen Menſchenloſes. [1])

1) Viſcher a. a. O. I. S. 330.

Hat man dieſe Auseinanderſetzung begriffen, ſo ſieht man leicht, wie dadurch die verkehrte Theorie Corneille's, und die ganze darauf gebaute Muſtergültigkeit der franzöſiſchen Tragödie mit einem Schlage beſeitigt wurden. Denn nicht genug, daß der eingeführte Begriff des Schreckens aus der Tragödie ein für allemal hinausgeworfen ward: auch die von Corneille und ſeinen Nachfolgern mit Berufung auf Ariſtoteles behauptete Trennung der beiden von dem Philoſophen genannten tragiſchen Empfindungen, der zufolge es Tragödien geben ſollte, die blos Mitleid, und andere, die blos Furcht (oder vielmehr wie man ſich ausdrückte „Schrecken") erregten, dieſe Eintheilung erſchien in ihrer ganzen Widerſinnigkeit. Corneille ſtritt hier freilich für Haupt und Leben. Denn er ſelbſt hatte in ſeinen Tragödien Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; und wiederum hatte er in anderen Stücken die abſcheulichſten Ungeheuer aufgeführt, während doch Ariſtoteles von beiden Gattungen behauptet hatte, daß ſie für die Tragödie unbrauchbar ſeien, weil beide weder Furcht noch Mitleid erregen könnten. Da er nun weder ſeine Trauerſpiele, noch die Autorität des Ariſtoteles aufopfern wollte, ſo hatte Corneille zu der Auskunft gegriffen, welche dem Ariſtoteles jene grundfalſche Anſicht unterſchob, daß auch *eine* der beiden tragiſchen Leidenſchaften zu einer Tragödie genüge! [1]) Es war Leſſing leicht, die Abſurdität einer Behauptung zu zeigen, die trotz ihres auf der Hand liegenden Widerſpruchs ſelbſt gegen die klarſten Worte des Ariſtoteles, dennoch bis dahin unbeſehen als Ariſtoteliſches Geſetz, und ſomit als unumſtößlicher Kanon in Frankreich und Deutſchland gegolten hatte.

Die zweite wichtige Beſtimmung in der Ariſtoteliſchen Definition der Tragödie iſt die „Reinigung der Leidenſchaften".

Auch dieſe Beſtimmung war bisher ganz falſch verſtanden

1) VII. 339 ff.

worden. Corneille hatte ſie ganz roh und materiell aufgefaßt im Sinne jener Theorie der moraliſchen Abſchreckung, welche die Furcht zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung aller möglichen in der Tragödie dargeſtellten Leidenſchaften des Zornes, des Haſſes, der Liebe, des Ehrgeizes u. ſ. w. im Zuſchauer bewirken ſollte. Leſſing zeigte, daß Ariſtoteles an eine ſolche Wirkung nicht von fern gedacht, daß er überhaupt unter den Leidenſchaften, welche durch Mitleid und Furcht der Tragödie gereinigt werden ſollten, keine anderen verſtanden habe, als „unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt.“ [1]) Sie iſt eine Heilung des Gleichen durch das Gleiche, eine Art geiſtiger Homöopathie.

Die Ariſtoteliſche Reinigung dieſer unſerer Leidenſchaften der Furcht und des Mitleids geſchieht aber zunächſt dadurch, daß die in der Wirklichkeit mit ihnen verbundene Unluſt durch die Kunſt des tragiſchen Dichters in ein Gefühl der Luſt verwandelt wird. „Die Affekte werden dadurch gereinigt, daß ſie durch eine Handlung erregt werden, die nicht wirklich, ſondern nur dargeſtellt, aus der alſo das Stoffartige entfernt iſt.“ [2]) Sie geſchieht zweitens dadurch, daß der Zuſchauer zwar mit den dargeſtellten Perſonen, aber doch weſentlich nur in ihnen, durch geiſtiges Hineinverſetzen in ihre Lage fürchtet und leidet, daß alſo auch aus ſeiner Theilnahme das Stoffartige entfernt iſt. Mit eindringendem Scharfſinne wies Leſſing nach, das das Geheimniß des Ariſtoteliſchen Gedankens der Reinigung jener Affekte in dem gegenſeitigen Einſchließen und Uebergehen derſelben in einander zu ſuchen ſei, und daß wer ſeinen Sinn ganz erſchöpfen wolle, nachweiſen müſſe: 1) wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2) wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3) wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4) wie die tragiſche Furcht unſer Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Und zwar ſchließe

1) VII. 351.
2) Müller a. a. O. Th. II. S. 62. Viſcher, Aeſthetik Th. I. S. 329.

jeder dieſer vier Punkte wieder einen doppelten Fall ein. Denn da mit einem Worte dieſe Reinigung in nichts anderm beruhe, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber nach Ariſtoteles ſich dieſſeits und jenſeits ein Extrem finde, zwiſchen welchen ſie inne ſtehe: ſo müſſe die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremen des Mitleids und ebenſo auch der Furcht zu reinigen vermögend ſein. „Das tragiſche Mitleid muß nicht allein in Anſehung des Mitleids die Seele Desjenigen reinigen, welcher zuviel Mitleid fühlt, ſondern auch Desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein in Anſehung der Furcht die Seele Desjenigen reinigen, welcher ſich gar keines Unglücks befürchtet, ſondern auch Desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzt. Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid in Anſehung der Furcht dem was zu viel und dem was zu wenig ſteuern; und ſo hinwiederum die tragiſche Furcht in Anſehung des Mitleids.“ [1])

Wohl darf man ſagen, daß in der ſo gefaßten Ariſtoteliſchen Beſtimmung eine Hindeutung liege auf jene ſittlich erhebende Wirkung, welche das Tragiſche auf das Menſchengemüth ausübt. Die Aeſthetik unſerer Zeit hat darauf hingewieſen, daß hierbei der alte helleniſche Denker auch auf den Gehalt der Tragödie eingegangen iſt, wenn er als Inhalt derſelben das Leiden großer Menſchen ohne entſprechende Schuld verlangt, weil erſt dadurch der tragiſche Schmerz des Zuſchauers groß, erhaben, allgemein wird, wenn er ſelbſt die größten nicht ausgenommen ſieht von dem allgemeinen Menſchenſchickſal. Aber hier liege zugleich die Schranke der Ariſtoteliſchen Beſtimmung; denn es fehle ihr die Entwickelung des

1) VII. 352—353. vergl. Müller, II. 68. Ausführlicher findet man dieſen Gegenſtand behandelt in der Einleitung zu meiner Ueberſetzung der Ariſtoteliſchen Poetik (Stuttgart 1860) S. 27—60. und in meiner Schrift: Ariſtoteles und die Wirkung der Tragödie (Berlin 1859).

Begriffs der Schuld und damit auch der Begriff „der absoluten Gerechtigkeit, deren Anschauung erst Mitleid und Furcht in wesentlich andere Gefühle verwandelt.“ [1])

Doch kehren wir zu Lessing zurück. Welches ist das praktische Resultat, das er aus seiner Entwickelung des Wesens der Tragödie zieht? Kein anderes als dies: daß nicht nur die Deutschen, sondern auch die Franzosen, „welche sich seit hundert Jahren ein Theater, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben rühmen, noch kein Theater, d. h. noch keine wahre Tragödie haben,“ daß alle ihre Tragödien an den Maßstab der Aristotelischen Aesthetik gehalten keine Tragödien sind! [2]) Und warum sind sie dies nicht? Weil die Wirkungen die sie hervorbringen alles andere sind, nur nicht diejenigen, die der Tragödie ihrem Wesen nach zukommen. [3])

Vor allen ist es Corneille, der, wie Lessing sagt, den meisten Schaden gestiftet und auf die französischen Tragiker den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt, Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich; den Nachweis für das letztere mag man bei Lessing selbst nachlesen. Er zeigt, wie Corneille die Bestimmungen des Aristoteles, „die alle auf die höchste Wirkung der Tragödie berechnet sind“, falsch und schielend vorgetragen, und weil er sie noch viel zu strenge fand, so lange entkräftet und verstümmelt, gedeutelt und vereitelt hat, bis sie sich, wohl oder übel, mit seinen eigenen Tragödien im Einklange fanden. Diese Manier „im Voraus seine eigene Sache zur Sache der Wahrheit zu machen,“ wird nun von Lessing mit schneidender Schärfe gezüchtigt, und ihr Resultat: die gänzliche Verkennung und Verkehrung des Tragischen selbst in abstrakte Unnatur und hohlen Schwulst, an Corneille's eigenen Tragödien schlagend nachgewiesen. [4])

---

1) Vischer a. a. O. I. 330.
2) VII. 359.
3) VII. 357. 365.
4) VII. 364—373.

Digitized by Google

Dies aber war es grade: das bombaſtiſche Uebermaß, der Schwulſt, die Unnatur in Gehalt und Ausdrucksweiſe der Tragödie ſeiner Zeit, was Leſſing zur Natur und Wahrheit zurückgeführt wiſſen wollte. „Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt ebenſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Grenzſcheidung dort wahrnimmt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtige Dichter iſt daher in Wahrheit auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich, und keine Gattung giebt mehr Gelegenheit in ſie zu verfallen, als die Tragödie.“ [1])

Siebentes Kapitel.

Weitere Folgerungen.

Aus der Entwickelung und Begründung des Ariſtoteliſchen Prinzips der Tragödie gewann nun ferner Leſſing eine Reihe der wichtigſten Beſtimmungen, welche wir jetzt überſichtlich zuſammenſtellen wollen.

Zunächſt die Beſeitigung der ſogenannten vollkommenen Charaktere aus der Tragödie. Schon auf den erſten Blättern der Dramaturgie hatte er ſich gegen das ſpezifiſch chriſtliche Trauerſpiel mit ſeinen durchaus ſchuldloſen Märtyrern als Helden erklärt. [2]) In der Polemik gegen Corneille nimmt er denſelben Gedanken wieder auf, und begründet ihn durch die Hinweiſung auf die Ariſtoteliſche Beſtimmung des „Gräßlichen“ (μιαρόν), in einer Weiſe, welche dieſen

---

1) VII. 266.
2) VII. 10.

Punkt ein für allemal festgestellt und Lessings Entscheidung zu einem Grundgesetze der Aesthetik gemacht hat. [1])

Dasselbe gilt von der Bestimmung des Bösen, dem er schon im Laokoon unter der Bezeichnung des Häßlichen seine Zulässigkeit im Reiche des Schönen unter der Bedingung angewiesen hatte, daß es furchtbar sei. Wenn er den Weisse'schen Richard III. verwarf, so verwarf er damit nicht den Richard Shakspeare's, sondern nur das mit seiner Verworfenheit renommirende Ungeheuer, dem der Leipziger Poet jeden menschlichen Zug, jede Zusammengehörigkeit mit der Gattung abgestreift hatte, den Schreckenspopanz, in welchen hier die ungeheure Energie der Shakspeare'schen Gestalt verwandelt erschien. Es ist nicht daran zu denken, daß Lessing, wie Guhrauer annimmt, [2]) mit seiner vernichtenden Kritik des ersteren auch die letztere einschloß, daß er auf Weisse losschlug und Shakspeare meinte, den er dem deutschen Dichter vielmehr als einen „Spiegel" zur Erkenntniß der Fehler seines Werkes ausdrücklich vorhält. Allerdings hat Lessing es unterlassen, selbst die Parallele zwischen dem Weisse'schen und dem Shakspeare'schen Richard auszuführen. Aber wir haben uns zu erinnern, daß die Dramaturgie ein Torso, und daß Lessing auch da vielsagend ist, wo er schweigt, oder zu schweigen scheint. Seinem scharfen Auge und seinem tiefen Gefühle war es keineswegs entgangen, daß bei Shakspeare das Urbild menschlicher Bosheit dennoch nicht aus dem Rahmen der Menschheit tritt, und daß mehr als eine Spur in seinem Richard auf die Zusammengehörigkeit mit derselben hinweist, daß schon „das tiefe Bedürfniß der Liebe, das Richard wie Macbeth vor seinem Untergange ausspricht, unsere innerste Theilnahme erregt, und daß wir, wie wir ihnen auch den Untergang gönnen, doch mit ihnen für uns selbst zittern, weil der Dämon, den hier die Nemesis erreicht, auch in uns schlummert." [3]) Streng genommen

1) Vischer, I. 274—75.
2) II. 317.
3) Vischer a. a. O. S. 306.

war also hier Lessing im Wesentlichen selbst mit seinem Aristoteles im Einklange, wenn auch dieser ganz im antiken republikanischen Geiste empfand, als er den „vollendet Schlechten“ und dessen Untergang von der Tragödie ausschloß, weil er in jenem nur den nichtswürdigen Taugenichts erblickte, dessen Vernichtung weder Mitleid noch Furcht erregen könne. [1]) Es ist dies die Seite, von welcher die Aristotelische Poetik auf einer zeitlichen, politisch bestimmten Grundlage ruht. Aber der alte Denker ist an das Tragische des Bösen dicht herangestreift in einer bisher von allen seinen Erklärern übersehenen Stelle, (Poetik Kap. 18, § 6) in welcher er den Satz aufstellt: „daß es allerdings tragisch und menschliche Theilnahme erregend sei, wenn der tapfere aber ungerechte Mann (etwa ein Richard III.) besiegt, und der Kluge aber Schlechte betrogen werde“.

Eine dritte wichtige Bestimmung war die der dramatischen Charaktere und ihrer nothwendigen inneren Einheit. Diese letztere wird als ein absolutes Erforderniß der Kunst im Gegensatze gegen die Erscheinungen der alltäglichen Wirklichkeit hingestellt, welche in keinem Falle als maßgebend oder auch nur entschuldigend für den Dichter angesehen werden dürfe. [2]) Daran knüpft sich ferner der Unterschied der Charaktere und ihre Bedeutung in der Komödie und in der Tragödie. In der ersteren sind sie die Hauptsache und die Situationen nur die Mittel, sie sich äußern zu lassen, während in der Tragödie die Situationen (die Handlung) das Wesentliche sind, weil aus ihnen das Wesentliche der Tragödie entspringt. „Aehnliche Situationen geben also ähnliche Tragödien, nicht ähnliche Komödien. Dagegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, während sie in den Tragödien fast gar nicht in Erwägung kommen.“ [3])

Endlich glaubte Lessing aus der Aristotelischen Theorie der Tragödie selbst die dramatische Form derselben bestimmen zu können,

1) Vischer I. S. 307.
2) VII. 152 u. 153.
3) VII. 232 u. 233.

indem er darauf hinwies, daß die dramatiſche Form diejenige ſei, in welcher ſich Mitleid und Furcht, die beiden großen Grundgefühle der Tragödie, entweder allein oder doch in höherem Maße als in jeder anderen erregen laſſen. [1]) Allein bei dieſem Verſuche gerieth er, abgeſehen davon, daß durch denſelben die dramatiſche Form nur für die Tragödie nicht auch für die Komödie als nothwendig nachgewieſen wurde, in Widerſpruch mit ſeinem Ariſtoteles. Denn während Leſſing die „gegenwärtige Anſchauung“ als nothwendiges Moment zur Erregung von Furcht und Mitleid gefordert und die Erweckung dieſer Gefühle durch die bloße Erzählung von Ariſtoteles geeignet glaubte, ſagt der letztere vielmehr ausdrücklich das Gegentheil. [2]) —

Die Autorität der klaſſiſchen Tragödie der Franzoſen zu ſtürzen war eine Hauptaufgabe für Leſſing ſchon darum, weil dieſelbe, während ſie die einfache Größe und Erhabenheit der alten helleniſchen Tragödie verdunkelt hatte, zugleich den Weg verſperrte zu dem Genius Shakſpeare's. Wenn er bei dem Niederreißen dieſer hemmenden Schranken, wodurch er der Befreier der deutſchen Tragödie und des deutſchen Drama's wurde, mitunter ungerecht verfuhr in dem Kampfe gegen die franzöſiſche Literatur, ſo war es, weil, wie ein weiſes Wort lautet, „Mäßigung erſt nach dem Siege eintreten kann“. Dieſer Sieg aber war noch erſt zu erfechten, um das ſtolze Wort Schillers wahr zu machen, welches dieſer große Dichter gleichſam als wohlverdienten Lorbeerzweig auf Leſſings Dramaturgie niederlegte, wenn er von dem deutſchen Theater ſeiner Tage ſeinem Goethe zuſang:

„Einheim'ſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt.
Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt.
Und auf der Spur der Griechen und des Britten
Iſt er dem beſſern Ruhme nachgeſchritten.“

1) VII. 346 u. 347. 358.
2) Ariſtot. Poetik 14. § 1. p. 29. Ritter.

Daß dies geſchehen, daß der deutſche Genius „auf der Spur der Griechen und des Briten“ dem beſſeren Ruhme nachſchreiten konnte, das iſt das Werk des Mannes, der ihm den Weg gebahnt, das Werk des Befreiers Leſſing und ſeiner Dramaturgie. Wie aber Schiller den Werth der letzteren gewürdigt, das beweiſt eine Stelle ſeines Briefwechſels mit Goethe, dem er im Jahre 1799 ſchrieb: „ich leſe Leſſings Dramaturgie. Es iſt doch gar keine Frage, daß Leſſing unter allen Deutſchen ſeiner Zeit über das, was die Kunſt betrifft, am klarſten geweſen, am ſchärfſten und zugleich am liberalſten darüber gedacht, und das Weſentliche, worauf es ankommt, am unverrückteſten ins Auge gefaßt hat. Lieſt man nur ihn, ſo möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutſchen Geſchmacks ſchon vorbei ſei. Denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunſt gefällt werden, dürfen ſich an die ſeinigen ſtellen!“ Schiller war es auch, der mit Leſſing in der Würdigung des Ariſtoteles übereinſtimmte, den er „einen Höllenrichter“ ſowohl für alle diejenigen nannte, die an der äußern Form ſklaviſch hängen, als für die, welche ſich über alle Formen wegſetzten, da es ihm bei allen ſeinen Beſtimmungen ſichtbar weit mehr um das Weſen als um die Form zu thun ſei, während er doch wieder aus der Natur des Gedichts und beſonders des Trauerſpiels deſſen unverrückbare Form ableite.

Wenn wir bisher Leſſing die ganze Unerbittlichkeit ſeiner Kritik gegen die franzöſiſche Tragödie richten ſahen, um den Beweis zu führen, „daß keine Nation die Regeln des alten Drama mehr verkannt habe, als die Franzoſen,“ ſo finden wir in ihm dagegen den bereitwilligſten Anerkenner deſſen, was dieſe Nation im Luſtſpiel und bürgerlichen Drama geleiſtet hatte. Nicht nur, daß Molière für ihn ſeinen Platz neben Shakſpeare hatte, [1]) daß er den großen franzöſiſchen Luſtſpieldichter gegen die Verkennung ſeines eigenen Landsmannes Voltaire und das Luſtſpiel ſelbſt gegen Rouſſeau's

1) X. 175.

alberne Angriffe in Schutz nahm,[1]) — auch die späteren französischen Komödiendichter, die Destouches und Regnard, Quinoult und Marivaux erfahren bei aller Hindeutung auf ihre Fehler und Schwächen die gerechteste Anerkennung; und hinsichtlich des sogenannten rührenden Lustspiels, der comédie larmoyante, ließ er sich bekanntlich im Gegensatze zu seinem früheren ablehnenden Urtheile,[2]) sogar durch seine Vorliebe für den Poeten Diderot zu einer Ueberschätzung dieser Gattung hinreißen, während er sich von dem Ansehen des Kritikers Diderot, den er früher neben Aristoteles gestellt hatte, völlig emanzipirt zeigt.

Ein völlig neues und unbekanntes Gebiet erschloß endlich Lessing seiner Nation durch seine Hinweisung auf das spanische Drama, von dessen Reichthum und Originalität damals Niemand in Deutschland auch nur eine Ahnung besaß. Als Lessing die Dramaturgie schrieb, war noch kein einziges Drama dieser Literatur übersetzt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt.[3]) Lessing, der schon seit seinem ersten Berliner Aufenthalte sich mit dem Spanischen vertraut gemacht hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, welche ihm die reiche spanische Büchersammlung eines befreundeten Hamburger Kaufmanns bot, um sich die unbekannten Schätze der dramatischen Literatur anzueignen. Er studirte Calderon und Lope, er las die Komödien des Cervantes und gab bei der Kritik des Essex von Thomas Corneille eine ausführliche Zergliederung der gleichnamigen spanischen Tragödie, deren Verfasser noch heute unbekannt ist, um seiner Nation einen Begriff zu geben von einer ihr völlig unbekannten, an eigenthümlichen Schönheiten reichen dramatischen Literatur. Aber diese Entdeckerfreude verleitete ihn so wenig zu einer — bei minder gefesteten Geistern fast unvermeidlichen — Ueberschätzung ihres Werthes, daß vielmehr sein Urtheil über die Schwächen wie

1) VII. 240—241. vergl. 128—129.
2) IV. 151—155.
3) VII. 308.

über die Vorzüge des ſpaniſchen Drama's [1]) noch heute in Kraft bleibt. Er war geneigt, auf alle ſpaniſchen Dramen das Wort des alten helleniſchen Dichters anzuwenden, daß bei ihnen „die Hälfte größer ſei als das Ganze.“ Das einzige Stück, das er Luſt verſpürte auf das deutſche Theater zu verpflanzen, war Calderons Richter von Zalamea, [2]) und gerade dies Drama gilt auch heute noch als Calderons vorzüglichſtes Werk und wurde ſpäter wirklich durch Schröder wohl nicht ohne Anregung Leſſings für die deutſche Bühne bearbeitet.

Die Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des ſpaniſchen Drama's, namentlich ſeiner Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, war es zugleich, welche Leſſing auf das wichtige Thema von der Nachahmung der Natur durch die Kunſt führte.

Wieland hatte in ſeinem Romane Agathon, den Leſſing zuerſt ſeiner gleichgültigen Nation als ein Meiſterwerk in die Augen rückte, [3]) ganz wie der ſpaniſche Dichter Lope de Vega jene Vermiſchung durch das Vorbild der Natur und Wirklichkeit zu rechtfertigen verſucht. Leſſing zeigte den ungeheuren Irrthum, in welchen ſich beide verſtrickt hatten, und ſtellte zugleich die Lehre von der Naturnachahmung durch die Kunſt ein für allemal auf ihren richtigen Standpunkt. In der neueren Aeſthetik iſt jene Frage dahin erledigt, „daß die Kunſt eben die Erſcheinung, welche die Natur geſchaffen, aber im Gedränge des ſtörenden Zufalls Trübungen jeder Art ausgeſetzt hat, auf ihre Reinheit zurückführt, und ſo gereinigt in einem idealen Scheinbilde wiederholt, während ſie in der Zurückführung ſelbſt das Vorbild mit der Beſtimmtheit ſeiner Formen und der Wärme ſeiner Lebendigkeit nacheifernd im Auge behält.“ [4])

---

1) VII. 308—309.
2) XII. 494.
3) VII. 313—314.
4) Viſcher, Aeſthetik 3. S. 84. Vergl. meine Einleitung zur Ueberſetzung von Ariſtoteles' Poetik S. 15—27.

Ganz in demſelben Gedanken bewegt ſich Leſſings Entwickelung. „In der Natur, ſagt er, iſt alles mit allem verbunden, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich, eins ins andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat: das Vermögen, abzuſondern und ihre Aufmerkſamkeit lenken zu können. Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasſelbe würde es für uns gar kein Leben geben, wir würden vor allzuverſchiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſein, wir würden träumen, ohne zu wiſſen, was wir träumten. Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſei der Zeit oder dem Raume nach, in unſeren Gedanken abſondern oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

„Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein, ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns droht, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig widerwärtig ſein, in der Kunſt das wiederzufinden, was wir in der Natur wegwünſchen.“

Allein während Leſſing ſo den nothwendigen Abſonderungsprozeß, welchen die Kunſt bei ihrer Nachahmung zu vollziehen hat, „aus der Natur der menſchlichen Empfindungen und Seelenkräfte“ nachwies, entging es ihm nicht, daß das Kunſtwerk in ſeiner höchſten

Vollendung, daß mit einem Worte die Tragödie, wie sie sich in Shakspeare's Genius offenbart, ein Ausnahmerecht für sich von seinem Satze beanspruchen dürfe. Und so schließt er seine Entwickelung mit jenen denkwürdigen Worten, mit welchen er sich vollkommen auf den Boden der romantischen Poesie stellt: „Nur wenn ebendieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt: wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen." — Was ist dies anders als die Rechtfertigung Shakspeare's und der romantischen Poesie, deren Idee mit dem klassischen Begriffe des Schönen zu versöhnen, wie Guhrauer mit Recht bemerkt, als Lessings durchgehendes Streben in der Dramaturgie erscheint!

Wir stehen am Ende unseres Versuches, den unerschöpflichen Reichthum von Lessings Dramaturgie und die Größe seiner Verdienste um die Entwickelung unserer poetischen Nationalliteratur andeutend zu vergegenwärtigen. Womit aber könnten wir denselben würdiger beschließen, als mit dem Hinweis auf die bahnbrechende Kraft, mit welcher Lessing den vollen tiefen Strom der Shakspeareschen Poesie befruchtend hinüberleitete auf die dürren Gefilde der deutschen Dichtung und in die vertrockneten Lebensadern des deutschen Geistes.

Was er vor nahezu einem Jahrzehend in den „Literaturbriefen" angedeutet hatte, daß Shakspeare auch nach den Mustern der Alten beurtheilt, ein weit größerer tragischer Dichter sei, als die Corneille und Voltaire, das führte er in der Dramaturgie mit der Begeisterung tiefster Ueberzeugung und mit eindringendstem Verständnisse aus, während er zugleich mit den vorhin erwähnten einfachen Worten: „Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein!" aller

künftigen Benutzung und Auffassung des großen Dichters den einzig richtigen Weg vorzeichnete. Es war nicht Lessings Schuld, wenn die Stürmer und Dränger der nächsten Jahre Shakspeare als das Urbild und Muster des aller Gesetze und Regeln spottenden Genies auf ihre Fahne schrieben. Sie hätten aus Lessing, der dem Genie besser als sie selbst sein volles Recht sehr wohl zu wahren wußte, [1]) lernen können, daß er Shakspeare's Dichtungen mit dem Wesen der griechischen Tragödie und mit den Aristotelischen Gesetzen im vollen Einklange fand. Das Stürmer- und Drängerthum der auf die Regellosigkeit pochenden Genies lag damals, als Lessing seine Dramaturgie abschloß, bereits in der Luft und veranlaßte ihn, die Ursachen desselben mit schlagender Wahrheit zu zeichnen. Es war die Bekanntschaft mit dem englischen Theater, welche, wie er sich ausdrückt, die Deutschen die Entdeckung machen ließ, „daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahl der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln wohl gar schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! Aber mit *diesen* Regeln fing man an, *alle* Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's Neue für sich erfinden solle." [2])

---

1) VII. 151. 428.
2) VII. 453 u. 454.

Dieſe „Gährung des Geſchmacks" zu hemmen war das Ziel, auf welches vorzugsweiſe hingearbeitet zu haben Leſſing am Schluſſe der Dramaturgie bekannte. Die Revolution, welche er unternahm, war eine weſentlich konſervative, und der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts erſcheint auch hier, — wie überall, zugleich als der treueſte Bewahrer aller wahrhaften Errungenſchaften der Vergangenheit des Menſchengeiſtes.

0057903?3

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.

Digitized by Google

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

„Auf Lessing zurückgehen heißt jetzt — fortschreiten!"
F. G. Kühne.

Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe.
Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1864.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen hat der Verfaſſer ſich vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Band.

Achtes Buch. Die Episode des Kampfes gegen Klotz.
Hamburg 1768— 1769. Antiquarische Briefe.

Seite

Erstes Kapitel. Klotz und die Seinen . . . . . 3—10
Zweites Kapitel. Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe 11—26
Drittes Kapitel. . . . . 26—30
Viertes Kapitel. Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne. . . . 30—41

Neuntes Buch. Lessings Lieben und Leiden.
1769—1776.

Erstes Kapitel. . . . . 45—71
Zweites Kapitel. . . . . 71—74
Drittes Kapitel. . . . . 75—84
Viertes Kapitel. . . . . 84—96
Fünftes Kapitel. Die italienische Reise . . . . . 96—107
Sechstes Kapitel. Lessings Heirath . . . . . 108—112

Zehntes Buch. Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre.
1770—1775. Emilia Galotti.

Erstes Kapitel. Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre. 1770—1775 . . . . . 115—124
Zweites Kapitel. Emilia Galotti . . . . . 124—147
Drittes Kapitel. Lessing und Goethe . . . . . 148—160

Elftes Buch. Leſſing der Philoſoph.

Seite

Erſtes Kapitel. Leſſing und Kant . . . . . 163—170
Zweites Kapitel. Leſſing und Spinoza. (1760—1765.) . . . . . 170—182
Drittes Kapitel. Spinoza und Leibniz . . . . . 182—194
Viertes Kapitel. Der ſpeculative Grundgedanke Leſſings . . . . . 194—207

Zwölftes Buch. Leſſing der Theologe. — Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

Erſtes Kapitel. Leſſings theologiſche Vorſtudien . . . . . 211—216
Zweites Kapitel. Der Wolfenbüttler Fragmentiſt . . . . . 217—223
Drittes Kapitel. Die Fragmente . . . . . 223—227
Viertes Kapitel. Leſſings Stellung zu den Fragmenten . . . . . 227—234
Fünftes Kapitel. Der Kampf mit Goeze . . . . . 234—259

Dreizehntes Buch. Nathan der Weiſe.

Erſtes Kapitel. Eva Leſſings Tod 263- 281
Zweites Kapitel. Entſtehungsgeſchichte Nathans des Weiſen . . . . 281—291
Drittes Kapitel. Nathan der Weiſe . . . . . 292—311
Viertes Kapitel. . . . . 312—319

Vierzehntes Buch. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ernſt und Falk.

Erſtes Kapitel. Leſſings Stellung zu den Aufklärern . . . . . 323—329
Zweites Kapitel. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts . . . . . 330—345
Drittes Kapitel. Leſſings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Geſellſchaft . . . . . 346—354
Viertes Kapitel. . . . . 354—371
Fünftes Kapitel. . . . . 371—380
Sechstes Kapitel. . . . . 381—394
Siebentes Kapitel. Der Menſch unter Menſchen . . . . . 395—403
Schluß. . . . . 404—409

Achtes Buch.

Die Episode des Kampfes gegen Klotz. Hamburg 1768—1769.

Antiquarische Briefe.

Erstes Kapitel.

Klotz und die Seinen.

Während Lessing noch an dem zweiten Bande seiner Dramaturgie arbeitete, sah er sich durch die literarischen Umtriebe seiner Feinde, als deren Haupt wir bereits mehrmals den durch ihn zu einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit gelangten Halleschen Professor Klotz namhaft gemacht haben, in eine Fehde verwickelt, die ihn von seinem ruhmgekrönten ästhetischen Feldzuge ab- und auf das seit dem Laokoon verlassene Gebiet der antiquarischen Studien zurückrief.

„Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen."

Diese Aeußerung, mit welcher Lessing die letzte der Schriften befürwortete, welche sein Streit mit Klotz veranlaßte, [1]) ist in mehr als einer Hinsicht das würdigste Motto, das wir unserer Darstellung dieser Händel vorsetzen können.

Lessings Thätigkeit in diesem Kampfe wider einen in keiner Hinsicht seiner würdigen Gegner ist nur mit dem Verdienste zu vergleichen, welches er sich zehn Jahre früher durch seine Literaturbriefe

1) „Wie die Alten den Tod gebildet", VIII. 210.

um die Reinigung der literariſchen Atmoſphäre Deutſchlands erworben hatte. Wie er dort in das ſelbſtgefällige ſchöngeiſtige Treiben der gedankenloſen Mittelmäßigkeit die Blitze ſeiner Kritik geſchleudert hatte, [1]) ſo entlud ſich hier das Gewitter ſeines edlen Zornes reinigend und befreiend über den Häuptern einer literariſchen Rotte, die geführt von einem in ſeiner Art überaus geſchickten literariſchen Condottiere, die geſammte Kritik und Journaliſtik Deutſchlands zu vergiften, und zugleich gerade auf dem Gebiete, auf welchem durch einen Winckelmann und Leſſing ſo eben die erſten großen Erfolge mühſam errungen worden waren, auf dem Gebiete der Alterthumswiſſenſchaft in ihrer Anwendung für die Befruchtung der deutſchen äſthetiſchen Kultur, durch böswillige Verkleinerungsſucht auf der einen und ſeichte Oberflächlichkeit auf der andern Seite unberechenbaren Schaden anzurichten drohten.

Während der letzten Jahre ſeines Breslauer Aufenthalts, in welchem Leſſing gänzlich zurückgezogen von aller öffentlichen Thätigkeit für Journaliſtik und Literatur gelebt und gearbeitet hatte, war in Deutſchland ein junger Schriftſteller aufgetreten, der mit nicht geringen formalen Talenten und mit noch weit größerem Ehrgeize ausgeſtattet, durch eine literariſche Vielgeſchäftigkeit und journaliſtiſche Rührigkeit ohne Gleichen das von Leſſing ſcheinbar aufgegebene Terrain einzunehmen ſich gewillt zeigte. Chriſtian Adolf Klotz, ein Lauſitzer wie Leſſing, geboren 1738, hatte zugleich eine überaus raſche Carriere gemacht. Mit vierundzwanzig Jahren Profeſſor an der Univerſität zu Göttingen, mit ſiebenundzwanzig als Profeſſor der Beredtſamkeit nach Halle berufen, und bald darauf durch den Titel eines Geheimen Raths und durch eine anſehnliche Beſoldung auch mit jenen äußerlichen Bedingungen ſelbſtgewiſſen Auftretens verſehen, welche auf das Publikum von damals noch mehr als auf das heutige ihres Eindrucks nicht verfehlten, geſtachelt

1) S. Bd. I. S. 168 ff.

von brennendem Ehrgeize und wenig bedenklich in der Wahl der Mittel zu deſſen Befriedigung, war es ihm gelungen, ſich binnen wenigen Jahren einen angeſehenen und noch mehr gefürchteten Namen zu machen. Vor Allem waren es Winckelmann's und Leſſings Lorbeern, die ihn nicht ſchlafen ließen. Eine gewiſſe formelle äſthetiſche Kultur, die ihn dem Kreiſe der lyriſchen Schöngeiſter Gleim, Jacobi u. a. m. zuführte, verbunden mit lebhafter Sinnlichkeit, die den Jüngling Bürger zu deſſen Verderben an ihn feſſelte, und ein richtiger Inſtinkt für das Zeitgemäße, wie er dem rührigen Ehrgeize ſelten mangelt, beſtimmten ſeine Richtung und ſein Streben: die Wiſſenſchaft des Alterthums, ſeiner Kunſt und Literatur durch geſchmackvolle Popularisirung mit den äſthetiſchen und literariſchen Bildungsbeſtrebungen der Zeit zu vermitteln. Eine ſolche Tendenz lag damals gleichſam in der Luft. Wir haben geſehen, wie um dieſelbe Zeit der jugendliche Goethe kein höheres Ziel kannte, als unter Leitung eines Philologen wie Heyne, der, gleichfalls ein Landsmann Leſſings, ſeit 1763 für denſelben Zweck als akademiſcher Lehrer in Göttingen wirkte, ſich zu ähnlicher Thätigkeit geſchickt zu machen. In der That gelang es Klotz ſehr bald, ſich als geſchmackvoller und eleganter Antiquar, als feiner Kunſtkenner und geiſtreicher Kritiker einen Namen zu erwerben, der in jenen Zeiten der Ueberſchwänglichkeit, wie ſie allen unreifen literariſchen Jugendperioden eigen iſt, ihn weit über ſein Verdienſt wie über ſeine Kraft und den Werth ſeiner Leiſtungen emportrug. Denn außer einer Ausgabe des griechiſchen Dichters Tyrtäus und einer Anzahl kleiner lateiniſch geſchriebener Abhandlungen hatte er eigentlich bis zu der Zeit, wo ihn ſeine Schrift über den Nutzen der geſchnittenen Steine auch als deutſchen Schriftſteller zu ſeinem Unglücke einführte, noch nichts geleiſtet. Als Univerſitätslehrer war er weniger als mittelmäßig. Seine Vorträge waren ungründlich und liederlich, da er jede Anſtrengung und jedes ernſte Studium für dieſelben ſcheute, weshalb er auch nur ſelten ein Collegium zu Stande brachte.

Eine um so größere Thätigkeit hatte er dagegen als Journalist zu entfalten, und durch dieselbe sich einen Einfluß und eine Stellung zu schaffen gewußt, die ihn in der ganzen deutschen literarischen Welt gefürchtet machten.

Für uns, denen sein Andenken nur noch durch Lessings vernichtende Kritik seiner Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit auf allen Gebieten, auf denen er sich versuchte, erhalten ist, erscheint das Ansehen, welches er vor seinem verhängnißvollen Streite mit Lessing bei den Besten seiner Zeit genoß, fast unglaublich. Nicht nur der Alles bewundernde Gleim stellte „seinen großen und gelehrten Klotz" geradezu neben Lessing, auch ein Wieland zählte ihn zu den „Zierden der Nation", und Herder setzte ihn den Heroen der Philologie, einem Geßner und Ernesti an die Seite. [1]) Ja, Lessing selbst ward in seiner Breslauer Abgeschiedenheit aufmerksam auf das neu hervortretende Talent, und aufmunternd wie er sich gegen alle jugendlichen Anfänger zu verhalten liebte, erwies er ihm die Ehre einer achtungsvollen Erwähnung in seinem Laokoon. [2]) Mit Nicolai, für dessen Journal er schrieb, stand Klotz in naher Verbindung, wie denn überhaupt wohl kaum ein Mann von literarischer Bedeutung in und außerhalb Deutschland war, an den er sich nicht heranzudrängen gewußt hätte. Nur bei einem Einzigen gelang es ihm nicht, und dieser Eine war gerade Derjenige, um den es dem eitlen und ehrgeizigen jungen Manne am meisten zu thun war, Lessing. Die Bewunderung und Verehrung von Lessings Genius, welche er in seiner Rezension von dessen Laokoon aussprach, war übrigens nicht erheuchelt, wenn sie gleich mit der deutlichen Absicht verbunden erschien, im Verein mit Lessing Opposition gegen Winckelmann zu machen, dessen Ruhm ihn drückte. [3]) Bei dieser Taktik war das alte

1) S. Briefe an Klotz, II. 94. 96. 97. 98., I. 107. 110. 143.
2) VI. 515.
3) Murr, Klotzens Denkmal S. 25. u. 41., Hausen, Leben und Charakter Klotz' S. 63.

divide et impera ſein Leitſtern. Wenn ihm das Entzweien gelang, glaubte er auf das Herrſchen größere Ausſicht zu haben. Aber gerade dieſe Taktik war es, die ihm bei dem Manne, den er gewinnen wollte, von vornherein ſein Spiel verdarb. Die unterwürfige Dienſtbefliſſenheit, mit der er ſich an Leſſing drängte, indem er ihn wenige Tage nach dem Erſcheinen des Laokoon brieflich um die Erlaubniß bat, ſeine abweichenden Anſichten öffentlich ausſprechen zu dürfen, machte Leſſing ſtutzig; und in der That war der Brief [1]) ein Gemiſch von Schmeichelei und Anmaßung, durch welche das Beſtreben des eitlen jungen Mannes, ſich mit einem Leſſing auf gleichen Fuß zu ſtellen, deutlich genug hervorleuchtete. Leſſing beantwortete indeß dieſen erſten Brief mit großer Höflichkeit, und nur die Bemerkung: „daß er ſeinem Laokoon wenig Leſer und noch weniger gültige Richter verſpreche", mochte für Klotz ein Wink ſein, der ihn um ſo mehr verdroß, als er ihn auf ſeine Stellung zu Leſſing aufmerkſam machte. Im Uebrigen aber verräth Leſſings Brief [2]) keine Spur einer Eingenommenheit gegen Klotz, vielmehr zeigt ſich in demſelben eine gute Meinung von deſſen Beſtrebungen, welche Leſſing ſogar den Wunſch perſönlicher Bekanntſchaft äußern ließ. Das war ſehr natürlich. Leſſing war damals (1766) eben erſt aus ſeiner Breslauer Einſamkeit in die literariſche Welt zurückgekehrt. Er kannte von Klotz wenig mehr als deſſen lateiniſch geſchriebene Briefe über Homer, die für jene Zeit mehr Geiſt in Behandlung der Alten verriethen, als man bei den damaligen Philologen zu finden gewohnt war, und der Charakter des Menſchen war ihm vollends unbekannt. Er fand ihn in Verbindung mit ſeinen Berliner Freunden, und ſah und hörte überall in mündlichen und journaliſtiſchen Aeußerungen das Lob des geiſtreichen, ſtrebſamen und rührigen jungen Mannes, der wie es ſchien, Intereſſen

1) Man findet denſelben in Leſſings Werken VIII. 187—188.
2) XII. 173—175.

verfolgte, welche auch die seinen waren, und dessen eleganter lateinischer Styl in Prosa und Poesie alle Welt entzückte. Aber schon die Rezension des Laokoon, welche ihm Klotz fünf Monate später (Oktober 1766) mit einem zweiten, ganz im Geiste des ersten geschriebenen Briefe [1]) zusandte, öffnete Lessing, der unterdessen Gelegenheit gefunden hatte, Klotzens Treiben etwas näher kennen zu lernen, die Augen über den wahren Gehalt des Mannes. Er ließ Brief und Recension unbeantwortet, und er wußte, warum er es that. [2]) Er erkannte in Klotz den Cliquenmacher, dessen Wahlspruch bei seiner Kritik auf das: „Wie Du mir, so ich Dir" gegenseitiger Schmeichelei und Bewunderung hinauslief, während sein scharfer Blick zugleich in jener Recension selbst die ungründliche Oberflächlichkeit und den Mangel selbstständiger Forschung und Studien durchschaute.

Lessings Schweigen war für einen Mann von Klotzens Selbstüberhebung und Reizbarkeit eine tödtliche Beleidigung, um so mehr, da sogar manche Freunde Lessings, wie Gleim, sich über dessen Verhalten erstaunt zeigten. Zum Ueberfluß erfuhr gerade um diese Zeit die Sammlung von Klotz' lateinischen Schriften in Nicolai's Bibliothek eine etwas schärfere Kritik, als der eitle Mann bisher zu vernehmen gewohnt gewesen war. Maaßlos empfindlich, wie alle seines Gleichen, gegen das leiseste Wort öffentlichen Tadels, durch allzuleichte Erfolge und vorzeitige Berühmtheit über sich selbst und das Maaß seiner Begabung völlig verblendet, und in dieser Verblendung durch eine Schaar diensteifriger Jünger wie durch das furchtsame Verhalten aller älteren Männer von Namen und Geltung in der Wissenschaft und Literatur bestärkt, beschloß er, um sich an Lessing zu rächen, einen Vernichtungskrieg gegen diesen und dessen Freunde, der jedoch mit seiner eigenen Vernichtung enden sollte.

---

1) VIII. 191—193.
2) VIII. 193—197.

Geneigt wie alle auf den Schein gerichteten Cliquenmacher bei anderen die eigne Handlungsweiſe vorauszuſetzen, galt es ihm als unzweifelhaft, daß Leſſing an der Spitze einer eignen Berliner Literaturſchule ſtehe, die es auf nichts Geringeres abgeſehen habe, als durch das Organ der oft genannten Berliner Zeitſchrift, der Allg. deutſchen Bibliothek, einen kritiſchen Despotismus über ganz Deutſchland auszuüben; und Klotz kam ſich als ein Verfechter der guten Sache der Freiheit vor, indem er ſich ſolchem Unweſen gegenüber, wie er ſich ausdrückte, „an die Spitze der mit dem Berliner kritiſchen Despotismus Unzufriedenen“ ſtellte. Nicht zufrieden mit den journaliſtiſchen Organen der „Halliſchen gelehrten Zeitung“ und der lateiniſch geſchriebenen „Acta Litteraria“, in deren Beſitze er ſich bereits befand, gründete er jetzt für ſeine Oppoſition noch ein drittes, die „deutſche allgemeine Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“, welche zugleich der Nicolai'ſchen Zeitſchrift Concurrenz machen ſollte, und in welcher, wie wir oben ſahen, Leſſings dramaturgiſche Thätigkeit in Hamburg auf das Boshafteſte angegriffen wurde. Auch dies ſchien ihm noch nicht genug. Sein Schüler und Freund, ihm gleich an Charakter und Tendenzen, wie an frühen Erfolgen in der Literatur, der durch ſeine Empfehlung mit ſechsundzwanzig Jahren als Profeſſor an die neuerrichtete Univerſität Erfurt berufene Riedel, hatte nichts Eiligeres zu thun als dort in der „Erfurtiſchen gelehrten Zeitung“ ein weiteres Organ der Oppoſition gegen Leſſing und ſeine vermeintliche Schule zu ſtiften, um welches er eine ganze Schaar von literariſchen Klopffechtern verſammelte. So ausgerüſtet begannen Beide den Angriff, den ſie durch das leichte Geſchütz von einzelnen Pamphleten und Schmähſchriften aller Art unterſtützten, wobei ſie es namentlich an der Hauptwürze für das große leſende Publikum, an boshaften Perſönlichkeiten, Anekdoten, Klatſchereien und Gerüchtſäereien nicht fehlen ließen. Mit vollen Backen ward, wie ein Zeitgenoſſe, Garve, ſchreibt, der Ruhm der Klotz'ſchen Schule in Zeitungen und Jour-

nalen ausposaunt, und da das Publikum durch die Vielgeschäftigkeit der beiden Häupter fortwährend in Athem gehalten, und kein irgend genannter und berühmter Name ungehudelt gelassen wurde, so erreichten sie ihren Zweck, Aufsehen zu machen und Furcht zu verbreiten, in einem Grade, der für die damaligen literarischen Zustände und die charakterlose Schwäche der meisten Vertreter derselben ein trauriges Zeugniß abgiebt. Die Gelehrten und die Männer der Wissenschaft, ein Heyne, Reiske, Lippert u. a. zitterten vor Klotz und beugten sich stillschweigend unter seiner journalistischen Peitsche, aus Furcht noch schlimmer behandelt zu werden, wenn sie offenen Widerstand wagten. [1]) Im Stillen tröstete sich ihre Feigheit mit der bekannten Entschuldigung, daß die Bekämpfung eines solchen Menschen unter ihrer Würde und ihre Zeit dafür zu kostbar sei, wie der gelehrte Reiske mit unglaublicher Naivetät sich gegen Lessing selbst in demselben Briefe ausdrückte, in welchem er Jenem für die erfolgreiche Bekämpfung des „Erzfeindes" seinen gerührten Dank abstattete. Die übrigen Schriftsteller befanden sich theils in gleichem Falle, theils waren sie selbst von ihm in das Netz seiner Cotterie mit eingesponnen, das er mit außerordentlicher Geschicklichkeit über das ganze literarische Deutschland gespannt hatte. Wenn je einer, wie Hamann, gegen die Rottmeister und Kobolde der Kritik aufzutreten wagte, so geschah es unter dem Schutze der Anonymität, den auch Herder nicht verschmähte.

---

1) XIII. 145. 154. 164. 167. 191. 192. und Lessings Brief an Kästner bei Guhrauer, II. 1. 328—29.

Zweites Kapitel.

Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe.

So ſtanden die Sachen, als Leſſing, der unterdeſſen durch die Berufung nach Hamburg ſeine antiquariſchen Studien und deren Gegner eine Zeitlang aus den Augen verloren hatte, im Anfange des Jahres 1768 auf das Klotziſche Treiben aufmerkſam zu werden begann. Das „Geſudel", welches Klotz und ſeine Spießgeſellen in ihrer neuen deutſch geſchriebenen Halliſchen Zeitſchrift trieben, die boshaften Angriffe, welche ſie gegen ſeine Freunde, gegen Männer wie Ramler, Gerſtenberg und Klopſtock richteten, ward ihm unleidlich, und es ſchien ihm Zeit, wieder einmal die alte in den Literaturbriefen ſo erfolgreich geſchwungene Geiſſel zur Hand zu nehmen. „Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann", ſchrieb er an Nicolai, der nicht unterließ, ihn in ſeinem Vorſatze zu beſtärken. [1]) Dazwiſchen wandelte ihn einen Augenblick die Luſt an, bei Gelegenheit einer im Mai 1768 unternommenen Reiſe nach Leipzig, ſich den Mann in der Nähe zu beſehen, vielleicht um zu verſuchen, ob er nicht durch perſönlichen Einfluß auf beſſere Wege zu bringen ſein möchte. Doch ward dieſer Vorſatz ſehr bald aufgegeben, denn hier in Leipzig erfuhr er ſo viel von dem eigentlichen Weſen des Mannes, daß ihm jede Luſt zu perſönlicher Bekanntſchaft verging. [2]) Vielmehr kehrte er von Leipzig nach Hamburg mit dem feſten Vorſatze zurück, dem Klotziſchen Treiben gründlich zu Leibe zu gehen.

In Leipzig waren ihm die neueſten Klotziſchen Schriften in die Hände gerathen. Sie hatten ihm den letzten Reſt von guter

---

1) XII. 189. XIII. 138.
2) XII. 195—196. XIII. 143.

Meinung für den Gelehrten genommen. „Der Mann, schrieb Leſſing an Nicolai, nimmt das Maul gar zu voll, und möchte gern ein Orakel in dieſen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſenderen armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchliffenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Winckelmann und Lippert, die er öfters gar nicht verſtanden hat, und Alles was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich." Gerade in dieſer, von allen Freunden Klotzens hoch gefeierten Schrift hatte Klotz ſeine erſten direkten Angriffe gegen Leſſing gewagt. „Er hat mir", fährt Leſſing in jenem Briefe fort [1]) „die Ehre erzeigt, meiner in dem Büchelchen dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Beſſeren zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzſichtigkeit nicht verſtanden, oder aus Neckerei nicht verſtehen wollen." Zu allem Unglücke für Klotz waren ſeine zahlreichen Freunde eifrig dahinterher, jenen vornehmen Zurechtweiſungen Leſſings in Zeitſchriften und Tagesblättern die gehörige Oeffentlichkeit zu geben, und Leſſing ſah ſich bei ſeiner Rückkehr in Hamburg von einem Artikel der dortigen Zeitung (der Reichspoſtreuter) empfangen, in welcher ein anonymer Rezenſent des Klotz'ſchen Buchs dem Publikum triumphirend zu melden ſich beeilte, daß in demſelben der berühmte Kritiker Leſſing „eines unverzeihlichen Fehlers" überwieſen worden ſei. Es war, wie wir heute wiſſen, [2]) kein anderer als Leſſings alter Feind Duſch in Altona, der die Literaturbriefe noch nicht verſchmerzt hatte, und jetzt die Gelegenheit, ſich an Leſſing unter fremdem Schutze zu rächen, um ſo begieriger ergriff, als er der beifälligen Schadenfreude aller zahlreichen Feinde Leſſings von den Literaturbriefen her gewiß ſein konnte.

Leſſing antwortete mit einem Briefe, den er in die Hamburgiſchen

---

1) XII. 196, vergl. VIII. 5.
2) Guhrauer II. 1. 328.

Zeitungen einrücken ließ, und dem bald eine Reihe anderer nachfolgten. Schon der erste Brief war „eine offene Kriegserklärung wider Klotz", wie er sich gegen Nicolai ausdrückte, [1]) und Lessing war nicht der Mann, der einen einmal aufgenommenen Kampf unentschieden ließ, zumal mit einem Gegner, der, so sehr er ihn auch verachtete, doch bei dem Beginne desselben das Publikum entschieden auf seiner Seite hatte. Denn es war dem rührigen Journalisten gelungen, sich, wie Lessing sich ausdrückte, „einen großen Anhang zu erschimpfen und einen noch größeren zu erloben." Darum warf Lessing die Scheide weg als er das Schwert zog, und er beschloß den frechen Angreifer dergestalt niederzulegen, daß ihm das Aufstehen vergehen sollte. „Da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe," schrieb er im Verlauf des Streits an seinen alten Freund Kästner in Göttingen, wo die zaghaften Gelehrten sich jeder Parteinahme ängstlich zu enthalten fortfuhren, „so muß ich ihn schon völlig zu Boden bringen."

Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen folgte jetzt Angriff auf Angriff. In kaum vier Wochen waren bereits die ersten fünfundzwanzig „Briefe antiquarischen Inhalts" vollendet, nach acht weiteren erschien der erste Band derselben bereits als Buch, [2]) dem schon im folgenden Jahre ein zweiter Theil nachfolgte. Daneben hatte Lessing eine zweite Streitschrift in Angriff genommen, die jedoch ein Bruchstück blieb. Es war die Abhandlung „über die Ahnenbilder der alten Römer," deren Anfang wir aus Lessings Nachlasse besitzen. Sie war gegen Klotz's Behandlung desselben Gegenstandes gerichtet, mit welcher Klotz, wie Lessing einige Jahre später herausbrachte, ein freches Plagiat aus den Heften von Christ's Vorlesungen über Archäologie begangen hatte.

Seit dem Vademecum für den Pastor Lange war kein solches

1) XII. 198.
2) XII. 198—202.

Strafgericht abgehalten worden, wie es in den antiquariſchen Briefen über Klotz erging. Seine Anſprüche auf wiſſenſchaftliches Verdienſt und auf eine Stellung als Gelehrter wurden völlig vernichtet, und die Oberflächlichkeit ſeiner Kenntniſſe, die Nichtigkeit ſeiner Studien, die Hohlheit ſeines ganzen wiſſenſchaftlichen Treibens ebenſo wie die Kniffe und Ränke ſeiner Polemik überzeugend dargethan. Die Zeitgenoſſen erſchraken vor dem Tone der unerbittlichen Schärfe, der offenen Verachtung, mit welchem es geſchah, und alle die ſchwachherzigen Seelen, die kein Wort des Tadels zu äußern gewagt hatten über die Nichtswürdigkeiten der Klotz'ſchen Kritik und Polemik und über die infamirenden Perſönlichkeiten, welche er und ſeine Anhänger ſich erlaubten, ſie ſchüttelten die Köpfe, ja ſie ſtimmten Klagelieder an, über den Verfall der guten Sitte und der Höflichkeit, den Leſſings Briefe ihnen in der deutſchen Literatur herbeizuführen ſchienen. Sie fühlten nicht, daß dieſer Ton eben auch ihrer eigenen Schwachherzigkeit galt, daß Leſſing, indem er auf den Sack losſchlug, zugleich den geduldigen Eſel meinte, der ihn trug und — ertrug. Seine Streitſchriften wider Klotz waren zugleich eine Anklage der deutſchen Literatur- und Gelehrtenwelt, welche dieſem alle ſeine Frechheiten ſtillſchweigend durchgehen ließ. [1]) Ein leuchtendes Beiſpiel dieſes feigen Gelehrtenhochmuths iſt uns in dem bereits erwähnten Briefe des berühmten Philologen Reiske an Leſſing aufbehalten. Reiske dankt dem „großen Leſſing", daß er „ihn ſelbſt und ſo viele andere brave Leute, die wie er unſchuldig von Klotz hätten leiden müſſen, an dem gemeinſchaftlichen hölliſchen Feinde gerächt, daß er dem unwiſſenden Spötter, dem unverſchämten Prahler, dem boshaften Läſterer den Mund geſtopft, und dem gelehrten Pöbel, der denſelben verehre, gezeigt habe, welch ein Ignorant ſein Baal ſei." Er ſelbſt, Reiske, hätte dies Alles freilich auch thun können, aber — man höre: „meine Zeit iſt mir zu edel, und ich dünke mich zu gut, meine

1) VIII. 202. 204.

Hände mit so unedlem Blute zu besudeln!“ Dieser hochmüthige Professor, der den Mann, welchem er den Namen des Großen giebt, mit diesen Worten so tief unter sich stellt, ist zugleich der richtige Germane, der festiglich der Hoffnung lebt: daß die Sache des Guten schon „von selbst“ siegen werde. Lessing verzieh dem professorischen Philister großmüthig die unfreiwillige Beleidigung. Aber er konnte doch nicht umhin, ihm wenigstens anzudeuten, was er über sein und seiner Collegen Verhalten denke. „Ich hatte lange gewartet, schrieb er ihm zurück, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle. Endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. — Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige auf meiner Seite zu sein öffentlich bezeugen, so fürchte ich, er hat mich, mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in Kurzem wieder überschrieen.“ [1])

Freilich: der „große Lessing,“ der titellose Schriftsteller, der von seiner Feder lebende Literat, der nichts hatte als seinen literarischen Ruhm, — wie konnte man sich öffentlich für ihn erklären gegen einen ordentlichen Professor der Eloquenz, einen vom Staate approbirten und besoldeten p. p. ordinarius und Königlichen Geheimderath! Wie konnte man sich erklären gegen das Haupt einer mächtigen Parteigenossenschaft, das über Lob und Tadel zahlreicher Zeitschriften verfügte, während ein Lessing jede Genossenschaft von sich wies, und seit fast einem Jahrzehnd nicht einmal mehr etwas für Journale schrieb, sondern einsam auf sich selbst allein gestellt, in der Welt dastand! Dafür konnte er freilich einem Klotz und Consorten, die von

1) XII. 222. XIII. 167—68.

alle dem ihm gegenüber das Gegentheil behaupteten und ihm die Rolle eines vielarmigen journaliſtiſchen Briareus andichteten, um ihre donquichoteſchen Lanzen gegen ihn einzulegen, von ſeiner einſamen Höhe herab das ſtolze Wort zurufen: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden und helfe Niemanden, und laſſe mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als grade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frei. Mücken können dazwiſchen hinſchwärmen: aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleudern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben! Auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt.“ [1])

Für alle Zeiten gültig iſt die berühmte „Tonleiter“, welche Leſſing am Schluſſe der antiquariſchen Briefe für den Kritiker aufſtellt. „Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute das Kunſtrichterſchild aushängen zu können, ſo würde meine Tonleiter dieſe ſein: Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter, abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper, höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Kabalenmacher“. Leſſing hatte gegen Klotz und Riedel mit dem erſten Satze dieſer Tonleiter begonnen, zu der Zeit da er zuerſt auf ſie als auf vielverſprechende Anfänger aufmerkſam wurde; und eben weil er in der gern aufmunternden Milde ſeines Weſens den Ton vielleicht etwas

1) VIII. 200.

zu ſtark angeſchlagen hatte, — denn in Leſſing war ein enthuſiaſtiſcher Zug, der ihn leicht zu Illuſionen über Menſchen und Dinge verleitete, wenn dieſe Illuſionen auch vor ſeinem ſcharfen Blicke nie lange beſtanden — ſo konnte gerade er am wenigſten geneigt ſein, ihnen die letzten Stufen ſeiner Tonleiter zu erſparen als ihm ſeine Täuſchung klar wurde. Mit ruhigſtem Vorbedacht, mit langſamſter Ueberlegung und mit kälteſtem Blute ſchleuderte er jedes ſeiner tödtlichen Geſchoſſe auf die elenden Prahler und Kabalenmacher, die ſich groß zu machen ſtrebten, indem ſie die Größen der nationalen Literatur in den Staub zogen. Denn ſeine von ſittlicher Empörung erzeugte Kritik ging weit hinaus über den antiquariſchen Ausgangspunkt und Inhalt ſeiner Briefe. Die Materien, die er in denſelben behandeln mußte, um die wiſſenſchaftliche Blöße und Armſeligkeit des Gegners aufzudecken, intereſſirten ihn unendlich weniger, als die eben erſt im Werden begriffene Nationalliteratur und die Bildung ſeines Volks, die er durch das Treiben jener Menſchen bedroht ſah. Er mochte es hingehen laſſen, daß ſich Scribenten, „von denen keiner Profeſſor, wenigſtens nicht Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften, die vielmehr Alle noch Studenten, fleißige beſcheidene Studenten ſein ſollten," mit ihrem ſchaalen und platten kritiſchen Gewäſch an den zahlreichen untergeordneten Geiſtern ihrer eigenen Gattung verſuchten — wiewohl auch dies ein ekler Anblick ſei, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſehe. „Aber wenn ſie vollends an die wenigen Schriftſteller ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anſchlag kommt," ſo erſchien ihm das eine ebenſo lächerliche als ſchädliche Vermeſſenheit. Solle Klopſtock etwa von ihnen lernen, in ſeine Elegien mehr Fiktion zu bringen? oder Ramler in ſeine Oden weniger?" So hirnlos dergleichen Urtheile ſind (fährt er fort), ſo viel Schaden ſtiften ſie doch gleichwohl in einem Publikum, das ſich zum größten Theil noch erſt bildet. Der ſchwächere Leſer kann ſich nicht erwehren, eine geringſchätzige Idee mit dem Namen ſolcher

Männer zu verbinden, denen ſolche Stümper ſolche Armſeligkeiten unausgepfiffen vordoziren dürfen!"

„Unausgepfiffen!" das eben war es, was Leſſing verdroß, ja empörte. Das allgemeine Schweigen der Feigheit und Schwäche gegenüber der frechen Anmaßung und Unſittlichkeit war es, was ſeinen Ton zu der höchſten Bitterkeit ſteigerte, wie ſie keine andere ſeiner Schriften, ſelbſt nicht die gegen Götze aufzeigen. Um ihm gerecht zu werden, müſſen wir aus der ruhigen Ferne der kühlen Gegenwart zurückgehen in die damalige Zeit, und die Verhältniſſe ins Auge faſſen, unter denen der Genius, zu deſſen erzenem Ehrenſtandbilde wir jetzt dankbar bewundernd hinaufſchauen, lebte, ſtritt und litt, wenn wir nicht der ſchwächlichen Theilnahme verfallen wollen, wie ſie ſich neuerdings für den von Apollon-Leſſing geſchundenen Marſyas kundgegeben hat. [1]) Leſſing ſah ſich verlaſſen von ſeiner Zeit in dieſem Befreiungskampfe gegen die Gemeinheit und für die Reinigung der literariſchen Atmoſphäre ſeiner Nation. Winckelmann war todt, und die philologiſchen und antiquariſchen Fachmänner dachten wie Reiske, wenn ſie nicht wie der charakterſchwache, gegen Leſſing geradezu perfide Heyne eine ſtille Abneigung gegen den überragenden Geiſt des Mannes empfanden, in welchem ſie, da er doch nicht angeſtellter Profeſſor war, wie die Naturforſcher aus gleichem Grunde in Goethe, immer nur einen literariſchen Dilettanten und Eindringling ſahen. Zahlreiche Andere wollten in ihrer Ruhe nicht geſtört ſein, und ſelbſt Freunde und Wohlwollende wie Mendelsſohn, Nicolai und Hamann verdachten es Leſſing, daß er ſeine Zeit in ſolchen Händeln verliere. Herder wagte zwar einen anonymen Angriff auf Klotz, aber den ſtärkeren gegen Riedel behielt er im Pulte zurück, als er ſeine Anonymität durch Klotz entdeckt ſah. Er ging nach dem ſüdlichen Frankreich und bedauerte in ſeinen

---

1) So bei Guhrauer, II. 1. S. 231 ff., und im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikon u. d. Art. Klotz.

Briefen vornehm, „daß Leſſing ſich mit einem Neſt voll Horniſſen abgeben müſſe.“

Klotz' Verhalten war übrigens ganz dazu angethan, das Publikum anfangs günſtig für ihn zu ſtimmen. Gleich nach den erſten Briefen Leſſings nahm er dem heftigen Tone Leſſings gegenüber die Sprache überlegen ruhiger Beſcheidenheit an, und ſuchte den Streit mit der Erklärung abzubrechen, „daß derſelbe das Publikum zu wenig intereſſire.“ Als ihm Leſſing dieſen Weg, ſich aus dem Staube zu machen, abſchnitt, [1]) ſtellte er ſich, als läſe er ſelbſt die Leſſing'ſchen Briefe gar nicht weiter, und begnügte ſich damit, ſeine Kreaturen gegen ihn zu hetzen. [2]) Er ſchrieb an alle Welt, wie ungerecht ihn der von ihm ſo ehrend anerkannte Leſſing behandle, [3]) während er in anderen Briefen die Miene heiterer Ueberlegenheit annahm. Da ihm jedoch innerlich keineswegs wohl bei der Sache zu Muthe war, ſo verſuchte er zu gleicher Zeit bei Nicolai, dem er im erſten Zorne die Freundſchaft aufgekündigt hatte, Verſöhnungsverſuche zu machen, die Leſſing verachtend abwies. [4]) Ueberhaupt war Klotz von ſeiner ganzen Partei vielleicht der Einzige, der innerlich von Leſſings ſittlicher und geiſtiger Ueberlegenheit völlig durchdrungen war. Dieſer merkwürdige Menſch, deſſen Charakter ein intereſſantes pſychologiſches Problem bildet, hatte Augenblicke, in denen er vor der inneren Hohlheit und Unſittlichkeit ſeines Treibens erſchrak, zumal ſeit ihm durch den von ihm gereizten Leſſing die Folgen deſſelben fühlbar gemacht zu werden anfingen. Er wußte, daß ſeine und ſeiner Myrmidonen Behauptung: Leſſing ſtehe als Haupt einer Berliner Schule an der Spitze der Berliner Allgem. deutſchen Bibliothek, eine Lüge war, und daß weder Leſſing noch Ramler für jene Berliner Zeitſchrift arbeiteten. [5]) Er fühlte ſich

1) VIII. 181.
2) XI. 408. Hauſen, Klotz' Leben S. 36—41.
3) XIII. 147.
4) XIII. 154. 156. 157. 169. XII. 216. Karl Leſſing, I. 288 ff.
5) Brief an Murr, bei Murr Denkmal S. 30.

ihm in allen Stücken tief untergeordnet, so sehr sich auch seine Eitelkeit dagegen sträubte, dies laut einzugestehen. Er wagte daher auch keine Widerlegung der antiquarischen Briefe, obschon er eine solche ankündigte. Seine Hoffnung war die zu Ende des Jahres 1768 sich verbreitende Nachricht, daß Lessing im Begriff stehe, für lange Zeit Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Diesen Zeitpunkt wollte er abwarten, um gegen den vom literarischen Kampfplatze entfernten Gegner mit größerer Sicherheit auftreten zu können. [1]) Aber Lessing blieb in Deutschland und so ward jene Hoffnung vernichtet. Er sah sich also genöthigt, mit den alten Praktiken weiter fortzufahren, bald den großmüthigen Beleidigten und Unterdrückten zu spielen, bald durch seine Anhänger in anonymen Schmähschriften und Recensionen Lessing und die Seinen angreifen zu lassen. Selbst Lessings jüngerer Bruder Karl ward der Gegenstand eines solchen eben so boshaften als ungerechten Angriffs, und der Kummer darüber drang sogar bis in die stille Pfarrwohnung des alten Pastor primarius zu Camenz, was natürlich Lessings Zorn noch verstärkte. [2]) Dazu kam, daß der eitle Klotz sich nicht entblödete, einem Lessing selbst den bürgerlichen Abstand zwischen dem Königlichen Geheimderathe und dem amt- und titellosen Magister fühlen zu lassen. Das schlug dem Fasse vollends den Boden aus.

Man hat es Lessing neuerdings verdacht, daß er sich dazu herabließ, diesen Bauernstolz zu züchtigen. [3]) Aber Lessing war ein Mensch und kein Gott. Er hatte so eben erst die Erfahrung machen müssen, daß der preußische Staat, der einen Klotz mit reichbesoldeten Stellen und Auszeichnungen aller Art beehrte, für ihn, den ersten

---

1) XIII. 161—162.

2) XIII. 188. u. 189. VIII. 197—198.

3) So z. B. Guhrauer, II. 1. 249—50. — Die Verspottung des „Geheimderaths" that übrigens Wirkung; Klotz ließ unmittelbar darauf auf dem Titelblatte seiner Zeitschrift den „Geheimderath" fort.

Schriftſteller, den berühmteſten Kritiker, den Mann gediegenen Wiſſens, den größten Dichter Deutſchlands, nicht den beſcheidenſten Platz übrig hatte. Zum erſten und einzigen Male gab er ſeinem Selbſtgefühle Worte, indem er es ausſprach, wie tief er Klotz und ſeinen ganzen literariſchen Anhang, trotz der Geheimrathstitel und der Profeſſuren, die ſie bekleideten, unter ſich erblickte, indem er ſie ſammt und ſonders noch auf die Studentenbank verwies. Er wußte ferner, wie viel Klotz, der „Geheimderath", — der ein Haus machte, zwei Livreebediente hielt, allen durchreiſenden Gelehrten gaſtfrei die Honneurs von Halle machte, ſeine literariſchen Myrmidonen mit Geld und Bürgſchaften unterſtützte, — bei ſeinen deutſchen Landsleuten eben dieſer ſeiner äußeren Stellung verdankte, deren Einfluß ihn zugleich in den Stand ſetzte, ſeinen Anhängern, wie Jacobi, Hauſen, Flögel u. A., Profeſſuren und Schulſtellen zu verſchaffen, Beförderungen zu erwirken und Verleger für ihre Schriften zu ermitteln. [1]) Dazu war Klotz befliſſen, zahlreiche Nachrichten, wahre und erdichtete, von Rufen, die an ihn ergangen, von Ehrenauszeichnungen, die ihm widerfahren und zugedacht ſeien, öffentlich durch ſeine Jünger in ſeinen Journalen verbreiten zu laſſen. Sogar eine Erhebung in den Freiherrenſtand hatte er angeſtrebt und als nahe bevorſtehend verbreiten laſſen und ſelbſt verbreitet. Dadurch ward natürlich die ſcheue Verehrung vor ihm bei allen Perücken nur noch geſteigert. „Wie glücklich wäre auch ich, ſchreibt ihm der alte Gleim (5. November 1767), wenn ein Klotz mein gnädiger Herr wäre! Wäre er aber dann auch noch mein Freund? Zweiunddreißig Ahnen ſind gefährlich!" [2])

Aber dieſe Eitelkeit hätte ihm Leſſing, der davon das ausgeſprochene Gegentheil war, vielleicht noch hingehen laſſen, wenn ihm nicht der ganze ſittliche Charakter des „Kabalenmachers" und Heuch-

1) Die Belege zu dem Allen bei Murr S. 32. 34. 50. Briefe an Klotz I. 140. Hauſen S. 17. Jacobi „über Hauſens Leben Klotz's" S. 26 ff.

2) Briefe an Klotz I. 114.

lers, dem ſelbſt Lüge und Fälſchung [1]) nicht zu ſchlecht waren um ſie als Mittel zu ſeinen Zwecken anzuwenden, jene Verachtung und ſittliche Entrüſtung eingeflößt hätte, die wir auch Voltaire'n gegenüber den Ton ſeiner Polemik verſchärfen ſahen. So war es z. B. ein gewöhnliches Manöver von Klotz, daß er ſich beeilte, an diejenigen ſeiner Freunde und Correſpondenten, welche in ſeinen Zeitſchriften angegriffen oder bitter beurtheilt worden waren, ſofort zu ſchreiben und ihnen zu verſichern, daß nicht er der Verfaſſer ſolcher Rezenſionen ſei, was ihm denn doch zuweilen bittere Entgegnungen eintrug. [2]) Von Liefland bis zur Schweiz hatte er ſeine correſpondirenden Kundſchafter, die ihm Perſönlichkeiten aller Art berichten mußten; und welcher Art dieſe Correſpondenten zuweilen waren, davon kann der Liefländiſche Paſtor Harder ein Beiſpiel geben, der ihm triumphirend meldete, welche geſchickte Schlinge er ihm zu Liebe ſeinem literariſchen Wohlthäter und Gönner Herder gelegt habe, um deſſen Schwäche in der Kenntniß des Griechiſchen ans Licht zu bringen! [3]) Noch mehr! Derſelbe Klotz, deſſen eifrigſtes Streben darauf gerichtet war, alle möglichen Perſönlichkeiten zu wiſſen — („Sie kennen ja alle Kabinetsgeheimniſſe", ſchreibt ihm einmal ſein Buſenfreund, der Canonicus Jacobi) — um ſich ihrer gelegentlich als Angriffswaffen zu bedienen, zeigte ſich ſtets in öffentlichen Erklärungen als abgeſagter Feind aller und jeder perſönlichen Ausfälle, und wagte es dagegen, ſelbſt einem Leſſing dergleichen vorzuwerfen. [4]) Er, der ſich, wie die Briefe ſeiner Correſpondenten, ſelbſt in der von dem Herausgeber, einem unbedingten Verehrer von Klotz, ſorgfältig geſichteten Auswahl, es bezeugen, faſt Allen zuerſt aufdrang, wagte es, einem Leſſing, dem zurückhaltendſten der Menſchen, öffentlich Zudringlichkeit vorzuhalten. [5]) Es lag in der Heuchler-

1) XIII. 157. mit Nicolai's Anmerkung.
2) Briefe an Klotz II. 128. 129. vergl. S. 20—23. Leſſing VIII. 203.
3) Briefe an Klotz II. 58. u. 59.
4) VIII. 207.
5) VIII. 207.

natur dieſes echt Kotzebue'ſchen Charakters, der gelegentlich auch ſentimental ſein oder thun konnte, gerade ſeine eigenen inneren Hauptfehler und ſchlechten Neigungen zum Thema ſalbungsvoller Moralpredigten zu machen. Er, der nichts war als ein Journaliſt, er, deſſen ganzes Leben darin beſtand, immer neue kritiſche Journale zu gründen, und der kurz vor ſeinem Tode ſich noch mit einem neuen Plane ſolcher Art beſchäftigte, — er wurde nicht müde, gegen das unheilvolle Ueberwuchern der kritiſirenden Journaliſtik öffentlich zu eifern, und die ſchlimmen Folgen deſſelben mit einer Schärfe und Richtigkeit darzuſtellen, wie es der erbittertſte Feind ſeines eigenen journaliſtiſchen Treibens nicht treffender und eindringlicher hätte thun können. „Dieſe Maſſe kritiſcher Journale, [1]) klagte er, ziehe vom Studium der Bücher ſelbſt ab, verleite zu halber Kenntnißnahme von wichtigen literariſchen Erſcheinungen, zur Oberflächlichkeit und vorſchnellem Aburtheilen, verleite die unreife Jugend (die er ſelbſt maſſenhaft in die Journaliſtik zog!) zu eben ſo unreifer als leidenſchaftlicher kritiſcher Thätigkeit, und bilde ein ganzes Heer von Kritikern, die, ſtets auf der Lauer liegend, jedes neue Werk als gute Beute betrachteten, wodurch viele tüchtige Leute von literariſcher Produktion abgeſchreckt würden; — kurz es ſei zu befürchten, daß Deutſchland bald ſo viele Kritiker als Schriftſteller und die Literatur davon den größten Nachtheil haben werde!“ — Sollte man nicht glauben, hier Leſſing zu hören, wenn man dasjenige, wogegen dieſer große Mann ſich erhob, ſo treffend geſchildert findet? Der geheimſte Grund ſolcher Heuchelei war freilich das Bewußtſein der eigenen Schuld und Schwäche, das er durch ſolche Deklamationen ſich ſelbſt und der Welt zu verbergen trachtete, wenn er es nicht durch Frivolität übertäubte. Es iſt bezeichnend, daß ſein Lieblingsſpruch, den er reiſenden Gelehrten ins Stammbuch ſchrieb, lautete: O vanitas vanitatum! Omnia vana sunt! und daß Agrippa's von Nettes-

1) Acta Literaria Vol. V. Praef.

heim berüchtigtes Werk de vanitate scientiarium ſein Lieblingsbuch war. [1])

Das war der Mann, den Leſſing von ſeiner Zeit als ſeines Gleichen behandelt und gegen den er ſich von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen im Stich gelaſſen ſah! Denn nicht nur die Wiener Literaten, die Sonnenfels, Maſtalier und Denis, nicht nur die Duſch und Paſtor Lange, [2]) auch Männer von berühmten Namen ergriffen heimlich und offen für Klotz Partei. Ein Flögel entblödete ſich nicht, die antiquariſchen Briefe Leſſings zur „Schandchronik" der Zeit zu rechnen, und die durch ſie herbeigeführte „ſchmähliche Zerrüttung der deutſchen Literatur" zu beklagen, als deren Retter er allein Klotz anſah, dem in dieſem Streite „das feinere Publikum Beifall zuwinke." [3]) Gleim und Weiſſe ſtellten Klotz faſt über Winckelmann, [4]) und Weiſſe, Leſſings älteſter Freund, der freilich die Hamburgiſche Dramaturgie nicht verſchmerzen konnte, betrug ſich in der Sache des letztern mit einer Feigheit, die ſelbſt den geduldigen Leſſing ihn für immer aufgeben ließ. Lippert, deſſen Daktyliothek Klotz für ſein Buch über die geſchnittenen Steine das Meiſte verdankte, ſtellte ſich ganz auf ſeine Seite. Er behandelte in ſeinen Briefen an Klotz Herder und Leſſing verächtlich, und rieth Klotz, „den grammatikaliſchen Kläffer" (Leſſing) laufen zu laſſen. Oeffentlich nahmen für Leſſing eigentlich nur Nicolai und Raspe Partei. Wie allgemein der Tadel war über Leſſings ſcharfen Ton, der Unwille über ſeine Verletzung der „Höflichkeit", die ſelbſt Leſſings nächſte Freunde mißbilligten, ſehen wir am beſten aus dem, was Leſſing ſelbſt wiederholt zu ſeiner Vertheidigung erwiderte. [5]) Sein ſcharfes und tiefes Eindringen, ſeine Genauigkeit und Gründlichkeit

1) Briefe II. 102. Mangelsdorf Vita Klotzii p. 79.
2) S. Lange's Brief an Klotz II. 175 ff.
3) Briefe an Klotz I. 146. 149. u. 150. 157—159.
4) Ebend. I. S. 54. 62. u. 63. 121.
5) VIII. 1. u. 2. 208. 211.

in Behandlung des Einzelnen wurden nicht bloß von Klotz und den Seinen als Pedanterei und Sophiſtik bezeichnet. Man war allgemein gewöhnt an jenen „ſchleichenden Komplimentirton einer Höflichkeit, die Allen Alles gab, um von Allen Alles wiederzuerhalten," und die deutſche Gemüthlichkeit ließ lieber perfide Verleumdung und gehäſſige Perſönlichkeiten hingehen, als ſcharfe ſachlich unerbittliche Polemik in einer Sprache, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, und die bei aller ihrer Herbigkeit würdevoll und erhaben erſcheint gegenüber der unfläthigen Gemeinheit, welcher wir in den Streitſchriften der Klotzianer begegnen. Wer ſich von dem Tone der letzteren eine Vorſtellung machen will, der leſe die von einem derſelben veröffentlichte Vertheidigung Klotzens gegen deſſen Biographen und früheren Bundesgenoſſen, den Geſchichtsprofeſſor Hauſen, der, was auch Goethe ſagen mag, doch in den meiſten Fällen als ein unparteiiſcher Zeuge gelten muß. [1]) Es iſt ein Jammer, zu ſehen, daß ſelbſt Goethe bei einem ſpäteren Rückblicke auf dieſe Epoche gewiſſermaßen gegen Leſſing Partei nahm, und Leſſings Polemik gegen den elenden Klotz unter die Urſachen rechnete, die dazu gedient hätten, „die ſchöne Zeit der deutſchen Literatur, wo vorzüglichen Menſchen noch mit Achtung begegnet wurde," ihrem Ende zuzuführen! Und doch wußte Goethe ſo gut wie einer, und ſprach es ſelber laut aus, daß, wer das Recht auf ſeiner Seite habe, derb auftreten müſſe, und daß beſcheidenes Recht gar nichts heißen wolle.

Leſſing handelte in dieſem Gefühle, und er erreichte ſchließlich ſeinen Zweck. Zwar gab es auch für ihn Augenblicke der Ermüdung und des Ekels, in welchen er im gerechten Verdruſſe über ſeine Zeitgenoſſen, ſowie über die unwürdige Behandlung, die ſein Laokoon erfuhr, [2]) Luſt verſpürte die deutſche Literatur, ja ſelbſt die deutſche

1) Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hauſen, als nöthige Beilage zu dem Leben des Herrn Klotz von demſelben Verfaſſer. Deutſchland 1772. Vgl. Karl Leſſing I. 258. ff. Goethe, Werke XXXIII. 117—119. XXV. 180.
2) XII. 229. 235.

Sprache ganz aufzugeben und nur noch lateiniſch oder franzöſiſch zu ſchreiben. Einer ſolchen Anwandlung verdankt jener Anfang einer franzöſiſchen Ueberſetzung ſeines Laokoon ſein Daſein, der ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren vorfand.[1]) Aber er ſchüttelte dieſe Stimmung bald ab, und je mehr Klotz öffentlich erklärte, „daß er das Feld des Streites verlaſſen und ſeine Zeit künftig auf nützlichere Dinge wenden wolle," deſto feſter ſtand bei Leſſing der Entſchluß, den Gegner zu Boden zu bringen.[2]) „Laßt ihn anfangen was er will," rief er ſeinen Freunden zu, „da ich ihn einmal aufs Korn genommen, ſo folge ich ihm überall nach, und wenn es auch ins deutſche Staatsrecht wäre." Ein dritter Theil der antiquariſchen Briefe ward vorbereitet, doch nicht vollendet. Dagegen ward die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", gleichfalls durch einen Angriff von Klotz hervorgerufen (1769), zu einer noch heute werthvollen Bereicherung unſerer äſthetiſchen und kunſthiſtoriſchen Literatur, und der direkte Einfluß, den dieſelbe auf die neuere bildende Kunſt übte, war noch bedeutender als ſelbſt der des Laokoon.

Drittes Kapitel.

Wie die Alten den Tod gebildet.

In der Peterskirche zu Rom ſieht man auf dem Grabdenkmale des Papſtes Alexander VII. Chigi, einem Hauptwerke Bernini's, ein koloſſales Gerippe von vergoldeter Bronze, das mit der einen Knochenhand im Begriffe ſteht ein Stundenglas zu wenden. Dieſe Darſtellung des Todes war zu Leſſings Zeit noch eben ſo allgemein,

---

1) XI. 167—169.
2) XII. 208.

als die Verwechselung antiker und moderner Vorstellungsweisen, auf welcher sie beruhte. Sie hatte bei der ungenügenden Kenntniß des Alterthums und dem mangelhaften Verständniß seiner Werke die allgemein geltende Ansicht erzeugt: daß auch die Alten den Tod unter dem Bilde eines solchen Gerippscheusals gebildet hätten. Selbst ein Winckelmann war noch nicht frei von diesem Irrthume. Lessing hatte diesen Irrthum im Laokoon kurz angedeutet; [1]) Grund genug für Klotz, die alte Darstellung zu vertheidigen und Lessing hochmüthig eines Bessern zu belehren.

Lessing schleuderte in der angeführten Schrift zunächst den Gegner mit einem gerechten Fußtritte bei Seite und entwickelte dann in ungestörter Klarheit und Ruhe den streitigen Gegenstand. Er zeigte, daß die künstlerische Vorstellung des Todes bei den Alten eine verschiedene war, je nach der Auffassung des Todes selbst, entweder als des die Menschen hinraffenden Todesdämons oder als des ruhenden Zustandes des Gestorbenseins. [2]) Nur die Darstellung des Todes als der aktiven Todesgottheit war auch bei den Dichtern und Künstlern der Alten eine furchtbare, wie das Sterben selbst, der Todeskampf, meist ein Furchtbares ist. Die künstlerische Vorstellung des Gestorbenseins war eine freundliche von Homer an, der den Tod als Zwillingsbruder des Schlafs personifizirt, wie denn auch beider Statuen noch der Reisebeschreiber Pausanias in Sparta nebeneinander stehen sah. Lessings meisterhafte Abhandlung aber erhebt sich am Schlusse zu einer Gedankenperspektive, die als Summe und Kern des Ganzen anzusehen ist.

Die Vertheidiger der alten Ansicht hatten darauf hingewiesen, daß die Darstellung des Todes bei den Alten nothwendig habe schrecklich sein müssen, da ihre Vorstellungen vom Tode ihrer Religion zufolge „viel trauriger und finsterer" gewesen als die der christlichen

---

1) VI. 446.
2) VIII. 247.

Welt. Leſſing kehrte den Satz um. „Die Religion“, ſagt er, „welche den Menſchen zuerſt entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſei, mußte vielmehr die Schrecken des Todes unendlich vermehren. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der ſeine geſunde Vernunft brauchte. Von dieſer Seite war es alſo vielmehr unſre Religion, welche das alte heitre Bild des Todes aus der Kunſt verdrängte. Da jedoch ebendieſelbe Religion uns nicht jene ſchreckliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollte, da auch ſie verſichert, daß der Tod den Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſein könne, ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe aufzugeben und ſich wieder in den Beſitz jenes alten beſſern Bildes zu ſetzen. Redet doch die Schrift ſelbſt von einem Engel des Todes, und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen?“

Sein Zuruf fand Gehör. Das „gräßliche Gerippe“ verſchwand mehr und mehr aus der bildenden Kunſt, um den Genius, der die Fackel ſenkt, an ſeine Stelle treten zu laſſen. Aber weit über dieſen praktiſchen Erfolg hinaus gingen die erhabenen Worte, mit denen der Vorläufer des Schönheitsmeſſias Goethe zuletzt die große, allen kommenden Geſchlechtern verheißungsvolle Wahrheit auszuſprechen wagte: „Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt!“

Was den ſachlichen Inhalt dieſer antiquariſchen Schriften betrifft, ſo tritt derſelbe für unſere Betrachtung und unſere Zeit zurück gegenüber dem großen allgemeinen Zwecke, welchen Leſſing mit die-

ſer Polemik gegen dies damalige junge Deutſchland verfolgte, und gegen die Meiſterſchaft, mit welcher er dieſelbe handhabte. Sein eigenes Intereſſe an dieſen antiquariſchen Spezialitäten war im Grunde gering. Es fiel ihm nicht ein, ſich weiter in dieſelben einzulaſſen, als nöthig war, um die wiſſenſchaftliche Richtigkeit ſeiner Gegner darzuthun. „Ich ſchätze das antiquariſche Studium, ſchrieb er an Mendelsſohn, gerade ſo weit als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſerer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird. [1]) Er nannte es auch wohl ſelbſt „ein armſeliges Studium" wegen der großen Ungewißheit, die über ſo Vieles niemals ſicheren Aufſchluß möglich mache; und die geſchnittenen Steine hielt er ſogar der künſtleriſchen Uebung des Auges für nachtheilig, da die Schönheit ſich in ſo kleinen Figuren nicht ſo deutlich empfinden laſſe, daß ſie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte. [2]) Aber gegenüber den Alterthumskrämern ſeiner Zeit wies er dem Alterthumsforſcher in ſeinem Sinne eine würdigere Stelle an. „Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt: ſo war das! weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſein können." [3])

Seinen Zweck erreichte er ſchließlich vollkommen. Seine antiquariſchen Briefe und die ſich ihnen anſchließende Abhandlung über die Art, wie die Alten den Tod gebildet, waren in der That, wie Herder ſich ſpäter ausdrückte, „zwei Bären, die den Hauptſchreier zerriſſen, und deſſen Anhänger in ihre Winkel jagten." Was Klotzens Freund v. Murr, der Verfaſſer eines „Denkmals" für denſelben, der die Klotz'ſchen Schriften zehnmal nützlicher als Leſſings Laokoon nannte, anklagend gegen Leſſing ſagte: „Klotz warf ihn mit einer

1) XII. 212.
2) XI. 209. 411. 418.
3) VIII. 243—44.

Erbse und ward von ihm dafür mit einem Steinhaufen überschüttet", [1]) erfüllte sich buchstäblich. Der übermüthige Angreifer ging zu Grunde an seiner Verwegenheit, er kam um in der Gefahr, in die ihn sein Muthwille gestürzt hatte. Klotz starb 1772, ein Zweiunddreißigjähriger, innerlich gebrochen und vernichtet durch das Bewußtsein, daß er sein Unglück selbst verschuldet und daß seine Rolle für immer ausgespielt sei. „Ich möchte gern über diesen Zufall lachen", — schrieb Lessing, der sich gerade zu der Zeit, wo er die Todesnachricht erfuhr, einer neuen Arglist von ihm versah, an seine Freundin Eva König nach Wien — „aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte." Diesem Eindrucke ist es mit zuzuschreiben, daß Lessing die antiquarischen Briefe, deren dritten Theil er bereits entworfen hatte, nicht fortsetzte und daß er das Schärfste, was er in der Schrift von den Ahnenbildern der alten Römer hätte gegen Klotz vorbringen müssen, die Aufdeckung des von Klotz an Lessings altem Lehrer Christ begangenen groben Plagiats, sammt der angefangenen Schrift im Pulte zurückbehielt.

Viertes Kapitel.

Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne.

Wieder einmal sah sich Lessing in der Nothwendigkeit, sein Zelt abzubrechen und aufs Neue in die Welt hinauszuwandern.

Es war auch diesmal nicht Unbeständigkeit, was den vierzigjährigen Mann zu dem Entschlusse bewog, Hamburg zu verlassen, das ihm in mehr als einem Betrachte lieb geworden war, wo er treffliche Freunde gefunden, und zuletzt sogar ein inniges Herzens-

---

1) v. Murr, Denkmal Klotzens, S. 66. 95—96.

verhältniß geknüpft hattte. Seine Pläne und Verſuche, ſich dort endlich eine feſte Stätte zu gründen, nachdem der Eigenſinn des großen Preußenkönigs ihm Berlin unmöglich gemacht hatte, waren ſämmtlich geſcheitert. Das Nationaltheater war aufgeflogen. Die Gründung des buchhändleriſchen Geſchäfts mit Bode war mißlungen, und durch beides ihm nicht nur der Aufenthalt in Hamburg verleidet ſondern auch, was das Schlimmſte war, ſeine geringen Geldmittel erſchöpft. Er hatte in den letzten drei Jahren mit ſeinen Geiſtesarbeiten der Nation Schätze geſpendet, an denen noch viele Menſchenalter zehren mochten: aber er ſelbſt war arm geblieben. Weder ſeine Minna noch die Dramaturgie hatten ihm etwas eingebracht. Die letztere hatte er, wie wir ſahen, rein im Intereſſe des Theaterunternehmens ohne allen Gewinn für ſich ſelbſt herausgegeben, und die erſtere ward zwar auf allen deutſchen Theatern geſpielt, und in Berlin, wie Raulen an Knebel ſchrieb, [1]) wurden Scenen aus derſelben „in Kupfer geſtochen und ſogar auf Punſchnäpfe gemalt“. Aber während die Pariſer Poeten, wie Raulen hinzuſetzt, „von Einem ſolchen Stücke geſpeiſt, getränkt, gekleidet und beherbergt werden“, ging es Leſſing wie Goethe, dem wenige Jahre ſpäter ſein von Deutſchland bewunderter Götz — Schulden eintrug, und der von ſeinem Werther ſagen konnte:

„Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! — Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.

Wir haben Leſſings eignes Zeugniß dafür, daß dieſer Umſtand mit dazu beitrug, ihm das Arbeiten für die deutſche Bühne zu verleiden. „Daß ich wieder etwas für das Theater machen ſollte, ſchrieb er im Jahre 1772 an ſeinen Bruder, will ich wohl bleiben laſſen. Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat: weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut

1) Knebels literar. Nachlaß, II. 34.

und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, ſechs Wochen auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten, aber ich will hundert Louisd'ors; und ein Schelm, der jemals wieder ein Stück macht, ohne dieſe zu bekommen. Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſei, geſetzt daß meine Stücke auch ſoviel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſetzt ſich ſeine Preiſe; jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich; warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'ors werth ſind, ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon· denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es mir genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande geweſen wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten."

Aber nicht genug, daß ihm ſeine dramatiſchen Dichtungen nichts eintrugen, ward ihm auch der ſpärliche Ertrag ſeiner andern ſchriftſtelleriſchen Arbeiten durch den damals in Deutſchland mit größter Frechheit betriebenen Nachdruck vielfach verkümmert. Sein Projekt, den ausgezeichnetſten deutſchen Schriftſtellern durch Aſſociation und durch eine Art Selbſtverlag einen reichlicheren Ertrag ihrer Arbeiten zu ſichern, ſcheiterte eben ſo wie ſeine Verſuche zur Bekämpfung des Nachdrucks. Andeutungen von beiden enthält der fragmentariſche Entwurf eines Aufſatzes „Leben und leben laſſen", der ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fand. [1]) Daß dem Nachdrucke nur

1) XI. 178–183.

durch ein positives allgemeines auf Grundsätzen der natürlichen Billigkeit basirtes Gesetz gesteuert werden könne, war ihm um so unzweifelhafter, je weniger sein Scharfsinn es sich verhehlen konnte, daß von einem Eigenthume und Eigenthumsrechte des Autors und Verlegers im strengen Wortsinne bei schriftstellerischen Erzeugnissen nicht wohl die Rede sein könne. Aber hier war es, wo der politische Jammer des zerrissenen Deutschlands ihm vor die Seele trat. „Freilich, ruft er aus, wenn Deutschland unter Einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hülfe kommen könnte und wollte! Aber bei dieser Verbindung unter Deutschlands Provinzen, da die menschlichsten das Prinzip haben, des baaren Geldes so wenig als möglich aus ihren Grenzen zu lassen: wer wird ihren Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieses Prinzip nicht ziehen müßte?!“ — Man sieht, Lessing stand auch mit seiner nationalökonomischen Einsicht über seiner Zeit.

Zu diesen Enttäuschungen und Fehlschlägen gesellte sich endlich noch die Vereitelung der hochfliegenden Hoffnungen und Aussichten, welche Lessing damals im Verein mit Klopstock auf Wien und gewisse Plane Kaiser Josephs zur Hebung der deutschen Literatur gesetzt hatte. Die nüchternen preußischen Freunde Lessings, Gleim und Nicolai, welche in jener projektirten großartigen „Anstalt für Kunst und Wissenschaft“ nichts als eine österreichische Finanzspekulation sahen, mittelst deren man die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller nur darum nach Wien zu rufen beabsichtige, um durch den Verlag ihrer Werke große Summen in das Land zu ziehen, behielten Recht, und Klopstocks messianische Weissagungen von einer neuen Aera für Kultur und freie Wissenschaft, Kunst und Poesie unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers zerfielen in nichts. Lessing, der fast zwei Jahre lang hartnäckig an jenen Hoffnungen festgehalten hatte, [1]) sah sich endlich doch selbst vollständig

1) XII. 209. und dazu Nicolai's Anmerkung. Vergl. XII. 234.

enttäuſcht. Das Einzige, was dabei für ihn herauskam, war ein Ruf (April 1769) als Dramaturg und Theaterdichter an der Wiener Bühne, mit einem Gehalte von 3000 Gulden und der Verpflichtung, jährlich zwei Stücke für dieſelbe zu ſchreiben. Aber gerade mit dem Theater wollte Leſſing nach ſeinen Hamburger Erfahrungen fortan nichts mehr zu thun haben, [1]) am wenigſten unter ſolcher Bedingung; und ſo zerſchlug ſich die Sache nach kurzen Verhandlungen. [2])

Unmittelbar nach dem Scheitern der Hamburger Theaterunternehmung hatte Leſſing ſeinen alten italieniſchen Reiſeplan wieder aufgenommen. Seit Jahren zog es ihn zu dem Lande hin, in welchem Winckelmanns Geiſt ſich zu ſeiner Blüthe entfaltet hatte und Goethe ſpäter ſeine dichteriſche Wiedergeburt erlebte. Seine Briefe vom Sommer 1768 bis zum Frühling des folgenden Jahres ſind voll von dieſem Vorſatze; und das perſönliche Herzensverhältniß in Hamburg, das wir weiterhin ausführlicher beſprechen werden, beſtärkte ihn eben ſo ſehr in dieſem Plane, als die aus demſelben hervorgehende äußere wie innere Lage ihn dazu antrieb, ganz gegen ſeine Gewohnheit dieſen neuen Lebensplan allen ſeinen Freunden möglichſt eindringlich mitzutheilen. Der Verkauf ſeiner geſammten Bibliothek und ſonſtigen Habe ſollte ihm die Mittel verſchaffen, wenigſtens ſo viel mit nach Rom zu bringen, um davon ein Jahr zu leben. [3]) Allein der Erfolg lehrte, daß ihm ſelbſt die dazu nach ſeiner Meinung erforderliche geringe Summe von dreihundert Thalern nicht übrig blieb, wenn er auch nur die dringendſten ſeiner Schulden zuvor bezahlen wollte. Dazu kamen die Streithändel mit Klotz, die Nothwendigkeit, ſeine antiquariſchen Briefe fortzuſetzen, und der Wunſch, noch vor Antritt ſeiner Reiſe den Laokoon zu voll-

1) XII. 230., vergl 410—411. 428.

2) Ausführlicheres über das Wiener Projekt bei Guhrauer II. 1. 268 bis 273.

3) XII. 202., vergl. 232. 248.

enden. Entſcheidend aber blieb in letzter Inſtanz die Geldfrage. Das Gerücht wußte auch hier freilich Rath. Sogenannte gute Freunde verbreiteten durch die Zeitungen, daß Leſſing auf fremde Koſten nach Italien gehe, daß er der Nachfolger des eben um dieſe Zeit ermordeten Winckelmanns zu werden beabſichtige, ja daß ihm die Stelle als päpſtlicher Bibliothekar zugeſagt ſei, wenn er, wie Winckelmann, ſich zu einer Religionsveränderung verſtehen wolle. Man mag ermeſſen, welche Beſtürzung und welchen Kummer ſolche Nachrichten im Hauſe des ehrwürdigen Paſtor primarius zu Kamenz anrichteten, den Leſſings Bruder in einem eigenen Briefe darüber zu beruhigen ſuchte. Aber auch Leſſing ſelbſt war über dieſes Geſchwätz in hohem Grade erzürnt. „Ich will nach Italien, *um da zu lernen*, ſchrieb er an ſeinen Freund Ebert, [1]) und hämiſche Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkommt, *zu lehren!*“ Nicht einmal Empfehlungen, wie ſie ihm Winckelmanns Freund Muzel-Stoſch angeboten hatte, gedachte er zu benutzen. „Ich mag keine Bekanntſchaften in Rom, als die ich rein zufälliger Weiſe ſelbſt mache“, ſchrieb er an Nicolai. „Wenn Winckelmann nicht ein ſo beſonderer Freund und Klient von Albani geweſen wäre, ſo glaube ich, wären ſeine Monumenti auch anders ausgefallen. Es iſt eine Menge Schund darin, blos weil er in der Villa Albani ſteht; von Seiten der Kunſt taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrſamkeit iſt auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hineingepreßt hat. Was *ich* zu ſehen und wie ich auch zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle.“ [2])

Der größern Wohlfeilheit wegen, wollte er Anfangs die ganze Reiſe von Hamburg bis Livorno zur See machen. Später gab er dieſen Plan auf, und gedachte zu Lande über Göttingen, Kaſſel und Nürnberg zu reiſen, und während eines längeren Aufenthalts in

1) XII. 219.
2) XII. 218.

den beiden erſteren Städten den Laokoon zu vollenden. Allein die Ausführung verzögerte ſich von Monat zu Monat. Die Geldmittel waren nicht zu erſchwingen, und endlich im Sommer 1769 trat plötzlich ein Umſtand ein, der ihn den ganzen Plan auf unbeſtimmte Zeit vertagen und fürs Erſte noch über das Jahr hinaus in Hamburg bleiben ließ. Was es damit für eine Bewandtniß hatte, werden wir weiterhin in dem Kapitel der leidensvollen Geſchichte von Leſſings Liebe zu Frau Eva König ausführlich darſtellen.

Das in dieſer Zeit ſich geſtaltende innigere Verhältniß zu dieſer ausgezeichneten Frau, und die wider alles Erwarten ſich zeigende Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit derſelben waren nämlich die Urſachen, welche Leſſing bewogen, ſein nächſtes Augenmerk auf die Gewinnung einer feſten Stellung in Deutſchland zu richten. Um ſo bereitwilliger ergriff er daher eine Gelegenheit zur Erfüllung ſeines Wunſches, die ſich ihm im Oktober 1769 ganz unerwartet darbot. Es war der Ruf an die Bibliothek nach Wolfenbüttel, der durch ſeinen Freund Ebert, von Braunſchweig aus an ihn gelangte.

Johann Arnold Ebert, ein geborner Hamburger, ſechs Jahre älter als Leſſing, gehörte zu der Zahl namhafter Literaten, welche damals das kleine Braunſchweig an ſich zu ziehen gewußt hatte. Seit der von dem würdigen Abte Jeruſalem veranlaßten Gründung des dortigen Collegium Carolinum hatte man nach und nach eine Reihe bedeutender Lehrer für daſſelbe zu gewinnen geſtrebt, unter denen hier, außer Jeruſalem ſelbſt, nur noch die Namen Gärtner, Zachariä, Ebert, Konrad Arnold Schmid, Leſſings eben ſo treuer als gelehrter Freund, und ſpäter der um die deutſche Literatur ſo hochverdiente Eſchenburg genannt ſein mögen. [1]) Der prachtliebende und verſchwenderiſche Herzog Karl (1735—1780) war nicht ohne eine gewiſſe Empfänglichkeit für Bildung und Wiſſenſchaft, und

1) Ausführlicheres findet man in der Schrift: Braunſchweigs ſchöne Literatur in den Jahren 1745—1800 von Dr. Carl Schiller, 1845.

ſeine Gemahlin, die ſchöne Philippine Charlotte, war auch geiſtig die würdige Mutter von Weimars berühmter Anna Amalie, der Schülerin Jeruſalems. Es war ein literariſcher Zug und Hang an dem Braunſchweiger Hofe, der ſelbſt einen Gellert die Berufung dorthin wünſchen ließ,[1]) und wenn jener Hang auch mit einer großen Neigung zur Oſtentation verbunden war, ſo trug er doch dazu bei, manches Gute für Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft zu fördern. Noch ſtärker trat dieſelbe Tendenz hervor bei dem Nachfolger Herzog Karls, dem damaligen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1735), dem ſpäteren unglücklichen Feldherrn des Champagnefeldzuges und der Vernichtungsſchlacht von Jena. Dieſer Mann hat auf Leſſings letzte Lebensſchickſale einen ſo verhängnißvollen Einfluß geübt, daß wir einen Augenblick bei ſeinem Charakterbilde verweilen müſſen.

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, geboren 1735, der Zögling des mehrmals genannten Jeruſalem, war eine Natur, in deren wunderbarer Miſchung ein ſchrankenloſer Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philoſophiſch humanitairen, ſchöngeiſtig wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, wie ſie damals in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meiſten Fürſten im Schwange waren. Zu gleicher Zeit trachtete er nach dem Ruhme des Feldherrn, nach der Auszeichnung des großen Politikers und nach dem Rufe des Mäcenatenthums. Das kleine ihm beſtimmte Land genügte bei weitem nicht ſeinem auf große Herrſchermacht und Welteinfluß geſtellten Ehrgeize, und nacheinander waren die Throne und Königskronen Englands, auf das er durch ſeine Verheirathung ſich einen nahen Erbanſpruch zu ſichern gewußt hatte, ſowie Frankreichs und Polens, das Ziel ſeiner ehrgeizigen Wünſche. Frühzeitiger Kriegsruhm, in einzelnen Treffen des ſiebenjährigen Krieges er-

1) Schiller, a. a. O. S. 66.

worben, und das ihm von Friedrich dem Großen geſpendete Lob hatten dem fünfundzwanzigjährigen Fürſten eine hohe Meinung von ſeinem Feldherrntalente eingeflößt, große Reiſen durch faſt alle Länder Europa's ſeine Bildung erweitert. Er war in Rom (1766) der tägliche Begleiter Winckelmanns geweſen, und ſtand mit den bedeutendſten Männern, mit d'Alembert, Marmontel und Voltaire, wie mit Mendelsſohn und Garve, Juſtus Möſer, Pütter und anderen deutſchen Schriftſtellern und Gelehrten in Briefwechſel. Daneben war er ſelbſt dilettirender Poet in der Weiſe des großen Preußenkönigs, und wie dieſer ein Virtuoſe in der Muſik. An Bildung und Sitte trotz des ſcheinbaren Intereſſes für deutſche Schriftſteller durchaus franzöſiſch und voll Vorliebe für alles Franzoſenthum, war er an Manieren ein vollendeter Weltmann, „höflich bis zur Affektation", wie Mirabeau ihn ſchildert, und bei aller gern zur Schau getragenen äußeren Liebenswürdigkeit des Benehmens, im Innern herzlos, keiner Liebe fähig, ein raffinirter Egoiſt, und vor Allem, wie ein Zeitgenoſſe ſich ausdrückt, „niemals ein Sklave ſeines Worts" — eine Charaktereigenthümlichkeit, die Niemand ſchwerer als Leſſing empfinden ſollte. Der vierunddreißigjährige Erbprinz ſtand gerade zu der Zeit, in welcher Leſſing ſeine Hamburger Exiſtenz aufzugeben gezwungen war, auf der Höhe ſeines literariſchen Mäcenatenthums. Sein früherer Lehrer Ebert, ſeit den letzten Jahren perſönlich mit Leſſing befreundet, ſagte ihm, daß Leſſing zu haben und wohlfeil zu haben ſei. Der Gedanke, den erſten Schriftſteller Deutſchlands für ſein Land und ſeinen Dienſt zu gewinnen, ſchmeichelte der fürſtlichen Eitelkeit. Er ließ ihm durch Ebert die Bibliothekarſtelle in Wolfenbüttel anbieten; zuvor jedoch wollte er ihn perſönlich kennen lernen.

Leſſing kam Ende November nach Braunſchweig. Man gefiel ſich gegenſeitig. Der Erbprinz, der als ein „kluger Vogelſteller", wie ihn Goethe bezeichnet, ſich auf ſein Handwerk verſtand, hatte ſchon dadurch Leſſings Herz gewonnen, daß er kurz zuvor deſſen

Freund Mendelsſohn in Berlin aufgeſucht und mit großer Auszeichnung behandelt, ja ſogar den Wunſch ausgeſprochen hatte, auch ihn nach Braunſchweig zu ziehen. [1]) Fürſten haben es ſo leicht und wohlfeil, zu gefallen, ja zu bezaubern! An feinen Schmeicheleien und lockenden Ausſichten für die Zukunft fehlte es nicht, und der Handel war geſchloſſen. Leſſing überſah das geringe Gehalt von nur ſechshundert Thalern und die Einſamkeit des verödeten Wolfenbüttel. Er hoffte in Betreff des erſteren auf eine große Erleichterung ſeiner eigenen literariſchen Bedürfniſſe, aber er mußte ſpäter zu ſeinem Schrecken erfahren, daß die geſammte Summe, mit welcher die Bibliothek, die er verwalten ſollte, ausgeſtattet war, ſich — unglaublich zu ſagen — auf nicht höher als jährlich zweihundert Thaler belief! [2]) Zu den Bedingungen, welche Leſſing ſtellte, gehörte die ausdrückliche Verſicherung, daß ſeine italieniſche Reiſe durch ſeine Berufung nicht rückgängig gemacht, ſondern nur ſo lange verſchoben werden ſollte, bis er ſich in ſeiner Stellung etwas zurecht gefunden habe. [3]) Wir werden ſehen, daß er ſich auch hier verrechnet hatte.

Leſſings Freunde, die Nicolai, Mendelsſohn, Gleim und Ramler, jubelten und ergoſſen ſich in Lobpreiſungen des „edlen“ Fürſten, der dem Vaterlande ſo „großmüthig“ ſeinen erſten Schriftſteller erhalten habe. Sie hatten gefürchtet, der italieniſche Reiſeplan werde Leſſing der Nation entziehen, er werde in Italien nichts Deutſches mehr ſchreiben; und ſie vergaßen, daß Winckelmann recht eigentlich erſt in Italien eine Zierde Deutſchlands geworden war. Leſſing ſelbſt, dem jener Ruf aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit half, war voll Dankgefühl gegen Ebert und den Erbprinzen. Daß der Letztere ihn nur haben wollte, um ihn zu haben, daß man ſich mit dem Ruhme ſeines Namens aufputzen wollte, ohne ſich weiter um ſein Geſchick zu bekümmern, fiel ſeiner argloſen Seele nicht ein.

---

1) XIII. 198. XII. 238.
2) Weſtermann's Monatsſchrift Decbr. 1856. Nr. 3. S. 251.
3) XII. 242.

Um in einem Duodezstaate und an einem Hofe wie der Braunschweigsche sein Glück zu machen oder auch nur Etwas für sich zu erreichen, muß man alles andere eher sein als ein Lessing, der von der hofmännischen Klugheit der Ebert und Jerusalem auch nicht die leiseste Ader in sich hatte. Es war ein Unglück für ihn, daß er seine stolze langbewahrte Unabhängigkeit aufgab, ein Unglück für ihn und für die Welt. Er selbst schien ein Vorgefühl davon zu haben; denn trotzdem daß er bei seiner Vorstellung in Braunschweig das Versprechen gegeben hatte, in spätestens acht Wochen dahin zurückzukehren, zögerte er über vier Monate, ehe er sich entschließen konnte, dasselbe zu erfüllen. Je länger es dauerte, je schwerer ward es ihm, Hamburg zu verlassen, an das überdies sein Herz durch die stärksten Bande geknüpft war. Man wurde in Braunschweig ungeduldig, und Lessing begann, noch ehe er in sein neues Verhältniß eintrat, zu empfinden, das er einen Herrn habe. Sein Briefwechsel mit Ebert enthält dafür einige sprechende Züge. Der höfische Ebert meldete ihm, daß der Fürst seine Reise- und Aufenthaltskosten — mit beiläufig 44 Thlr. und 16 Ggr. — vergütet habe, und forderte ihn auf, demselben für diese Großmuth auf eine feine Weise schriftlich seinen Dank auszusprechen! [1]) Lessing gestand, daß er sich dazu schlechterdings nicht überwinden könne, ja daß ihm die ganze Sache unangenehm sei. [2]) Ebert trieb und trieb, daß er sich beeilen möge, zu kommen; alle fürstlichen Herrschaften, Prinzen und Prinzessinnen warteten sehnlich auf sein Erscheinen, und endlich „müsse er es doch nunmehr auch ein wenig fühlen, daß er ein Amt habe, so gut wie Andere." Lessings Antwort war die dringende Bitte, der Freund möge dahin wirken, daß er möglichst kurze Zeit in Braunschweig aufgehalten und seine „Abfertigung" möglichst beschleunigt werde. Er wäre gern geraden Weges durch Braunschweig in sein einsames

1) XIII. 207 u. 208.
2) XII. 244 u. 245.

Wolfenbüttel gegangen. „Ich ſehne mich, ſchrieb er ſo bezeichnend an Ebert, vors erſte in Ruhe zu kommen, da ich doch einmal in Ruhe kommen ſoll! Des Sperlings Leben auf dem Dache iſt nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzuſehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange.“ [1])

Endlich riß er ſich los und ging, — mit ſchwerem Herzen. Ein wunderliches Spiel des Zufalls wollte, daß er kurz zuvor noch die perſönliche Bekanntſchaft Herders machen ſollte, der ſo eben im Hinblick auf Leſſings ungebundene Freiheit des Lebens ſeine eigene feſte Stellung in Riga aufgegeben hatte. „Ich beneide Leſſing, ſchrieb Herder im Jahre 1769 an Nicolai, in mehr als einer Hinſicht. Er iſt ein Weltbürger, der ſich aus Kunſt in Kunſt und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer junger unveralteter Seele wirft. Solch ein Mann kann Deutſchland erleuchten!“ Und nun traf er denſelben Mann in einem Augenblicke, wo derſelbe im Begriffe ſtand, ſich in die Feſſeln des Herrendienſtes zu begeben und in einen Winkel zu begraben, wo ein ſechsjähriges Martyrium die beſten Kräfte ſeines Geiſtes verzehren und ihn leiblich und geiſtig für immer knicken ſollte.

1) XII. 245.

Neuntes Buch.

Lessings Lieben und Leiden. 1769—1776.

Erstes Kapitel.

Lessing ist der einzige unter den Heroen unserer klassischen Literatur, in dessen Herzen die volle große Liebe erst im reifen Mannesalter Eingang gefunden hat. Er war vierzig Jahre alt, als er in Eva König das Weib seines Herzens kennen lernte, und die Geschichte seines Lebens weiß bis dahin von keiner einzigen irgendwie beglaubigten Leidenschaft zu berichten.

Die Sage, daß er als neunzehnjähriger Leipziger Student der schönen Schauspielerin Lorenz, als sie im Jahre 1748 von der Truppe der Frau Neuberin nach Wien ging, dorthin nachgereist sei, ist eben nur eine Sage, der obenein Lessings eigenes Zeugniß widerstreitet. Aber eine erste Jugendneigung zu derselben scheint allerdings vorhanden gewesen zu sein. Er gesteht nämlich in einem Briefe vom 27. Juni 1772 an seine spätere Frau, welche in Wien die Bekanntschaft der Künstlerin gemacht hatte, daß er dieselbe vor langen Jahren gleichfalls gekannt habe, und die Ausdrücke, in denen er es thut, so ablehnend sie gestellt sind, klingen doch vielmehr wie die Bestätigung einer jugendlichen Neigung. „Daß Sie die Bekanntschaft von Madame Huber gemacht, schreibt er an Frau König, ist mir sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal erzählt habe, daß ich sie als Mademoiselle Lorenzen gekannt, ich weiß auch nicht, ob sie selbst sich dessen noch erinnert, wenigstens sind es nahe an fünfundzwanzig Jahre, daß ich sie zuletzt gesehen, und in einer solchen

Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntſchaften vergeſſen, als die unſrige geweſen. Sie kann gar wohl noch eine ganz gute Frau ſein, aber ſie muß auch dabei eine ſehr eiferſüchtige Actrice ſein, die keine neben ſich aufkommen laſſen will. Wenn ihre Verdienſte ihr dazu einiges Recht geben, ſo mag es noch hingehen; aber man ſagt, daß auch dieſe ſo bedeutend nicht ſein ſollen."

Wer das menſchliche Herz kennt, ſieht leicht, daß dies die Sprache eines Mannes iſt, der einer geliebten Frau gegenüber dem Gerüchte einer früheren Herzensneigung indirekt zu widerſprechen ſtrebt. Und doch wäre es ein Wunder, wenn der achtzehnjährige Jüngling, der damals ſeine Welt im Theater und ſeinen größten Genuß im Verkehr mit den Schauſpielern fand, gegen die Liebenswürdigkeit einer jugendlichen Künſtlerin gleichgültig geblieben wäre, die in Leipzig in Gellerts „zärtlichen Schweſtern" nicht ihn allein entzückte, und von der noch fünfundzwanzig Jahre ſpäter Frau König aus Wien ihrem Freunde ſchreiben konnte, daß ſie „in ihrem ganzen Leben nie eine Rolle ſo ausführen ſehen und bei keiner das empfunden habe, was ſie bei der Darſtellung der Mutter in Leſſings Emilia Galotti durch die Huber empfunden habe (XIII. 406. vgl. XII. 387). Wir werden weiter hin ſehen, daß Eva König in der That eine kleine Regung von Eiferſucht empfand, als Leſſing in Wien ſeine Jugendbekanntſchaft erneuerte. Auch finden ſich unter den kleinen Liedern, die jener Leipziger Periode angehören, einige, die mir zu beweiſen ſcheinen, daß ſein Herz nicht ganz frei geblieben war. Schlußwendungen, wie die in dem Liede „die Namen" oder in dem an die ſchlafende Laura (Werke I. S. 41. 58.), haben einen andern Ton als die der konventionellen Anakreontik jener Zeit angehörigen ſonſtigen Liebeslieder Leſſings; und zwei Gedichte glaube ich ſpeziell auf den kurzen Jugendtraum des Dichters und ſeinen Ausgang beziehen zu dürfen. Es ſind dies die Lieder „die Betrübniß" und „der Verluſt" (I. 42 u. 68.). Das erſtere, ein Wechſelgeſpräch zwiſchen dem Dichter und einem Freunde, lautet:

F.
Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht Dir so bittern Schmerz?

D.
Ach, Freund, sie flieht, die Ungetreue,
Und sie besaß mein Herz.

F.
Um eine Falsche Dich betrüben?
Du bist ja klug genug!

D.
O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug! —

Aber wenn dies reizende Gedicht, das, wie ich glaube, dem plötzlichen Fortgehen der schönen Lorenz von Leipzig nach Wien seine Entstehung verdankt, den Schmerz des jungen Herzens in der Weise echter Empfindung ausspricht, so bekundet das zweite in gleicher Veranlassung entstandene:

Der Verlust.

Alles ging für mich verloren
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren
Liebe, da ich sie verlor!

zugleich neben der Innigkeit der Empfindung die volle Gesundheit des Dichters, in dessen Seele zu keiner Zeit die schwächliche Sentimentalität eines Klopstock, Herder und anderer Zeitgenossen Raum und Boden finden mochte.

Von dieser Zeit an bis in Lessings reifes Mannesalter hinein findet sich keine Andeutung, daß er je einer Frau seine Neigung zugewendet. Einer vorübergehenden Verirrung möchte vielleicht das Gedicht unter den Liedern seine Entstehung zu verdanken scheinen, das die Ueberschrift „der Genuß" führt, und in tief schmerzlicher Weise die Reue über eine Enttäuschung sinnlicher Leidenschaft ausdrückt, wenn es nicht vielmehr der rein objektive Ausdruck einer fremden Empfindung ist, in welche sich der Dichter eben nur als

Dichter hineinverſetzte. Denn Leſſing war eine durch und durch keuſche Natur, und wie er dieſe Eigenſchaft bei allen echten Dichtern vorauszuſetzen geneigt war, ſo durfte er auch, er, der fünfundzwanzigjährige junge Mann, der in dem deutſchen „kleinen Paris“ und inmitten der Sittenfreiheit der Berliner Geſellſchaft jener Zeit, wo franzöſiſche Frivolität den Ton angab, gelebt hatte, in ſeiner „Rettung des Horaz“, mit welcher er den Dichter gegen gewiſſe Vorwürfe ſinnlicher Ausſchweifung in Schutz nahm, von ſich ſagen: „Ich verſtehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts!“

Leſſing war achtunddreißig Jahre alt als er nach Hamburg kam, wo er die Frau finden ſollte, die ſein großes und ſtarkes Herz für immer zu erfüllen und auf ſein ganzes übriges Lebensgeſchick den größten Einfluß zu üben beſtimmt war.

Eva König, eine geborene Mannheimerin, war die Gattin eines wohlhabenden Kaufherrn und Seidenfabrikanten, der nächſt Reimarus, Buſch und Bode zu dem intimeren Umgangskreiſe von Leſſing in Hamburg gehörte und in deſſen gaſtfreiem Hauſe Leſſing bald als ein Familienglied angeſehen wurde. Der Umgangs- und Bekanntenkreis dieſes Hauſes war auch der ſeine; er war der Taufpathe des jüngſten Knaben, den Eva König ihrem Gatten gebar, und der letztere ſelbſt, ein wohlunterrichteter, gebildeter, ſtrebſamer Mann wird von Leſſing, der mit dem Freundesnamen ſo ſparſam war, in einem Empfehlungsbriefe vom September 1768 an Gleim als „ſein ſpezieller Freund“ bezeichnet. Die einzige Stelle aber, in welcher ſich Eva König über ihren Gatten nach deſſen Tode in ihren Briefen ausſpricht (XIII. 256), beweiſt, daß er es verdiente, der Freund eines Leſſing zu ſein. „Sie glauben nicht, ſchreibt ſie aus Wien (im November 1770) an Leſſing, welch einen guten Namen er hier hinterlaſſen. Doch warum ſollten Sie es nicht glauben? *Sie haben ihn ja gekannt!*“ König war wie ſeine Frau auch kein geborner Hamburger, ſondern ſtammte aus dem Bergiſchen. Er beſaß in Wien, wo er gleichfalls eingebürgert war, große Fabriken,

die vielfache Reiſen dorthin und nach Oberitalien veranlaßten. Auf einer ſolchen Geſchäftsreiſe wurde er plötzlich im Jahre 1769 zu Venedig von einer Krankheit hingerafft, bei der die Zurückgelaſſenen anfangs eine Vergiftung argwöhnten, bis Leſſing ſelbſt ſechs Jahre ſpäter an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, ſich von dem Ungrunde dieſes Verdachts zu überzeugen. Auf ſeiner italieniſchen Reiſe ſchreibt Leſſing nämlich unter dem 2. Juni 1775 aus Venedig an Frau König, ſeine damalige Verlobte: „Einer von meinen erſten Gängen hier in Venedig iſt nach St. Chriſtoforo geweſen, um zu ſehen, wo unſer Freund ruht, und ſeinem Andenken auf ſeinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu ſchenken.“ Er ſuchte dann ferner den Mann auf, in deſſen Armen der Freund geſtorben war, und erfuhr von demſelben, „daß es mit Königs Tode ſehr natürlich zugegangen“, ſowie er auch Einleitungen für ein kleines Grabdenkmal traf.

Dieſer Tod ſeines Freundes war in mehr als einer Hinſicht bedeutungsvoll für Leſſings ganzes weiteres Leben. Es ſcheint nämlich unzweifelhaft, daß Leſſing ſchon bei Lebzeiten deſſelben eine tiefbegründete Neigung für Eva König gefaßt hatte, und daß dieſe Neigung, obſchon von ſeinem männlichen Geiſte niedergekämpft, doch nicht wenig dazu beitrug, ſeine Zuſtände in Hamburg für ihn unbehaglich, ja zuletzt unerträglich zu machen. Die berühmte Stelle in der Hamburgiſchen Dramaturgie über Shakſpeare's Romeo und Julie gewinnt durch dieſe Vorausſetzung auch ein biographiſches Intereſſe. Wir müſſen die ſchon früher angeführte Stelle deshalb hier noch einmal ausführlich herſetzen. Ein franzöſiſcher Kunſtrichter hatte nämlich behauptet: die Liebe ſelbſt habe Voltaire's Zaire diktirt. „Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie!“ ſchrieb Leſſing am 19. Juni 1767. „Ich kenne nur eine Tragödie, fährt er fort, an der die Liebe ſelbſt mitgedichtet, und das iſt Romeo und Julie von Shakſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken. Aber was

iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird?" — Dies iſt die Sprache eigenſter lebendiger Erfahrung der Leidenſchaft, von der ſich der Schreibende ſelbſt ergriffen fühlt, einer Leidenſchaft, deren Qual durch ihre völlige Hoffnungsloſigkeit noch geſteigert wurde. Wir ſehen ihn denn auch zu Ende des Jahres 1768 entſchloſſen, nicht nur Hamburg, ſondern auch Deutſchland zu verlaſſen und nach Italien zu gehen. Er meldete dieſen Vorſatz allen ſeinen Freunden, am ausführlichſten aber ſpricht er ſich darüber in einem Briefe an Nicolai aus (vom 28. September 1768). „Ich gehe, ſchreibt er, künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen? aber Sie können gewiß glauben, daß es geſchieht. . . Was ich in Rom will, werde ich Ihnen von Rom aus ſchreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Thaler leben, aber in Rom für 300 Thaler. So viel kann ich ohngefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen als in Deutſchland." „Alle Umſtände, ſetzt er hinzu, ſcheinen es ſo einzuleiten, daß meine Geſchichte die Geſchichte von Salomons Katze werden ſoll, die ſich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hauſe wagte, bis ſie endlich gar nicht wieder kam." Aus allen ſeinen in dieſer Zeit geſchriebenen Briefen klingt ein gewiſſer wilder ironiſcher Humor, hinter dem ſich bei Leſſing immer der tiefſte Seelenſchmerz zu verbergen pflegte. Er ſchreibt an Ramler (6. November 1768), der über Kränklichkeit geklagt hatte: „Kommen Sie geſchwind nach

Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen und ein Paar Tauſend Meilen in die Welt hinein ſchwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen geſunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft." Auch die Befliſſentlichkeit, mit der er das Vorhaben ſeiner Reiſe allen Freunden, ſeinem Bruder, Gleim, Ebert, Nicolai u. A. mittheilte, während er ſonſt ſein Weggehen von einem Orte immer in tiefes Geheimniß zu hüllen pflegte, ſcheint dafür zu ſprechen, daß er es in der Abſicht that, ſich ſelbſt einen moraliſchen Zwang aufzuerlegen und etwaige Gerüchte über die Neigung, die ihn an Hamburg feſſelte, thatſächlich zu widerlegen. Daß ſolche Gerüchte aber in Hamburg ſchon damals umliefen, geht aus einem Briefe von Ebert an Leſſing vom Jahre 1768, ſowie aus einem ſpätern Briefe von Eva König hervor. [1]) Seine Stimmung erſcheint in den Briefen jener erſten Periode als die eines Menſchen, der um jeden Preis ſo weit und ſo lange als möglich von dem Orte fort will, an welchem er eben lebt. „Ich denke nicht", heißt es in einem Schreiben an Ramler, „daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu ſchicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiederſehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" Manchmal kam ihm ſogar der Gedanke, ſein Leben in Italien in der Abgeſchiedenheit irgend eines gelehrten Kloſters zu beſchließen. [2]) Der italieniſche Reiſeplan beſchäftigte Leſſing aber vom Ende des Sommers 1768 bis zum Sommer 1769, alſo gerade bis zu der Zeit, wo die Nachricht in Hamburg anlangte, daß König in Venedig geſtorben ſei. Der ſcheidende Freund hatte ihm bei der Abreiſe ausdrücklich ſeine Familie empfohlen. Leſſing erfüllte gegen dieſelbe

1) XIII. 136—137 und 483.
2) XIII. 328.

was er zugeſagt hatte. Die italieniſche Reiſe ward aufgegeben und er verblieb in Hamburg als treuer Freund und Berather der Verwaiſten. Zum erſten Male mochte jetzt vor ſeinen Augen die Möglichkeit erſcheinen, „die einzige Frau in der Welt, mit welcher er ſich — wie er ſpäter ſeinem Bruder ſchrieb — zu leben getraute“, die Seine nennen zu dürfen. Er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig war, und er glaubte hoffen zu dürfen, daß ſie ihm, wenn es die Verhältniſſe erlaubten, ihre Hand nicht verweigern würde. Die Ausſicht auf ein ſolches Glück entſchied denn auch bei ihm für die Annahme der Stelle in Wolfenbüttel, welche ihm eben damals durch Vermittelung ſeines Braunſchweiger Freundes Ebert angeboten wurde. Er, dem Freiheit und Ungebundenheit des Lebens bisher das Höchſte geweſen waren, der ſich „als Sperling auf dem Dache“ trotz aller Nothſtände immer am glücklichſten gefühlt und eben deshalb jede Amtsfeſſel vermieden hatte, er entſchloß ſich jetzt, ſeine lang bewahrte Freiheit aufzugeben und eine Stelle anzunehmen, die nichts weniger als glänzend, ja die ohne eine ihm freilich zugeſagte baldige Verbeſſerung zur Begründung eines eignen Heerdes nicht einmal ausreichend war. Auch ſo noch ward es ihm ſchwer, ſich von Hamburg loszureißen, und ſein Zaudern machte ſogar ſeine Braunſchweiger Freunde ungeduldig. „Mein hieſiges Verweilen“, ſchreibt er (19. Februar 1770) an Ebert, „war und iſt noch höchſt nöthig, wie ich Ihnen einmal umſtändlich erklären will. Zum Theil bezieht es ſich auf meine verlobte Braut ſelbſt.“

Ebert hatte in ſeinem Briefe dieſe ſcherzhafte Bezeichnung für die ihm anvertraute Wolfenbütteler Bibliothek gebraucht, und es iſt charakteriſtiſch für Leſſings Weſen, daß er, indem er auf dieſen Scherz einging, zugleich damit auf eine dem Freunde unverſtändliche Art die wahre Urſache bezeichnete, die ihn in Hamburg zurückhielt. Ebert faßte die Sache auch von dieſer Seite auf, wenn er ſein Antwortſchreiben vom 27. Februar mit den Worten beginnt: „Ich wollte, daß eine von den Urſachen, die Sie noch zu Hamburg

Digitized by Google

aufhalten, ſich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verſtande, als auf die figürliche bezöge"; und wenn er hinzuſetzt: „aber Sie ſind leider! vor dieſem Verdachte nur zu ſicher", ſo war dies mehr eine rückſichtsvolle Beſcheidenheit, als ein Mangel an Einſicht des ſcharfblickenden Freundes, der als geborener Hamburger dort viele Beziehungen beſaß und obenein Leſſings Verhalten im Hauſe der Frau König ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Klatſchſucht der Menſchen hatte ſich, trotz des Geheimniſſes, mit dem Leſſing ſeine Neigung zu verhüllen bemüht geweſen war, doch jenes reinen und edlen Verhältniſſes bemächtigt, und Leſſing mußte mehrere Jahre ſpäter erfahren, daß man dabei ſogar ſeinen Charakter angetaſtet und ihm nachgeſagt: er ſei willens geweſen, die Frau König nach ihres Mannes Tode zu heirathen, ſei aber zurückgetreten, als er geſehen, „daß ihre Vermögensverhältniſſe nicht ſo wären, wie er ſie ſich vorgeſtellt habe."

Das Wahre an der Sache war der ſehr traurige Umſtand, daß die Vermögensverhältniſſe der Frau König bei dem Tode ihres Mannes ſich allerdings in einem verwickelten Zuſtande befanden, deſſen Verwirrung ſich in den nächſtfolgenden Jahren trotz aller Mühe und Arbeit der ebenſo einſichtsvollen als geſchäftstüchtigen Frau nur noch ſteigerte, und der die Vereinigung zweier der edelſten und ſeltenſten Menſchen auf eine lange Reihe von Jahren hinausſchob. Sechs Jahre voll Drangſal und Kummer, Sorge, Noth und Herzeleid aller Art, durch Krankheit Beider noch vermehrt und durch Unglücksfälle mannigfacher Art oft zu hoffnungsloſer Verzweiflung geſteigert, mußten durchlitten werden, ehe das erſehnte Ziel erreicht werden konnte. Und als es endlich erreicht war, als auf der Höhe des Lebens der wandermüde Odyſſeus ſein Schiff im Hafen zu ſehen glaubte, da — doch wir dürfen dem Gange unſerer Erzählung nicht vorgreifen!

Leſſing verließ Hamburg am 18. April 1770. Einer der erſten Briefe, die er aus ſeiner Einſiedelei zu Wolfenbüttel ſchrieb, war

an ſeine Freundin nach Hamburg gerichtet. Es iſt unmöglich, in dieſem Briefe trotz aller Zurückhaltung den Ton inniger Herzensneigung und tiefer Traurigkeit über die Trennung zu verkennen. Ein Verwandter der Frau König hatte zuerſt an ihn geſchrieben und ihm ſein langes Schweigen vorgeworfen; die Freundin hatte dem Briefe eine Sendung von Lebensmitteln beigefügt. Leſſing entſchuldigt ſich in ſeinem Dankbriefe an die letztere wegen des Schweigens mit den Worten: „Sie am allerwenigſten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, das ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir ſogar ein Verdienſt daraus machen ſollten.“ Die Erklärung iſt deutlich genug. „Ich bin, fährt er fort, den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg ſchreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir hier wieder Alles ſo recht gefällt, als es mir gefallen ſoll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man ſich erinnert, daß man anderswo oft ſehr vergnügt geweſen, kann man ſich kaum überreden, daß man es noch iſt.“ — Er ſehnt ſich nach den Kindern, die er wie ſeine eigenen liebte. „Was macht Malchen? und was macht mein Pathe? Es iſt alles jetzt ſo öde und weitläuftig um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigſtens von meinen kleinen Geſellſchaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.“ Aber noch mehr ſehnt er ſich nach der Gegenwart der geliebten Freundin, und ſein ſtarkes Herz vermag den Ausdruck dieſer Sehnſucht nicht zurückzuhalten: „Ich gehe nun ſchon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen ſpazieren; und wenn es wirklich geſchähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von einer ſo fertigen Briefſchreiberin als Sie ſind, kann ich es ſchon verlangen, daß Sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antworten. Eine davon wäre auch dieſe: reiſen Sie noch dieſen Sommer? (Frau König beabſichtigte eine Geſchäftsreiſe nach Wien.) Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiſten und ich

unglücklicherweiſe nicht hier wäre.“ Die Freundin antwortet umgehend. Aus ihrem Briefe klingt trotz eines gewiſſen Tones von anmuthiger Koketterie doch deutlich das Gefühl hindurch, daß auch ſie ſich nicht weniger nach dem Freunde ſehnte. Sie geſteht, daß „ſein erſter Brief alles wieder gut gemacht habe.“ Sie meldet, daß ſie mit ihrem Vetter nach Pirmont reiſen müſſe, um ihren dort erkrankten Bruder zu beſuchen, und kleidet ihren Wunſch, den Freund wiederzuſehen, in die Worte: „Wollen Sie ſehen, wie ausſchweifend ich in der Freude bin, ſo begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigſtens nach Hannover. Wenn Sie erſt da ſind will ich Sie wohl überreden, daß Ihnen der Brunnen geſund iſt. — Daß das alte Wolffenbüttel auch juſt ſo aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube ſtark genug, daß ich Berge verſetzen könnte, ſo wollte ich Ihrem verwünſchten Schloſſe bald eine andere Stelle anweiſen.“ Sie glaubt es ihm nicht, daß er dort vergnügt ſei, ſie neckt ihn ſogar wegen einer Schauſpielerin von der Geſellſchaft des bekannten Ackermann, der damals mit ſeiner Truppe in Braunſchweig erwartet wurde, und von dem ihr Leſſing geſchrieben hatte, daß ihm an dem Kommen deſſelben gar nichts gelegen ſei, durch die Frage: „Iſt denn etwa Madame Schuch nicht mehr bei ihm?“ Ja ſie ſetzt dieſen Scherz durch die Anzeige fort: daß unter der in Hamburg neu angekommenen italieniſchen Operngeſellſchaft ſich ein „Tenoriſt“ befinde, der „das Glück habe, faſt allen Damen zu gefallen“, und in welchem, wie ſie ſpäter ſchalkhaft hinzuſetzt, „alle Damen, nur ſie nicht, eine ſprechende Aehnlichkeit mit einem andern Herrn finden wollten, der den Damen von Hamburg gleichfalls ſehr gefallen habe.“

Auf dieſe Briefe folgte das erſte Wiederſehen im Juni des Jahres 1770. Leſſing ſcheint nicht mit nach Pirmont gegangen zu ſein, hatte aber Gelegenheit, der Freundin und dem Bruder auf der Durchreiſe allerlei Freundliches zu erweiſen, wofür Frau König unter dem 8. Auguſt aus Hamburg ihren eigenen Dank mündlich

abzuſtatten verſpricht, da ihre Reiſe nach Wien ſie über Braunſchweig und Wolfenbüttel führen werde. Diesmal kam ſie allein; aber auch dies Wiederſehen führte noch keine Erklärung herbei. Dieſe erfolgte erſt bei einer dritten Zuſammenkunft auf der Rückreiſe der Frau König nach Hamburg im Frühlinge des folgenden Jahres. Bis dahin lauten die Ueberſchriften der Briefe noch immer in den Formen der damaligen Courtoiſie: „meine liebſte Madam", und „mein lieber Herr Leſſing." Nur in den Briefen ſelbſt herrſcht ein traulicherer Ton, und wenn Leſſing einmal einen Brief mit den Worten ſchließt: „Leben Sie recht wohl, beſte Freundin, und denken Sie an mich, wenn Sie an einen Menſchen denken wollen, der Ihnen auf das aufrichtigſte ergeben iſt", ſo fühlen wir unwillkürlich, wie tief die Liebe zu der Freundin in ſeinem Herzen Wurzel geſchlagen hatte. Erſt nach dem Wiederſehen im April 1771 ändert ſich auch die Form der Anrede. Der „geliebte Freund" tritt an die Stelle des „Herrn", die „liebe Madam" weicht der „geliebten Freundin". Bei dieſem Wiederſehen verlangte Leſſing halb im Scherze, halb im Ernſte, daß ihm die geliebte Frau, die jetzt nach Hamburg zurückkehrte, keine Briefe mehr ſchreiben ſolle, außer dem einen, in welchem ſie ihm anzeigte, daß ihrem beiderſeitigen Glücke ferner nichts mehr im Wege ſtehe. Sie nahm das in einem hypochondriſchen Augenblicke für baaren Ernſt, und fühlte ſich bald darauf gedemüthigt und beſchämt durch Leſſings liebevolle Treue. [1]) Im Auguſt unternahm Leſſing, der durch die ungewohnte Lebensweiſe in ſeiner Einſamkeit zu Wolfenbüttel bald in Krankheit und hypochondriſche Verſtimmung gerieth, eine Reiſe nach Hamburg, wo er in „anderer Geſellſchaft und anderer Luft ſeine alte Laune wiederzufinden hoffte." Er logirte im Hauſe ſeiner Freundin, die ſich dies ausdrücklich erbeten hatte, und hier erfolgte endlich, wiewohl im ſtrengſten Geheimniß ſelbſt vor den nächſten Verwandten, die

1) XIII. 288 u. 290.

förmliche Verlobung. Welchen Charakter tiefſter Innigkeit jetzt das Verhältniß angenommen hatte, ſehen wir aus dem erſten Briefe, den Leſſing an ſeine Braut, nachdem er Hamburg wieder verlaſſen hatte von Berlin aus richtet. Die Mutter der Frau König war indeſſen geſtorben: „Das Herz blutet mir, ſchreibt er (29. September 1771), wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie Sich wegen des Abſterbens Ihrer Mutter befinden, — aber nicht befinden ſollten. Dieſer Schlag war Ihnen ſo vorhergeſehen, iſt dem Laufe der Dinge ſo gemäß — doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen tröſten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Verſicherung, bei dem Allen noch eine Perſon in der Welt zu wiſſen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troſte gereichen könnte. Dieſe Perſon erwartet alle Glückſeligkeit, die ihr hier noch beſchieden iſt, nur allein von Ihnen, und ſie beſchwört Sie, um dieſer Glückſeligkeit willen, ſich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Beſtreben ſein ſoll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachſendes Vergnügen zu verſchaffen.“ Der Schluß des Briefes lautet: „Ich umarme und küſſe Sie tauſendmal, meine liebſte, beſte, einzige Freundin!“

Verſuchen wir in wenigen Zügen das Bild der Frau zu entwerfen, die einem Leſſing dies Gefühl einzuflößen, die einen Leſſing zu bewegen vermochte, ſein ganzes äußeres Leben mit höchſter Selbſtverleugnung Jahre lang auf die endliche Erreichung ihres Beſitzes einzurichten. Ihre Briefe an Leſſing, acht und neunzig an der Zahl verbunden mit den achtzig entſprechenden Briefen Leſſings, liefern uns für ihre Charakteriſtik ein reichliches Material. Der ganze Briefwechſel beider umfaßt über ſechs Jahre, vom Frühlinge des Jahres 1770 bis zum Herbſte 1776, wo Leſſing ſeine Geliebte heimführte. Die Mitwelt wußte den Schatz dieſes Briefwechſels, als derſelbe zuerſt wenige Jahre nach Leſſings Tode von ſeinem Bruder veröffentlicht wurde, keineswegs zu würdigen. Abgeſehen davon, daß

man an vielen mitgetheilten persönlichen Beziehungen, trotz der Verschweigung der Namen, Anstoß nahm, fand man denselben seinem Inhalte nach alltäglich, trocken und uninteressant, und Elise Reimarus konnte (1789) ihrem Schwager von Hennings schreiben: wie es ihr ausnehmend lieb gewesen sei, aus seinem Briefe zu sehen, „daß ihm der Ton der Briefe nicht so mißfallen habe, wie Vielen, die durchaus jeden Gedankenaustausch immer im Sonntagskleide sehen möchten, immer Salz forderten, wo es gerade die Brühe verderben würde". Sonst meine, fügt sie hinzu, alle Welt: „ein Mann wie Lessing und eine Frau die sein ward, hätten keine so geistleeren Briefe schreiben sollen"! [1]) Dies Urtheil ist für uns Spätere, denen jetzt eine große Zahl gleichzeitiger Briefwechsel ähnlicher Art vorliegt, leicht erklärlich. Das war die Art nicht, in welcher sich damals Liebende schrieben; das war nicht die Sprache, welche man in jenen Zeiten in einem solchen Verhältnisse zu führen und zu vernehmen gewohnt war. Man braucht nur die um dieselbe Zeit 1771—74 zwischen Herder und seiner Braut geführte Correspondenz mit dieser Lessing'schen zu vergleichen, um sich sofort von dem schneidendsten Contraste berührt zu finden. In diesem Briefwechsel Lessings und seiner Geliebten ist Nichts von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, von jener Flucht vor der Wirklichkeit des Lebens in ein erträumtes poetisches Arkadien, von jener Scheu vor der Realität des Daseins, auf welche hochmüthig herabzublicken für Genialität galt, wie wir dem Allen in den Briefen Herders und seiner Caroline Flachsland begegnen. Bei Lessing und Eva König findet sich keine gegenseitige Vergötterung, kein selbstgeschaffenes Leiden keine unnützen Herzensquälereien mit einem Worte Nichts von all den Ungesundheiten der Wertherzeit, inmitten deren Lessings Liebe

1) S. Auszüge aus den Briefen von Elise Reimarus an Hennings, herausgegeben von W. Wattenbach.

zu ſeiner Eva König fiel. Die beiden von uns verglichenen Briefwechſel ſcheinen zwei ganz verſchiedenen Welten anzugehören. Die Briefe Leſſings und ſeiner Geliebten ſind von einer Einfachheit und Wahrheit der Empfindung, von einer Schlichtheit des Ausdrucks, die uns immer aufs Neue entzücken. Es iſt die volle Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüften und gereiften Menſchen, das ſichere Bewußtſein der gegenſeitigen Zuſammengehörigkeit, die klare Uebereinſtimmung in Denkart und Charakter, in Grundſätzen und Maximen, in Welt- und Menſchenbetrachtung, das tiefe ſichere Beruhen des Einen auf der Gediegenheit und Tüchtigkeit wie auf der Treue und Hingebung des Andern, welche dieſen Briefwechſel zu dem ſchönſten Zeugniſſe der würdigſten, reinſten und reifſten Liebe machen, die vielleicht jemals zwei bedeutende Menſchen verbunden hat. Vieles mußte zuſammenkommen, um das Reſultat dieſer Erſcheinung hervorzubringen; vor Allem die Gleichheit der Lebensreife auf der Mittagshöhe des Lebensalters, und die wunderbare Uebereinſtimmung in Charakter und Sinnesart, die den Einen faſt als das Spiegelbild des Andern erſcheinen läßt, und deren leiſe, nur durch den Unterſchied des Geſchlechts beſtimmte Verſchiedenheit doch wieder hinreichend iſt, um eine Ergänzung des Einen durch den Andern möglich zu machen.

Von dem Augenblicke an, wo Eva ihm ihr Wort gegeben hatte, die Seinige zu werden, ſobald ihre Geſchäftsangelegenheiten geordnet ſein würden, ſehen wir Leſſing nicht einen Augenblick an der Erfüllung ſeines Glückes zweifeln. Nachdem er ſie Ende Oktober 1771 in Hamburg verlaſſen hatte, um über Braunſchweig in „ſein liebes einſames Wolfenbüttel“ zurückzukehren, wo „immer ſein dritter Gedanke nur Sie ſein wird“, ſchreibt er ihr (31. Oktober): „Ich ſage Ihnen von unſeren eigentlichen Angelegenheiten Nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon ſagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß ſo ein einziges Wort bei Ihnen

auf immer gilt. Bleiben Sie dieſes auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird ſich endlich Alles nach unſern Wünſchen bequemen."

Eva König ſah ſich nach dem plötzlichen Tode ihres erſten Mannes mit einer Familie von vier Kindern und der Sorge für zahlreiche Angehörige ihres Mannes, an der Spitze eines weitverzweigten ſehr verwickelten Fabrik- und Handelsgeſchäfts. Ein drohender Bankrott und der Ruin ihres eignen ſo wie des Vermögens ihrer Kinder war nur in dem Falle abzuwenden, wenn es ihr gelang, ſich mit den Gläubigern ihres verſtorbenen Gatten zu verſtändigen, und durch möglichſt vortheilhafte Auflöſung des Geſchäfts, namentlich durch vortheilhaften Verkauf der großen Seidenfabriken und Waarenlager in Wien, die Mittel zur Befriedigung der Gläubiger und zu einer theilweiſen Rettung ihres Vermögens zu gewinnen. Die auf dieſes Ziel gerichteten Anſtrengungen verſchlangen koſtbare Jahre. Eva König hatte im Laufe dieſer traurigen Zeit gar viele Stunden, in welchen ihre großmüthige Liebe es faſt leidenſchaftlich bereute, das Schickſal eines Mannes wie Leſſing, deſſen Bedeutung ſie in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen verſtand, durch das Geſtändniß ihrer Gegenliebe an ihr Schickſal gefeſſelt zu haben, während Leſſing ſeinerſeits wieder es oft nicht verbergen konnte, daß nur allein die Furcht, „die einzige ernſthafte Hoffnung ſeines ganzen Lebens zu verſcherzen", ihn in den unerträglichen Wolfenbütteler Verhältniſſen ausharren ließ. [1]) Vereint mit der geliebten Frau würde er das Schwerſte ertragen haben. Aber hier trat ihm der Charakter ſeines Tellheim in der Geſtalt ſeiner Freundin entgegen. Sie, die jedes Opfers fähige, konnte es nicht über ſich gewinnen, ein ſolches von dem geliebten Freunde anzunehmen. Leſſing drang bald nach der Verlobung auf ſofortige Verbindung, um ſo mehr, als die äußeren Verlegenheiten ſeiner Freundin ſich

1) Brief an Eva König v. 17. Septbr. 1773. Werke XI. 400.

ſteigerten. Sie hatte ihm von denſelben (am 12. November 1771) mit dem Zuſatze berichtet: „Ich wollte gern in dem elendeſten Winkel der Welt Waſſer und Brod eſſen, wenn ich nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre!“ Er antwortete ihr am 20 November 1771: „Halten Sie Sich an Ihrem Worte, daß Sie an alle dem Unglück nicht ſchuld ſind. Erhalten Sie Sich nur heiter, um Sich geſund zu erhalten. Verlieren Sie, was Sie verlieren müſſen; erhalten Sie für Ihre Kinder ſoviel, als Sie erhalten können; und überlaſſen Sie ruhig alles Uebrige der Vorſicht. — Wenn Sie weiter in Wien nichts zu ſuchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da als an einem anderen Orte zu leben, ſo iſt auch mir Wien ein ſehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhafteſten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauſchen wollte. Ich werde alſo ſicherlich alle Vorſchläge dahin ablehnen, und keinen weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbeſſerung zu verſchaffen ſuche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendeſten Winkel, lieber bei Waſſer und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, ſo iſt Wolfenbüttel Winkels genug, und an Waſſer und Brod, auch noch an etwas mehr, ſoll es uns gewiß nicht fehlen.“

Ihre Antwort (vom 25. November 1771) läßt uns einen tiefen Blick in den Adel von Frau Königs Gemüth thun, das von der liebevollen Hingebung des Freundes auf das Tiefſte erſchüttert wurde, ohne in ſeinen ſtolzen Grundſätzen wankend gemacht zu werden. „Die ganze verfloſſene Zeit meines Lebens, ſchreibt ſie, kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, wo ich ſchwach genug war, eine Neigung zu geſtehen, die ich zu verbergen ſo feſt beſchloſſen hatte; wenigſtens ſo lange, bis meine Umſtände eine günſtige Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundſchaftlichen Antheil an Allem genommen haben

was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eignen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht ſollten. Denn der Vorſatz bleibt unumſtößlich: bin ich unglücklich, ſo bleibe ich es allein und Ihr Schickſal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wiſſen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, ſie zu mißbilligen. Nennen Sie ſie alſo nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht eben ſo handeln würde; und antwortet es Ihnen Nein, ſo glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb ſo ſehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, iſt, daß Sie Sich durch mich in Ihrem Plane nicht irre machen laſſen, ſondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

Und dieſe Sprache des Tellheim'ſchen Edelmuths war keine Phraſe bei dieſer Frau; ſie kam aus ihrer innerſten Ueberzeugung. Leſſing wußte das, und machte keinen Verſuch mehr, ſie umzuſtimmen.

Mit jener großmüthigen Entſagungsfähigkeit, welche bei einer liebenden Frau doppelte Bewunderung verdient, verband nun aber Eva König zugleich alle Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, die einen Leſſing unwiderſtehlich anzuziehen und zu feſſeln geeignet waren. Ihre Rechtſchaffenheit — das ſchöne alte Wort jener Tage verdient wohl wieder eingebürgert zu werden in einer Zeit, in welcher man den Begriff deſſelben ſo vielfach vermißt — ihre Rechtſchaffenheit war von einer ſolchen Zartheit, daß ſelbſt ein ſo fleckenlos rechtſchaffner Charakter wie Leſſing ſich zuweilen veranlaßt fand, ihr in ihren geſchäftlichen Verwicklungen etwas weniger Aufopferung für fremde Intereſſen und etwas weniger Peinlichkeit im Annehmen dargebotener Auskunftsmittel anzuempfehlen. „Ich wollte Ihnen, ſchreibt er einmal (XII. 326.), um Alles in der Welt nicht rathen, Sich eine unredliche oder auch nur zweideutige Handlung zu erlauben, wenn Sie

auch, ich weiß nicht was, damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bei Ihnen zu bringen. Aber ich ſorge nur, daß Sie Sich über Dinge Bedenklichkeiten machen könnten, nicht weil Sie Ihnen unredlich, ſondern weil Sie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen." „Ich habe immer bemerkt, ſchreibt er ein andermal, daß Sie geneigter ſind, Ihr Gewiſſen zu überſpannen, als ihm viel nachzulaſſen." Gleich Leſſing war ſie daneben von der zärtlichſten Liebe und von hingebender Aufopferung für ihre Angehörigen, die ſorgſamſte Mutter ihrer Kinder, die treuſte Schweſter, die thätigſte Freundin. Mit ihm theilte ſie die Geringachtung des Reichthums, ja des Geldes überhaupt, neben dem bürgerlichen Sinne für beſcheidene Unabhängigkeit, die auch ihr als das größte Gut erſchien, und die republikaniſche Gleichgültigkeit gegen alle äußere Auszeichnung durch Titel, Rang und Würden. Als Leſſing gezwungen den Hofrathstitel annahm, konnte er ihr die Meldung davon mit den Worten machen: „Worüber Sie Sich vielleicht am meiſten wundern werden, iſt dieſes, daß ich nicht umhin gekount, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht geſucht, ſind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es ſehr deutſch herausgeſagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich beſorgen, den Alten (er meint den alten Herzog) zu beleidigen." [1] Klingt es doch faſt, als wolle er ſich darüber gegen ſie entſchuldigen! Wie er ſelbſt war ſie eine Feindin aller Sentimentalität und empfindſamer Geſchraubtheit, eine Feindin von jedem gemachten Intereſſe an Poeſie und Literatur, wie an religiöſer Empfindelei, dergleichen damals in ihrer nächſten Nähe in gewiſſen Kreiſen Hamburgs im Schwange waren, wo Klopſtock aus Neigung und aus Bedürfniß nach weiblicher Huldigung ſolches ſentimental exaltirte Weſen bei dem weiblichen Geſchlechte patroniſirte. Leſſing, dem dieſe pathetiſche Schönſeligkeit

1) XII. 457.

und das daran ſich knüpfende verlogene Blauſtrumpfthum nicht minder wie Klopſtocks hohenprieſterliches Behaben und ſein überwiegender Ariſtokratismus von Herzen zuwider waren, meldete ſeiner Freundin, die nach Wien gereiſt war, daß Klopſtock, der ſchon das Schrittſchuhlaufen unter dem ſchönen Geſchlechte eingeführt, jetzt eine eigene Leſegeſellſchaft bei der Frau von W. gegründet habe, und fragt ſcherzend an, ob nicht bei ihrer Rückkehr nach Hamburg ſie es ihr Erſtes ſein laſſen werde, ein Mitglied dieſer empfindſamen Geſellſchaft zu werden; er habe große Luſt, ihr im Voraus das Patent nach Wien ausfertigen zu laſſen." Eva König geht auf den Scherz mit Heiterkeit ein. „Die Klopſtock'ſchen Leſegeſellſchaften, ſchreibt ſie in ihrer Antwort (16. März 1771), haben mich herzlich lachen gemacht. Meine Imagination ſtellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen, voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen ſeiner Zuhörerinnen herunterrollen ſah. Was ich aber befürchtete," fährt ſie ſarkaſtiſch fort, „war, daß er Einigen nach Hauſe folgen und da Entdeckungen machen möchte, die ſeine Zufriedenheit ſtören könnten. Was ſagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, Sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel koſten; denn Klopſtock nimmt gewiß lauter hübſche Frauen auf, — und am Ende möchte ich doch nur eine ſchlechte Rolle unter ihnen ſpielen." [1]) So finden wir denn auch nicht ein einziges Mal eine landſchaftliche Schilderung oder eine Naturbewunderungsphraſe in ihren Reiſebriefen, die dagegen ein wahrer Schatz ſachlicher und perſönlicher Beobachtungen und Mittheilungen ſind. Sie hat ein offnes Auge für die politiſchen und ſocialen Zuſtände der Länder und Städte, durch welche ihre Reiſe ſie führt, und

1) XIII. 285., vergl. 289. und XII. 297. „In dieſer von Klopſtock gegründeten literariſchen Geſellſchaft wurde abwechſelnd Karten geſpielt und geleſen. Klopſtock ſelbſt aber nahm an dem erſteren nicht Theil, ſondern hielt ſich an die Damen." — S. Halems Selbſtbiographie.

die gediegene Sachlichkeit ihrer Mittheilungen macht dieſelben eben ſo lehrreich als intereſſant für die Kenntniß der damaligen deutſchen Zuſtände. Einmal ſchreibt ſie (im März 1771) von Augsburg: „Ich bin herzlich froh, daß ich aus Bayern bin. Dieſes ſonſt ſo geſegnete Land zeigt einem nun nichts als Jammer und Noth. Auf einer Station von München auf hier ſchloſſen gewiß achtzig Bettler einen Kreis um mich, in dem ich vielleicht noch ſtände, wenn der Poſtillon nicht die Peitſche gezeigt hätte. Dies war auf einem elenden Dorfe. Sie können denken, wie es in den Städten iſt. In München laufen einem ganze Familien nach und ſchreien, man möchte ſie doch nicht verhungern laſſen.“ Es gemuthet uns in unſerm Zeitalter der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, wo trefflich unterhaltene Kunſtſtraßen ſelbſt die unbedeutendſten Orte leicht und ſicher verbinden, wie ein Märchen, wenn wir ſehen mit welchen lebensgefährlichen Beſchwerniſſen vor achtzig Jahren eine Reiſe auf den Straßen zwiſchen den Hauptorten von Deutſchland ſelbſt für ſolche Perſonen verbunden war, welche die Mittel beſaßen, die Koſten einer Extrapoſtfahrt im eignen Wagen zu bezahlen; wenn wir leſen, wie mitten im Sommer Frau König auf ihrer Reiſe nach Nürnberg grundloſe Wege fand und auf manchen Poſtſtationen wegen Mangel an Beförderung über vierundzwanzig Stunden, ja einmal ſogar in einem elenden Neſte zwei Meilen vor Bamberg volle fünf Tage liegen bleiben mußte, nachdem ſie „binnen der vorhergehenden 36 Stunden nur zwei neue Achſen und zwei Deichſeln am Reiſewagen gebrochen, zwei Pferde vor demſelben verloren und drei Gewäſſer überſchritten hatten, bei denen jedesmal das Waſſer in den Wagen drang, und der nächſte Tag dazu verwendet werden mußte, Kleidung und Gepäck der Reiſenden zu trocknen.“ Den Lobpreiſern der guten alten Zeiten des gemüthlichen Reiſens empfehlen wir die Lektüre dieſer Briefe, um ihre roſenfarbenen Anſchauungen der Zeit, in welcher es noch keine Chauſſeen und Eiſenbahnen gab, in etwas zu berichtigen. Sie ſelbſt aber, die feine zarte Frau von ſchwächlicher Geſundheit, mit

Sorgen beladen, von Strapazen erschöpft, gezwungen bei liegenbleibendem Wagen Stunden lang knietief durch Wasser und Koth zu Fuß das nächste Dorf zu erreichen, um dort in einer elenden Schenke kümmerliche Unterkunft zu suchen, findet noch Zeit und Muth, eine fast heitere Beschreibung solcher Fährlichkeiten ihrem Freunde in seine Wolfenbüttler Einsamkeit zu senden. Die von ihr in dem Rattelsdorfer Briefe (XIII. 363—364) geschilderte Scene des Postillons, der sein gefallenes Pferd nicht verlassen will, sich vier Stunden lang mit dem sterbenden Thiere abquält, es hundertmal mit Lebensgefahr auf die Beine bringt, um es immer wieder aufs Neue zu Boden stürzen zu sehen, und dabei in den ganzen vier Stunden nichts weiter sagt als „o Gott! o Gott!" ist nicht nur in der That, wie sie bemerkt, Yoriks würdig, sondern auch mit Sterneſcher Meisterschaft erzählt; und daß ihr eben Yorik dabei einfällt, zeigt, daß sie die empfindsame Reise des berühmten Autors zu schätzen wußte.

Sonst ist von Literatur in ihren Briefen selten die Rede, obgleich sie, wo es geschieht, sich immer mit den damaligen Verhältnissen derselben vertraut zeigt und über ihre Produkte ein richtiges Urtheil besitzt. Von einem Drama des Wiener Staatsraths von Gebler, dessen Stücke sich von Wien aus mit Beifall über ganz Deutschland verbreiteten, schreibt sie ihrem Freunde (15. Juni 1772): „Ich habe es nicht ausleſen können und bedaure Sie im Voraus, daß Sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, ihm darüber ein Kompliment machen zu müssen." Aber Gebler war ein einflußreicher Mann, dessen Fürsprache sie selbst in ihren Angelegenheiten dringend bedurfte; er war ein Bewunderer Lessings, dem er durch ihre Vermittlung eben diese Dichtung zusandte, und er war, wie alle seines Gleichen, ein überaus eitler Mann. „Also, fährt sie fort, machen Sie ihm immerhin ein recht schönes Kompliment: denn ich glaube, er verziehe einem eher, der an seinem Charakter etwas auszusetzen fände, als an seinen Komödien. Auf der Seite macht sich der

Mann recht lächerlich. Es dauert mich, weil ſonſt die ganze Stadt ihm den Charakter eines rechtſchaffenen Mannes beilegt." Wie vollkommen richtig ſie urtheilte, geht aus Leſſings Antwortsbriefen hervor. Auch aus ihren Berichten über dramatiſche Aufführungen in Wien erſehen wir, wie hoch die gebildete Hamburgerin, die Freundin des Verfaſſers der Hamburgiſchen Dramaturgie, über dem theatraliſchen Geſchmack des gebildeten Wiener Publikums von damals ſtand, vor dem bei der Aufführung von Leſſings Emilia Galotti der bekannte Stephanie den Prinzen „ſo abgeſchmackt als möglich" ſpielte. Sie meldet, daß er in der Scene an der Leiche der ermordeten Emilia behufs der mimiſchen Darſtellung ſeiner leidenſchaftlichen Liebe, mit „lang aus dem Munde hervorgeſtreckter Zunge das Blut von dem Dolche, mit dem Emilia erſtochen worden, ableckte!" [1]) Sie nimmt den lebendigſten Antheil an den Arbeiten und Intereſſen ihres Freundes, an der Verbreitung ſeines Ruhmes, an dem Erfolge ſeiner dramatiſchen Werke, an ſeinen wechſelnden Plänen und Ausſichten, und für die letzteren ſind ihr Rath und ihre Auskunft, ſo oft ſie im Falle iſt ſolche zu ertheilen, ſtets von umſichtigſter Klugheit und zutreffender Richtigkeit. Sie verfolgte ſogar mit Theilnahme ſeine Streithändel mit Klotz, und ihre Bemerkung über des letzteren unerwarteten Tod iſt von epigrammatiſcher Schärfe. [2]) Wenn aber im Allgemeinen von literariſchen Dingen in ihren Briefen, wie vorher bemerkt, ſeltener die Rede iſt als man für jene Zeit erwarten ſollte, ſo muß man dabei bedenken, daß dieſe Briefe von einer Frau geſchrieben wurden, die gerade in dieſen Jahren, von beſchwerlichen Arbeiten und Geſchäften faſt erdrückt, mit ausgebreiteter Correſpondenz belaſtet, von den allerwichtigſten realen Intereſſen täglich ja

1) XIII. 406—407.

2) XIII. 352. „Was iſt Klotzen angekommen, daß er ſo geſchwind Reißaus genommen? Wie ich ſeinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu ſeiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten, weil Sie ihn wahrſcheinlich zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt gebracht."

ſtündlich unter herzbedrückenden Sorgen aller Art in Anſpruch genommen, keine Zeit übrig hatte für dasjenige Gebiet des Lebens, auf welchem ſich der menſchliche Geiſt in Freiheit und Heiterkeit zu ſeinem Vergnügen ergeht. Hatte ſie doch nicht einmal Muße, ihrer Liebe und Sehnſucht nach dem theuren Freunde ausführlich Worte zu geben; und wenn überhaupt ſchwärmende Gefühligkeit beider Sache nicht war, ſo drängte die Noth und Sorge des Lebens ſelbſt dasjenige von Aeußerung und Herzensergießung in enge Schranken, was ſonſt wohl reicher wenn auch nicht tiefer hervorgetreten wäre. Zu Empfindungsergüſſen und Herzensbeſchäftigungen muß man vor allem Zeit haben. Ein Werther, der arbeiten, ums tägliche Brod für ſich und die Seinen arbeiten muß, wird kein Oſſiansſchwärmer. Aber grade durch ihre ſcheinbare Empfindungskargheit und Gefühlsſparſamkeit haben dieſe Briefe Leſſings und ſeiner Geliebten für ſtarke und kräftige Naturen einen unwiderſtehlichen Reiz. Es iſt eine bezaubernde Keuſchheit in dieſen Mittheilungen zweier Menſchen, die ſich ſo innig lieben, und die doch über nichts wortkarger ſind, als über ihre Liebe. Es charakteriſirt ſie beide, wenn Leſſing einmal, drei Tage nachdem ihn die geliebte Frau nach kurzem Wiederſehen aufs Neue verlaſſen hat, an ſie ſchreibt:[1] „Ich verfolge Sie in den dritten Tag unabläſſig mit meinen Gedanken — aber es wäre noch zu zeitig, etwas von dem ſchriftlich zu wiederholen, was wir einander mündlich verſichert haben. Ich rechne auf Ihr gutes Gedächtniß und weiß, daß das Gedächtniß noch einmal ſo gut iſt, wenn ihm das Herz ein wenig einhilft.“ Wenn aber dennoch einmal ein Ausbruch der Sehnſucht aus dem ſtarken Herzen ſich hervordrängt, ſo bricht er ihn meiſt ab, ehe er zu Ende iſt. In den ſeltenen Fällen, in welchen dies nicht geſchieht, iſt das ausgeſprochene Wort immer von einer einfachen Größe, die das Herz erſchüttert, wie wenn er einmal ausruft: „Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht

4) XII. 346.

ſowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil dieſe Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann!“ Leſſings markiger Geiſt war ſo wenig lyriſch geſtimmt, daß ihn die ſechs langen Jahre ungeſtillter Sehnſucht nicht zu einem einzigen lyriſchen Gedichte bewegen mochten.

In allen dieſen Dingen iſt nun Eva König das vollkommene Abbild ihres Freundes. Sie iſt der inkarnirte helle klare Verſtand, verbunden mit größter Herzensfeinheit. Es iſt Leſſing'ſcher Geiſt, wenn ſie dem Freunde, als er einmal befürchtet, daß ſie ihre Wahl bereuen könne, zuruft: „Wer bereut eine Sache, die er mit Ueberlegung und von ganzem Herzen thut, der Ausgang ſei dann auch welcher er wolle?“ Dieſe Aehnlichkeit zeigt ſich ſelbſt im Style ihrer Briefe, die durchaus ein Leſſing'ſches Gepräge tragen. Bei der feinſten Rückſicht auf alle wahrhaft inhaltvollen Verhältniſſe des Lebens, — einer Rückſicht, die ſo weit geht, daß ſie ſich nicht entſchließen kann, ihm von Hamburg aus Geld zu ſchicken, weil ſie kein Mittel ſieht es zu thun, ohne daß es bemerkt und beredet würde — iſt doch ihre Ausdrucksweiſe wie ihr Empfinden frei von jeder ängſtlichen Prüderie, zuweilen nicht ohne einen Anflug von Derbheit, immer aber grade und einfach und nicht ſelten von ſchlagender Kraft und witziger Bezeichnung. Dahin gehört es, wenn ſie ihm einmal nach Leſung ſeiner Gedichte von Hamburg aus ſchreibt: [1]) „Machen Sie, daß Sie bald kommen, ſonſt kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies iſt die härteſte Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längſt gehegten Meinung, Sie ſeien ein Erz-Weiberfeind, nun völlig beſtärkt. Iſt es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten ſo herunter machen? Sie müſſen an verzweifelt böſe Weiber gerathen ſein. Iſt dieſes, ſo verzeihe ich Ihnen; ſonſt aber müſſen Sie wahrhaftig für

1) XIII. 311.

alle Bosheit, die Sie an uns ausüben, noch gestraft werden! Das Mädchen, das Sie wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden!" Wie epigrammatisch reizend und anmuthig ist in dieser Drohung der unterstrichene Ausdruck.

Als der Wiener Gebler, erschreckt durch die Herausgabe des Klotz'schen Briefwechsels, den dessen Wittwe um des Geldes willen veröffentlicht hatte, von Lessing wie von seinen sämmtlichen Correspondenten seine Briefe zurückforderte, schrieb Eva König, die darin einen lächerlichen Zug würdeloser Furchtsamkeit erblickte: „Es ist eine Beleidigung für alle Weiber, an deren Männer er geschrieben. Wäre ich, was ich einzig und allein in der Welt zu sein wünschte, ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, seinen Brief beantworten zu dürfen." Von Eifersucht ist keine Spur in beider Seele; und wenn eine Aeußerung dieser Art in Eva Königs Briefen hervortritt, wenn sie z. B. während Lessings italienischer Reise dessen Klagen über Augenschmerzen auf die schönen Augen der Italienerinnen zurückführt oder ihm ein andermal einen Gasthof in ihrer Nähe mit dem Zusatze empfiehlt: „es ist zwar etwas Gefahr für mich dabei, weil die Wirthin eine sehr schöne Frau ist, aber um so genauer kann ich Sie auch beobachten," [1]) so sind das eben nur harmlose Züge anmuthiger Koketterie, die ihrem von Natur zu heiterer Schalkheit geneigten Wesen wohl anstanden. Selbst bei der Erwähnung von Lessings Jugendleidenschaft für die schöne Lorenz behält ihre Warnung, als Lessing die noch immer anmuthige Frau und begabte Künstlerin in den Jahren 1774 und 1775 in Wien sicher nicht ohne Bewegung wiedersah, denselben Charakter. „Erneuern Sie die Freundschaft mit Madame H(uber) nicht zu stark, schreibt sie aus Heidelberg 22. Juli 1775, sonst giebt mir mein guter oder böser Geist ein, daß ich es nicht besser mache. Eben läßt sich ein Professor aus Holland bei mir melden, dem ich vor zwanzig Jahren eben nicht ganz gleich-

1) XIII. 532. 561. u. a. m.

gültig war. Wenn ich ihn aber zu meiner Rache wählen ſollte, ſo müßte ſich mein Geſchmack in dieſer Zeit ſehr verändert haben.“ [1]) Für Leſſing iſt es bezeichnend, daß er auf keine ſolche Aeußerung eingeht. Dem gediegenen Ernſte ſeines Empfindens widerſtand ſelbſt das Spiel mit dem Scheine einer ſo unſeligen Leidenſchaft, und er, der für Witz und Neckerei im perſönlichen Verkehr ſo empfänglich war, enthält ſich doch auf jenem Gebiete in ſeinen Briefen jedes ähnlichen Scherzes.

Zweites Kapitel.

Nie iſt ein Brautſtand äußerlich mehr von Unglück, Noth und Leiden aller Art heimgeſucht worden, als der Leſſings. Es iſt ein Jammer zu ſehen, wie zwei ſo vorzügliche Menſchen über ſechs Jahre lang durch die erbärmlichſte Miſère und Proſa des Lebens auseinandergehalten und verhindert werden, das heißerſehnte Ziel einer Vereinigung zu erreichen, die ihr einziges Glück ausmachte und zu deren Herbeiführung ſie jedes Opfer zu bringen bereit waren. Leſſing, wie kaum ein anderer auf großartigen Menſchen- und Weltverkehr geſtellt und von Jugend auf an ihn gewöhnt, erträgt um dieſer Ausſicht willen den Aufenthalt in dem kleinen menſchenöden Wolfenbüttel, immer auf eine Verbeſſerung ſeines armſeligen Gehaltes hoffend, die es ihm möglich machen ſoll, den eigenen Heerd für ſich und ſeine Freundin zu gründen, und immer aufs Neue getäuſcht in ſeinen beſcheidenſten Erwartungen. Eva König ihrerſeits,

---

1) XIII. 565.

Digitized by Google

von ſteigenden Verwicklungen umdrängt, drei Jahre lang von ihren Kindern getrennt, unter Sorgen aller Art, fern von dem geliebten Manne in dem fremden Wien lebend, muß deſſen Kummer und Verbitterung ſich bis zu reſignirender Verzweiflung ſteigern ſehen, ohne helfen, ja oft ohne nur tröſten zu können, während Beider Geſundheit allmälig untergraben wird durch die Dauer ſolcher Zuſtände. Sie hat zuletzt auch nicht einmal mehr den Troſt, von ihrem Freunde Nachricht zu erhalten. Sie bleibt Monate, Vierteljahre lang ohne Briefe von ihm, während jener drei Jahre ihres Wiener Aufenthalts von 1772 bis 1775. Während des ganzen Jahres 1774 erhält ſie von ihm nur einen Brief (v. 8. April 1774) und dann auf alle ihre Briefe keine Antwort neun lange Monate hindurch bis zum 10. Januar 1775, wo er ihr das traurige Geſtändniß ſeiner Lage mit den Worten ablegt: „Ja wohl, meine Liebe, würde ich ſelbſt nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ich in ſo langer Zeit nicht an Sie ſchreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurückerinnern könnte, wie es unterblieben. Vorigen ganzen Sommer habe ich mich mit dem Fieber geſchleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben ſehr unangenehme Nachricht von mir geben können: ſo würde ich grade während dem Fieber die beſte Zeit gehabt haben, es zu thun. Aber Ihnen, meine Beſte, den Kopf noch wüſter zu machen, mit Dingen, die ich ſelbſt gern aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich ſelbſt verachten. Wollte ich mich noch jetzt nur einigermaßen weiter darüber erklären, ſo käme ſicherlich auch dieſer Brief nicht zu Stande; und doch ſoll er zu Stande kommen. Gott ſei Dank, daß ich Sie alſo allmälig auf dem Wege zur Ruhe weiß! Dieſe drei Jahre waren ein garſtiger Traum für Sie. Aber wirklich, man muß ſelbſt ſo gut ſein, als Sie, und eben ſo guten Leuten angehören, wie

Sie, — wenn das Schlimmſte endlich doch nur ein Traum geweſen ſein ſoll!“

Wohl waren dieſe Jahre „ein garſtiger Traum“ geweſen für ſie und nicht minder für ihn; und ſein altes Lieblingswort bei den vielen Widerwärtigkeiten ſeines Lebensganges [1]): „S'iſt doch ein hundsföttiſches Leben!“ hatte ſich ihm wohl öfter als jemals in dieſer traurigen Zeit über die zuſammengepreßten Lippen gedrängt. Aber auch Eva konnte ihm am Ende der drei Jahre ihre Wiederankunft in Hamburg mit den Worten melden: „die Stunde, da ich hier ankam — war eine von den wenigen frohen, die ich ſeit ſechs Jahren genoſſen! Sie glich der Stunde, wo mir Ihr Billet in Wien gebracht wurde, worin Sie mir Ihre Ankunft meldeten.“

Und noch war „der garſtige Traum“ nicht zu Ende. Leſſing hatte Wolfenbüttel verlaſſen und eine Reiſe angetreten, ohne eigentlich genau zu wiſſen wohin. Nur Wien und das Wiederſehen der drei Jahre lang entbehrten Freundin hatten ihm vor der Seele geſchwebt, als er aus dem Thore ſeines Gefängniſſes gefahren war. Er ſah ſie wieder, aber leider war dieſes Wiederſehen ein kurzes. Der Unſtern ſeines Lebens verſtrickte ihn gerade damals in die Nothwendigkeit, den Braunſchweigiſchen Prinzen Leopold nach Italien zu begleiten, und dieſe Reiſe, die ihm lange als ein erſehntes Lebensglück erſchienen war, ward ihm, zur Unzeit gewährt, eine Quelle neuer Bitterniſſe. Sie trennte ihn von der Geliebten grade in dem Augenblicke, wo die Ausſicht mit ihr vereint zu bleiben, näher war als je; und was das Schlimmſte war, ſchlechte Poſteinrichtungen und die Nachläſſigkeit dienſteifrig ſcheinender Freunde, ließen die Liebenden faſt während der ganzen Reiſezeit von dreiviertel Jahren ohne alle Briefe von einander! Was Beide dadurch litten, ſieht

1) XIII. 472. — Ein anderes aus gleicher Quelle hervorgegangenes Lieblingswort, das er gern ſeinen Freunden zurief, war: „Es kommt doch nichts dabei 'raus!“

man an den Briefen Leſſings [1]) und zumal aus dem ſchmerzlichen Briefe ſeiner Freundin vom 5. November 1775. Zum Erſtenmal in ſo langen Jahren drängt ſich ihr ein wirklicher Vorwurf aus dem gequälten Herzen. Sie glaubt ſich von ihm aufgegeben, vergeſſen. Ja, endlich entfährt ihr das verzweiflungsvolle letzte Wort: „vielleicht denken Sie jetzt wieder ſo, wie Sie ſchon einmal gedacht haben. Wollte Gott, ich könnte dann auch ſo denken!“ Und wie rührend klingt dann in Beziehung hierauf in einem folgenden Briefe das Wort: „Alles Unglück wird der Himmel doch nicht über mich verhängt haben!“

Endlich kam er zurück. Der Freundin Angelegenheiten waren geordnet, und von ihrer Seite ſtand nun der Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen. Sie hatte aus den Trümmern ihres Vermögens noch ein Kapital gerettet, das ihr jährlich etwa fünfhundert Thaler Renten ſicherte. [2]) Aber Leſſings Verhältniſſe hatten ſich noch nicht geändert; die erhoffte Verbeſſerung ſeiner Stelle war ausgeblieben, er war von Schulden bedrängt, in die ihn zum Theil die Großmuth gegen die Seinen geſtürzt hatte, und befand ſich in ſchlimmerer Lage als zuvor.

Wir müſſen hier einen Rückblick auf dieſe äußerlichen Verhältniſſe Leſſings während der letzten ſechs Jahre werfen, um zu erkennen, wie ihm auch hier die Liebe und die Klugheit der Freundin rathend und helfend zur Seite ſtand.

---

1) XII. 434. 435.
2) XIII. 548.

Drittes Kapitel.

Leſſing hatte die Wolfenbütteler Stelle angenommen, weil ihm der Wunſch, die Frau ſeines Herzens heimzuführen und eine Familie zu gründen, eine feſte bürgerliche Stellung nothwendig machte, und weil ihm auf eine baldige Verbeſſerung ſeiner unzureichenden Beſoldung Ausſicht gemacht worden war. Aber je weiter ſich beides hinauszögerte, um ſo unerträglicher wurde ihm ſeine Lage. Die kleine Stadt, eine verödete ehemalige Reſidenz, in einer niedrig-ſumpfigen ungeſunden Gegend, mit der Enge und Kümmerlichkeit ſolcher deutſchen Kleinſtädte, ohne geſelliges Leben, ohne anregenden Umgang, preßte ihm, der bisher nur in großen Kulturmittelpunkten wie Leipzig und Berlin, Breslau und Hamburg gelebt hatte, das Herz zuſammen. Er kam dorthin von Hamburg, wo er weite reichliche Lebenskreiſe, wo er einen Zirkel trefflicher Freunde, einen breiten Weltverkehr, ein rühriges See- und Handelsleben, wo er eine geliebte Frau und eine Familie, die an dem Kinderfreunde hing, verlaſſen hatte. Das Alles fehlte ihm in ſeinem „verwünſchten Schloſſe“ zu Wolfenbüttel doppelt und dreifach. Er hatte ſich gefaßt gemacht, ſeine Einſamkeit und die daran geknüpften Entbehrungen höchſtens Jahr und Tag ertragen zu müſſen, und mußte bald erkennen, daß er das Ende nicht abſehen könne. Das Wiederſehen der Freundin in Braunſchweig im Auguſt 1770 und 1771 und im Herbſte des letzteren Jahres in Hamburg gab nur augenblickliche Linderung, um dann ſeine Sehnſucht und das Unbefriedigende ſeiner Zuſtände noch zu ſteigern. Er hatte ſich vom erſten Augenblicke an in Wolfenbüttel unglücklich gefühlt. Es war ihm bei ſeinem Eintritt dort, „als ginge er in ſein Grab“, und ſo ſehr er dieſe Bezeichnung auch in dem erſten Briefe, den er von dort an Ebert ſchrieb, wegzuſcherzen, ſo ſorgſam er auch der Freundin

anfangs ſeine Stimmung zu verbergen ſuchte, ſo reichte doch bald die „beſondere Gabe", auf die er, wie er einmal ſagt, ſtolzer war als auf alles was er ſonſt wiſſe und könne (XII. 263), „die Gabe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken", nicht mehr aus, um ihn mit ſeiner Lage zufrieden zu machen. Es iſt rührend zu ſehen, welche Anſtrengungen er anwendet, um ſich und die Freundin zu überreden, daß er vergnügt ſei und ſich wohl befinde. „Freilich, ſetzt er hinzu, koſtet es Kunſt, ſich ſelbſt zu überreden, daß man glücklich iſt, aber welches Glück beſteht denn auch in etwas mehr, als in unſerer Ueberredung!" Er hat es ſich zum Geſetz gemacht, vergnügt zu ſein, wenn er auch noch ſo wenig Urſache dazu habe. „Und ſo wie ich hier lebe, fügt er hinzu, wundern ſich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unluſt umkomme, als ſich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme."

Und jetzt beginnt das Schauſpiel eines Kampfes des Genius gegen die Miſère des Lebens, wie es herzzerreißender vielleicht kaum die Geſchichte des deutſchen Genius aufzeigt! Die Zeugniſſe deſſelben ſind uns in Leſſings Briefen an ſeine Geliebte und an ſeinen Bruder aufbehalten. Sie ſind eine ſchwere Anklage und ein unaustilgbarer Makel für den Fürſten, der eitel genug war, um ſtolz zu ſein auf den Beſitz des berühmteſten deutſchen Dichters und Schriftſtellers, und dennoch den Eingefangenen Jahre lang bis zur Verzweiflung in einer Nothlage verſchmachten ließ, aus der ihn der hundertſte Theil des Geldes hätte erlöſen können, das Herzog Karl von Braunſchweig an ſeine Maitreſſen im Laufe einer Regierung verſchwendet hatte, deren Reſultat eine Schuldenlaſt von nicht weniger als zwölf Millionen geweſen iſt!

Leſſings Gehalt betrug nicht volle ſechshundert Thaler nebſt Holz und freier Wohnung, und dieſes ſchmale Einkommen in einer Stellung, „die vielfachen Aufwand erforderte", wurde obenein noch durch ſtarke Abzüge von Jahr zu Jahr verkürzt und ver-

kümmert, [1]) während man ihn doch bei seiner Anstellung mit sicheren Hoffnungen auf baldige Erhöhung seiner Besoldung geködert hatte. Er war mit einer Schuld von vielleicht tausend Thalern nach Wolfenbüttel gekommen, obschon er vorher zur Lösung seiner Verbindlichkeiten seine ganze Bibliothek verkauft hatte, und sah sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, sein Gehalt auf anderthalb Jahre vorweg aufzunehmen, „um nicht verklagt zu werden.“ [2]) So ward der Freieste der Freien doppelt Sklave; Sklave des Amts, das ihn an der Kette hielt, und des Geldes, dessen Mangel es ihm unmöglich machte, die Kette zu sprengen. Dazu ruhte auf seinen Schultern zugleich die Nothwendigkeit der Unterstützung seiner Eltern und seiner Geschwister, die schon früh seiner großmüthigen Aufopferung gewohnt, ihn jetzt, wo sie ihn in glänzenden Umständen glaubten, doppelt in Anspruch nahmen. Im Juni 1770 mußte er seinem alten Vater in einem Briefe, den man nicht ohne Rührung lesen kann, gestehen, daß es ihm unmöglich sei, ihm jetzt mit einer Geldsumme zu Hülfe zu kommen. Sechs Wochen später erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters! Tieferschüttert übernahm er alle Schulden der Familie, nur solle man ihm Zeit lassen. [3]) Diese Last ward fast unerträglich durch die Bitterkeit einer Schwester, welche trotz aller seiner Aufopferung ihn fortwährend mit vorwurfsvollen Anforderungen bestürmte, und seine Geduld und brüderliche Liebe auf die härtesten Proben setzte, [4]) während er „von allen Menschen verlassen“ inmitten seiner „kümmerlichen und verwirrten Umstände“ in seiner Einsamkeit saß, gezwungen ums Brod zu schreiben, was sich eben ohne Heiterkeit des Geistes, ohne Frische der Stimmung schreiben ließ. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Wolfenbüttel klagt er seinem Bruder: „Ich habe es, weiß

1) XII. 253. 414.
2) XII. 395.
3) XII. 257—58.
4) XII. 305. 316.

Gott, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als eben jetzt, und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert, was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. — Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“ [1]) Dieſe Klage wiederholt ſich durch alle die nächſten Jahre. „Unter allen Elenden, ſchreibt er an ſeinen Bruder (26. Mai 1771) iſt, glaube ich, der Elendeſte, der mit ſeinem Kopfe arbeiten ſoll, auch wenn er ſich keines Kopfes bewußt iſt. Doch was hilft alles Klagen?“ „Der Bücherſtaub“, ſchreibt er bald darauf an Gleim, „fällt immer mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer feiner Schwingungen gar nicht mehr fähig ſein.“ Dennoch will er nicht, „weil er ſelbſt ſtumpf geworden, gegen diejenigen ungerecht werden, die es nicht ſind, und keinen Sinn deshalb verachten, weil er ſelbſt ihn unglücklicherweiſe verloren habe.“ „Aber, ſetzt er hinzu, ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt.“ [2]) Er fühlte ſich unproduktiv zur Poeſie und ſogar ohne Stimmung für ihren Genuß, und da er nicht Lyriker und die Elegie nicht ſeine Sache war, ſo fehlte ihm ſelbſt das Mittel zur poetiſchen Befreiung. Wie es ihm aber bei ſeiner damaligen Beſchäftigung mit dem Berengarius, Scultetus und anderen „theologiſchen Quisquilien und Ungereimtheiten“ ums Herz war, ſieht man aus dem Bekenntniſſe darüber gegen ſeinen Bruder und gegen ſeinen Freund Moſes Mendelsſohn. Dem Erſteren ſchreibt er (4. Juli 1771): „ich bin ſeit ich Dir das letzte

1) XII. 268—269.
2) XII. 303.

Mal geſchrieben, auch nicht einmal im Stande geweſen, mich mit theologiſchem Unſinn abzugeben, geſchweige daß ich fähig geweſen wäre, etwas Geſcheideteres vorzunehmen"; und den Letzteren bittet er um ein neues Werk des Engländers Ferguſon mit dem Zuſatze: „ich habe hier größtentheils nur ſolche Bücher, die über lang oder kurz den Verſtand ſowie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken!" Daran reiht ſich dann noch die ſchwermüthige Frage: „Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigen Widerſprüchen wir nun ſchon einmal leben, und zu unſerer Ruhe beſtändig fortleben müſſen?"

Die nächſte Hauptſache für ihn war jetzt: Geld zu verdienen. „Das Geld, ſchreibt er an ſeinen Bruder, iſt gerade das, was mir fehlt, und was mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſein, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit als für das Theater." Da er nämlich ſeinem Bruder geſtanden hatte, daß er in der Arbeit allein zeitweiſe den Verdruß und Kummer ſeiner Lage vergeſſe, ſo hatte ihn dieſer ſowie ſein Verleger aufgefordert, ſeine dramatiſchen Pläne wieder aufzunehmen, „da es ja gleichgültig ſei, was er arbeite." „Ihr irrt Euch ſehr", antwortet er, „wenn Ihr glaubt, daß es mir bei ſolchen Umſtänden gleichgültig ſein könne, was ich arbeite. Nichts weniger, weder in Anſehung der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben ſchon in ſehr elenden Umſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo ich im eigentlichen Verſtande um Brod geſchrieben hätte. Ich habe meine Beiträge blos darum angefangen, weil dieſe Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch um den andern in die Druckerei ſchicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben." Freilich nennt er in einem andern Briefe dieſe Arbeiten „Dinge, die auch ein größerer

Stümper eben so gut machen könnte. Aber in einem Seelenzustande wie der seine, sei gerade solche trockene Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnahme, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hinschreiben lasse, sehr erwünscht, denn er könne sich dabei zugleich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß er seinem Amte Genüge thue, und Manches dabei lerne, gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth sei, gelernt zu werden."

Wenn man diese Aeußerungen erwägt, so wird es erklärlich sein, wie der gedrückte Mann fortwährend seine Hoffnung auf das Lotto setzte, das in der Correspondenz mit seiner Freundin trotz alles gelegentlichen Moralisirens und Scherzens darüber, doch fortdauernd einen ganz ernsthaften Gegenstand bildet.[1]) Einmal will er freilich „alle weiteren Versuche aufgeben." „Ich soll durch Glücksfälle eben so wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich's recht überlege, so ist diese Art reich zu werden auch weder Ihrer noch meiner würdig." Indessen, setzt er, seine augenblickliche Moralaufwallung ironisirend, hinzu, sei das doch eigentlich nur die Geschichte des Fuchses mit den Trauben. Und in der That hat Lessing das Versuchen des Lottoglücks bis an das Ende seines Lebens nicht aufgegeben, — er besetzte noch drei Nummern wenige Stunden vor seinem Tode, — weil er fortwährend drückenden Mangel an Gelde litt.

Er war bis in sein vierzigstes Jahr ein kerngesunder Mann gewesen, der von Kränklichkeit nie etwas gewußt hatte. In dem ungesunden Wolfenbüttel verlor er seine Gesundheit. Die üble Lage des Orts, die gänzlich veränderte Lebensweise, das fortwährende Stubensitzen, die Bibliothekluft und der Bücherstaub, verbunden mit Kummer und Sorgen, mit unbefriedigter Sehnsucht und nagendem Verdrusse über seine Knechtschaft, deren ungewohnte Fesseln ihn von Jahr zu Jahr drückender umschnürten, machten aus

1) XII. 265. 272. 273—74. 284—85. 287. 290—91. 298. 311. 341. 350.

dem kräftigen Manne einen siechen Kränkling. Rheumatische Leiden aller Art, Beklemmungen, Angstschweiße, Schwindel, Zahnschmerzen, zuletzt auch schlimme Augen, die ihn Abends oft Monate lang am Lesen und Schreiben hinderten, wechselten Jahr aus Jahr ein ab, und wichen nur auf kurze Zeit, wenn er sich einmal durch einen Reiseausflug Luft- und Lebensveränderung schaffte. (XII. 356.) Alle seine Briefe [1]) sind voll Klagen über seine Verlassenheit, es blieb ihm also nur das einige Stunden entfernte Braunschweig als Aushülfsmittel. Aber die häufigen Touren dorthin, die gelegentlich zu Wochen-, ja Monatlangen Aufenthalten führten, kosteten viel Zeit und Geld. Er konnte dort nichts rechtes arbeiten, kaum einen Brief schreiben, der Zudrang der Bekannten zerstreute ihn, und nicht selten mußte er aus diesen Gründen sich eine solche Erheiterung versagen, obschon er seiner Freundin bekannte, daß es ihm schlechterdings Bedürfniß sei, von Zeit zu Zeit unter Menschen zu kommen, wenn er nicht zu Grunde gehen solle. „Sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, geht es wieder eine Weile", schreibt er ihr einmal, und fügt dann hinzu: „Und dann sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort!"

Die ersten anderthalb Jahre hatte er dies Leben ausgehalten, ohne der geliebten Frau, die zu entbehren seine Qualen steigerte, den vollen Einblick in seine Zustände und in seine Stimmung zu gestatten. Erst in dem Briefe vom 27. Juni 1772 entringt sich ein heftiger Aufschrei seiner starken Brust. „Wer von uns beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch die Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich

1) XII. 304. 385. 403. u. a. O.

verträume meine Tage mehr als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird; eine Ausſicht in das ewige liebe Einerlei — das alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin." Dieſer Brief verräth auch das innerſte Geheimniß ſeiner Seele. Es war vor allem die in ſeinem öden Einerlei ſich immer ſteigernde Sehnſucht nach der entfernten Geliebten ſeines Herzens und die Verzweiflung über die unabſehbare Dauer dieſer Trennung, welche ſeinen Zuſtand unerträglich machten. Ihr Bildniß iſt ſeine einzige Freude. „Empfangen Sie nochmals meinen zärtlichſten aufrichtigſten Dank für den zwar ſtummen und todten, aber für mich doch ſehr unterhaltenden, beſten liebſten Geſellſchafter in meiner Wolfenbüttelſchen Einſamkeit! Ach wenn — — Sie wiſſen, was ich wünſche!" — In der unentweihten Bruſt dieſes männlichen Mannes mußte das Gefühl einer ſo reifen und lebenausfüllenden Liebe ſich aber um ſo mehr zum Schmerze der Sehnſucht ſteigern, je weiter er das Ziel der Vereinigung in ungewiſſe Ferne gerückt ſah.

„Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide,
Allein und abgetrennt
Von jeder Freude."

Je länger der Aufenthalt ſeiner Geliebten in Wien dauerte, deſto mehr hatte es ihn zu ihr hin getrieben, [1]) mochten doch die Menſchen „davon denken was ſie wollten." Er fühlte ſich „ſchlimmer als krank"; „Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, wild", ſchreibt er ihr am 26. Oktober 1772, „wider mich und wider die Welt auf-

1) XII. 369.

gebracht, Sie allein ausgenommen." Das waren die drei Monate, in welchen er eben dieſer Stimmung halber außer Stande geweſen war, ihr auch nur zu ſchreiben. Jetzt „wollte er ſein Herz wenigſtens gegen die einzige Perſon in der Welt, gegen die er es thun könnte, ganz ausſchütten", und er thut es in einer Weiſe, welche die ganze Unerträglichkeit ſeiner Zuſtände darlegt. Er hat und ſieht nur einen einzigen Weg zu ſeiner Rettung, und dieſer Weg iſt — zu ihr. „Sie wiſſen, meine Liebe, was ich Ihnen oft geſtanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einſamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tage dümmer und ſchlimmer. Ich muß wieder unter Menſchen, von denen ich hier ſo gut als gänzlich abgeſondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunſchweig dieſen und jenen beſuchen kann? Beſuche ſind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig ſind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben ſoll. Ohne Umgang ſchlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottiſe zu begehen. — Alſo hören Sie, meine Liebe, was ich mir für einen Plan gemacht habe, denn wie es mit Ihnen gehen dürfte, ſehe ich nun wohl. Sie werden entweder nie, oder ſobald nicht von Wien wegkommen. Wenn ich alſo hier bleiben und die Hände in den Schooß legen will, ſo wird aus allem nichts, was ich mir in glücklichen Augenblicken manchmal ſo möglich und ſo leicht vorgeſtellt habe. Dieſes Einzige folglich kann mich noch retten oder nichts." —

Dies einzige Rettungsmittel nun war der Plan ſeiner Reiſe nach Italien, die ihn natürlich zunächſt nach Wien zu der Freundin führen ſollte, von der er ſich dann ſicherlich nicht wieder zu trennen gedachte. Er wollte dort zugleich „mit eignen Augen ſehen, was in Wien für ihn zu thun ſei", da man ihm oftmals von Wien für ſeine Zukunft geſprochen hatte. „Finde ich es in Wien ſo, daß ich Wolfenbüttel darüber vergeſſen kann: deſto beſſer. Finde ich es

nicht, ſo habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, beſprochen, und ich weiß woran ich bin." Nur dieſen Winter wollte er noch fleißig arbeiten; dann aber ſollte ihn nichts halten, zu ihr zu eilen. „Das Herz bricht mir", ſchreibt er, „wenn ich bedenke, wie wenig ruhige Stunden auch Sie haben mögen!" Er verzichtet ſogar auf die einzige Zerſtreuung, die ihm ſeine Ausflüge nach Braunſchweig gewähren, um nur jenen Plan zu ermöglichen. „Ich will mich gern", ſchreibt er mit Bezug darauf an ſeinen Bruder, „noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder gewinnen kann."

Viertes Kapitel.

In dieſer Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle", und zugleich in einem Zuſtande der Sehnſucht, wo ihn „jeder Brief den er an die Geliebte ſchreibt auf acht Tage unruhig und ihm alle Arbeit ekel machte",[1]) fand ihn der Beginn des Jahres 1773, das für ihn das ſchrecklichſte ſeines Lebens werden ſollte.

Er war nach Braunſchweig gegangen, um einen Verſuch zu machen, ſich beim Hofe in Erinnerung zu bringen. Soweit hatte die Liebe ſeinen Stolz gebeugt. Er meldet es der Freundin mit den Worten: „Seit acht Tagen habe ich wohl müſſen unter Menſchen ſein. Ich bin zum neuen Jahre in Braunſchweig bei Hof geweſen, und habe mit Andern gethan, was zwar nicht hilft, wenn man es thut, aber doch wohl ſchaden kann, wenn man es beſtändig unter-

1) XII. 387.

läßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt; — der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an Etwas dachte, war — — ach Sie wissen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für mich kommen?" —

Gerade diese Neujahrsaufwartung aber, die scheinbar sofort den besten Erfolg versprach, sollte Veranlassung zu einer langen Reihe neuer Leiden für ihn werden, und vor allen Dingen jenen von ihm zu seiner Rettung gefaßten Reiseplan vereiteln! Er sollte erfahren, was es heißt, „mit großen Herren zu thun zu haben", [1]) und auf praktische Weise die Studien zu dem Bilde eines leichtsinnigen Fürsten machen, die er später in der Zeichnung seines Hettore Gonzaga verwerthen mochte!

Sein ganzes Geschick war daran geknüpft, daß der Hof ihm in Betreff der versprochenen Verbesserung seiner Lage Wort hielt, und sich davon überzeugte, daß es denn doch, wie Lessing sich einmal ausdrückt, „nicht eben hübsch sei, wenn Leute, die außer dem Lande den meisten Ruf haben, in dem Lande das schlechteste Brod essen." In der That hatte es den Anschein, als ob ihm endlich geholfen werden solle. Kurze Zeit nach jener Hofcour nämlich ward Lessing durch den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, den späteren unglücklichen Helden des Champagne-Feldzugs und der Schlacht von Jena, der damals bereits als Mitregent seines Vaters die Regierung leitete, nach Braunschweig entboten. Hier eröffnete ihm derselbe von freien Stücken: er sei gewillt, ihm eine Stellung zu geben, die seinen Verdiensten entspreche. Der Professor Lichtenstein in Helmstedt, den der Herzog als speziellen Berather in allen solchen Diensten brauchte, welche die Geschichte und Rechte des Regentenhauses betrafen, war gestorben. Der Erbprinz trug also Lessing in der verbindlichsten Weise diese Stelle an. Er sollte sein Bibliothekariat daneben behalten und zugleich mit seinem Einkommen so

1) XII. 411.

gestellt werden, daß er sich mit vollkommenster Zufriedenheit in Braunschweig selbst fixiren könnte. Nur müsse er seine Projekte, den Braunschweigischen Dienst zu verlassen, von denen der Fürst, wie es schien, Kunde erhalten hatte, aufgeben, und sich entschließen zu bleiben.

Wer war glücklicher als Lessing, als er sich so unvermuthet endlich am Ziele aller seiner Wünsche sah! Er verhehlte nicht, „daß er es ohne eine baldige Verbesserung seiner Verhältnisse nicht lange mehr ausgehalten haben würde", nahm aber die ihm gebotene Stelle an, um so mehr, als ihm der Fürst vertraulich mittheilte, daß er durch dieselbe „einen Fuß auf Alles erhalte", und daß es nur auf ihn ankomme, seine jetzige Carrière sehr bald mit einer andern zu vertauschen. Voller Freuden meldete Lessing diese glückliche Wendung seines Schicksals der geliebten Freundin. In spätestens acht bis vierzehn Tagen, schrieb er derselben, werde der Erbprinz von einer plötzlichen Reise nach Potsdam zurückerwartet, worauf dann sofort die letztliche Entscheidung seines Schicksals für immer erfolgen werde. Dieser Brief war der einzige von allen, die er bis dahin aus Wolfenbüttel geschrieben, welcher ein reines Glücksgefühl athmet. [1]) Alle seine Braunschweiger Freunde drängten sich gratulirend zu ihm, und voll frohester Aussichten kehrte er in die Einsamkeit nach Wolfenbüttel zurück. Er sollte schrecklich enttäuscht werden. Denn nun beginnt ein Schauspiel empörendster Art, ein Spiel fürstlicher Herzlosigkeit mit dem Schicksale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetsten Mannes, den Deutschland besaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang diesen edelsten Charakter bis zu hoffnungsloser Verzweiflung verbitterte, und seine leibliche und geistige Vollkraft für immer untergrub. In Lessings Briefen aus dieser Zeit sind die Zeugnisse enthalten für die Prometheusqualen, die eines Fürsten leichtsinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte, und zugleich ein

1) XIII. 391 u. 392.

unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Wissenschaft und Kunst schätzenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll korrespondirte und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ!

Lessing war, wie wir gesehen haben, nach Wolfenbüttel mit der festen Zuversicht zurückgekehrt, in spätestens acht bis vierzehn Tagen aller seiner Noth ein Ende gemacht zu sehen. Seine Ehre war bei der gewissenhaften Erfüllung des Fürstlichen Versprechens betheiligt, denn er hatte durch jene Meldung seiner verbesserten Lage den Verwandten seiner Verlobten, die nicht ohne Grund über sein langes Zögern befremdet waren, die vollständigste Beruhigung gegeben. Um so peinlicher war es ihm, als er statt jener kurzen Frist zwei Monate vergehen sah, ohne daß der Fürst etwas von sich hören ließ. „Ich möchte rasend werden!" schreibt er am 3. April 1773 an seine Braut. „Was werden Sie von mir denken? Was müssen Sie von mir denken? Ich schrieb Ihnen vor länger als acht Wochen, daß allhier etwas für mich im Werke sei, was mein künftiges Schicksal auf einmal bestimmen werde, und hoffentlich so bestimmen werde, wie ich es wünsche. Wie ich es aber wünsche, weiß Niemand besser als Sie. Ich glaubte gewiß, daß keine acht, keine vierzehn Tage vergehen könnten, ohne daß ich Ihnen die völlige Gewißheit von der Sache schreiben konnte. Aber diese vierzehn Tage sind viermal vergangen, und Sie haben keine Zeile von mir gesehen. Und wenn ich Ihnen nicht eher wieder schreiben wollte, als bis ich es so kann, wie ich gern wollte: so könnten leicht noch einmal acht Wochen darüber hingehen; und wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht schreiben müßte, daß ich betrogen worden! — Möchte ich nun nicht rasend werden! Ohne die geringste Veranlassung von

meiner Seite, läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie ſchön mit mir, ſchmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede geweſen wäre. Ich bin zweimal ſeitdem wieder in Braunſchweig geweſen, habe mich ſehen laſſen, und verlangt zu wiſſen, woran ich wäre. Aber keine, oder doch ſo gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verſchworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunſchweig zu ſetzen, bis man eben ſo von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man ſie angefangen hat. Bringt man ſie aber nicht bald zu Ende und läßt man mich erſt hier in der Bibliothek und mit gewiſſen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daſelbſt zugebrachte Zeit verloren haben will: ſo ſoll mich ſodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend ſein. Ich denke überall ſo viel wieder zu finden, als ich hier verlaſſe. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als ſo mit ſich handeln laſſen!“ In demſelben Sinne und faſt mit denſelben Worten meldet er wenige Tage darauf ſeinem Bruder: „In Jahr und Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es iſt ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudiren; aber ſich darin zu vergraben, iſt eine Raſerei. Ich merke es ſo gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen!“

Und wieder vergingen mehr als zwei Monate. Mehr als zwanzig Briefe hatte er an ſeine Braut, die ihn beſchworen hatte, Geduld zu haben und abzuwarten, angefangen, ohne ſie zu vollenden. Endlich ſchreibt er ihr (27. Juni 1773): „Nachdem ich drei Monate zu keinem Menſchen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht, wo ich mehr fleißig ſein wollen als fleißig geweſen, haben mich die Umſtände endlich wieder einmal nach Braunſchweig genöthigt. Ich habe mich ſechs

Tage da aufhalten müſſen und bin geſtern wiedergekommen. Heiterer ein wenig: aber um nichts gebeſſert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? Dies Verfahren iſt mir unerträglich; und nichts Geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbeſonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Verſuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müſſen? Denn, bei Gott! ich kann es nicht länger ausſtehen. Es muß brechen oder biegen."

Und wieder andere zwei Monate ſpäter ſtand immer noch Alles auf demſelben Punkte. Es war inzwiſchen der einzige Mann geſtorben, an deſſen „Trödelei" die Schuld der unverantwortlichen Hinzögerung gelegen haben ſollte, der allvermögende Miniſter von Schliefert. Aber ſein Tod, auf den Leſſing neue Hoffnung geſetzt hatte, änderte nichts für ihn, und er ſah ſich, wie er (17. September 1773) ſeiner Freundin berichtet: „in Gefahr, vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden." Dazu quälte ihn der Gedanke, daß ſeine Freundin, die er Monate lang ohne Briefe ließ, weil er ihr nur Widriges zu melden hatte, an ſeiner Liebe für ſie zweifeln könne [1]), und die Unmöglichkeit, zu thun was ihm ſein gerechter Mannesſtolz und ſein beleidigtes Selbſtgefühl als einzige Genugthuung zur Pflicht machten: den Dienſt des Herzogs aufzugeben, vermehrte die Qual ſeines Innern. „Sie allein, ſchreibt er ſeiner Braut, haben mich bisher abgehalten, und halten mich noch ab, den übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die ſchlimmen Folgen alle vorausſehe, den ich aber doch ganz unfehlbar ſchon längſt würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernſthafte Hoffnung dadurch zu verſcherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wiſſen dieſe Hoffnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen, ſo beſchwöre ich Sie: verbannen Sie jeden argwöhniſchen

1) XII. 401.

Gedanken, der ſich Ihnen von meiner Seite dagegen vorſtellen will." Aber noch war wenigſtens ſein Muth ungebrochen. Er meldet ſeinem Bruder, daß er auf zwei Vorſtellungen keine Antwort erhalten. Jetzt wolle er zum dritten Male einkommen, „wo dann der Fuchs nothwendig zum Loche heraus müſſe." „Zwingt man mich", fährt er fort, „meinen Abſchied zu fordern, ſo werde ich freilich für den erſten Augenblick ein wenig in Verlegenheit ſein, was ich mit mir anfangen ſoll; aber ich hoffe gewiß, auch nur für den erſten Augenblick." Allein je länger der Zuſtand währte, deſto mehr verlor ſein Selbſtvertrauen an Spannkraft. In den vier letzten Monaten des Jahres 1773 kam er faſt gar nicht mehr aus ſeinem „verwünſchten Schloſſe", wie er es immer wieder nennt, unter Menſchen. Die langen einſamen Winterabende, die er ſeiner Augen wegen nicht einmal zum Arbeiten benutzen, und auch durch Geſelligkeit nicht ausfüllen konnte, verdüſterten ſeine Stimmung immer tiefer. Er ſchrieb faſt an keinen Menſchen mehr, ſelbſt nicht an Mutter und Brüder, und hatte nicht übel Luſt, an ſeine vielen Bekannten ein Circular mit der Bitte zu erlaſſen, ihn für todt zu achten. Selbſt die Briefe an ſeine einzige Freundin liegen Vierteljahre auseinander, weil er zehn Briefe zerriß, ehe er einen abſendete. [1]) Ein tiefer Ingrimm gegen den Fürſten, der es gewagt hatte, ihn zu „nasführen", ſetzte ſich immer feſter in ſeinem Innern. „Ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergeſſen", ſchreibt er am 1. Dezember 1773 der Freundin. „Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den erſten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdann meine Meinung ſo bitter zu ſchreiben, als ſie gewiß noch keinem Prinzen geſchrieben worden."

Wir haben ſchon früher geſehen, daß Eva König allen ſolchen Ausbrüchen des Zornes gegenüber diejenige war, die des gekränkten Mannes Ungeduld immer wieder auf einige Zeit durch liebevollen

1) XII. 404.

Zuſpruch zu beſchwichtigen wußte. Auch diesmal übte ſie ihr troſtſpendendes und beruhigendes Amt. Selbſt von Kummer und Sorgen bedrängt und niedergedrückt, antwortet ſie ihm auf jenen Brief mit den Worten: „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären!“ Sie glaubt ihm nicht, daß er körperlich geſund ſei, weil er ſonſt die Kraft haben würde, „dem aufgebrachten Weſen, das ſich in jeder Zeile ſeines Briefes äußere, zu widerſtehen.“ „Es iſt wahr“, fügt ſie hinzu, „man hat Ihnen übel mitgeſpielt, oder vielmehr in der Art verfehlt, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln ſollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben iſt, ſo lange haben Sie auch nicht Urſache, ſo entrüſtet zu ſein, als Sie ſind.“ Daß der Fürſt ſchon bei dem Antrage es nicht redlich gemeint habe, könne ſie nicht glauben, ſie müßte ihn denn zugleich für den Niederträchtigſten halten. Eher glaube ſie, daß andere Geſchäfte ihn die Sache vergeſſen laſſen, und daß Niemand ihn daran erinnere, da Leſſing ſelbſt es nicht thue. Dies ſei um ſo wahrſcheinlicher, da ſie Kunde habe, daß die finanzielle Zerrüttung, in welche der regierende alte Herzog durch ſeine Verſchwendung das Land geſtürzt, das Haus bereits einem Reichsbankerutte nahegebracht habe. Ihr Zureden bewirkte wenigſtens, daß Leſſing jenen Brief an den Erbprinzen *nicht* ſchrieb. Aber deſto ſchärfer zehrte der Geier des Unmuths an ſeinem Innern. Er ließ vier Monate vergehen, ehe er der Freundin Antwort gab: „Was könne er denn auch Beſſeres thun, als ſeine Raſerei nur in der Stille abwarten, um keinem anderen Menſchen damit beſchwerlich zu fallen!“ Wie unerträglich ihm ſeine Lage war, geht am beſten aus dem Umſtande hervor, daß er, der gegen alles „Profeſſoriren“ auf Univerſitäten die gründlichſte Abneigung hatte, doch ſofort ſich bereit zeigte, eine Profeſſorſtelle in Heidelberg anzunehmen, wenn er nur nicht nöthig hätte, ſich darum zu bewerben. Denn lieber wolle er in den Tod gehen, als ſich anbieten. „Ein Menſch, wie ich, wenn er ſich anbietet, ſcheint überall ſehr überflüſſig zu ſein; wenig-

Digitized by Google

ſtens mag man ihn nicht anders haben als ſo wohlfeil wie möglich.“ Freilich ſeinen Erbprinzen glaubte er jetzt hinlänglich zu kennen, „um ſich als gewiß zu verſprechen, daß derſelbe, wenn er zur Regierung komme, lieber die ganze Bibliothek mitſammt dem Bibliothekar verkaufen als etwas für den letzteren thun werde.“

Man hat, um das unverantwortliche Verhalten des Braunſchweig'ſchen Fürſten zu entſchuldigen, deſſen Unwiſſenheit über Leſſings Verhältniſſe vorgeſchützt und geſagt, Leſſing ſei zu ſtolz und feinfühlend geweſen, um ſeine bedrängte Lage dem Fürſten zu eröffnen, der ihm ſonſt gewiß geholfen haben würde. Aber auch dieſe Ausflucht der fürſtlichen Schmeichler und Lobredner iſt nichtig. Wir wiſſen jetzt, daß Leſſing jenen Schritt wirklich gethan hat. Es war zu Anfange des Jahres 1774, daß er ſich durch das Drängen ſeiner Hamburger Gläubiger dazu genöthigt ſah, in folgendem kurzen Briefe [1]) den Herzog um Hülfe anzugehen: „Ich unterſtehe mich (ſchrieb er am 23. Januar 1774) zu Ew. Durchlaucht in einem geringen Anliegen meine Zuflucht zu nehmen. Ohne mein Verſchulden befinde ich mich auf einmal in einer Verlegenheit, in der ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich Ew. Durchlaucht unterthänigſt bitte, mir drei Quartale meiner Beſoldung — vorausbezahlen zu laſſen. Die Gewährung dieſer Bitte werde ich als ein neues Merkmal der uneingeſchränkten Gnade (!) meines Herrn lebenslang mit der innigſten Dankbarkeit erkennen.“ Sein Geſuch ward gewährt, aber weder der altersſchwache Herzog noch der Erbprinz fanden ſich veranlaßt, ſich weiter um das Geſchick des Mannes zu bekümmern, der ihnen ſeine höchſte bittere Noth ſo klar vor Augen gelegt hatte!

Am 20. April 1774 ſchreibt er ſeinem Bruder: „Schlechterdings will ich in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr mehr aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie

1) Weſtermanns Monatsſchrift, Dezember 1856 S. 250 ff.

Digitized by Google

mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzusehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß geworden bin, so möchte ich es um Alles in der Welt nicht noch andere vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie, oder Poltronnerie, zu Stande gebracht habe — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Aber schrecklicher noch als dieser Ausbruch des gemarterten Mannes, der uns einen Einblick in die Tiefe des Abgrundes gewährt, an dessen Rande er sich in Folge seiner unglücklichen Lage befand, die, wie er ein halbes Jahr später an einen Freund schrieb, „wohl auch den besten Menschen als den nichtswürdigsten erscheinen lassen möchte", [1]) — schrecklicher als dieser wilde Aufschrei des Zorns und einer sich zum letzten Entschlusse zusammenraffenden Verzweiflung ist doch die dumpfe Resignation, mit der sich der gefesselte Adler am Ende des Jahres 1774 in sein Schicksal ergiebt. Vergebens sucht er sich durch Arbeit zu betäuben, indem er sich „aus einer nichtswürdigen literarischen Untersuchung in die andere stürzt." Selbst die hier gemeinten literarischen Beiträge fürchtet er nicht lange mehr fortsetzen zu können. „Ich sehe", schreibt er am 11. November seinem Bruder, meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich darin." Noch rührender ist seine frühere

1) XII. 419—20.

Klage gegen ſeinen alten Freund Ramler (12. November 1773): „Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen! — Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſamen Entſchlüſſe, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſein ſollen! Mit mir iſt es aus, und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viele hatte, iſt in mir erloſchen!“ Selbſt eine Erholungsreiſe nach Berlin zu unternehmen konnte er ſich nicht mehr entſchließen. „Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde allem Anſcheine nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wiederſehen!“ An ſeine Freundin, die immer noch in Wien weilte, hatte er jetzt abermals ein volles halbes Jahr nicht mehr geſchrieben. Als er endlich ſein Schweigen brach, geſchah es in demſelben Gefühle hoffnungsloſer Reſignation. „Soweit bin ich ſchon (ſchreibt er am 10. Januar 1775), daß ich ſehe, all' mein Kummer, all' mein Mühen, mich aus den verwünſchten Umſtänden zu ſetzen, iſt vergebens. So geſchehe denn, was geſchehen ſoll!“ Der Gedanke, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde, zieht ſich wie ein finſtrer Schatten durch eine Stelle dieſes Briefes: „Ich ſcheine meinen Bekannten ſo vergnügt, ſchreibt er, als man nur ſein kann. Aber Gott gebe, daß ſie nicht einmal ſagen mögen: wir haben uns ſchrecklich mit ihm betrogen!“

Dieſe Lage Leſſings erklärt es, wie wenig er geſtimmt ſein konnte, dem Helden der Dichtung gerecht zu werden, die damals alle Herzen und Köpfe erfüllte. Wie verächtlich mußte ihm der verzärtelte Lebensüberdruß eines liebeſiechen Werther vorkommen, ihm, der unter dem Druck und der Qual ganz anderer Lebenslaſten und Leiden Jahre lang auszuharren die Pflicht fühlte und die Kraft beſaß! Nur im Zuſammenhange mit Leſſings damaligem Lebenszuſtande iſt daher ſein bekanntes hartes Urtheil über die Goethe'ſche Wertherdichtung [1]) und über den Charakter ihres Helden richtig zu verſtehen.

---

1) XII. 420. S unten das Kapitel: Leſſing u. Goethe.

Aber mitten in dieſer Reſignation raffte er ſich dann endlich wieder plötzlich zu einem gewaltſamen Entſchluſſe der Befreiung zuſammen. Er war unmittelbar nach Abſendung jenes letzten Briefes an ſeine Freundin nach Braunſchweig gegangen, um einen neuen Verſuch zu machen, ſeine Angelegenheit zu einem Abſchluſſe zu bringen. Dieſer Verſuch mißlang, und jetzt griff er zurück zu dem Entſchluſſe, den er vor zwei Jahren um jener Ausſicht willen, mit der ihn der Erbprinz geködert, aufgegeben hatte. Er ſchrieb ſeinem Bruder (24. Januar 1775): „Ich befinde mich ſeit vierzehn Tagen in Braunſchweig, in einer höchſt unangenehmen Lage, ſo daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltſamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier nicht im Schlamme erſticken ſoll. — Längſtens in vierzehn Tagen reiſe ich alſo von hier nach Leipzig, ob ich von da aus erſt nach Dresden gehe oder erſt nach Berlin komme, kann ich noch nicht ſagen.“ Er ging eben in die Welt ohne feſten Plan. Aber die weite Welt war lange genug ſein Element geweſen, um ihm gleich nach den erſten Meilenſteinen wieder den Vollgenuß ſeines alten Kraft- und Freiheitsgefühls zu erneuern. Er ſelbſt nannte die Reiſe, zu welcher ihm ein Vorſchuß ſeines halbjährigen Gehalts die Mittel liefern mußte,[1]) eine „abenteuerliche“, beruhigte aber die Freundin in Wien von Berlin aus durch die Mittheilung, daß er ſeine Schiffe nicht hinter ſich verbrannt, ſondern vorerſt nur einen Urlaub für eine Reiſe nach Berlin genommen habe. Daß er nach Wien wollte, hatte er in Braunſchweig Niemanden mitgetheilt. Erſt von Dresden aus erbat er ſich Urlaub dorthin. In zwei Monaten dachte er wieder in Wolfenbüttel zu ſein. Jetzt aber zog es ihn vor Allem zu der Freundin ſeines Herzens. Aus jeder Zeile, die er unterwegs an ſie ſchreibt, ſpricht die Sehnſucht nach ihr, der Geliebten, die er nun drei lange Jahre entbehrt hatte. „Wenn ich doch

1) Weſtermanns Monatsſchrift a. a. O. S. 251. Auch jetzt noch that der „edle“ Braunſchweiger Herzog nichts für den kranken der Hülfe ſo dringend bedürftigen Mann!

nur fliegen könnte!“ ruft er ihr von Dresden aus zu (24. März 1775). Selbſt Prag, das er nie zuvor geſehen, hielt ihn nur einen Tag auf; und am 31. März genoſſen die beiden ſchwergeprüften trefflichen Menſchen das Glück jenes zuvor erwähnten kurzen Wiederſehens.

Fünftes Kapitel.

Die italieniſche Reiſe.

Leſſing war nach Wien mit dem Vorſatze gekommen, die Rückreiſe in die Heimath gemeinſam mit ſeiner Freundin anzutreten, der es endlich gelungen war, ihre dortigen Geſchäftsangelegenheiten ſo weit zu ordnen, daß ihrer Verbindung mit Leſſing jetzt kein weſentliches Hinderniß mehr entgegenſtand. Sie ſelbſt war ſo freudig ergriffen von dieſer Hoffnung, daß in dem kurzen Briefe, in welchem ſie ihn bat, ſeine Reiſe nach Wien zu beſchleunigen, die volle Gewalt ihrer Liebe unaufhaltbar hervorbrach. Der Gedanke an das Glück, ihn wieder zu ſehen, mit ihm zuſammen die Rückreiſe in die Heimath zu machen, überwältigte ſie faſt. „Gott! wenn mir dieſer Wunſch gewährt würde!“ ruft ſie aus. Noch iſt mir's wie ein Traum, daß ich das Vergnügen haben ſoll, Sie hier zu ſehen. Ich umarme Sie indeß tauſendmal in Gedanken.“ Sie wünſcht nur, „daß ſeine Sehnſucht der ihrigen gleich ſein möge.“ Sie malt es ſich aus, wie ſie auf dieſer Rückreiſe mit ihm zuſammen die Seinigen beſuchen und den Segen ſeiner greiſen Mutter ſich für ihre Verbindung erbitten werde.

Aber kaum hatten ſie nach dieſer dreijährigen Trennung zehn kurze Tage lang das Glück des Wiederſehens genoſſen, als einer jener Zufälle, die wir ſo oft im Leben Leſſings ſeine Pläne und

Aussichten durchkreuzen sehen, ihm zur ungelegensten Zeit die Erfüllung eines langgehegten Wunsches darbot, und das unter Verhältnissen, wo ein Ablehnen von seiner Seite schwer, ja fast unmöglich war. Es war nämlich bald nach Lessings Ankunft in Wien auch der jüngste Prinz des Braunschweigischen Hauses, der dreiundzwanzigjährige Prinz Leopold dort zum Besuche bei seiner Verwandten, der Kaiserin Maria Theresia, eingetroffen. Der Prinz wünschte von Wien aus eine Reise nach Venedig und Oberitalien zu machen, und stellte an Lessing das dringende Verlangen, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Lessing gerieth dadurch seiner Verlobten und seinen eignen Wünschen gegenüber in die peinlichste Lage. Indessen hatte er gewichtige Gründe, dem Sohne seines fürstlichen Herrn sein Verlangen nicht abzuschlagen. Der Prinz verbürgte sich für die Genehmigung seines Vaters in Betreff des mangelnden Urlaubs. Die Aussicht, durch solche aufopfernde Willfährigkeit seine Stellung in Wolfenbüttel zu verbessern, lag nahe. Die liebenswürdige Persönlichkeit des gebildeten, aufgeweckten jungen Fürstensohnes verstärkte das Gewicht von dessen Bitten, die selbst von Seiten der Kaiserin persönliche Unterstützung fanden. Und endlich gesellte sich zu dem Allen Lessings alter Wunsch Italien zu sehen, von dem er durch diese Reise, die anfänglich nur auf sechs bis acht Wochen angelegt war, wenigstens einen Vorschmack zu bekommen hoffte.

Er befand sich zudem nach Jahren tiefster Niedergeschlagenheit einmal wieder in einer gehobenen Stimmung. Die Reise nach Wien hatte ihn körperlich und geistig erfrischt und gekräftigt. Herausgerissen aus der Beschränktheit und Einsamkeit seines Wolfenbüttler Lebens hatte er im Verkehr mit Welt und Menschen wieder Selbstvertrauen und Hoffnung auf die Zukunft gewonnen. Ueberall waren ihm Verehrung und Liebe entgegengekommen. In Berlin arbeiteten Freunde und Gönner an dem Plane, ihm dort durch eine angemessen besoldete Stellung eine Stätte zu bereiten. In Wien, wohin ihm der kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe, Baron van Swieten, die nach-

drücklichsten Empfehlungen mitgegeben, hatte er eine über sein Erwarten glänzende Aufnahme gefunden. Der Zauber seiner Persönlichkeit und ihrer edlen Einfachheit gewann ihm die Herzen Aller, die ihn kennen lernten. Schon in den ersten Tagen wurde er dem Kaiser und der Kaiserin auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgestellt, und von Beiden überaus huldvoll aufgenommen. Man gab im kaiserlichen Theater ihm zu Ehren seine Emilia Galotti, und ein Lebehochruf des versammelten Publikums empfing den bei der Darstellung anwesenden Dichter. „Nie noch ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab" schrieb bald nach Lessings Abreise der einflußreiche Staatsrath von Gebler an Nicolai nach Berlin, und setzte hinzu: daß er Alles aufbieten werde, um diesen großen und liebenswürdigen Gelehrten dauernd für Wien zu gewinnen. Die Kaiserin, bei der er vor seiner Abreise noch eine Audienz hatte, gab ihm, als sie vernahm, daß er sich entschlossen habe, den Prinzen Leopold, den sie sehr liebte, auf seiner Reise zu begleiten, ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Statthalter der Lombardei, Grafen Firmian in Mailand, einen durch Gelehrsamkeit und Bildung gleich ausgezeichneten Staatsmann, mit. Man weiß, daß aus all' den damaligen glänzenden Projekten, Geschmack und Bildung in Wien und Oesterreich von oben herab durch Stiftung von Akademien und Herbeiziehung norddeutscher Gelehrten zu heben, nichts geworden ist. Aber es macht doch einen eigenen Eindruck, den Dichter der Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, den ein Friedrich der Große jahrelang in seiner Nähe gehabt hatte, ohne von ihm jemals Notiz zu nehmen, in Wien so gefeiert, eine Maria Theresia sich mit ihm über Wissenschaft und Kunst unterhalten und ihn um sein Urtheil über den Stand der Bildung und des Geschmacks, der Gelehrsamkeit und Literatur, der öffentlichen Anstalten und des Theaters befragen zu sehen. Lessing, der den Höchsten gegenüber stets seine vorsichtige Haltung und

Würde bewahrte, gab ausweichende allgemeine Antworten, und entschuldigte sich mit seiner unzulänglichen Kenntniß der dortigen Zustände. Indessen die Kaiserin fand den wahren Inhalt seiner Meinung richtig genug heraus. „Ich glaube Ihn zu verstehen", sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke bei uns nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe Alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten, aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." —

Am 25. April trat Lessing seine Reise mit dem Prinzen an. Der Abschied von seiner Verlobten ward Beiden schwer, zumal der Zurückbleibenden, die alle ihre Hoffnung auf eine gemeinsame Rückreise vereitelt sah. „Gott mag es Ihrem Prinzen verzeihen," schrieb sie ihm wenige Tage nach der Trennung, „daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr. Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen." Indessen hoffte sie immer noch, daß Lessing zeitig genug mit dem Prinzen zurückkehren werde, um sie wenigstens von Heidelberg aus, wohin sie von Wien ihre Reise richtete, in die Heimath nach Hamburg geleiten zu können. In Heidelberg erhielt sie nach sieben Wochen den ersten Brief ihres Verlobten aus Mailand, und war glücklich, endlich wieder von ihm Kunde zu haben. Ein zweiter Brief aus Venedig, den sie vier Wochen später empfing, nahm ihr aber alle Hoffnung auf das ersehnte Zusammentreffen in Heidelberg und die gemeinsame Rückreise. Betrübt trat sie dieselbe Ende Juli allein an und ihre Betrübniß steigerte sich zu schwerstem Kummer, da seit jenem zweiten Briefe plötzlich alle Nachricht von dem theuren Manne aufhörte. In ihrem Briefe vom 3. August macht sie sich „tausend sorgenvolle Gedanken über seine Gesundheit," da er in Venedig sich unwohl gefühlt hatte: sie fürchtet, „daß er an irgend einem elenden

Orte krank darniederliege.“ Von Woche zu Woche hofft ſie vergeblich auf Nachricht; aber es vergehen vier, fünf, ja ſechs Monate, und kein Brief kommt! Da, zum Erſtenmale in der langen Prüfungszeit ihrer Liebe wird ſie irre in ihrem Glauben an Herz und Charakter des Geliebten. Gerüchte dringen zu ihr, bald daß er in Korſika, bald daß er in Rom ſei, und dort für immer zu bleiben gedenke. Endlich erfährt ſie, daß man ihn aus Neapel in Braunſchweig zurück erwarte; aber ſie vermag dieſer Nachricht kaum mehr Glauben zu ſchenken. Rührend iſt die ſanfte Weiſe, in welcher ſie in ihrem Briefe vom 5. November ihrem Schmerze und ihren Klagen gegen ihn Worte giebt: „Warum ſchreiben Sie mir denn gar nicht? Haben alle die vortrefflichen Sachen, die Sie geſehen, Ihre Seele ſo eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergeſſen haben? Ihre letzten Worte haben Sie ſicherlich vergeſſen, wo Sie ſo heilig verſprachen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wiſſen doch wohl, daß alles Leiden und Trübſal, das mir zuſtoßen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden kann. Warum vernachläſſigen Sie mich denn ſo ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder ſo, wie Sie ſchon einmal gedacht haben. — Wollte Gott ich könnte dann auch ſo denken.“ Die letzten Worte waren eine Anſpielung an jene unſelige Zeit Leſſings in Wolfenbüttel, wo er, als ſeine Ausſichten unerfüllt blieben, ſich echt Tellheimiſch entſchloſſen hatte, die Freundin nicht weiter an ſein Geſchick zu feſſeln. — „Sie böſer Mann,“ fährt ſie in demſelben Briefe fort, „zuletzt wird die ganze Welt über Sie ſchelten, und ich werde nicht ſchelten, aber weinen! Gewiß, wenn Sie wüßten, wie ſehr Sie mich durch Ihr Stillſchweigen quälen, Sie würden ſich dem größten Vergnügen entziehen, um ſich mit mir zu unterhalten, und mich zu beruhigen. Das kann ja mit ſo wenig Worten geſchehen. Sagen Sie mir nur: Ich bin geſund und Ihr Freund, ſo bin ich zufrieden. Ich hoffe, daß Sie das gewiß bald thun werden.“ Aber es vergingen wieder zwei Monate, ohne daß dieſe Hoffnung ſich erfüllte. Erſt im Januar 1776 erhielt

ſie endlich einen Brief von Leſſing, der deſſen Zurückkunft nach Wien meldete.

Während ſie nun ſo in dieſer Zeit alle Sorgen und Qualen eines liebenden Herzens durchlitten hatte, waren dieſelben ihrem Geliebten ebenſo wenig erſpart geblieben. Während ſie ihn krank oder ſich von ihm aufgegeben glaubte, aber doch wenigſtens hier und da durch die Zeitungen Nachrichten von ſeinem Leben und Wohlbefinden empfing, hatte Leſſing, der ſeit dem 29. April im Laufe ſeiner ganzen italieniſchen Reiſe außer ihrem erſten Briefe „keinen Buchſtaben von ihr geſehen hatte," ſich den ſchwärzeſten Befürchtungen hingegeben. „Was konnte ich, was durfte ich", ſchrieb er ſpäter aus Wien am 26. Dezember, „anders glauben, als daß Sie todt, oder doch wenigſtens ſo krank ſein müßten, daß Sie mir unmöglich einige Nachricht von Sich zukommen laſſen könnten?" „Mit dieſen ſchwarzen Gedanken" hatte er ſich die ganze Reiſe hindurch geſchleppt, bis er durch den Brief eines Braunſchweiger Freundes, den er in Bologna am 5. Dezember empfing, wenigſtens von dem Leben der Geliebten Kunde erhielt. Sofort eilte er nach Wien, wo er ihre ſämmtlichen Briefe, Dank der unverantwortlichen Nachläſſigkeit gewiſſenloſer Freunde, welche deren Beſorgung übernommen hatten, unabgeſendet vorfand! Er ſelbſt hatte, da alle ſeine erſten Briefe unbeantwortet blieben, das weitere Schreiben an die Freundin in ſeiner Verzweiflung ganz aufgegeben, und ſo hat auch uns die Gewiſſenloſigkeit jener Wiener guten Freunde um den Genuß gebracht, Leſſings italieniſche Eindrücke in der Friſche vertraulichſter brieflicher Mittheilung zu leſen, wofür ſein fragmentariſches Tagebuch nur einen ſehr unvollſtändigen Erſatz bildet.

Erſt das Jahr 1776 ſollte endlich die ſo ſchwer geprüften Liebenden an das Ziel der langerſehnten Vereinigung führen, doch nicht ohne vorher noch neue Hinderniſſe in ihren Weg zu werfen. Ehe wir indeſſen zu der Erzählung derſelben fortſchreiten, iſt es nothwendig, zuvor Leſſing auf ſeiner Reiſe durch Italien zu begleiten.

Das lang erwartete Tagebuch von Leſſings italieniſcher Reiſe iſt jetzt endlich erſchienen.[1]) Aber die wenigen Blätter, gefüllt mit abgeriſſenen Notizen der allerverſchiedenſten Art, verdienen eigentlich dieſe Bezeichnung in keiner Weiſe. Sie ſind nichts als ein Notizbuch, in welches der Reiſende mit flüchtiger Hand dies und jenes ſtofflich ihm Bemerkenswerthe verzeichnet, um es dann in Briefen oder Tagebüchern genauer auszuführen, oder überhaupt nur gelegentlichem Gebrauche aufzubehalten. Auch iſt nur für den Turiner Aufenthalt von zwölf Tagen ein Datum regelmäßig und für den Aufenthalt in Rom ein ſolches hier und da vorgemerkt; die größere letztere Hälfte der Aufzeichnungen dagegen iſt ohne alle ſolche Angabe der Zeit und des Orts. Ueber die erſte Hälfte der Reiſe vom Anfange des Mai bis zum 24. Auguſt, wo die erſte Aufzeichnung beginnt, alſo über Leſſings erſte italieniſche Eindrücke, über ſeinen Aufenthalt in Brescia, Mailand, Venedig, Florenz, Genua, Livorno und ſeine Reiſe nach Korſika findet ſich gar nichts vermerkt; und ſo ſind wir mit unſerer Kunde über dies bedeutende Lebensereigniß neben jenen ſpärlichen Aufzeichnungen auf die vier Briefe beſchränkt, welche Leſſing in den erſten zwei Monaten aus Italien ſchrieb.

Durch Leſſings ganze letzte Lebensperiode zieht ſich eine gewiſſe dämoniſche Ironie des Schickſals, das ihm jeden großen Lebenswunſch nur deshalb zu erfüllen ſchien, um ihm durch ſolche Gewährung neue Leiden und Bitterniſſe zu bereiten. Auch ſeine italieniſche Reiſe iſt davon ein ſprechender Beweis.

Was er lange Jahre hindurch erſtrebt hatte, das Glück, Italien kennen zu lernen, ſah er ſich in einem Augenblicke und unter Umſtänden gewährt, die dies Glück zu einem unvermeidlichen Uebel machten und den erwarteten Genuß in eine Kette von Widerwärtigkeiten verkehrten. Schon daß ein Leſſing, — der ſo ganz auf einſame

---

1) In der neueſten Ausgabe ſeiner Werke von W. v. Maltzahn. XI. 2 S. 29—63.

Unabhängigkeit gestellt, war daß er bei seinem früheren Reiseprojekte selbst alle und jede Empfehlungsbriefe ablehnte, — jetzt sich gezwungen sah, die lang ersehnte Reise in das Land seiner Wünsche als abhängiger Begleiter eines Fürsten zu machen, kann wohl eine Ironie des neidischen Schicksals heißen. Noch schlimmer aber war es, daß diese seine Abhängigkeit ihn wider alles Erwarten zwang, in ziel- und planlosem Fluge ein Land zu durchschweifen, das in geordneter Folge zu durchforschen keiner wie er befähigt und vorbereitet war. Er hatte sich mit schwerem Herzen entschlossen, den Prinzen, von dessen Dankbarkeit er eine Aenderung seiner Wolfenbütteler Verhältnisse erwarten durfte, auf acht Wochen zu begleiten; denn höchstens auf einen solchen Zeitraum war ursprünglich die Reise angelegt, [1]) und ein solcher Ausflug nach Oberitalien versprach ihm jedenfalls zum Ersatz für das doppelte Opfer welches er brachte, „einen Vorschmack" des Landes, in das ihn seit Jahren seine Sehnsucht zog. Dieser Vorschmack war allerdings von der erfreulichsten Art. Schon aus Mailand schrieb er seinem Bruder, alle seine Eindrücke seien der Art, „daß dadurch sein alter Gedanke, in Italien zu leben und zu sterben wieder ganz erneuert sei." [2]) Dennoch wünschte er für jetzt sehnlich die Rückreise herbei. Sein Herz blutete an der Trennung von der Geliebten. „Es geht keine Stunde hin, schrieb er ihr aus Mailand (8. Mai 1775), wo ich nicht einmal Gelegenheit finde es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht." Er war daher fast in Verzweiflung, als er einen Monat später aus Venedig ihr melden mußte, daß die Rückreise sich noch um einige Wochen verzögern werde, da persönliche Rücksichten den Prinzen bestimmten, nicht eher wieder

1) XII. 432. 434.
2) XII. 430.

nach Deutſchland zurückzukehren, bis ſeine Verhältniſſe dort geordnet ſein würden. „Das hat man nun davon," ſchreibt er an die Freundin, „daß man ſich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewiſſes mit ihnen rechnen; und wenn ſie einen einmal in ihren Klauen haben, ſo muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht." Die Ordnung jener Verhältniſſe verzögerte ſich aber von einem Zeitpunkte zum andern. Die acht Wochen der Reiſe wurden zu eben ſo vielen Monaten, während deren Leſſing, gezwungen die bunten Kreuz- und Querzüge des jungen Fürſten zu begleiten, deren Abbrechen jeden Tag zu erwarten ſtand, unfähig ſelbſt eine ſolche Flugreiſe gehörig zu benutzen, unfrei in ſeiner Zeit, ohne gehörige Vorbereitung, ohne Bücher und Hülfsmittel, die er ſtündlich entbehrte, noch obenein durch das gänzliche Ausbleiben aller Briefe aus der Heimath ſeine Verſtimmung bis zu düſterer Verzweiflung geſteigert ſah. Gewiß, dieſe italieniſche Reiſe iſt die unglücklichſte, die je ein deutſcher Schriftſteller gemacht hat.

Die Reiſenden gingen von Venedig über Florenz nach Livorno. Von hier aus meldete Leſſing am 17. Juli ſeiner Braut zum dritten Male, daß auch jetzt der Prinz noch nicht zurückkehren könne, und deßhalb ein Ausflug nach Korſika beſchloſſen ſei. Sein Brief ging verloren, und von der Tour ſelbſt, welche etwa vierzehn Tage währte, iſt keine Notiz erhalten. Am 3. Auguſt war man in Genua, wo die Rückreiſe nach Turin angetreten wurde. Allein da auch hier die Entſcheidung über des Prinzen Zukunft noch nicht eingetroffen war, ſo entſchloß ſich derſelbe nach etwa vierwöchentlichem vergeblichen Harren wieder umzukehren und in aller Eile noch Rom und Neapel zu ſehen. Man ging alſo von Turin am 9. September über Aleſſandria, Tortona, Voghera, Pavia, Parma, Reggio, Modena, Bologna, und Loretto nach Rom, wo die Reiſenden einſchließlich von drei in Frascati und Albano zugebrachten Tagen nur etwa vierzehn Tage verweilten, welche Zeit noch obenein durch Staatsbeſuche beim Papſte und den erſten Cardinälen, die Leſſing

mitmachen mußte, verkürzt wurde. „Am 26. September mit Herrn Reiffenſtein (dem aus Goethe bekannten Fremdenführer) zu beſehen angefangen", lautet eine Bemerkung in Leſſings Notizbuche. [1]) Von Rom ging man nach Neapel, und von dort nach Rom zurück, wo endlich der Prinz von ſeinem Vater durch einen Courier den Befehl zu ſchleunigſter Rückreiſe erhielt, die denn auch unverzüglich angetreten wurde. Zu Anfange des Dezember war Leſſing wieder in Deutſchland. In München trennte er ſich von dem Prinzen und ging über Wien, Dresden und Berlin nach Wolfenbüttel zurück.

Die erhaltenen Tagebuchblätter, ſo unvollſtändig und zerriſſen ſie auch vorliegen, geben dennoch von der Vielſeitigkeit des Intereſſes Kunde, welches Leſſing an Land und Volk Italiens nahm. Daß den Verfaſſer des Laokoon die Schätze alter und neuer Kunſt anzogen, daß den Antiquar die zahlloſen Denkmale der Vergangenheit feſſelten, und den gelehrten Literator die Bibliotheken und die geſammte alte und neue Literatur des Landes in Anſpruch nahmen, und daß er endlich die Gelegenheit nicht von der Hand wies, mit den Celebritäten unter den Künſtlern, Gelehrten und Staatsmännern Italiens perſönliche Bekanntſchaft anzuknüpfen, würde ſich von ſelbſt verſtehen, auch wenn ſein Tagebuch es nicht ausdrücklich bekundete. Sein Name war berühmt genug, um ſelbſt in Italien ehrenvoll bekannt zu ſein. Der alte blinde Kardinal Albani, einſt Winckelmanns Gönner, ſtellte ihn perſönlich dem Papſte Pius VI. vor, der Neapolitaniſche Staatsminiſter Marcheſe Tanucci, Neapels berühmter Reformator, empfing ihn mit Auszeichnung, der Kardinal Herzog Braſchi, der hochgebildete Neffe des Papſtes, verehrte dem berühmteſten Schriftſteller Deutſchlands ein prachtvolles, mit antiken Kameen eingefaßtes Medaillon, und die ausgezeichnetſten Gelehrten und Schriftſteller Italiens beeiferten ſich, ihm freundlich entgegenzukommen. In Venedig fand er in einer Sammlung moderner

1) Werke XI. 2. S. 41. Maltzahn.

ausländiſcher Dramen in italieniſcher Ueberſetzung von Eliſabetta Caminer auch ſeine Miß Sara Sampſon; [1]) wie ihn denn überhaupt die Bemerkung erfreute, daß die Italiener anfingen, ſich um die neuere deutſche Literatur zu bekümmern, und Gellert, Geßner und Klopſtock in ihre Sprache einzubürgern. Dagegen klagte er ſpäter gegen Winckelmanns Freund, den Bibliothekar Daßdorf in Dresden, daß die Italiener ſich um ihre eigene ältere Literatur zu wenig bekümmerten, und daß er z. B. die Originalausgabe von Benvenuto Cellini's Abhandlungen über die Goldſchmiedskunſt und über die Bildkunſt in allen Bibliotheken Italiens vergeblich geſucht habe. [2])

Aber auch die ſocialen Verhältniſſe, die politiſchen und bürgerlichen Zuſtände, das Volksleben und ſeine mannigfaltigen Aeußerungen, die verſchiedenen Sprachdialekte, die Bildungsanſtalten, das Theater, die Baukunſt, die Lebensweiſe bis auf Speiſen und Getränke, erſcheinen in jenen kurzen Tagebuchnotizen als Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit. Beſonders charakteriſtiſch ſind zwei Aeußerungen. Ein Piemonteſiſcher Schriftſteller Joſeph Baretti, der lange in England gelebt und ein Werk über Italien und die Italiener geſchrieben hatte, in welchem er die in ſeinem Vaterlande Piemont herrſchende Unwiſſenheit beklagte, war deshalb von einem patriotiſchen Landsmanne Giuſeppe Vernazzo zurechtgewieſen worden, welcher jenen Vorwurf durch den Hinweis auf die große Zahl Piemonteſiſcher Gelehrten abzulehnen ſuchte. Dazu bemerkt nun Leſſing trocken: er glaube nicht, daß die Menge von Gelehrten hierbei in Betracht komme, da neben vielen Gelehrten das Volk doch ſehr unwiſſend ſein könne! Die zweite Bemerkung betrifft das kurz zuvor zwiſchen Sardinien und dem päpſtlichen Stuhle, wie immer, zum Nachtheile der weltlichen Regierung abgeſchloſſene Con-

1) Werke XI. 2. S. 57. Maltzahn. vergl. S. 47.

2) Siehe Daßdorfs Anmerk. zu Winckelmanns Brief an Riedeſel vom April 1763 (Winckelmanns Werke II. S. 522 Stuttg.).

cordat. „Philosophische Rechtsgelehrte", bemerkt Lessing, „sind mit diesen Concordaten überhaupt nicht zufrieden, weil dadurch Mißbräuche und Eingriffe endlich in Gerechtsame verwandelt werden, zu welchen der Regent seine Einwilligung gegeben!"

Lessing hat die Eindrücke seiner Italienischen Reise nicht verwerthet. Sein Schicksal, das ihm die gehoffte Wiederholung dieser Reise versagte, verhinderte ihn daran; und wenn wir in den Werken seiner letzten Lebensperiode uns nach irgendwelchen Spuren jener Eindrücke umsehen, so wüßte ich nur die Figur des Klosterbruders in seinem Nathan als eine solche zu nennen, zu welcher er die Studien in Italien gemacht hat. [1]) Daß aber die uns erhaltenen Tagebuchnotizen weit nicht Alles enthalten, was Lessing auf jener Reise aufgezeichnet hat, geht aus dem neuerdings bekannt gemachten Verzeichnisse seines gerichtlich aufgenommenen literarischen Nachlasses [2]) und aus einem Briefe des Jahres 1777 an Nicolai hervor, [3]) in welchem er dem Freunde schreibt, daß er, sobald er nur die „ekle, undankbare, Zeit versplitternde Arbeit" für seine Beiträge hinter sich habe, an bessere Dinge gehen wolle, zu denen er noch Kräfte zu haben glaube. Er rechne dazu allerdings verschiedene Anmerkungen, die er auf seiner Italienischen Reise gemacht zu haben glaube, und durch welche die Antiquarischen Briefe noch erst ein ordentliches Buch werden sollten. Alle diese Aufzeichnungen aber sind uns, wahrscheinlich für immer, verloren. —

---

1) Vergl. Ein Jahr in Italien, II. S. 523—525.

2) S. Westermanns deutsche Monatsschrift Nr. 3. Decbr. 1856, wo zwei verschiedene Hefte aufgeführt werden, von denen das eine als: „Zur Beschreibung (von) Lessings Reise nach Italien", das andere „Manuscripte von Lessings Italienischer Reise" betitelt ist.

3) XII. 492.

Sechstes Kapitel.

Lessings Heirath.

Am 23. Februar 1776 traf Lessing wieder in Braunschweig ein, gerade ein Jahr nachdem er von dort jenen improvisirten kurzen Ausflug unternommen hatte, der gegen alle Absicht und Berechnung zu der größten und längsten Reise seines Lebens werden sollte.

Er war in trüber Stimmung schon als er auf der Rückreise Wien erreicht hatte; und diese Stimmung verdüsterte sich mehr und mehr, je weiter er nach Norden zurückkam. Seine Italienische Reise erschien ihm als ein Fehlgriff. Er hatte sich, in seinem Sinne unvorbereitet, ohne Plan und feste Zwecke auf dieselbe eingelassen; Störnisse aller Art, herbeigeführt durch die Abhängigkeit von seinem fürstlichen Begleiter, hatten ihn gehindert, selbst aus dem was sich ihm darbot, den möglichen Vortheil zu ziehen. Dazu empfing ihn, wie er klagte, nach dem milden Himmel Italiens in harter deutscher Winter mit allen seinen Schrecknissen, und vor sich sah er die alten noch immer nicht geänderten Verhältnisse seiner Wolfenbütteler Stellung, deren Druck er sich durch jene Fluchtreise vor einem Jahre zu entziehen gehofft hatte. Die Aussichten für Wien waren mehr als ungewiß, und der Gedanke, auf diese Aussichten seine Hoffnung zu bauen, ward ihm verleidet durch seine innere Abneigung gegen das dortige Leben und durch seine Verlobte, die in allen ihren Aeußerungen immer darauf zurückkam, [1]) daß Wolfenbüttel für ihren Lessing, der nun einmal durchaus nicht für das Hofleben passe, wie für ihr beiderseitiges Leben, doch immer noch der gemäßeste Ort bleibe, wenn nur seine Stellung einigermaßen seinen Wünschen entsprechend verbessert werde. Lessing selbst theilte diese Ansicht. Dennoch kam er zurück mit dem festen Vorsatze, unter keinen Um-

1) XIII. S. 535. 541. 543.

ständen in seinen alten Verhältnissen auszuharren, wenn man ihm die seit so vielen Jahren verheißene Verbesserung nicht gewähre. Er wiederholte dies schon unterwegs in allen seinen Briefen an die Freundin, [1]) und so sehr drängte es ihn, in Braunschweig sofort persönlich sich über seine Zukunft Gewißheit zu verschaffen, daß er selbst auf die Freude verzichtete, seine Verlobte, wie er versprochen und diese dringend gebeten hatte, vorher in Hamburg wiederzusehen. Er ging von Wien über Prag und Dresden, von wo aus er nach eilf Jahren einmal wieder seine alte Mutter besuchte, nach Berlin. Seine Mittel waren übrigens so erschöpft, daß er bei seinen Brüdern Anlehen machen mußte, um seine Reise nach Braunschweig bestreiten zu können.

Dort fand er natürlich — Alles beim Alten. In seiner Sache war noch immer nichts geschehen!

Diese Vernachlässigung kränkte ihn im höchsten Grade. Schon in Dresden, wo er einen Verwandten der ihm eng befreundeten Hamburger Familie Reimarus, den königl. dänischen Geschäftsträger von Hennings, aufsuchte, hatte er diesem gestanden: „daß er in Wolfenbüttel nie nach seiner Neigung und seinem Geschmacke habe arbeiten können", ein Geständniß, das dem jungen begeisterten Verehrer Lessings einen Klageruf über solche unwürdige Fesseln des edelsten deutschen Geistes entlockte. Jetzt schrieb er der Freundin drei Tage nach seiner Rückkehr: „Ich werde noch acht bis vierzehn Tage warten und sodann dem Herzoge gerade heraus schreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da ich diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, ich genöthigt sei, um meinen Abschied zu bitten. Will man etwas für mich thun, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen. — Ja, meine Liebe, an diese Zukunft kann ich nicht denken, ohne die Feder wegzuwerfen."

---

1) XII. 436. 437. 439.

Hier nun bewährte ſich die liebevolle Klugheit und die einſichtige Energie ſeiner Verlobten in ihrer ganzen Größe. Freudig bereit, ihr Leben ganz nach den Bedürfniſſen des geliebten Mannes einzurichten, beſchwor ſie ihn auf das Dringendſte, keinen übereilten Schritt zu thun. „Nicht umſonſt“, ſchreibt ſie ihm zurück, „habe ich mich vor Ihrem erſten Brief aus Braunſchweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Schrecken und Angſt verurſacht. Die Art wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, ſcheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde ſie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrenſten Umſtänden. Und das ſind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten ſich denn höher belaufen, als mir bekannt iſt. Sonſt wüßte ich nicht, wie Sie um lumpige tauſend Thaler Ihre Ehre ſo in die Schanze ſchlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt auszugeben. Das hieße, ſich, nach meiner Meinung, wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog ſchrieben: Sie reichten mit Ihrer Beſoldung nicht, hätten bisher immer das Ihrige zugeſetzt, und fänden ſich daher genöthigt, um Erhöhung der Beſoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abſchlägige Antwort erhalten, ſo wie ich faſt gewiß bin, daß wenn Sie es auf die ſich vorgeſetzte Weiſe anfangen, die Sache ſehr übel ausſchlagen könnte.“ Sie bittet ihn, dem Erbprinzen, den er für ſeinen Gönner nicht halte, doch durch jenen übereilten Schritt keine Waffen gegen ſich in die Hand zu geben. Sie ſtellt ihm vor, daß er, wenn man auf ſein Abſchiedsgeſuch eingehe, keine Ausſicht habe, in Dresden anzukommen, wo man ihm bei ſeiner letzten Anweſenheit auf Hagedorns Stelle als Direktor der Kunſtanſtalten Hoffnung gemacht hatte, da ja Hagedorn noch lebe. — Und in der That lebte derſelbe noch über vier Jahre.

Dieſer Brief verfehlte auf Leſſing ſeinen Eindruck nicht. Nicht daß er den von ſeiner Freundin ſo ſehr gefürchteten Schritt ganz unterlaſſen hätte. „Aber er that ihn mit mehr Behutſamkeit.“ Er ſchrieb zunächſt an den Erbprinzen und ſtellte demſelben das un-

würdige Verfahren, das man gegen ihn seit den letzten drei Jahren geübt, „so handgreiflich vor", daß es ihn, wie er sich ausdrückte, „äußerst piquiren mußte." „Aber es hat seine Wirkung gethan", schreibt er der Freundin. „Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzoge meinen Abschied fordern wolle, ist ihm (dem Erbprinzen) sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst Alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen." Leider ist dieser Brief Lessings, den er seiner Verlobten nebst seiner Erwiederung auf die Antwort des Prinzen abschriftlich mittheilte, verloren! Sie müssen Meisterstücke edlen Freimuths und männlicher Gesinnung gewesen sein. Denn Eva König, die in ihren Ausdrücken stets so maaßvolle Frau, schrieb ihm über dieselben: „Wenn ich Sie nicht schon vorher so sehr geschätzt und geliebt hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Fürsten mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt!"

Dennoch verzögerte sich die letzte Entscheidung noch bis zum Anfange des Sommers hin, und zwar durch die Schuld des Erbprinzen, der in diesem ganzen Handel fortdauernd in dem unvortheilhaftesten Lichte erscheint, und es sogar nicht unter seiner Würde hielt, Lessing in einem mit Absicht falsch datirten Briefe zu einer Audienz zu berufen, die derselbe eben deshalb nothwendig versäumen mußte. [1]) Wohl war es eigene Erfahrung, die Lessing später seinem Nathan die berühmten Worte in den Mund legen ließ:

„— — Zu klein?
Was ist für einen Großen denn zu klein!"

Und was war es, um dessentwillen ein deutscher Fürst einen Lessing, den Stolz der deutschen Nation, sich Jahre lang in Sorge, Noth und Verzweiflung verzehren, seine Geisteskräfte untergraben oder in unwürdigen Arbeiten zur Gewinnung des täglichen Brodes ab-

1) XII. 446. XIII. 547.

ſtumpfen ließ? — Eine Gehaltserhöhung von — zweihundert Thalern!! denn nicht höher belief ſich die endlich nach ſechsjährigem Harren gewährte Zulage, die ſein Gehalt von ſechs- auf achthundert Thaler brachte! Als Wundpflaſter für alle die erlittenen Kränkungen verlieh man ihm dazu — den Hofrathstitel! bei einem Leſſing eine Ironie, wie ſie ſchärfer die deutſche Literaturgeſchichte nicht kennt. Wie Leſſing ſelbſt darüber dachte, wie gründlich er die Belehnung mit einem ſolchen Kinderſpielzeuge armſeliger Eitelkeit verachtete, haben wir bereits oben geſehen.

Am achten Oktober 1776 wurde Leſſing endlich auf dem Landſitze einer befreundeten Hamburger Familie mit ſeiner geliebten Eva in aller Stille verbunden. Nur die nächſten Verwandten der Braut waren als Zeugen zugegen, da er ſich ausdrücklich jede größere Geſellſchaft verbeten hatte. Wenige Tage darauf führte er ſeine Gattin nach Wolfenbüttel heim. Von dort aus ſchrieb er ſeinem Bruder Karl, dem er erſt wenige Wochen vor der Trauung Kunde von ſeinem Verlöbniſſe gegeben hatte: „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir viel zu ſagen und ſollte auch wohl. Meine Frau kennſt Du, obgleich Du Dich ihrer wohl ſchwerlich erinnern wirſt, weil ſie Dich nur ein einziges Mal geſehen. Wenn ich Dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, ſo wirſt Du wohl glauben, daß ſie Alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geweſen ſein. Kurz, komm' auf den Sommer zu uns, und ſieh!“ — An ſeine Schweſter aber, die ihm den Segenswunſch ſeiner Mutter berichtet hatte, ſchrieb er: „Dieſer Segen, hoffe ich, ſoll begleiten! denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo wie ich ſie mir längſt gewünſcht habe, eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.“

Zehntes Buch.

Leſſings literariſche Thätigkeit während der ſechs erſten Wolfenbütteler Leidensjahre. 1770—1775.

Emilia Galotti.

Erstes Kapitel.

Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbütteler Leidensjahre. 1770—1775.

Wir haben in den letzten Kapiteln den Gang der persönlichen Lebensschicksale des großen Mannes ohne Unterbrechung bis zu dem Punkte geführt, wo sich für den schwergeprüften Dulder ein endlicher Abschluß seiner Leiden in der glücklichen Vereinigung mit der Geliebten seines Herzens darzubieten schien. Wenn unsere Darstellung zu dem Ende darauf verzichten mußte, seine literarische Thätigkeit während dieser sechs Jahre der Erzählung einzuflechten, so gewährt sie dem Leser dafür den Vortheil, die Einwirkung der persönlichen Zustände auf das geistige Thun und Treiben Lessings während dieser unseligen Periode seines Lebens übersehen und daraus den Aufschluß gewinnen zu können für die vielfach zerstückelte Art und Weise, in welcher seine Thätigkeit während dieser Jahre vor uns erscheint.

Denn wenn wir die Lessing'schen Schriften dieser langen Periode überblicken, so finden wir, mit einziger Ausnahme der übrigens schon früher entworfenen Emilia Galotti, nichts, das sich auch nur von fern an die Schöpfungen der vorhergehenden sechs Jahre, an Minna von Barnhelm und Laokoon, an die Dramaturgie oder selbst nur an die antiquarischen Briefe stellen könnte. Es sind fast lauter Kleinigkeiten von geringer Bedeutung, vereinzelte „Schnitzel", wie

er ſelbſt ſie nannte, die er während dieſer Jahre zu Tage förderte. Inmitten der Vollkraft des Mannesalters fehlte ihm ſelbſt der Trieb, eine Arbeit wie die Vollendung des Laokoon auch nur vorzunehmen, mit der er, als er im Jahre 1769 an der Schwelle ſeiner italieniſchen Reiſe ſtand, in wenigen Monaten fertig zu werden gedachte! Wie er ſelbſt über jene Schnitzel urtheilte, wie gering und verächtlich er dieſe Produkte ſeiner literäriſchen Thätigkeit anſchlug, haben wir bereits mehrfach von ihm ſelbſt vernommen; und wenn es auch eine ſtehende Manier bei ihm war, von allen ſeinen Leiſtungen überhaupt in geringſchätzenden Ausdrücken zu reden, — dies Mal kam es ihm leider von Herzen. Freilich war er wie jener König der alten Fabel, daß er Alles in Gold verwandelte, auch das Unſcheinbarſte, was ſeine Hand berührte; und ſo werden uns auch dieſe Splitter und Scherben ſeines Geiſtes in den Aufſätzen ſeiner bibliothekariſchen Beiträge, die er zum Theil in dumpfer Geiſtesgedrücktheit um des täglichen Brodes willen auf das Papier warf, von hohem Intereſſe ſein. Aber wir werden darum nicht weniger ein Geſchick beklagen, das dieſen Geiſt in der Fülle und Reife ſeiner Kraft zu ſolchem Thun verdammte, ein Geſchick, das ihn und uns um unvergleichlich köſtlichere Früchte ſeines Genius gebracht hat!

Zunächſt freilich kam es ihm darauf an, der Welt zu zeigen, daß er nicht umſonſt Bibliothekar heiße, und daß er ſeinem Handwerke gewachſen ſei. [1]) Wie er ſich in Breslau als vollendeten Geſchäfts- und Bureaumann bewährt hatte, ſo ſetzte er jetzt ſeine Ehre darin, eine gleiche Tüchtigkeit auch als Vorſtand einer Bibliothek zu beweiſen. Aus dieſem Vorſatze entſtanden die erſten drei Abtheilungen ſeiner „Beiträge zur Geſchichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ und ſeine Schrift über Berengar von Tours. Die Tellheimſche Peinlichkeit ſeines Ehrbegriffes ließ ihn in ſolchen

1) XII. 260. 261 266. 267. 383.

bibliothekariſchen Arbeiten eine nothwendige Pflichterfüllung erblicken gegen den Herrn, deſſen Sold er angenommen, ſo ſchwer ihm dieſelbe auch oft wurde. Als ſich ſein Verleger laut beklagte, daß darüber die neue Ausgabe ſeiner „Vermiſchten Schriften“ ins Stocken gerathe — die in der That bis über Leſſings Tod hinaus liegen blieb —, ſchrieb er zurück: „Die Beiträge mußten ſchlechterdings gemacht ſein, denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte.“ [1]) Für „fremde Arbeiten“ aber war er in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit geneigt Alles zu halten, was nicht direkt mit ſeinem Amte in Verbindung ſtand. Wahrhaft rührend klingt es, wenn wir ihn ſich ſogar wegen ſeiner Emilia Galotti deshalb entſchuldigen hören. Er bat Ebert, das Werk dem Erbprinzen zu überreichen, da er „ſich nicht unterſtehe, demſelben ein paar Worte dazu zu ſchreiben.“ „Ich würde mich“, fährt er fort, „gegen ihn wegen einer Arbeit entſchuldigen müſſen, die jetzt meine Arbeit nicht ſein ſollte; und ich entſchuldige mich ſo ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl ſagen, daß es wirklich eine Arbeit iſt, die ſchon vor einigen Jahren größtentheils gethan worden, und an die ich jetzt nur die letzte Hand gelegt.“ [2]) Wenn es noch eines Zeugniſſes dafür bedürfte, wie wenig Leſſing für dienende Abhängigkeit geſchaffen war, und wie ſchwer er dieſelbe ſein Lebenlang empfand, ſo wäre es in dieſen Worten gegeben, in denen ſich Leſſings ganzer Charakterſtolz offenbart.

Der Zufall begünſtigte ihn übrigens bei ſeinem Vorhaben, ſich der Welt als Bibliothekar zu zeigen, indem er ihn gleich in den erſten Tagen ſeines Umherſtöberns auf der Bibliothek ein für die Kirchengeſchichte des Mittelalters höchſt wichtiges Werk des berühmten Scholaſtikers Berengar von Tours aus der Zeit des ſiebenten

1) XII. 383.
2) XII. 351.

Gregor entdecken ließ.[1]) Es war die bisher unbekannte Widerlegungsschrift, mit welcher dieser berühmte Gelehrte und arg verfolgte Ketzer des eilften Jahrhunderts die Anklageschrift seines Hauptgegners Lanfrancus beantwortet hatte; und das wesentliche Interesse, welches Lessing an seinem Funde nahm, war neben dem gelehrten doch wieder vorzugsweise ein rein menschliches, ähnlich demjenigen, welches wir in seinen, einer früheren Periode angehörenden „Rettungen" hervortreten sahen. Es war der redliche Forscher, der Freund der Vernunft, der Denker, dem bei Erforschung der Wahrheit die Vernunft unendlich höher galt als die Autorität, und der in der Verleugnung der ersteren eine Verleugnung der Menschenwürde sah, mit einem Worte der Mann von Lessing'scher Denk- und Sinnesweise, der Lessing an diesem Berengar von Tours interessirte, um so mehr interessirte, da die Kirche sein Andenken als das eines Ketzers gebrandmarkt, die spätere Theologie ihn des Abfalls von der erkannten Wahrheit geziehen und seinen Charakter als Mensch und Forscher verunglimpft hatte. Die entdeckte Schrift gab Lessing das Mittel, ihn gegen alle diese Anklagen siegreich in Schutz zu nehmen, und diese Seite von Lessings Abhandlung, deren dogmatischen Inhalt wir einer Geschichte der Theologie überlassen, ist es, welche wir kurz hervorheben wollen, weil sie eben zur Charakteristik Lessings selbst gehört.

Die Kirche hatte den „gelehrten, scharfsinnigen und von Seiten seines Lebens selbst nach den Zeugnissen seiner Feinde untadelhaften Mann" als einen Ketzer gebrandmarkt. Aber was ist ein Ketzer? fragt Lessing. „Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden könne; noch größer als der Name Zauberer

1) VIII. 314 ff.

Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrüger mit unter.“ [1]) In einem ſolchen Jahrhunderte aber lebte Berengar, und die vorhergehende Charakteriſtik des „Ketzers“ gewinnt ihr volles Schlaglicht durch eine zweite, mit welcher Leſſing in einem Jugendfreunde deſſelben die große Maſſe der halbträumenden Beharrer auf der großen Heerſtraße der Ueberlieferung ſchildert. Dieſer Jugendfreund Berengars war, ſagt Leſſing, „einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halboffenen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von Anderen nicht verlangen, mit Gutem und Böſem verlangen, daß ſie ihrem Beiſpiele hierin folgen ſollen.“ [2]) Noch bedeutſamer aber für Leſſings eigenes Weſen iſt die Art und Weiſe, wie er den kühnen Forſcher der Wahrheit gegen die Anſchuldigung eines neueren Theologen, Mosheim, in Schutz nimmt, welcher denſelben gefliſſentliche, durch die Furcht vor den Folgen motivirte Unklarheit und Zweideutigkeit im Ausdruck ſeiner Anſichten vorgeworfen hatte. In der Vertheidigung des ungerecht Angegriffenen gegen ſolchen Verdacht, die erkannte Wahrheit verleugnet zu haben, tritt der ganze Adel von Leſſings großer Natur hervor.

„Das ſei fern!“ ruft er aus. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel und Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu

1) VIII. 318.
2) VIII. 318.

erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt." Darum ſchien ihm nichts unwürdiger, als die Rolle eines ſolchen „Kupplers der Wahrheit", die man ſeinen Schützling ſpielen laſſen wollte. „Weil Berengarius ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſein? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gerne ihr Kuppler ſein, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen." — Darum aber, weil in Leſſings Augen es „kaum etwas Schlechteres gab, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit", darum war es für ihn von um ſo größerem Intereſſe, durch den glücklichen Fund jener Schrift Berengars „den unwiderſprechlichen Beweis" liefern zu können, daß jener berühmte Forſcher der erkannten Wahrheit niemals untreu geworden ſei, und ſie ſtets klar und bündig bekannt und vertreten habe.

In dieſelbe Kategorie der „Rettungen" gehört unter den vermiſchten Aufſätzen Leſſings aus dieſer Periode auch der über Adam Neuſer, einen unglücklichen lutheriſchen Geiſtlichen, den theologiſche Verfolgungsſucht um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts wegen ſeines Unglaubens an die Trinität aus Deutſchland hinausgetrieben und letzlich ſogar zum Renegaten gemacht hatte. Man wird dieſe kleine Schrift, zu welcher die Auffindung eines hand

ſchriftlichen Briefes veranlaßte, den der unglückliche Mann aus Conſtantinopel an einen deutſchen Freund geſchrieben hatte, nicht ohne Bewegung leſen. Leſſing nahm den Prozeß des Verfolgten, der ſich nur durch ſeine Flucht aus der Chriſtenheit dem Henkerbeile ſeiner fanatiſchen Glaubensrichter hatte entziehen können, wieder auf und verſchaffte ihm bei der Nachwelt Gehör. Er wies hin auf die barbariſche Grauſamkeit ſeiner chriſtlichen Verfolger, der Theologen, deren Spruch gegen den Ketzer, welcher vergebens Reue zeigte und Beſſerung gelobte, auf die Pointe hinauslief: „Nur erſt den Kopf ab! mit der Beſſerung wird es ſich alsdann ſchon finden, wenn Gott will!“ „Welch ein Glück, ſetzt Leſſing hinzu, daß die Zeiten vorbei ſind, in welchen ſolche Geſinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! daß ſie wenigſtens unter dem Himmel vorbei ſind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß ſie auch unter dieſem Himmel einmal wieder kommen könnten!“ [1]) Wir werden weiterhin ſehen, daß Leſſing dieſe Schrift gleichſam als Vorläufer dem erſten der ſpäter durch ihn veröffentlichten berühmten Wolfenbüttler „Fragmente“ vorausſchickte.

Die übrigen Aufſätze dieſer Periode haben nur noch ein rein literariſches Intereſſe. Die höchſte Verehrung für Leſſing kann die traurige Thatſache nicht wegleugnen, daß er, durch ſeine unglücklichen Verhältniſſe gezwungen, mit dieſen Dingen eine koſtbare Zeit verdarb. Es war ſeine volle Ueberzeugung, wenn er ſelbſt von der erſten und bedeutendſten dieſer Schriften an Gleim ſchrieb: „Iſt es nicht die größte Ungereimtheit, daß ich Ihnen beigehendes Buch (den „Berengar“) ſchicke? Nur die dürfte noch größer ſein, daß ich es geſchrieben habe. Gott wolle nicht, daß Sie das für Beſcheidenheit halten: denn wahrlich ich bin ſtolz genug, von mir ſelbſt zu glauben, daß ich mit eben der Zeit und eben dem Fleiße etwas weit Beſſeres hätte ſchreiben können.“ Ebert hatte Leſſings Vielſeitigkeit in einer poetiſchen Epiſtel bewundert, in welcher unter anderen die Worte vorkommen:

1) IX. 400.

So prangt der ſtarken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit ſeinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Mooſe.

Leſſing acceptirte die Benennung ſeiner bibliothekariſchen Arbeiten, indem er dem Freunde (1773) dieſelben mit den Worten überſchickte: [1] „Hier haben Sie einen ganzen Miſtwagen voll Moos und Schwämme!“ Aber dabei fällt ihm doch eine Frage ein, um deren gelegentliche Beantwortung er den Kenner bittet, die Frage: ob es die Eiche oder der Boden, worin die Eiche ſteht, ſei, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringe? — „Iſt es der Boden, was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooſes und der Schwämme ſo viel wird, daß ſie alle Nahrung an ſich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, ſo lange ſie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, ſondern durch ihre Wurzeln!“ Der glatte Hofmann erwiederte dieſe herzerſchütternde Klage des gerade damals im tiefſten Innern kranken Leſſing durch die Verſicherung, daß er kerngeſund ſei, wenn er es nur ſein wolle, und durch die Nachricht, daß der Erbprinz geäußert habe: „ein ſolcher tragiſcher Dichter, ein ſo witziger Kopf, ein ſo ſcharfſinniger Philoſoph und ein ſolcher Literator ſeien ſchwerlich jemals in Einer Perſon vereinigt geweſen!“ — Es war derſelbe Fürſt, der Leſſing jahrelang verſchmachten ließ!

Von allgemeinerem Intereſſe iſt unter den proſaiſchen Schriften dieſer Periode nur die Abhandlung über das Epigramm, dieſen „kleinen benannten Punkt in einer ganzen weiten Welt jener namenloſen Dichtungen, die wir als Poeſie des ſchönen Gedankens bezeichnen.“ [2] Leſſing ſchrieb dieſe „zerſtreuten Anmerkungen“, wie er beſcheiden ſeine meiſterhafte und bis heute noch unübertroffene Abhandlung betitelte, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe ſeiner

1) XII. 388. 402.
2) Viſcher, Aeſthetik III. 1374.

eigenen Sinngedichte, die er jetzt (1771) mit dem reizenden Schluß-epigramme versah:

Wenn Du von alledem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt!

Es ist dies Epigramm zugleich ein Beleg zu Lessings Definition des Epigramms, als dessen wesentliche Theile er übereinstimmend mit der heutigen Aesthetik [1]) Erwartung und Aufschluß nachweist. Wir sehen, daß Lessing von dem vollkommenen Epigramm wie von der vollkommenen Fabel die Analogie einer Handlung verlangt, die ihm für alle Dichtungsgattungen als Kern und Wesen derselben galt.[2]) Herder der so gern Lessings „philosophisch aufräumenden Wegen" nachging, hat auch Lessings Theorie des Epigramms zu ergänzen versucht, worüber man das Nähere bei Guhrauer finden kann. Hier stehe nur das Beispiel, mit welchem er die von Lessing verworfene Gattung der Aufschrift, das Epigramm im simpeln griechischen Verstande gegen Lessing in Schutz nahm, weil es zugleich die schönste Huldigung ist, welche ein verwandter Genius dem andern dargebracht hat:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit also lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? — Lessing ist der Mann."

In der Periode, von welcher wir hier reden, finden wir Lessing nur noch selten zu den geistreichen Spielen seiner Jugend zurück-

1) Vischer a. a. O. S. 1378.
2) Guhrauer II. 2. 30.

kehrend. Unter den wenigen Epigrammen aus der Wolfenbütteler Zeit ſind die meiſten von trüber Stimmung. Er hatte die große Welt kennen gelernt, als er das Epigramm dichtete:

Der Wage gleicht die große Welt:
Das Leichte ſteigt, das Schwere fällt.

Selbſt daß er wieder Epigramme dichte, erſchien ihm als ein Zeichen des nahenden Alters.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich armer Willibald,
Das macht, wie ich an Mehrem fühle,
Das macht, ich werde alt.

Und mitten in den Kämpfen ſeiner letzten Lebensjahre gegen die fanatiſchen Pfaffen, die ihm ſein Ende verbitterten, dichtete er (1779) in ein Stammbuch, in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem Kreuze bezeichnet waren, das rührende Epigramm, das uns um ſo tiefer erſchüttert, wenn wir bedenken, daß in der That ſein Grab ohne Kreuz und Denkſtein bleiben ſollte:

„Hier will ich liegen! — Hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen noch!"

Zweites Kapitel.

Emilia Galotti.

Das einzige „Werk des Genies", zu deſſen Vollendung ſich Leſſing noch im Anfange dieſer unglückſeligſten Periode ſeines Lebens zuſammenraffte, war ſeine Emilia Galotti.

Vierzehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem er zuerſt nach ſeiner verunglückten großen Reiſe die Bearbeitung dieſes Stoffes unter-

nommen. [1]) Zehn Jahre ſpäter hatte er in Hamburg jene Jugendarbeit wieder aufgenommen, um ſie in einer nur für die theatraliſche Aufführung, nicht für den Druck beſtimmten Geſtalt zu vollenden. [2]) Der Untergang des Hamburger Nationaltheaters ließ ihn auch dieſe zweite Bearbeitung bei Seite legen. Erſt im Herbſte des Jahres 1771 nahm er die Dichtung wieder auf. Eine Reiſe nach Hamburg und Berlin, in den Monaten September und Oktober unternommen, hatte ihn geſtärkt und erfriſcht. Er war mit erneuetem Lebensmuthe in ſeine Wolfenbütteler Einſamkeit zurückgekehrt, und ſchon acht Wochen ſpäter konnte er ſeinem Bruder die erſten drei Akte zum Drucke nach Berlin ſenden. [3]) Im Februar des folgenden Jahres war das Ganze beendigt.

Emilia Galotti iſt die Probe zu Leſſings Hamburgiſcher Dramaturgie, ſofern dieſe weſentlich auf ſeine Theorie der Tragödie hinausläuft. Deutſchland beſaß kein Stück, welches der letzteren entſprochen hätte. Derſelbe Mann, der ſeine Nation theoretiſch von der Herrſchaft der franzöſiſchen Unnatur und des geſpreizten Pathos befreit hatte, ſollte dieſe Befreiung auch praktiſch vollziehen, indem er ein Werk ſchuf, das den weſentlichen Forderungen, die er an Inhalt und Form der Tragödie nach dem Vorgange des Ariſtoteles und mit Berufung auf Shakſpeare und die Alten geſtellt hatte, vollkommen Genüge leiſtete.

Und was für ein Werk iſt dieſe Emilia Galotti! Ein volles Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit Leſſing dieſe Schöpfung begann, mit der er den erſten granitnen Grundſtein legte zu dem Baue eines eignen tragiſchen Drama's unſerer Nation, wie er derſelben in ſeiner Minna von Barnhelm das erſte nationale Luſtſpiel gegeben hatte. Drei Menſchenalter hat es ſich ſeit ſeiner Vollendung auf der deutſchen Bühne erhalten; nicht etwa ſein Leben friſtend von der Pietät

1) S. oben I. S. 156—158.
2) XII. 345.
3) XII. 331. 338. XIII. 355—56. 358.

einer dankbaren Nachwelt, welche darin das gnädige Geſchick der deutſchen tragiſchen Muſe zu verehren hatte, „nach deren langem vieljährigen Ringen dieſes Stück“, wie Goethe bewundernd ausrief, „gleich der heiligen Inſel Delos aus der Gottſched-Weiſſe-Gellert'ſchen Waſſerfluth emporſtieg, um eine kreiſende Göttin barmherzig aufzunehmen!“ Nein, ſeit drei Menſchenaltern haben die größten Meiſter deutſcher Schauſpielkunſt bis auf dieſen Tag ihre beſten Kräfte eingeſetzt, und ihre glänzendſten Erfolge errungen in der Darſtellung dieſes Werks, das ſchon die Herzen unſerer Urgroßväter zu einer Zeit erſchütterte, wo der Jüngling Goethe nur noch ſeine erſten Rezenſionsverſuche ſchrieb, und außer ſich darüber war, daß die Wiener Kritik nichts anderes über „ein ſolches Werk“ zu ſagen wußte, als ein mageres und plattes: „wen hat es nicht entzückt!“ [1]) Welche Lebenskraft in einem Werke, das als das erſte in der Literatur, der es angehört, entſtanden hart an dem Anfange einer neuen revolutionären Epoche derſelben, ſo viele Evolutionen des deutſchen Geiſtes ſiegreich überdauert hat, während faſt alle gleichzeitigen Produktionen, auch die von Leſſing ſelbſt anerkannten, wie die Tragödien von Gerſtenberg und Leiſewitz, und wie viele ſpätere Verſuche der Sturm- und Drangzeit und der folgenden Perioden, in Vergeſſenheit geſunken und aus dem Geſichtskreiſe der Nation verſchwunden ſind!

Dennoch iſt die Kritik dieſem Werke faſt zu keiner Zeit ganz gerecht geworden. Von den Zeitgenoſſen, deren Stimmen wir ſpäter mittheilen werden, war dies kaum zu erwarten. Noch weniger von den ſpäteren Romantikern, denen Leſſing überhaupt ein Stein des Anſtoßes war und blieb.

Aber auch Goethe empfand mehr reſpektvolle Verehrung als ſympathiſche Bewunderung für dieſe Dichtung Leſſings, deren ſchneidend unerbittliche Tragik ſeiner zum Verſöhnen geneigten Natur innerlich widerſtrebte, und in ſeinem Alter ſteigerte ſich die letztere

1) Goethe, Werke XXXIII. 70.

Empfindung zu völliger Verkennung. Schiller, der nach Goethe's Zeugniß Leſſings dramatiſche Arbeiten überhaupt nicht liebte, hegte gegen deſſen Emilia Galotti ſogar einen ausgeſprochenen Widerwillen, der bei einem vergleichenden Hinblicke auf das Pathetiſch-Prächtige und auf die breite Pinſelführung in Schillers eigenen dramatiſchen Arbeiten im Gegenſatze zu der auf die Spitze getriebenen Einfachheit, Strenge und Knappheit der Leſſing'ſchen Dichtung ſich gar wohl erklären läßt. Vollkommene Gerechtigkeit hat derſelben vielleicht nur Gervinus widerfahren laſſen, wenn er die Behauptung ausſpricht, daß man das von ſo vielen Kritikern angefochtene Stück, unter gewiſſen Bedingungen, pſychologiſch und tragiſch vor jeder Anfechtung ſicher ſtellen könne.

Denn ſo iſt es in der That. Die Bedingungen aber ſind keine andern als ſolche, welche in dem unbeſtrittenen Satze liegen, daß jedes Kunſtwerk vor allen Dingen aus ſich ſelbſt erklärt, und an ihm ſelber gemeſſen werden muß, zumal ein ſolches, daß ſo vollſtändig und ganz auf ſich ſelbſt beruht, wie Leſſings Emilia Galotti.

Ich würde mich bei dem Schlegel'ſchen Vorwurfe, daß Leſſing in dieſer Tragödie blos „eine alte berühmte unauslöſchlich in die Weltgeſchichte eingezeichnete That rauher Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, unter erdichtetem Namen in neueuropäiſche Verhältniſſe und Sitten verkleidet habe," nicht aufhalten, wenn nicht ein berühmter Aeſthetiker unſerer Zeit denſelben Vorwurf, nur mit andern Worten wiederholt hätte.

„Leſſing, ſagt Friedrich Viſcher, [1]) hat in Emilia Galotti aus purer Reflexion einen Stoff aus der römiſchen Geſchichte gewählt, um gegen die Natur deſſelben eine moderne, ſociale und ſittliche Frage hineinzulegen."

Nichts kann unbegründeter ſein als dieſe Behauptung. Leſſing hat ſeinen „Stoff" nicht aus der römiſchen Geſchichte gewählt. Was

1) Aeſthetik II. 367.

er aus Livius bekannter Erzählung von der Virginia entnahm, war nichts anders als die Thatsache, daß ein Vater seine Tochter umbrachte, um ihre Ehre vor der Vergewaltigung eines Tyrannen zu retten. Diese Thatsache, diese Situation war es, die ihn reizte, eine durchaus neue, einer vollkommen andern Zeit und Welt angehörende Fabel zu erfinden, deren Umstände und Verlauf von der Art sind, daß ein Vater in die Lage versetzt wird, an seiner Tochter, — und zwar, was nicht vergessen werden darf, mit Willen, ja auf die flehentliche Bitte dieser Tochter — dasselbe zu thun, was der Römer an der seinen vor zweitausend Jahren gethan hat. Jene Thatsache war der unscheinbare Keim, aus dem sich in der Seele des Dichters der Baum seines Kunstwerks entfaltete. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn man Emilia Galotti eine bürgerliche Virginia nennt. Lessing selbst hat es gethan in dem bereits angeführten Briefe, [1]) wo er sich über die Wahl seines Sujets mit den Worten ausspricht: Das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, scheine ihm an und für sich tragisch genug und ausreichend die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Aber da die ganze Tragödie Lessings schlechterdings auf einer frei erfundenen Fabel beruht, so hat die Kritik die Pflicht, von jeder Vergleichung mit jener alten römischen Geschichtserzählung vollständig ab- und die moderne Dichtung nur darauf anzusehen, ob und wie sie sich durch sich selber rechtfertigt. Es ist ganz richtig, daß in Fällen, wo, wie hier, dem dramatischen Dichter nur ein einzelnes Element, nicht eine ganze Fabel durch Anschauung, Geschichte und Sage dargeboten ist, die Gefahr nahe liegt, daß in den Charakteren und einzelnen Zügen zwar Phantasie, in der Fabel aber Willkür, bloße Combination, bloße Einbildungskraft thätig ist. [2]) Sehen wir

1) S. oben I. S. 157.
2) Vischer, Aesthetik, II. S. 342.

alſo zu, ob dieſer Vorwurf den Dichter trifft, und vor Allem ob die aufgenommene Kataſtrophe, welche allerdings bei ihm den Ausgangspunkt bildete, mit dem frei erfundenen Ganzen der Fabel in Harmonie ſteht.

Ein Grundgeſetz der Leſſing'ſchen Dramaturgie lautet: Furcht und Mitleid, die Grundgefühle der Tragödie, entſpringen vornehmlich aus den Situationen, nicht aus den Charakteren; ähnliche Situationen geben daher ähnliche Tragödien. [1])

Auf dieſen Satz fußte Leſſing, als er auf dem rein Menſchlichen der Situation, welche er in der römiſchen Erzählung vorfand, ſein Werk aufbaute, und die Kataſtrophe eines hiſtoriſchen Conflikts politiſcher Partheikämpfe zur Kataſtrophe einer modernen bürgerlichen, aber darum eines großen politiſchen Hintergrundes nicht weniger theilhaften Tragödie machte. Das altrömiſche Thema hatte ſchon vor ihm, beſonders bei den Franzoſen, zahlreiche Bearbeiter gefunden. [2]) Ihn ſelbſt hatte in jüngeren Jahren die Virginia eines ſpaniſchen Dichters zu einem gleichen Verſuche veranlaßt, von dem noch ein Fragment vorliegt, welches trotz ſeiner Kürze deutlich genug zeigt, daß er den von der Geſchichte gegebenen Stoff in ſeiner ganzen hiſtoriſchen Größe zu behandeln Willens war. In dieſer alten Erzählung war der Vater der tragiſche Held. Daß Leſſing dagegen in ſeiner neu erfundenen Fabel die Tochter zur tragiſchen Figur machte, war, wie Gervinus es mit Recht nennt, ein Meiſtergriff. Der ungeheure Unterſchied, daß Leſſings Odoardo ſeine That nicht nur mit Zuſtimmung ſondern vielmehr auf die leidenſchaftliche Bitte der Tochter thut, während dieſe in der alten Fabel eben nur ein unſchuldiges Lamm iſt, das der Vater auf dem Altare der Freiheit opfert, iſt von Denjenigen, welche an der tragiſchen Kataſtrophe in Emilia Galotti gemäkelt haben, eben ſo wenig in Anſchlag gebracht

1) VII. 232—233.

2) Die Aufzählung derſelben, ſowie der ſpäteren Bearbeiter, findet man bei Guhrauer II. 2, 41.

worden, als ſie berückſichtigt haben, daß Emilia den Tod in dieſem Augenblicke ebenſo nothwendig wünſchen, als der Vater ihr dieſen Wunſch nothwendig gewähren muß. Mit dem Erweiſe dieſer Nothwendigkeit ſteht und fällt die Dichtung Leſſings. Dieſer Punkt iſt daher zunächſt ins Auge zu faſſen, denn gegen ihn hat ſich von Mauvillon und Engel bis auf Goethe die ganze Kritik gerichtet, welche nicht aufgehört hat, grade über die tragiſche Kataſtrophe „mit dem rechnenden Dichter zu rechnen.“

Sehen wir uns die Figur der Emilia genauer an, die von ſo Vielen, ſelbſt von Goethe — dem alten, nicht dem jungen — unglaublich mißkannt worden iſt. Goethe nannte es einen Hauptfehler in Leſſings Tragödie, daß in derſelben nirgends ausgeſprochen, ſondern nur „ſubintelligirt“ (heimlich angenommen) ſei, daß Emilia den Prinzen liebe. Wenn Jenes wäre, meinte er, ſo wüßte man, warum ſie der Vater umbringt. „Die Liebe,“ fährt Goethe fort, „iſt nur angedeutet, ſowohl in der Art, wie ſie den Prinzen anhört, wie ſie nachher ins Zimmer ſtürzt, zuletzt ſogar ausgeſprochen, aber ungeſchickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hauſe.“ Nichts kann falſcher ſein als dieſe Bemerkungen, mit denen Goethe obenein nur einen alten Vorwurf wiederholte, den ſchon beim Erſcheinen des Stücks Mauvillons Freund Unzer [1]) erhoben hatte. Leſſing hat an eine „Liebe“ der Emilia zum Prinzen auch nicht im Traume gedacht, und am allerwenigſten iſt bei ihm das Ahnen ſolcher Liebe das Motiv, aus welchem der Vater ſeine Tochter umbringt.

Emilia iſt unter ſtrengſter Obhut herangewachſen, denn ſie iſt eine Italienerin, und das heißblütige Volk des heißen Südens, dem ihre Eltern angehören, iſt argwöhniſch auch gegen die beſten Kinder. Ein einziges Mal iſt ſie unbegleitet ausgegangen; es iſt am Morgen ihres Hochzeitstages, in die Meſſe, um die göttliche Gnade für dieſen Tag zu erflehen. Aber ſelbſt dies iſt dem ſtrengen Vater nicht recht.

1) Briefe über den Werth einiger deutſcher Dichter. S. 49.

„Die wenigen Schritte!“ ſagt die entſchuldigende Mutter. „Einer iſt genug zu einem Fehltritt!“ erwidert lakoniſch der ſtrenge Vater. Odoardo hat ſich überhaupt nur ſchwer entſchloſſen, die Tochter mit der Mutter auf deren Bitte zu ihrer Ausbildung in die Stadt ziehen zu laſſen. Er kennt ſeine Frau, und weiß, daß bei ſolchem Verlangen der Mutter auch ein gut Theil Ueberdruß an der Langenweile des Landlebens in Sabionetta und Sehnſucht nach dem Vergnügen des hauptſtädtiſchen Hoflebens mitſpielte. Er iſt froh, daß „die Stadterziehung ſo gut abgelaufen,“ aber er nennt es ein Glück, nicht Folge der mütterlichen Weisheit; und als er erfährt, daß die Mutter das Haus der Grimaldi beſucht, und der Fürſt dort Emilien geſehn, geſprochen, ausgezeichnet hat, iſt er nahe daran außer ſich zu gerathen. Denn er kennt den Prinzen und er kennt auch die Frauen, die alle mehr oder weniger die Neigung haben, mit dem Feuer zu ſpielen. Welchen Eindruck die holdſelige Schönheit Emilia's an dieſem einzigen Abende auf den Prinzen gemacht hat, wiſſen wir. Das Sinnverwirrende, Herzbethörende dieſes Eindrucks ihrer Jugendſchönheit, ihres beſcheidnen Liebreizes, ihrer holdſeligen Anmuth und Unſchuld ſpricht ſich unübertrefflich in den Worten ſeines Selbſtgeſprächs in der fünften Scene des erſten Akts dem Bilde gegenüber aus: „Dieſes Auge voll Liebreiz und Beſcheidenheit! dieſer Mund! — und wenn er ſich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! dieſer Mund!“

Die Mutter iſt wie alle Mütter, ſtolz auf dieſe Eroberung ihrer Tochter, um ſo ſtolzer, da es ein Prinz, da es ihr Fürſt und Herr iſt, den ihre Tochter bezauberte. Ohne im Entfernteſten eine Kupplerin zu ſein, fühlt ſich ihre mütterliche Eitelkeit geſchmeichelt durch den Eindruck, welchen Emilia auf den Prinzen gemacht hat, während ſie zugleich auf dieſe Bewunderung des Prinzen für ihre Tochter die Hoffnung freundlicherer Annäherung deſſelben an ihren Gatten baut, auf dem die Ungnade des Fürſten laſtet. In dieſem Sinne hat ſie ſelbſt mit ihrer Tochter von jener Begegnung ge-

ſprochen. [1]) Zwiſchen dem erſten Zuſammentreffen des Prinzen mit Emilia und dem Anfange des Stücks liegen nur einige Wochen. Im Laufe derſelben hat er ſie nur an heiligen Stätten geſehen, nur von ferne als ſchmachtender ſeufzender Liebhaber, ohne ſich ihr zu nähern, ohne etwas zu thun, die geknüpfte Bekanntſchaft fortzuſetzen (I. 7). Dieſer Gedanke ſeines allzulangen unthätigen Schmachtens iſt es denn auch, der den feurigen Italiener außer ſich bringt, als plötzlich die Kunde wie ein Blitzſtrahl auf ihn niederzuckt, daß ſeine Liebe hoffnungslos, und daß er koſtbare Zeit durch ſeine „zärtliche Unthätigkeit" verloren habe. Durch dieſen ſeinen Zuſtand motivirt ſich nicht nur ſeine unbedingte Hingabe an Marinelli, dem er im Voraus „alles genehmigt, was dieſen Streich abwenden kann", ſondern auch der thörichte Schritt, zu dem er ſich hinter deſſen Rücken auf eigne Hand entſchließt. Er will verſuchen, nebenbei ſeine Sache ſelbſt zu führen. Er hält ſeine Leidenſchaft für unwiderſtehlich. Es gelingt ihm Emilia in der Meſſe zu ſehn, zu ſprechen. Mit welchem Erfolge ſagt uns der ſechste Auftritt des zweiten Akts, dies unerreichte Muſter pſychologiſcher Tiefe und Wahrheit, ſagt uns der Prinz ſelbſt in der dritten Scene des folgenden Akts: „Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspreſſen. Stumm und niedergeſchlagen und zitternd ſtand ſie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angſt ſteckte mich an, ich zitterte mit und ſchloß mit einer Bitte um Vergebung!"

Emilia's Verhalten, wie es der Prinz, wie ſie ſelbſt es ſchildert, die Aufgeregtheit, mit der ſie aus der Meſſe kommend ihrer Mutter in die Arme ſtürzt, ſind vollkommen erklärlich. Sie iſt von ſtrengſter Frömmigkeit und gläubiger Unſchuld, aber ſie iſt jung und leidenſchaftlich; des Prinzen galante Huldigung in jener Abendgeſellſchaft hatte auf ihre Mädcheneitelkeit einen Eindruck gemacht, und grade

1) Die Andeutung davon liegt in den zwei Worten Emiliens (II. 6) „Ihn ſelbſt!"

ihre ſtrengfromme Tugend iſt es, die dieſen Eindruck ihr um ſo ſündhafter erſcheinen läßt. Sie fühlt das Bedürfniß ſich an dem Tage, der ſie mit ihrem geliebten Appiani vereinen ſoll, noch einmal mit ihrem Gotte zu verſöhnen, und grade in dieſem Augenblicke erhellt der Blitz der verbrecheriſchen Leidenſchaft des Prinzen ihr die ganze Tiefe des Abgrunds, an dem ſie geſtanden. Daß ſie in dieſem Augenblicke, wo ihr an heiliger Stätte die Sünde naht, dennoch ſich einer Regung des Antheils, des Mitleids für die Leidenſchaft, für die Verzweiflung des Prinzen nicht erwehren, daß ſie verzeihen konnte, was ſie verdammen mußte, — das iſt es, was ihr frommes Gemüth als Schuld, als Mitſchuld an ſeiner Sünde empfindet, was ihr einen Augenblick den Sinn verwirrt. Aber auch nur einen Augenblick. Denn kaum hat ſie ſich geſammelt, als ihr erſter Gedanke die Liebe zu ihrem Verlobten und die Pflicht gegen denſelben in ihr wachruft. Ihm will, ihm muß ſie das Vorgefallene entdecken. Daß die Mutter dies „verliebte Schwachheit“ nennt, daß ſie von dem Standpunkte ihrer Welterfahrung und Kenntniß der Männer aus Gründen der Klugheit davon abräth, iſt eben ſo natürlich. Beide Frauen empfinden verſchieden und beide gleich richtig; aber die Autorität der Mutter giebt den Ausſchlag, und Emilia ſchweigt um ſo lieber, als ſie damit zugleich den letzten Reſt des beſtehenden Eindrucks von ſich werfen kann. Sie kommt ſich nach den Vorſtellungen ihrer Mutter mit ihrer Furcht „faſt lächerlich“ vor, und die Worte: „Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani. Er könnte mich leicht für *mehr eitel* als tugendhaft halten,“ geben ihr ſelbſt und uns den wahren Schlüſſel ihrer Empfindung. Sie ſchämt ſich ihrer Unerfahrenheit, welche, wie die Mutter ihr verſichert, die Sprache der Galanterie überſchätzt hat, und der Gedanke, ihrem Geliebten als eitel zu erſcheinen, wird ihr jetzt unerträglich. Sie iſt in der nächſten Scene, Appiani gegenüber, wieder ganz das heitere, liebenswürdige, ganz ihrer Liebe, dem Gedanken an ihr Glück ſich hingebende Kind, — denn es iſt eine Eigenthümlichkeit

dieſer wunderbaren Natur, daß bei ihr die Uebergänge aus einem Zuſtande in den andern ſich ſchnell und entſchieden vollziehen. Und ſelbſt der kleine Anflug von Koketterie in dieſer Scene erſcheint in ihrem aufgeregten Zuſtande, dem träumeriſch ſchwermüthigen Grafen gegenüber, dem die Nähe ſeines Glücks das Herz bedrückt, eben ſo liebenswürdig als natürlich und berechtigt.

Und nun geſchieht das Entſetzliche. Das Verbrechen, das ihr in der Stunde der Erfüllung ihres Lebensglückes, den Geliebten, den Gatten raubt, ihre Zukunft vernichtet, ihre Familie zu Boden ſchmettert, und in ſeinen Folgen ihre eigne und ihrer Eltern Ehre zu vernichten droht, — es ſteht mit allen ſeinen Motiven und Folgen in furchtbarer Klarheit vor ihr da. Und Sie? Auf der Höhe dieſer Situation bewährt ſie die Schilderung, welche ihre Mutter von ihr entworfen hat: „Sie iſt die Furchtſamſte und die Entſchloſſenſte ihres Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringſten Ueberlegung in Alles ſich findend, auf Alles gefaßt.“ Sie ſieht, daß wer ſo weit gegangen iſt im Verbrechen, weiter gehen wird, weiter gehen muß. Dem Mädchen, das ſo eben den Geliebten, den Bräutigam und zukünftigen Lebensgefährten verloren hat, iſt in ſolchem exaltirten Zuſtande der Gedanke an den eignen Tod in dieſem Augenblicke geläufig, und viel weniger ſchrecklich, als im ruhigen Zuſtande. Der Prinz hat ſich um ſie beworben, ihr gehuldigt, und dieſe Huldigung hat ihr ſelbſt bei dem Leben ihres Bräutigams geſchmeichelt. Nun iſt er deſſen Mörder, der Mörder ihres Glücks. Der Gedanke, daß er ihr ſpäter dennoch gefährlich werden, der Gedanke an die Möglichkeit, daß ſie dahin gebracht werden könne, endlich doch dem Mörder ihres Verlobten zum Opfer zu fallen, dieſer Gedanke, der auf Rechnung jener Ueberſpannung zu ſetzen iſt, die mit einer Art von Hellſehen in ſolchen Lagen alle Möglichkeiten auf einmal erfaßt, muß ſie mit Entſetzen erfüllen. Wer die Wahrheit dieſes Furchtgedankens in Emilia's Bruſt anzweifelt, muß Shakſpeare's Richard III. vergeſſen haben. Selbſt der Trotz des Haſſes, der in

den Worten liegt: „Reißt mich! bringt mich! will mich reißen; will mich bringen; will! will! Als ob wir keinen Willen hätten, mein Vater!“ — ſelbſt dieſer Trotz des Haſſes wirkt in ihr mit, ihren Tod zu wünſchen. Sie will ſterben, dem zum Trotze, der ihr den Geliebten ermordet; ſie will ſelbſt mit dem Opfer ihres Lebens ſich den Hoffnungen deſſen entziehen, der ihr ihr Lebensglück zerſtört hat. Es iſt gar kein ſo unerhörter Heroismus für ein Weib, den Tod zu wünſchen, wenn ihm eben der Geliebte geſtorben iſt; und das iſt nicht antikiſirend, ſondern die ganze Anſchauungs- und Empfindungsweiſe Emilia's iſt vielmehr durchaus romantiſch modern. Der abſtrakte Ehr- und Unſchuldbegriff iſt nur ein vereinzeltes Motiv neben den Motiven der exaltirten Liebe, des Trotzes und des Haſſes; und es iſt ſehr bezeichnend, daß dieſe Motive bei Emilia in erſter Linie erſcheinen, während jenes erſt zuletzt auftritt. Eben ſo charakteriſtiſch und wahrempfunden iſt es, daß ſie, um den Vater zu der einzig möglichen Rettungsthat zu bewegen, auf dies letzte Motiv das meiſte Gewicht legt, daß ſie ſelbſt ihre Anklägerin wird, und die zukünftige Gefahr für ihre Ehre und Unſchuld eben ſo übertreibt, wie früher die Anklage ihrer in Gedanken begangenen Sünde.

Und der Vater? Während Emilia mit einer Mark und Bein erſchütternden Ruhe und Klarheit der Verzweiflung denkt und handelt, iſt der ſtarre feſte Mann in den letzten Scenen ein Spielball ſeiner widerſtreitenden Empfindungen. Seine erſte Abſicht iſt gegen den Fürſten gerichtet (V. 5), als er das Spiel merkt, welches Marinelli wider die Freiheit ſeiner Tochter erſonnen hat. Aber eben weil er, übermannt von dem Tone, mit welchem der Prinz die Worte: „Faſſen Sie ſich, lieber Galotti!“ zu ihm ſpricht, den ſchon heimlich ergriffenen Dolch aus der Hand ſinken läßt, iſt er nicht im Stande, zum zweiten Male dieſe Abſicht auszuführen. Auch dies iſt ein Zug voll tiefſter pſychologiſcher Wahrheit. Es folgt Odoardo's Selbſtgeſpräch (V. 6), das des Größten würdig, was Shakſpeare gedichtet hat. Er hat den Prinzen entrinnen laſſen, und dieſer iſt mit

einem Ausbruch jener Sentimentalität von ihm geſchieden, die einen ſo weſentlichen Zug dieſes aus Widerſprüchen zuſammengeſetzten Charakters ausmacht. Odoardo's halb wahnſinniges Hohngelächter gilt Beiden. „Das Spiel geht zu Ende! So oder ſo!“ Das erſte „So“ gilt dem Prinzen, das zweite — der Tochter. Aber auch hier tritt der argwöhniſche Italiener wieder vor: „Wenn ſie ſich mit ihm verſtünde? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will?“ Und jetzt, da er die im dämmernden Gehirn gedachte That, wenn auch nur in halben Worten, ausſpricht, jetzt erfaßt den Vater das Entſetzen des Gräßlichen, was er „für die Tochter thun will“; er ſchaudert zurück vor der That, die er in der Seele wälzt. Er will fort, will ſie nicht ſehen; „mag der Himmel ſie retten, der ſie in dieſen Abgrund geſtürzt hat!“ Da tritt Emilia ein, und — er ſieht — wiederum ein Zug tiefſter pſychologiſcher Wahrheit, — darin den Wink des Himmels: „Zu ſpät! Er will meine Hand; er will ſie!“ Und nun folgt jene letzte Scene zwiſchen Vater und Tochter, das unübertroffene Meiſterſtück von Leſſings dramatiſcher Poeſie, folgt dieſes erſchütternde Auf und Ab der Empfindungen in der Bruſt eines Vaters, in welchem er ſelbſt immer ſchwächer wird, je gefeſteter und entſchloſſener ihm die Tochter entgegentritt, von deren Entſchloſſenheit er ſich zu überzeugen vorgenommen hat, bis die letzte Appellation derſelben an ſeine Römertugend, an ſeine Ehre ihn den Stahl in ihre Bruſt ſenken und das geliebte Kind vor der Sünde des Selbſtmordes — denn das iſt der Selbſtmord für den gläubigen Katholiken — bewahren läßt.

Wer in dieſer Kataſtrophe die zwingende Nothwendigkeit vermißt, für den — nun, für den hat Leſſing eben nicht gedichtet. Schlegels Spott über die engen Grenzen des kleinen Fürſtenthums, aus dem man ſich ſo leicht „fortmachen“ könne, wie man dadurch zugleich „den mühſam angelegten Vorausſetzungen des Dichters entſchlüpfe,

worauf die ganze Katastrophe beruhe", [1]) ist eine Albernheit, die auf ihn selber zurückfällt. Herr ist Herr; und der kleine Fürst von Guastalla ist in seinem Gebiete ein eben so unumschränkter Herr, wie sein Zeitgenosse, der vierzehnte Ludwig, es in dem großen Frankreich nur immer sein konnte. Odoardo Galotti weiß das so gut wie Marinelli es weiß (I. 6), und wie es Alle wissen, welche die politischen Zustände jener Zeiten kennen, die den gewitterdunklen Hintergrund dieser tragischsten aller deutschen Tragödien bilden. Schon Goethe hat auf die ungeheure politische Bedeutung des Werkes hingewiesen, in welchem nach seiner Ansicht Lessing „durch die schneidend wahre und bittere Schilderung der Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse in den höheren Regionen, den entscheidenden Schritt that zur sittlich erregten Opposition gegen die tyrannische Willkürherrschaft." Aber selbst Lessings Zeitgenossen entging es nicht, daß derselbe Dichter, der in seiner Minna von Barnhelm noch eben erst die schönste Eigenschaft des größten aller unumschränkten Herrscher seines Jahrhunderts verherrlicht hatte, in dieser Emilia Galotti ein weithin leuchtendes Mene Tekel für den Despotismus an die Wand schrieb. Denn Zustände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und Hörers ein Geschick wie das Emilia's, eine That wie die Odoardo's möglich und nothwendig erscheinen ließen, waren der Zündstoff zu dem zwanzig Jahre später aufflammenden Weltbrande der Revolution, von der noch heute die Europäische Erde bebt und in welcher „der höhere Richter", vor welchen Odoardo den irdischen Richter seiner That ladet, das Schwert der rächenden Vergeltung in die Hand nahm. Ein Erzittern des Grauens ergriff die Gemüther der Menschen bei dem Anblick des „symbolisch prophetischen Hinweises auf die politische Sündenschuld des Jahrhunderts" in Lessings Dichtung, und in diesem unheimlichen Gefühle war es daß Ramler das Biblische: Et

1) Dramat. Vorlesungen III. 392—393.

nunc reges intelligite, erudimini qui judicatis terram! (d. h. Und jetzt, ihr Könige, öffnet euren Sinn und laßt euch belehren, ihr die ihr auf Erden richtet!) und Herder das antike:

Discite justitiam moniti nec spernere divos!

als Motto dem Stücke vorgesetzt wissen wollten. Man bewunderte die Kühnheit des Dichters, der es wagte, diesen Hof- und Fürstenspiegel hinzustellen. „Er muß ein ganzer Mann sein, das Stück für den Hof zu geben", schrieb Herders nachmalige Gattin Caroline Flachsland an ihren Verlobten, [1]) und auf manchen Hoftheatern, wie in Gotha, ward in der That das neue Werk nicht zugelassen, weil in demselben die Fürsten gar zu übel behandelt seien. In Braunschweig ward es zwar aufgeführt, und der schlaue Erbprinz gab sich sogar den Anschein, das Kunstwerk höchlich zu bewundern; aber sein Verhalten gegen Lessing von dieser Zeit an beweist uns deutlich genug, daß der Fürst dem Menschen und Unterthanen nie vergab, was der liberale schöne Geist der Welt gegenüber an dem Dichter zu bewundern für schicklich fand.

Ueber die Charaktere des Stückes dürfen wir uns kürzer fassen, weil in der Bewunderung ihrer vollendeten Zeichnung allgemeine Uebereinstimmung herrscht. Sie sind gleichsam die hellen vielgewundenen Linien auf dem dunkeln Grunde dieses tragischen Damascenerstahls. Der Prinz und sein Marinelli bilden die erste Gruppe, und der letztere ist von jeher ein Lieblingsstudium unserer größten Bühnenkünstler gewesen. Dies Meisterbild eines gründlich korrumpirten, innerlich verlogenen Hofmannes ist aber mit Nichten der eintönig ironische, alles überragende und beherrschende, alles gering haltende, selbst seinem Herrn sich unendlich überlegen fühlende Mephistopheles im Kammerherrnfrack, als welchen man ihn hier und da in neuerer Zeit darstellen sieht. Er ist vielmehr ein reiner Hofmann ohne Karikatur, wie Goethe's Serlo ihn auffaßt.

1) Herder's Briefwechsel mit seiner Braut. Th. 3. S. 285.

Der Prinz ist jung; er auch, wenn auch natürlich um Vieles verderbter. Sein glattes einschmeichelndes Wesen, seine bequeme Gewandtheit, seine Weltbekanntheit, und vor allem eine unbegrenzte Ergebenheit gegen seinen Herrn haben ihn diesem unentbehrlich gemacht, ohne daß er ihm ein tieferes Herzensbedürfniß wäre. In Momenten reinerer Empfindung tritt dies sogar deutlich hervor, wie gleich in der fünften Scene des ersten Aktes in den Worten: „Ich höre kommen! es wird Marinelli sein. Hätt' ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnte ich haben!" Marinelli ist ein Emporkömmling, der die Gunst und das Vertrauen des Fürsten nur seiner absoluten Hingebung an jede Laune desselben verdankt. Diese Gunst ist eine rein persönliche. Der Prinz hat zu ihm nur ein Umgangsverhältniß, begründet auf dem Bedürfnisse der Ausfüllung seiner müssigen Stunden, deren er freilich viele hat. Für das Edlere seiner Natur, für die gehaltvolleren Interessen seiner Bildung ist ihm Marinelli, der in allen diesen Beziehungen tief unter ihm steht, Nichts. Er ist sein Vermittler mit der Gesellschaftswelt um ihn her, sein allezeit bereiter Gehilfe bei seinen zahlreichen Liebesintriguen, sein Zuträger von Neuigkeiten; — gleich das erste Wort, das der Fürst an ihn richtet: „Was haben wir Neues, Marinelli?" und dessen Antwort darauf, sprechen das ganze Verhältniß schlagend aus. Marinelli ist weder Beamter, noch Staatsmann, noch Diplomat; er ist ein reiner Kammerherr, dazu ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne andere Zukunft als die, welche ihm seine gegenwärtige Stellung zu dem Fürsten gewährt, die er deshalb auch mit aller Anstrengung und mit allen Mitteln zu halten und zu befestigen gezwungen ist, und für die er sogar persönliche Beleidigungen von Seiten des Prinzen, wie das brutale: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er!" und die noch stärkeren Ausdrücke in der ersten Scene des dritten Akts unterwürfig hinnehmen muß. Aber gerade so wie er ist, ist er, der Hofmann, der Kammerherr wie er sein soll, der erwünschte, ja unentbehrliche Um-

gangsgenoſſe für einen Prinzen, der nebenbei in dem ganz von ihm abhängigen, ihm unbedingt ergebenen Vertrauten ſein Geſchöpf liebt. Es iſt ſo bequem, einen Menſchen heute zum Vertrauten ſeiner geheimſten Wünſche zu machen, ihm als Freund ſein Inneres erſchließen, und morgen ihn ſo fremd behandeln zu können, als hätte man nie ein Wort mit ihm gewechſelt! Marinelli iſt ein ſolcher Menſch; er weiß, daß er es iſt, und ſein ganzer Ehrgeiz iſt darauf gerichtet, dem Fürſten wenigſtens unentbehrlich zu bleiben. Er iſt durchaus kein raffinirter Böſewicht großen Stils, und er hat eben ſo wenig große Zwecke. Er iſt ein ganz gemeiner Böſewicht, boshaft wo er gereizt wird, und rachſüchtig wie ein Italiener, ohne Charakter und ohne Grundſätze, nicht ausgehöhlt durch das Leben, ſondern hohl von Natur. Ihm fehlt ſelbſt der konventionelle Muth des Kavaliers, und ſeine Feigheit wird nur von ſeiner Verlogenheit übertroffen, mit der er ſie zu maskiren weiß. Er iſt eben ſo wenig ein ausgezeichneter Verſtand. Seine gelegentlichen Maximen ſind durchaus trivialer Art, gewöhnliche Rouerie, und die einzigen Perſonen die über ihn urtheilen, behandeln ihn mit Verachtung. Appiani nennt ihn „einen hämiſchen Affen“, und Orſina ein „Gehirnchen“, ein „Hofgeſchmeiß“, deſſen ganze Virtuoſität im Lügen beſtehe. Ja ſelbſt der Prinz kann es ſich nicht verſagen, ihm in der Schilderung Appiani's ſein Gegenbild vorzuhalten. Der große Mime Schröder klagte deshalb ſogar, daß Marinelli faſt „allzu flach“ erſcheine. Der Böſewicht, der in einer Stellung und Lage wie die Marinelli's reuſſiren will, muß wenigſtens die Wirkung ſittlicher Eigenſchaften und Tugenden, die er ſelbſt nicht beſitzt, bei Andern in ſeine Berechnung zu bringen verſtehen. Aber davon iſt in Marinelli keine Spur. Der Fürſt iſt ſein Gott und die Fürſtlichkeit und ihre Allmacht ſind ſein Kultus. Daß irgend Jemand nicht ſo empfinden, ſich über Fürſtengnade und Gunſt wegſetzen, ihre Ehrentitel und Gunſtbeweiſe verſchmähen könne, iſt ihm undenkbar. Beweis: ſein Vorſchlag, den Grafen am Hochzeitsmorgen als Geſandten wegzuſchicken, und ſeine

Beurtheilung des alten Galotti in der ersten Scene des fünften Aktes. Es ist für ihn gar kein Zweifel, daß der gekränkte Vater, sobald er nur das Angesicht des Fürsten erblickt, „der Durchlaucht ganz unterthänigst für den gnädigen Schutz danken werde, den seine Familie bei diesem traurigen Zufalle hier gefunden, daß er sich sammt seiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen, sie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefster Unterwerfung erwarten würde, welchen weiteren Antheil Durchlaucht an seinem unglücklichen lieben Mädchen zu nehmen geruhen wolle.“ Denn so würde er selbst handeln; und sein „Weh mir!“ an der Leiche Emilia's, in welchem Lessing mit einem einzigen Ausrufe das Zusammenbrechen des innerlich schwachen Menschen vor der furchtbaren ungeahnten, weil ihm unbegreiflichen That Odoardo's ausgedrückt hat, ist ernsthaft gemeint; er ist wirklich verloren, und wenn auch sein Prinz nach dem fünften Akte schwerlich ein anderer werden wird, so fühlt er doch selbst, daß seine Rolle bei demselben ausgespielt ist, schon darum ausgespielt ist, weil Fürsten es nicht lieben, Menschen um sich zu haben, die sie an eine Demüthigung erinnern, wie sie hier dem Prinzen widerfährt.

Der Prinz ist das Meisterstück Lessing'scher Charakterzeichnung, der erste moderne Fürst, den ein deutscher Bühnendichter zu schildern gewagt, wie er auch bis heute der letzte geblieben ist. Das korinthische Erz dieses Charakters ist schwer in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber Lessing hat dafür gesorgt, mit den ersten Worten des Stückes den Grundzug seines Wesens herauszukehren. Wir sehen ihn arbeitend in seinem Berufe, und hören, daß sein Beruf und die Arbeit in demselben dieser durch und durch verweichlichten Natur eine Last sind, schon darum eine Last sind, weil sie ihn Schranken fühlen lassen. Menschen aber, denen ihr Lebensberuf eine Last ist, sind in niederer Stellung ein Unglück für sich selbst, in hoher, ein Unglück für Andere. „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — die traurigen Geschäfte! und man beneidet uns noch!“ Was würde man von einem Arzte sagen, der so

von ſeinem Berufe dächte? — Auch ſein ſentimentales: „das glaub' ich, wenn wir Allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden!“ iſt im Grunde nichts weiter, als der prägnante Ausdruck jener vor dem Ernſte des Berufs einen Widerwillen empfindenden Arbeitsſcheu, die es freilich bequemer fände, Aladins Zauberſchätze zu beſitzen, um ſich mit einem einfachen „Gewährt!“ über alle Sorge und Mühe hinwegzuſetzen. Für eine ſolche arbeitſcheue, verweichlichte Natur ſind Menſchen gleich Marinelli wie geſchaffen, weil ſie ihrer Trägheit das Wort reden. Die einzige Bittſchrift, die er durch Gewährung erledigte, verdankt dieſen Vorzug dem Umſtande, daß die Bittſtellerin Emilia heißt. So ganz iſt alles bei ihm Laune, Stimmung, Erregung des Augenblicks, und es iſt ein unübertrefflicher Meiſterzug in Leſſings Zeichnung, daß der Prinz ſelbſt dieſe Gewährung, nachdem er ſie gegeben, am Ende der Scene wenigſtens halb und halb wieder zurücknimmt. Denn er ſelbſt iſt das Urbild der Halbheit, dieſer fluchwürdigſten aller Eigenſchaften bei einem Fürſten. Halb in jeder Tugend und in jedem Laſter, iſt er nur in Einem ganz: in dem unzerſtörbaren ſentimentalen Egoismus ſeines Fürſtenbewußtſeins. Er iſt ein Menſch, mit dem es von vornherein die Natur gut gemeint hatte, ſinnlich ſchwungvoll, geiſtreich und bildungsfähig, empfänglich für das Gute und Edle, voll Sinn für das Schöne, begeiſtert für die Kunſt, ein weiches Wachs in der Hand eines charakterſtarken Leiters. Als Privatmann wäre er wahrſcheinlich, wenn arm, ein tüchtiger Künſtler, wenn reich, ein geiſtvoller Dilettant geworden. Als Fürſt geboren, von der Schmeichelei erzogen, von der Verweichlichung gewiegt, gewöhnt die Aufgabe ſeines Daſeins im Genuſſe, in der Arbeit das Hinderniß des Genuſſes zu ſehen, ohne Gefühl der Pflicht, nur Rechte und Privilegien des Herrſchers kennend, und einen Marinelli zur Seite, wird er was er iſt: ein äſthetiſcher Gourmand des Genuſſes, ein ſentimentaler Halbtyrann, gut und grauſam aus ein und eben derſelben Schwäche ſeines egoiſtiſchen Leichtſinns Unfähig zu jeder ernſten Initiative

iſt er um ſo froher, wenn ihn äußerlich irgend etwas dahin gebracht hat, eine Entſcheidung auszuſprechen, und ſein: „dabei bleibt es! dabei bleibt es!“ dem alten Galotti gegenüber in der vierten Scene des letzten Aktes, iſt ſprechender als eine ſeitenlange Charakteriſtik. Das ganze Elend aber dieſer ſittlich haltloſen Natur, die fleiſchgewordne Schauſpielerei der ſich ſelbſt belügenden fürſtlichen Schwäche hat Leſſing in die Schlußworte des Stückes gelegt, wo dieſer Fürſt, der vor keinem Mittel zurückbebte, das dazu helfen konnte, die verlobte Braut eines Andern, eines Mannes voll Ehre und Würdigkeit, in ſeine Gewalt zu bringen, der Spießgeſell des Intriguanten und Mörders Marinelli, er, dem „ein Graf mehr oder weniger in der Welt“ nichts iſt gegen ſeine Leidenſchaft, — jetzt, wo die erſehnte Frucht des Verbrechens ungenießbar geworden iſt, im Angeſichte Gottes die ſentimentale Blasphemie zum Himmel ruft: „Iſt es, zum Unglück ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?“

Appiani und Orſina erſcheinen nur in wenigen Scenen, und wie vollendet ſtehen ihre Geſtalten vor uns da. Für Marinelli iſt Appiani freilich ein empfindſamer Narr, den er ſich bemüht haben würde zu verachten, wenn er ihn nicht zugleich hätte fürchten und haſſen müſſen. Appiani hat daran gedacht, Staats- und Hofdienſte zu nehmen, aber Marinelli wußte es zu hintertreiben, weil er in ihm einen Nebenbuhler in der Gunſt des Fürſten fürchtete, der den Unterſchied zwiſchen einem Appiani und einem Marinelli in ſeinen guten Momenten wohl zu ſchätzen weiß, und nicht verfehlt, den letzteren gelegentlich mit beleidigender Ironie darauf hinzuweiſen. In einem ſolchen guten Momente ſehen wir den Prinzen in der erſten Scene mit Marinelli, wo er deſſen Spöttereien über den „empfindſamen“ Grafen, die er ſonſt ohne Zweifel anders aufnahm, mit den Worten begegnet: „Bei alle dem iſt Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können, eben ſo wenig als er Sie — bei alle dem iſt er doch ein ſehr würdiger

junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.“ Das aber eben iſt es, was Marinelli fürchtete, daher ſein Triumph, daß dieſe tugendhafte Anwandlung ſeines Fürſten und Herrn zu ſpät kommt, daß Appiani ſich durch ſein „Mißbündniß“ und ſeinen Entſchluß, das Land zu verlaſſen, allen Gunſtbeweiſen entzogen hat. Das iſt auch der Grund, weshalb Marinelli ſeinem Herrn die Neuigkeit von der Verlobung des Grafen erſt jetzt, am Hochzeitstage, mittheilt, wie es der Grund iſt, weshalb er, als ihm plötzlich und unerwartet die Leidenſchaft ſeines Gebieters für die Braut des Gehaßten entgegentritt, nur um ſo bereitwilliger iſt, alle Segel aufzuſpannen, um den Bruch zwiſchen Appiani und dem Fürſten unheilbar zu machen.

Appiani iſt eine melancholiſche Natur. Der Fürſt hat ihn angezogen; aber ſeine nähere Kenntniß, die Einſicht in die Unheilbarkeit der Hofzuſtände hat ihn enttäuſcht, und der alte Galotti hat das Seine dazu gethan, ihn in ſeinem Entſchluſſe zu beſtärken, als ſein eigener Herr zu leben, ſtatt einem leichtſinnigen und verderbten Fürſten zu dienen. Er liebt Emilien, aber er betet den Vater an als das Muſter aller männlichen Tugend. Die trübſinnige Stimmung, in der wir ihn auftreten ſehen, iſt ebenſo erklärlich als folgenſchwer. Erklärlich: denn ſie iſt Folge ſeiner grübelnden Natur, die ſich durch die Nähe des Glücks beängſtigt fühlt, ſchon darum, weil zwiſchen Becher und Lippe der Weg noch ſo weit iſt; erklärlich, weil er am Scheidewege ſeiner früheren hochfliegenden Lebensentwürfe und ſeiner jetzt vor ihm liegenden beſcheidenen Zukunft ſteht, welche ihm Freunde nicht ohne Eindruck auf ihn zu machen vorgehalten haben. [1]) Folgenſchwer: weil nur aus dieſer Stimmung die beleidigende Schroffheit gegen Marinelli in der nächſten Scene hervorgehen kann, welche ihm ſein Schickſal unwiderruflich bereitet, da der feige Mari-

1) Dies iſt Akt 2. Scene 5. angedeutet.

nelli jetzt aus dem Triebe der Selbsterhaltung zum Mörder werden muß. Auch dämmert in ihm eine dunkle Ahnung auf — vielleicht hervorgerufen durch eine Mittheilung Odoardo's, die man zwischen dem vierten und siebenten Auftritte des zweiten Aktes zu denken hat — eine Ahnung von irgend welcher Intrigue gegen sein Glück durch den Fürsten; wenigstens scheint sein „Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen" auf so etwas hinzudeuten. Aber charakteristisch für die Gesundheit seiner Natur ist es, daß der Conflikt mit Marinelli, weil er entscheidend ist, und ihn der widerwärtigen Nothwendigkeit zum Prinzen zu gehen überhebt, seine ganze Stimmung verändert und ihm die Energie und Spannung seines Wesens wiedergiebt.

Mit noch ungleich größerer Meisterschaft hat Lessing bei der Figur der Orsina die ganze Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser echten Fürstenmaitresse großen Stils, gegen die Schillers Lady Milford weit zurückstehen muß, in dem engen Raume weniger Scenen mit wunderbarer Lebendigkeit vor uns hinzustellen gewußt. Dies Gemisch der entgegengesetztesten Eigenschaften, dies Weib, kleinlich und großherzig, berechnend und unvorsichtig, stolz und unterwürfig, rachsüchtig und sentimental, spitzfindig skeptisch wie Hamlet und sinnlich leidenschaftlich wie eine Mänade, kann nur lieben, wenn es zugleich herrscht. Und sie hat den Prinzen beherrscht, er hat „ihre Fesseln getragen". Er hat sie geliebt, aber er hat gefühlt, daß sie ihn beherrschte, daß sie ihm geistig überlegen war, und dies Gefühl steigert sich durch seine neue Leidenschaft für ein Wesen, das in allen Stücken das Gegentheil von ihr ist, zu leidenschaftlicher Abneigung, deren Ausdruck zuletzt zu empörender Härte wird. Zum Herrschen geboren, wie sie ist, verwöhnt durch die Allmacht, die sie über die Welt um sich her, ihre Welt, ausgeübt hat, bringt der Gedanke, die Gewißheit, daß sie die Herrschaft verloren, der sie alles geopfert, was ein Weib opfern kann, sie hart an die Grenze des Wahnsinns, dem sie sicher verfallen wird wenn sie in der Verwickelung der Ge-

ſchicke um ſie her ihr dämoniſches Werk gethan hat. Gervinus nennt ſie in ſeiner meiſterhaften Charakteriſtik Leſſings, welche für alle Zeiten als ein Muſterbild daſteht, eine Figur, die auf eine vortreffliche und viel feinere Weiſe jene Wahrſager der antiken Tragödie darſtelle, als die Margarethe in Shakſpeare's Richard. In der That iſt ſie es, die durch ihre Betrachtung über den Zufall das Unheil als nothwendiges Schickſal, als Gericht des allwaltenden Gottes verkündet, und Gervinus hat Recht, wenn er ſagt, daß dieſe Anwendung der Schickſalsidee nach den chriſtlichen Begriffen, nach denen ſich hier die Menſchen mit offenbaren Thaten ihre Geſchicke ſelbſt knüpfen, das Stück zum tragiſchſten aller deutſchen Trauerſpiele mache.

Die Wirkung des Stückes auf die Zeitgenoſſen war eine ſehr verſchiedene. Der enthuſiaſtiſchen Bewunderung eines Ebert und Eſchenburg, und des Göttinger Dichterkreiſes trat die kühle Theilnahme der Berliner Freunde, der Neid Weiſſe's, die Plattheit Engels und die hochmüthige Unverſchämtheit der Mauvillon-Unzer'ſchen Kritik gegenüber. Leſſing ſelbſt erlebte wenig Freude an ſeiner langgepflegten Lieblingsdichtung, und ſein Unmuth über die vielen Mißurtheile, die er zu hören bekam, ſpricht ſich deutlich in der bekannten brieflichen Aeußerung gegen ſeinen Bruder aus, daß er ſich alle Mühe gebe, das Stück zu vergeſſen. [1]) Er ging nicht einmal nach Braunſchweig hinüber, um es aufführen zu ſehen.

Vor allem fühlten ſich die weichen ſentimentalen Seelen von einer Dichtung abgeſtoßen, die in der edlen Einfachheit und gedankenſchweren Kürze der Sprache, in der ſtählernen Feſtigkeit der Charaktere, in der ſtraffen Knappheit der in den kurzen Zeitraum von zwölf Stunden zuſammengedrängten Handlung, und endlich in der unerbittlichen Konſequenz der tragiſchen Leidenſchaft nichts hatte, was den verwöhnten Herzen ſchmeicheln konnte. Herders kürzlich

1) XII. 360.

herausgegebene Briefe an ſeine Braut ſind dafür ein ſprechender Beweis. Er fand allerdings in dem Stücke „ſehr hübſche Scenen", aber der Geſammteindruck war ihm ein abſtoßender. Der Witz in demſelben ſchien ihm „eben ſo ſchwer verdaulich wie die Schwachheit (!), die der Dichter allen ſeinen Weibsperſonen gebe". Daß in dem Stücke, ſchreibt er ein andermal, Alles nur gedacht ſei, wolle er noch immer vergeben; vielleicht ſei es in manchem Betrachte Tugend, wenn ein Autor für die Bühne auf gewiſſe Weiſe ein Schöpfer ſei, der ſchaffe und nicht ſelbſt empfinde. Nur freilich, Weiber würdig zu ſchildern, ſei des „guten Mannes" Sache nicht. [1]) Wenn man in demſelben Briefwechſel Herders mit ſeiner Braut und in ähnlichen Dokumenten jener Zeit das ſentimentale Ueberſchwenglichkeitsgewimmer lieſt, ſo fühlt man es recht, wie der ſcharfe Damaſcenerſtahl Leſſing'ſcher Männlichkeit da durchſchneiden mußte. Wir aber mögen wohl mit Goethe einſtimmen, der noch als Sechszigjähriger Emilia Galotti ein vortreffliches Werk nannte, ein Stück voller Verſtand, voll Weisheit, voll tiefer Blicke in die Welt, das überhaupt eine ungeheure Kultur ausſpreche, „gegen die wir jetzt ſchon wieder Barbaren ſind", und das zu jeder Zeit als neu erſcheinen müſſe. [2])

Hier ſcheint es uns am Orte, einen Blick auf das Verhältniß zu werfen, in welchem Leſſing zu dem erſten Auftreten des Genius erſcheint, deſſen Anfänge er noch erlebte, und der beſtimmt war, die von Leſſing begonnene Revolution der deutſchen Nationalliteratur erweiternd fortzuſetzen. Wir wollen verſuchen, dieſes Verhältniß im nächſten Kapitel darzuſtellen.

---

1) Aus Herder's Nachlaß, III. 223. 301.
2) Riemer, II. 664.

Drittes Kapitel.

Leſſing und Goethe.

Schon am Schluſſe der Dramaturgie im Jahre 1769 hatte ſich Leſſing, wie wir ſahen, mit großer Entſchiedenheit gegen die erſten Anfänge des regelſtürmenden Genieweſens ausgeſprochen. Sowohl in dieſem Werke als im Laokoon war es eine ſeiner Hauptaufgaben geweſen: die Verbindung von Genie und Regel, von ſchöpferiſcher Freiheit und Geſetzlichkeit der Natur der Sache, zum höchſten Prinzip in aller Kunſt zu machen, „und jeden Theil am rechten Orte zu betonen", um ihn vor den Uebergriffen des andern zu ſichern. Wie er im Epos Homer und Milton in Parallele ſtellte, ſo hatte er in Shakeſpeare ſo gut wie in Sophokles das Weſen der griechiſchen Tragödie und die Uebereinſtimmung mit den Grundgeſetzen der Ariſtoteliſchen Poetik gefunden, und war damit zugleich dem ſonſt von ihm ſo hochgeſchätzten Gerſtenberg entgegengetreten, der eben erſt in ſeinem Aufſatze über Shakſpeare das Gegentheil verfochten hatte. Die hohlköpfigen Genieſchreier der Klotziſchen Schule hatte er mit einem Schlage beſeitigt. Jetzt aber ſtand ein wirkliches Genie auf, das die revolutionären Ideen der regelſtürmeriſchen Demagogen durch ein Werk zur That machte, wie die deutſche Literatur bisher noch keins aufzuweiſen hatte.

Goethe war ein neunzehnjähriger Leipziger Student, als Leſſing in Hamburg ſeine Dramaturgie ſchrieb. In ſeiner Selbſtbiographie gedenkt er der verſäumten Gelegenheit, Leſſing perſönlich kennen zu lernen, mit den Worten: „Leſſing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrſcheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu ſtehen, und keinen Anſpruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm

zu gelangen. Dieſe augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes iſt, beſtrafte ſich freilich in der Folge, indem ich dieſen ſo vorzüglichen und von mir aufs Höchſte geſchätzten Mann niemals mit Augen geſehen.“ Dies war im Mai des Jahres 1768, wo Leſſing von Hamburg aus in buchhändleriſchen Geſchäften ein kurze Reiſe nach Leipzig machte, ohne ſich irgendwo aufzuhalten. [1]) Es iſt Schade, daß der gereifte Mann Goethe es vermieden hat, ſich klar darüber auszuſprechen, was dem Studioſus Goethe eigentlich damals gegen Leſſing im Kopfe ſteckte. Denn gegen die „Albernheit“, die er ſeinem Verhalten zum Grunde legt, möchten wir ihn gegen ihn ſelbſt in Schutz nehmen. Wenn der kaum neunzehnjährige Jüngling, dem doch erſt kurz zuvor in Leſſings Laokoon ein neuer Leitſtern aufgegangen war, und der die Wirkung der Minna von Barnhelm ſo tief empfunden hatte, jetzt eine Antipathie gegen denſelben Mann in ſich fühlte, in dem Momente, wo dieſer in der Dramaturgie ſeine erſten Donnerſchläge hatte über das franzöſiſche und deutſche Theater hinrollen laſſen, ſo wird die Vermuthung nicht allzu gewagt ſein, daß dieſe Antipathie eben durch die Dramaturgie hervorgerufen worden war. Es iſt bezeichnend, daß Goethe der letzteren in ſeiner Biographie nur ein einziges Mal, und dies eine Mal in einer Weiſe erwähnt, welche von den ungeheuren Wirkungen derſelben nur zu ſagen weiß, daß Leſſing in ſeiner Dramaturgie eigentlich das erſte Signal gegeben habe zu jener abſurden Vergötterung der Shakſpeare'ſchen Clownswitze, wie Goethe und ſeine Genoſſen ſie in Straßburg übten. [2]) Mit einem Worte: Der Dichter der „Mitſchuldigen“ und der „Laune des Verliebten“ war ſelbſt noch zu befangen in franzöſiſchen Sympathien, um nicht mit der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen durch Leſſings herbe Kritik der franzöſiſchen Muſter verletzt und verſtimmt zu werden.

1) XII. 195. 197. Goethe, W. XXV 179.
2) Goethe, W. XXVI. 78.

Wenige Jahre ſpäter, und das Blatt hatte ſich gewendet. Die Dramaturgie hatte ihre Wirkung gehabt. Shakſpeare war die Parole des Tages geworden, und das ſouveräne „Genie“ an die Stelle der franzöſiſchen Regelherrſchaft getreten. Als Goethe, der damals, wie er ſelbſt geſteht, von einem Extrem ins andere überſprang, ſich in Straßburg mit ſeinen Genoſſen der Shakſpearemanie überließ, und in Wetzlar ſeinen Götz entwarf, als ſein Freund Lenz in den „Anmerkungen über das Theater“ mit bacchantiſchem Jauchzen die abſolute Geſetzloſigkeit des genialen Individuums verkündete, und alle Theorie und alle Regeln des Ariſtoteles wie alten Trödelkram über Bord ſchleuderte, da erſchien dieſen Stürmern und Drängern ſelbſt Leſſing bereits als ein Zurückgebliebener, und es fehlte nicht viel, daß er ihnen gegenüber jetzt dieſelbe Stellung einzunehmen ſchien, in welcher ſich Gottſched früher ihm ſelbſt gegenüber befunden hatte.

Goethe's Götz von Berlichingen erſchien zu Anfange des Jahres 1773. Leſſing war damals in ſeiner Wolfenbütteler Einſamkeit, ſeit er Deutſchland ſeine Emilia Galotti gegeben hatte, durch Stimmung und Verhältniſſe ſo ſehr aller poetiſchen und namentlich aller dramatiſchen Literatur entfremdet, daß beinahe ein volles Jahr verging, ehe er das Goethe'ſche Werk auch nur las. Wir wiſſen zufällig ſogar den Tag, an welchem es geſchah; denn in einem Briefe vom 2. Februar 1774 an ſeinen Bruder, gegen den er ſich entſchuldigt, daß er deſſen ihm überſandte Dramen noch nicht zu leſen Zeit gefunden, ſetzt er hinzu: „Wenn Dich dieſes zu ſehr befremdet, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt ſeit geſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz.“ Schon aus dieſen Worten geht hervor, daß Leſſing mit der neuen Tragödie keineswegs zufrieden war. Einige Monate ſpäter brachte Koch das Stück in Berlin zuerſt auf die Bühne. Der geſchickte Kupferſtecher Meil hatte Koſtüm und Dekorationen entworfen; denn Koch hatte die Unmöglichkeit eingeſehen, dieſe Dichtung in dem

bisherigen konventionellen Kostüm mit Puderfrisur und Galanteriedegen vorzuführen.[1]) Karl Lessing, der bei der Einrichtung des Stücks für die Bühne thätig gewesen war, meldete seinem Bruder den Erfolg in einer etwas übertrieben enthusiastischen Weise, verschwieg jedoch nicht, daß Ramler den allgemeinen Beifall nicht zu theilen scheine, und daß das neue Werk allerdings Mangel an Einheit des Interesses zeige.[2]) Lessing erwiederte umgehend: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet."

Aus der letzten Bemerkung sieht man, daß Lessing nicht Willens war, den Vertheidigern des französischen Geschmackes und der Batteux'schen Aesthetik irgend ein Angriffsrecht gegen die neue Dichtung einzuräumen. Eben so wenig verkannte er den neuen kraftvollen Geist, der sich in derselben kundgab, und die revolutionäre Gewaltwirkung, die dieser „geharnischte Erstling einer neuen großen Dichterperiode" ausüben mußte. Aber wenn Goethe selbst schon sieben Jahre später im Todesjahre Lessings sein Werk „die Produktion eines freien ungezogenen Knaben" nannte, und weiterhin in seiner Biographie das Bekenntniß ablegte: daß er mit dieser „ohne allen und jeden Plan und Entwurf" hingeschleuderten Skizze nicht nur alle Theatergrenzen überschritten, sondern bei dem Versuche, die Fesseln der Einheit des Orts und der Zeit abzuwerfen, auch der höheren Einheit, die um so mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte[3]): so war ihm Lessing eben in der Erkenntniß dieser Fehler voraus, und diese Fehler erschienen in Lessings Augen um so

1) Devrient, II. 297.
2) XIII. 506—507.
3) Goethe, W. XXVI. 201.

gefährlicher, je glänzender und verführerischer sich das gegebene Beispiel der Verachtung aller der dramatischen Grundgesetze darstellte, die er selbst so eben erst in der Hamburgischen Dramaturgie seiner Zeit zum Bewußtsein gebracht und in seiner Emilia Galotti zu verwirklichen gesucht hatte. Ihm schien es, wie er sich mündlich gegen Freunde äußerte, [1]) eben nichts so Großes, daß ein begabter Dichter, der sich über alle Regeln hinwegsetze, eine Folge interessanter Scenen aneinanderreihe. Das wahre Genie des Dramatikers bewähre sich aber vielmehr durch einen vollendet angelegten Plan, durch die geschickte Herbeiführung der Situation und durch die richtige Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere. Nach allen diesen Seiten hin mußte er das Goethe'sche Drama entschieden verwerfen. Ja er hatte sogar einen Augenblick Lust verspürt, wie er an seinen Bruder schreibt, in seinem Aerger „über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten), mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden." [2]) „Allein davor bewahre mich der Himmel!" setzt er hinzu. Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte." Er war eben damals in Wolfenbüttel körperlich und geistig gebrochen, und in einer Stimmung, in welcher er, wie es in demselben Briefe heißt, seinem Untergange mit resignirender Verzweiflung entgegensah. Vor allem empfand er gegen alles Theatralische in Erinnerung an seine Hamburger Leiden einen bis an Ekel grenzenden Widerwillen. Dennoch hat sich in seinem Nachlasse ein kurzes Fragment der „Komödie", die er mit Goethe aufzuführen Lust spürte, erhalten, das bisher nicht beachtet sein Urtheil über Goethe's Götz in wenige Worte zusammendrängt. „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke! Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit?"

1) Guhrauer II. 2. 93
2) XII. 421.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese spottende Frage von Lessing bejahend gemeint und auf Goethe's Götz gemünzt war; und ebenso wenig, daß trotz der Herbheit seiner Fassung dies Urtheil genau den kranken Punkt der neuen Dichtung traf. In der That konnte Lessing seine ganze Arbeit für das deutsche Theater als verloren ansehen, wenn diese neue Richtung, die statt ebenmäßiger dramatischer Entwickelung der Charaktere und Leidenschaften das rein stoffliche Interesse wild bewegter Vorgänge, Scenen und Begebenheiten in den Vordergrund stellte, sich auf der deutschen Bühne die Herrschaft errang. Glücklicherweise geschah dies nicht. Das Goethe'sche Erstlingswerk, so bedeutungsvoll in seinen Wirkungen auf die Literatur vermochte sich auf der Bühne nicht zu behaupten. Goethe beklagte sich später in seiner Biographie über die „dumpfe Sinnesart", die selbst unterrichtete und gebildete Männer bei dem Erscheinen seines Götz in ihrer Kritik desselben an den Tag legten; [1]) und in der That erklärte auch Lessing die hier von Goethe gemeinte Recension des Gießener Professor Schmidt in Wielands Merkur für oberflächliches Gerede. [2]) Um so mehr war es zu bedauern, daß er selbst nicht Hand anlegte, um Dichter und Publikum über das Werk aufzuklären. Wir würden dann statt der bloß negativen Andeutungen auch sein Urtheil über die positiven Seiten der Dichtung erhalten haben, zu deren Würdigung keiner mehr als er berufen war. So aber vereinigten sich äußere Umstände, niedergedrückte Stimmung und Widerwille gegen alles Aesthetische ihn schweigen zu machen, so sehr auch das übermüthige Gebahren der Geniemänner in Goethe's Umgebung seinen Unwillen erregte. Er verlor zwar das Treiben dieser „Stürmer und Dränger" nicht aus den Augen; aber er hielt, wie wir jetzt aus den Briefen von Elise Reimarus wissen, ihre Wirkung für vorübergehend und wollte nicht dagegen geschrieben

1) Goethe, Werke XXVI. 205. vgl. Ad. Stahr: Johann Heinrich Merk, ein Denkmal. S. 29—38.

2) XII. 420.

und ſie in ihren Sümpfen nicht geſtört wiſſen. Dagegen äußerte er in mündlichem Geſpräche gegen die zuvorgenannte Freundin in Bezug auf Wieland: „er habe dieſem kürzlich (1776) die Erinnerung gegeben, doch bei ſeinem neuaufgeſtutzten Hans Sachs der Welt zu ſagen, daß jene Knittelverſe in damaliger Zeit nichts weniger als Knittelverſe, ſondern das Schönſte geweſen, was jene Zeiten hervorbrachten, daß alſo, wer in unſern Zeiten nicht auch dem beſten Geſchmacke, ſondern jenen Knittelverſen folgen wollte, ihn übel verſtehen würde.“ Als Wieland ihn um dieſe Zeit zu Beiträgen für ſeinen Merkur dringend aufforderte, ſchrieb er ihm ablehnend zurück: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen.“ That doch ſelbſt Herder in ſeinem Aufſatze über Shakſpeare (1773), als ſei von ihm und ſeinen Freunden der große britiſche Dichter ſo gut wie neu entdeckt, und als ſei eine Hamburgiſche Dramaturgie von Leſſing in dieſer Beziehung gar nicht vorhanden. [1])

Daß in Goethe's Götz, der von dem jungen Genie-Deutſchland jener Tage ſo enthuſiaſtiſch als ein Drama im Style Shakſpeare's ausposaunt und von dem geſammten damaligen Publikum als ein ſolches anerkannt wurde, keine Spur von dem dramatiſchen Style und der Kunſt des britiſchen Dichters vorhanden iſt, braucht man freilich heutzutage nicht mehr zu beweiſen. Damals aber ſtand Leſſing mit dieſer Erkenntniß allein, wie er allein ſtand mit ſeiner Vorausſicht des nachtheiligen Einfluſſes auf die deutſche Bühne, welchen das Goethe'ſche Erſtlingswerk durch die Erzeugung zahlloſer Nachahmungen formloſer hiſtoriſcher Ritterſchauſpiele bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ausüben ſollte.

Ungleich tiefer als der Götz erfaßte ihn dagegen Goethes

1) Vergl. meinen Aufſatz Shakſpeare in Deutſchland, in: Prutz, Literarhiſt. Taſchenbuch I. 26 ff.

Werther, der ein halbes Jahr ſpäter in ſeine Hand gerieth. Eſchenburg hatte ihm das Buch, das damals die ganze Nation elektriſirte, zugeſendet, und dieſer Dichtung gegenüber theilte Leſſing die allgemeine Stimmung. „Haben Sie tauſend Dank“, ſchreibt er dem Freunde, „für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'ſchen Romans gemacht haben. Ich ſchicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieſes Vergnügen je eher je lieber genießen können“. Nur Eins vermißte er, und dies Eine iſt bezeichnend für die antik geſunde Sinnesart des Mannes, dem die moderne Vergötterung der krankhaften und unmännlichen Liebesſentimentalität in tiefſter Seele zuwider war. „Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll“, fährt er fort, „meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſein müſſe, der unſere Theilnahme ſo ſtark beſchäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unſeres Jeruſalems Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein griechiſcher oder römiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern, und zu Sokrates Zeiten würde man ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Liebeswahnſinn) welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν (zu einer unnatürlichen That) antreibt, kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher je beſſer!“ Das iſt völlig

antik gedacht und empfunden, und Leſſing ſtand auch hier auf der Seite des von ihm ſo hoch gehaltenen Ariſtoteles, der in ſeiner Ethik [1]) den „Selbſtmord aus Liebesgram“ für die Handlung nicht eines Tapfern ſondern eines Feigen erklärt.

Wir haben ſchon früher [2]) darauf hingewieſen, daß man um Leſſings ganzes Verhalten zum Werther richtig zu beurtheilen, auch ſeine damalige Lebenslage und Stimmung in Anſchlag bringen müſſe. Dazu aber iſt jetzt noch zweierlei ins Auge zu faſſen.

Zunächſt der Umſtand, daß Leſſing, wie in ſo vielen Dingen, ſo auch in Betreff der Zeitſtimmung und Zeitkrankheit, in deren innerſtes Herz Goethe mit ſeiner Dichtung hineintraf, als eine Ausnahme unter ſeinen Zeitgenoſſen daſtand. Er war ſo völlig frei von dieſer Krankheit der weltſchmerzlichen Unzufriedenheit und Verzweiflung, als deren Produkt die Goethe'ſche Dichtung auftrat, und die den Reſonanzboden derſelben in der damaligen Zeit bildete, daß er eben deshalb die Geneſis des Werks nicht zu begreifen vermochte. Eben darum aber überſah er auch, daß nicht ein Uebermaß der Liebesleidenſchaft, ſondern die durch Selbſtverzärtelung herangepflegte Krankhaftigkeit von Werthers ſittlicher Natur die Kataſtrophe in der Dichtung hervorbringt, und daß in dieſer Einſicht das Heilmittel, welches er vermißte, genau genommen ſchon enthalten war. Werther iſt kein „Mann“, ſondern ein Weichling, der ſein Herz verzärtelt hat. Darum konnte Goethe in dem Gedichte, welches er 1775 der zweiten Ausgabe hinzufügte, ſeinen Leſern zurufen:

„Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!“

Aber die Zeit, die den Werther zuerſt las, war weit entfernt

1) Arist. Ethic. ad Nicom. III. cp. 7. (cp. 11. Bekk.)
2) S. S. 94.

von der Reife unſerer Einſicht in das eigentliche Weſen deſſelben; ja der Dichter ſelbſt ſtand, als er jene moraliſche Nutzanwendung hinzufügte, noch lange nicht auf der reifen Höhe ſeiner autobiographiſchen Betrachtung des Werks, ſondern ſprach es in dem ſo eben angeführten Schlußgedichte noch ganz unbefangen aus, daß auch er das von Leſſing angegriffene Liebespathos für das Grundmotiv ſeiner Dichtung hielt:

„Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſein;
Ach der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?“

War alſo von dieſer Seite Leſſings Anſtoß durchaus gerechtfertigt, ſo war er es noch mehr von einer andern, welche er in jener hingeworfenen brieflichen Aeußerung — denn man merke wohl, daß Leſſing keine Kritik des Werther ſchrieb — gleichfalls andeutet. Goethe's Werther galt damals allgemein als das echte Portrait des jungen Jeruſalem. Wir wiſſen das jetzt freilich längſt anders und beſſer. Aber wir haben kein Recht, dieſes unſer beſſeres hiſtoriſches Wiſſen um die wahre Entſtehung und den Inhalt der Dichtung, in welcher Goethe ſeine eigene Krankheitsgeſchichte niederlegte, und den Selbſtmord jenes unglücklichen jungen Mannes nur als Motiv für die Kataſtrophe benutzte, Leſſingen unterzuſchieben, der einen ſeinem Herzen nahe ſtehenden Freund durch jene Dichtung ebenſo verunglimpft ſah, wie ſich Keſtner mit vollem Rechte über ſeine Portraitirung als Albert und über ſonſtige Indiskretion gegen ſeinen Freund Goethe beſchwerte. Wer den Urtheilen der Zeitgenoſſen gerecht werden will, muß ſich vor allen Dingen auf ihren Boden ſtellen. Leſſing fand den Charakter des jungen Jeruſalem in Goethe's Werther völlig verfehlt. Er fand ihn ungerecht behandelt, und hielt es für ſeine Pflicht, durch die Herausgabe von deſſen nachgelaſſenen Schriften der Welt zu beweiſen, daß ſein unglücklicher junger Freund „der empfindſame Narr nicht geweſen ſei“, den die Dichtung ſchil-

dere. Die Vorrede, mit welcher Leſſing jene Ausgabe der Jeruſalem'ſchen Aufſätze begleitete, iſt in der That von Anfang bis zu Ende ein Proteſt gegen die Schilderung Goethe's, und er ſelbſt hatte es gegen ſeine intime Freundin Eliſe Reimarus kein Hehl, „daß er größtentheils Goethen zum Trutze ſich verbunden erachtet habe, Jeruſalems ächte Geiſtesgeſtalt der Welt darzulegen." Leſſing hatte mit dem jungen Manne, „deſſen Laufbahn ſo kurz, und deſſen Lauf ſo ſchnell war", ein volles Jahr (1771) in Wolfenbüttel zuſammen gelebt, und hatte ihn tief in ſein Herz geſchloſſen. Wir werden weiter unten ſehen, daß dieſer „junge Grübler" der einzige Menſch geweſen iſt, gegen den Leſſing ſeine philoſophiſchen Anſichten vollſtändig und rückhaltlos ausgeſprochen hat, weil er bei ihm die Bedingungen des Verſtändniſſes derſelben wie bei keinem andern ſeiner Freunde fand. „Ich wüßte nicht, ſagt er, daß ich einen Menſchen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn." Es war „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, es war der Geiſt der kalten Betrachtung", verbunden mit tiefer innerer Wärme, was ihn zu dem jungen Manne zog, deſſen früher Tod ihn ſo ſchmerzlich erſchüttern ſollte. „Doch lange leben (ſetzt Leſſing hinzu) iſt nicht viel leben; und wenn viel denken allein viel leben iſt, ſo war ſeiner Jahre nur für uns zu wenig." Die ganze Vorrede [1]) iſt in dieſem Tone gehalten, und ein rührend ſchönes Zeugniß für die Tiefe der Freundesliebe, deren Leſſings Herz fähig war.

Bei dieſem Proteſte gegen Goethe's Dichtung ließ er es bewenden. Auf Goethe ſelbſt aber kam er nur noch einmal zurück, und zwar bei Gelegenheit von Leiſewitz, deſſen anonym erſchienenes Trauerſpiel „Julius von Tarent" er für ein Werk Goethe's hielt. Als er erfuhr, daß er ſich geirrt habe, erwiderte er: „Deſto beſſer, ſo giebt es außer Goethe noch ein Genie, das ſo etwas machen kann!"

---

1) X. 1—3.

Bekanntlich blieb Julius von Tarent das einzige dramatiſche Werk des begabten jungen Dichters, in welchem Leſſing allerdings Geiſt von ſeinem Geiſte erkennen durfte. Von Goethe erſchienen bis zu Leſſings Tode nur noch Clavigo und Stella, und über beide findet ſich in Leſſings Schriften und erhaltenen Briefen keine Andeutung mehr. Doch erfüllte ihn das Gedicht Prometheus, das er, wie wir weiterhin ſehen werden, durch Jacobi kennen lernte, mit Bewunderung des Goethe'ſchen Genius und der Freiheit des philoſophiſchen (Spinoziſtiſchen) Standpunktes, den der jugendliche Dichter in dieſem Gedichte bemerken ließ. Ueberhaupt aber zogen ihn ſeine äußeren Schickſale und das Ueberhandnehmen eines andern, des philoſophiſch-religiöſen Intereſſes, verbunden mit den daraus für ihn entſpringenden Folgen, in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens völlig ab von der Theilnahme an äſthetiſchen Dingen, und von dem Intereſſe für die Bewegungen, welche grade in jenen Jahren einen ſo wichtigen Umſchwung in unſerer nationalen Literatur herbei führten.

Wir dürfen es nicht allzu ſehr beklagen, daß es ſo geſchah. Leſſings Miſſion nach dieſer Seite hin war erfüllt. Seine ſtarke Hand hatte die deutſche Literatur aus der Finſterniß der Geſchmackverwirrung zur Klarheit des Urtheils geführt. Er hatte ſeinem Volke die wahren Muſter gezeigt und die falſchen Götzen zerſchlagen; er hatte ihm die Ziele und Stoffe gegeben, die leitenden Grundſätze für alle Poeſie aufgeſtellt, und der Nation eine Sprache geſchaffen, die es mit jeder fremden aufnehmen konnte. Er hatte ſie von dem Drucke des Vorurtheils und der Nachahmung durch originale Werke befreit, und ihr das Selbſtgefühl erweckt, das für alles Wagniß ſelbſtſtändiger Produktion Bedingung iſt. Aber dem Befreier unſerer nationalen Literatur war von ſeinem Genius auch noch die Erfüllung der großen Aufgabe vorbehalten: auf einem noch höheren und weiteren Gebiete, auf dem der Philoſophie und Religion, den unerſchütterlichen Grundſtein zu legen für die Befreiung des deutſchen Geiſtes aus der Dumpfheit und Enge zelotiſcher Orthodoxie, wie aus

der voltairisirenden Frivolität seichter Aufklärerei zu der göttlichen Freiheit, Milde und Gerechtigkeit der wahren Religion des Geistes und der Humanität. Auf dieser für ihn selber dornenvollen Bahn werden wir ihn in den folgenden Abschnitten bis dahin zu begleiten haben, wo es ihm gelang, mit Nathan dem Weisen die beiden Hauptbestrebungen seines Lebens für das Schöne und für das Gute durch ein Werk zu vereinen, welches den kühnen Bau seines Wirkens wie eine erhabene Kuppel krönend überwölbt. —

Goethe aber fühlte, je mehr er in Weimar über sich selbst zur Klarheit kam, das wachsende Verlangen, mit Lessing in persönliche Berührung zu treten. Doch grade in dem Augenblicke, in welchem er den Entschluß zu einer Reise nach Wolfenbüttel faßte, erfuhr er den Tod des großen Mannes. „Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam," schreibt er an Frau von Stein, „machte ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Und als er später mit seinem Schiller vereint in den Xenien jenes epochemachende Strafgericht über die Schwächen der deutschen Literatur hielt, da setzten die beiden Heroen dem großen Erneuerer unserer Literatur das würdige Ehrendenkmal mit dem huldigenden Ausspruche:

„Vormals im Leben ehrten wir dich als einen der Götter,
Nun, da du todt bist, herrscht über die Geister dein Geist!"

Elftes Buch.

Leſſing der Philoſoph.

„Was für eine Philoſophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Menſch iſt.“
Fichte.

Erstes Kapitel.

Leſſing und Kant.

Leſſing wird in der Regel zu den Popularphiloſophen des achtzehnten Jahrhunderts gezählt. Will man damit, nach Hegels Vorgange, die Anhänger der zur Zeit herrſchenden Wolf'ſchen Schule bezeichnen, — gleichviel ob ſie die pedantiſche Methode des Meiſters beibehalten oder abgeſtreift — ſo iſt der Ausdruck für Leſſing unpaſſend. Schon als Jüngling war er entſchiedener Gegner der damaligen Modephiloſophie. „Die jetzigen Weltweiſen“ —ſchrieb er in dem Aufſatze „Gedanken über die Herrnhuter im Jahre 1750, nach Danzel 1755“ — „ſind unerſchöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinſten Raume können ſie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimniſſe klar machen, wozu Ariſtoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen ſie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geiſt führen ſie bis in die entfernteſten Himmel, unterdeſſen da das Gemüth durch ſeine Leidenſchaften bis unter das Vieh herabgeſetzt wird.“ [1]) Und an einer andern Stelle, die freilich einer ſpätern Zeit angehört, ſagt er: „weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein Syſtem verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens Syſtem geweſen wäre, ſo muß der Meiſter ewig ſeines Schülers wegen Strafe leiden. —

1) Leſſing Werke XI. S. 24.

Einige von ihnen wiſſen zwar ſehr wohl, wie weit Meiſter und Schüler von einander noch abſtehen; aber ſie wollen es nicht wiſſen. Es iſt doch ſo gar bequem, unter der Eingeſchränktheit und Geſchmackloſigkeit des Schülers den ſcharfen Blick des Meiſters zu verſchreien, der es immer ſo ganz genau anzugeben wußte, ob und wieviel jede unverdaute Vorſtellung eines Enthuſiaſten Wahrheit enthalte oder nicht!“ [1])

Soll dagegen durch den Ausdruck „Populärphiloſoph“ nur der Gegenſatz gegen den zünftigen Kathederphiloſophen bezeichnet werden, verſteht man darunter einen Schriftſteller, der philoſophiſche Ideen, die Früchte ſeiner denkenden Betrachtung der Dinge, durch eine Allen verſtändliche Sprache zum Gemeingut der Nation zu machen ſtrebt, — dann iſt Leſſing allerdings, in der edelſten Bedeutung des Worts, ein Populärphiloſoph, ein Volksphiloſoph wie kein zweiter in Deutſchland. In den Kompendien der Philoſophiegeſchichte, in dem goldenen Buche des Fakultätsadels freilich ſucht man den Namen Leſſing vergebens. Darüber aber mag er ſich tröſten. Dies Geſchick theilt er mit Schiller, Goethe, den beiden Humboldts und andern Denkern, die keine Weltſyſtemmacher geweſen.

Die philoſophiſche Weltanſicht Leſſings kann nur durch eine vergleichende Zuſammenſtellung der in ſeinen Schriften zerſtreuten Aeußerungen ermittelt werden. Die Urtheile der Männer aber, die ſolches verſuchten, gehen weit auseinander. F. H. Jacobi erklärte ihn für einen Spinoziſten und gerieth deshalb in den bekannten, ſpäter zu erwähnenden Streit mit Mendelsſohn. Guhrauer hält ihn für einen Leibnitzianer; — ſeine Philoſophie, ſagt er, weiſe „wie nach der Vergangenheit auf Leibnitz ſo nach der Zukunft auf Schelling hin.“ Ritter bezeichnet ihn als „Idealiſten und Vorgänger Fichte's.“ Carrière ſieht in Leſſing einen „Vorläufer Hegels und des abſoluten Idealismus.“ Schwarz nennt ihn einen

1) Werke XI. S. 407.

„ſpekulativen Theiſten," Kuno Fiſcher einen „Leibnitziſchen Pantheiſten." — Wer hat Recht? wer Unrecht? Oder hätte vielleicht Keiner von allen ganz Recht? und Keiner ganz Unrecht? und laſſen ſich die ſcheinbar ſo widerſtreitenden Urtheile nicht doch vielleicht verſöhnen? Danzel, der gründlichſte Forſcher über Leſſing, ſagt in Bezug auf deſſen Verhältniß zur Philoſophie: bei keinem Theile von Leſſings Wirkſamkeit ſei es vielleicht nothwendiger, daß man den Prozeß ganz neu inſtruire, als hier. Verſuchen wir es, dieſer Weiſung zu folgen.

Um den ſpekulativen Grundgedanken der Leſſing'ſchen Philoſophie feſtzuſtellen, wollen wir es verſuchen, denſelben gleichſam vor unſern Augen entſtehen zu laſſen. Wir unterſcheiden zu dem Ende drei Perioden in Leſſings Leben. Die erſte, von 1746 — 1760, umfaßt die Univerſitätsjahre und die nächſtfolgende Zeit bis zu Leſſings Ueberſiedelung nach Breslau; die zweite von 1760 — 1770 ſeinen Aufenthalt in Breslau bis zum Antritte ſeiner Stellung in Wolfenbüttel; die dritte endlich die letzten zehn Jahre ſeines Lebens, während deren er zuerſt die Nouveaux Essais von Leibnitz kennen lernte. Betrachten wir Leſſing, den Philoſophen, in der erſten dieſer drei Lebensepochen.

Wie Kant, ſo zeigte auch Leſſing ſchon auf der Schule eine beſondere Vorliebe für Mathematik; er überſetzt den Euklid, arbeitet an einer Geſchichte der Mathematik, und hält bei ſeinem Abgange von der Anſtalt eine lateiniſche Rede de mathematica barbarorum. Auf der Univerſität Leipzig, die er als Siebzehnjähriger (1746) bezog, konnten ihn die philoſophiſchen Vorträge der dortigen Profeſſoren wenig anziehen; nur Keſtners philoſophiſche Disputirübungen ſehen wir ihn regelmäßig von Anfang bis zu Ende beſuchen. Zu Hauſe lieſt er fleißig die Wolf'ſchen Schriften, wendet ſich aber, abgeſchreckt durch den Formalismus dieſer Schule und geleitet von ſeinem geſchichtlichen Forſchtriebe, frühzeitig der urſprünglichen Quelle zu. Leibnitzens Lehre, die Philoſophie der Alten, wird fortan ſein Haupt-

ſtudium. Was ihn an Leibnitz, ſeinen Lieblingsſchriftſteller, vor Allem feſſelt, iſt nicht ſowohl das Syſtem, als vielmehr der Charakter, die ihm ſo verwandte Denkweiſe des Mannes; und in dem Syſtem wiederum iſt nicht ſowohl der Intellektualismus, der Vorzug des geiſtigen Moments, das, was ihn anſpricht, als vielmehr der Individualismus, das Freiheitsprinzip, die Selbſtſtändigkeit, die jeder einzelnen Monade beigelegt wird. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit" — ſagt Leſſing zu Jacobi — „waren ſo beſchaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Grenzen ſetzte. Aus dieſer Denkungsart ſind viele ſeiner Behauptungen gefloſſen, und es iſt bei dem größten Scharfſinn oft ſchwer, ſeine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn ſo werth, — ich meine wegen ſeiner großen Art zu denken, und nicht wegen dieſer oder jener Meinung, die er zu haben ſchien, oder dann auch wirklich hatte." [1])

Von dem Erfolge dieſer ſeiner früheſten philoſophiſchen Studien legt eine Schrift Zeugniß ab, die Leſſing bald nach dem Abgange von der Univerſität verfaßt hat. Es ſind dies die nur wenige Seiten füllenden und lange nicht genug beachteten „Gedanken über die Herrnhuter." [2]) Dieſe leider unvollendete, aus dem Nachlaß veröffentlichte Schrift gewährt uns einen merkwürdig klaren Einblick in Leſſings innerſtes Denken und Empfinden. Sie ſpricht eine für jene Zeit ganz neue Lebens- und Weltanſchauung aus, und ſie zeigt, wie der Verfaſſer ſchon damals allen ſeinen Zeitgenoſſen vorausdachte, wie ſehr er daher unter ihnen ſich einſam und vereinzelt fühlen mußte. Leſſing giebt hier, — um ſeine eignen Worte zu brauchen — „die Geſchichte der Weltweisheit in einer Nuß." Er ſpottet über jene „Weltweiſen", die „den Himmel zum Gegenſtande ihrer Muthmaßungen machen", in ein „Labyrinth von Geheimniſſen"

1) Vgl. auch „Leibnitz von den ewigen Strafen", Leſſing Werke IX. S. 159. Lachm.
2) Werke XI. S. 22—29.

ſich vertiefen, „den Kopf füllen und das Herz leer laſſen.“ Selbſt Leibnitz und ſeine Monaden werden nicht verſchont. Die ganze dogmatiſirende Richtung der Philoſophie, der alten wie der neuen, wird als ein Irrweg bezeichnet. Und welche andere Richtung ſoll die Philoſophie nehmen? Welches Heilmittel ſchlägt Leſſing vor? — Rückkehr zu den Lehren der ſieben Weiſen und des Sokrates! Auf zweierlei komme es an: auf Selbſterkenntniß, und auf thätiges Schaffen und Wirken! Oder, — mit Leſſings Worten zu ſprechen: „Der Menſch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geſchaffen. Thörichte Sterbliche, was über Euch iſt, iſt nicht für Euch! Kehrt den Blick in Euch ſelbſt! In Euch ſind die unerforſchten Tiefen, worin Ihr Euch mit Nutzen verlieren könnt! — Hier richtet das Reich auf, wo Ihr Unterthan und König ſeid. Hier begreift und beherrſcht das Einzige, was Ihr begreifen und beherrſchen ſollt: Euch ſelbſt!“ [1])

In ſcharfen deutlichen Zügen ſchildert hier Leſſing die Revolution, welche ein Menſchenalter ſpäter Kants Vernunftkritik in der deutſchen Philoſophie hervorgerufen hat. Der Sieg des Kritizismus über den Dogmatismus, der Vorrang der praktiſchen Vernunft vor der theoretiſchen, die Machtvollkommenheit des Willens und Gewiſſens, der kategoriſche Imperativ, die Richtung auf das praktiſche ſittliche Leben — kann alles dies kürzer und bündiger ausgeſprochen werden als in den beiden einfachen Sätzen Leſſings? Daß ſie uns jetzt ſo einfach und ſelbſtverſtändlich erſcheinen, beweiſt eben nur wie ſehr Kants revolutionäre Ideen in das allgemeine Bewußtſein eingedrungen ſind. In jener Schrift findet ſich ſogar ſchon eine prophetiſche Hinweiſung auf den Mann, der die großartige Geiſtes-

---

1) Dahin gehören die Leſſingſchen Worte: „die edelſte Beſchäftigung des Menſchen iſt der Menſch“ (ſ. oben Th. I, S. 88), und im Nathan II, 2:

— „begreifſt du nun,
Wieviel andächtig ſchwärmen leichter als
Gut handeln iſt?“

that auszuführen bestimmt war. „Man stelle sich vor (heißt es in derselben), es stände zu unsern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, welcher mit einer Sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte, und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach Eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, der Trost der stolzen Blindheit!

Gesetzt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das Einzige, was uns ein glückseliges Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns Gott nicht nur glauben, sondern, was das Vornehmste ist, lieben. — Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bei Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst sagen kann: ich weiß es nicht, ich kann es nicht einsehen. Gleichwohl mache dieser Mann Ansprüche auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwohl wäre er so beherzt, ihn — auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieses blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abrisse, dahin brächte, daß ihre Hörsäle — ich will nicht sagen leer, doch minder voll würden: ich bitte Euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: wir haben geirrt; ja, er hat Recht? Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sei fähig zu widerrufen.“ —

Allein Lessing ist nicht bloß der Vorgänger und Voraussager der Kant'schen Moralphilosophie, er hat das Rechte nicht bloß erkannt und gelehrt; sein ganzes Leben ist zugleich eine folgenreiche praktische Bethätigung der eigenen Lehre. Kein Schriftsteller hat wie er die Deutschen aus ihrer wissenschaftlichen Selbstgefälligkeit,

aus dem Gelehrtendünkel und unfruchtbaren Literaturtreiben so gründlich aufgerüttelt; keiner so wie er durch Wort und Beispiel darauf hingearbeitet, daß unsere Literatur — und mit ihr die Nation — sich wieder dem thätigen handelnden Leben, den Interessen des Staats und der Gesellschaft zugewendet.

Lessing hatte die Schriften Leibnitzens mit Eifer studirt und stellte den Mann hoch; unbedingter Anhänger seiner Lehre war er nicht. In dem angeführten Aufsatze wird neben andern philosophischen Systemen auch die Leibnitz'sche Monadenlehre von beißendem Spotte getroffen. Es geschieht dies an einer Stelle, die auf das lebhafteste an Kants Antinomie der reinen Vernunft erinnert:

.... „Platz! Ein Paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden", dem oben geschilderten Philosophen der Zukunft nämlich, „eine Lanze zu brechen. Nun, schreit der eine, Ihr *glaubt* doch wohl Monaden? — Ja. — Ihr verwerft doch wohl die Monaden? ruft der andere. — Ja. — Was? Ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortrefflich! — Umsonst würde er es wie jener Bauerknabe machen, den sein Pfarrer fragte: kannst Du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: Herr Pfarrer, könnt Ihr das?" —

Lessings tiefes Verständniß der Leibnitz'schen Philosophie, so weit ein solches damals, vor Veröffentlichung der Nouveaux Essais möglich war, — geht aus seiner bereits im ersten Bande (S. I. S. 125) erwähnten Schrift: „Pope ein Metaphysiker," hervor, die er im Jahre 1755 in Gemeinschaft mit Mendelssohn herausgab. In dieser Abhandlung, an der Lessing jedenfalls den Hauptantheil hatte, wird die von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe: des Dichters Pope System mit Leibnitzens Lehre von der besten Welt zu vergleichen, — nicht sowohl beantwortet als vielmehr einer scharfen Kritik unterworfen, um die Ungereimtheit der Aufgabe dar-

zulegen. Ohne auf den Inhalt der Schrift ſelbſt — Grenzbeſtimmung zwiſchen Philoſophie und Poeſie — hier weiter einzugehen, ſei nur bemerkt, daß in dieſer Schrift Spinoza erwähnt und die Behauptung ausgeſprochen wird, daß „irrige Weltweiſe, welche Gott wirklich für die Seele der Natur (Weltſeele) gehalten, vom Spinozismus eben ſo weit abſtehen als von der Wahrheit.“ [1]) — Doch war ihm damals die Philoſophie dieſes „berufenen Irrgläubigen“, wie er ihn nennt, wohl nur aus den Schriften Anderer oder höchſtens aus Spinoza's Ethik bekannt. In Berlin las Leſſing zu jener Zeit, ſoviel wir wiſſen, nur Jordanus Bruno, Cardanus und Campanella, aus deren Schriften er auch ſorgfältige Auszüge machte. Das gründliche Studium Spinoza's fällt erſt in die zweite Lebensperiode, zu welcher wir im folgenden Kapitel übergehen.

Zweites Kapitel.

Leſſing und Spinoza. (1760—1765.)

Im Jahre 1760 ging Leſſing von Berlin nach Breslau, und die Zeit ſeines dortigen Aufenthalts (1760—1765) iſt, wie für die Bildung ſeines Charakters ſo für ſeine philoſophiſche Entwicklung von der höchſten Bedeutung.

Schon Fichte ſagt in ſeiner Schrift gegen Nicolai: [2]) „daß Leſſing in ſeiner frühen Jugend ſich in einer unbeſtimmten literariſchen Thätigkeit herumgeworfen, daß alles ihm recht war, was nur ſeinen

---

1) Leſſings Werke V. 27. Lachm.
2) J. G. Fichte's Geſ. Werke Band VIII. S. 72.

Geiſt beſchäftigte und übte, und daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verſtändiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Befeſtigung ſeines Geiſtes ſcheint in ſeinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während deſſen dieſer Geiſt — ohne literariſche Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeſchäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten — *ſich auf ſich ſelbſt beſann und in ſich ſelbſt Wurzel ſchlug.* Von da an wurde ein raſtloſes Hinſtreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menſchlichen Wiſſen an ihm ſichtbar." Ganz damit übereinſtimmend ſpricht ſich Leſſing ſelbſt am 5. Aug. 1764 nach überſtandener ſchwerer Krankheit an Ramler in dem bereits früher [1]) mitgetheilten merkwürdigen Briefe aus, in welchen es unter anderm heißt: *die ernſtliche Epoche meines Lebens* nahet heran; *ich beginne ein Mann zu werden*, und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe."

Wir glauben nicht zuviel zu ſagen, wenn wir dieſe Umwandlung Leſſings, dieſe „Beſtimmung und Befeſtigung ſeines Geiſtes", wie Fichte es treffend ausdrückt, zum großen Theile der Einwirkung *Spinoza's* zuſchreiben. Bei einer ſpäteren Gelegenheit, im Streite mit Götze, ſagt er von ſich ſelbſt: „er habe es *längſt* für ſeine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen quid liquidum sit in causa Christianorum." [2]) In Breslau las er zu dem Ende die Kirchenväter [3]) und machte umfaſſende kirchengeſchichtliche Studien. Durch dieſe Forſchungen über den Chriſtenglauben ward er ohne Zweifel auf die Urquelle aller rationell hiſtoriſchen Bibelerklärung, auf Spinoza's „theologiſch-philoſophiſchen Tractat," — und dadurch auf die Philoſophie Spinoza's geführt. Einer der Breslauer Umgangsfreunde Leſſings, der Schulmann Kloſe, berichtet ausdrücklich:

1) S. oben Th. I. S. 211. ff.
2) „was in dem Chriſtenglauben zuverläſſig ſei."
3) S. oben Th. I. S. 206.

„Spinoza's Philoſophie wurde der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen. Er las diejenigen, die ihn hatten widerlegen wollen, unter denen Bayle nach ſeinem Urtheile derjenige war, der ihn am wenigſten verſtanden habe. Dippel — (chriſtlicher Pantheiſt) — war ihm der, welcher in Spinoza's wahren Sinn am tiefſten eingedrungen."

Man erinnere ſich der Forderungen, die Leſſing in den „Gedanken über die Herrnhuter" an den rechten Weltweiſen ſtellt, und man wird leicht ermeſſen können, welchen Eindruck das gründliche Studium Spinoza's auf ihn machen mußte. Was findet er in Spinoza? Einerſeits die größte Aehnlichkeit mit jenem von ihm vorausgeſagten Weltweiſen der Zukunft; andererſeits die größte Unähnlichkeit, den direkten Gegenſatz.

Auf „Selbſterkenntniß" komme es an, auf „thätiges Schaffen und Wirken!" ſo behauptet Leſſing, ſo der Weltweiſe der Zukunft. Und ebenſo auch Spinoza. Sein Traktat „über die Reinigung der Vernunft und den beſten Weg zur Erkenntniß der Wahrheit" beginnt mit einer Kritik der Vernunft, mit einer ſtrengen Prüfung unſeres Erkenntnißvermögens; oder, um ihn ſelbſt ſprechen zu laſſen, „mit einer Aufzählung aller Arten der Wahrnehmung, die mir zu Gebote ſtehen, um etwas mit Gewißheit zu bejahen oder zu verneinen." Er legt ſich die Frage vor: „Was iſt eine richtige, ſachgemäße Begriffsbeſtimmung? und wie kommt ſie zu Stande?" — oder, wie die Philoſophen es jetzt, nach dem Vorgange Kants ausdrücken würden: Was iſt ein ſynthetiſches Urtheil? Wie iſt ein ſolches möglich? —

Und wozu dieſe ganze Unterſuchung? Dazu, — antwortet Spinoza: „damit ich die beſte von allen Arten der Wahrnehmung auswähle und zugleich meine Kräfte und die Natur kennen lerne, die ich zu vervollkommnen wünſche."

Alſo Selbſterkenntniß zur Selbſtvervollkommnung!

Der Traktat iſt leider unvollendet geblieben, doch wiſſen wir aus den übrigen Schriften Spinoza's, was hier unter „Selbſtver-

vollkommnung" zu verſtehen iſt. In ſeinem Hauptwerke, — das charakteriſtiſch genug den Namen „Sittenlehre" (Ethica) führt, und deſſen zwei letzte Kapitel die Ueberſchriften tragen: „Von der Knechtſchaft des Menſchen oder der Herrſchaft der Leidenſchaften" und: „Von der Freiheit des Menſchen oder der Macht der Vernunft", — erklärt Spinoza „vernunftgemäß leben" für die wahre Tugend, und „Gott lieben" (amor Dei) oder, was ihm daſſelbe iſt, ſittliche Freiheit für das „höchſte Gut". Man ſieht in den Gedanken und ſogar im Ausdrucke volle Uebereinſtimmung mit Leſſings zukünftigem Weltweiſen, der ja auch „Gott lieben" das Vornehmſte, und die „Tugend" das Einzige nennt, was uns ein glückliches Leben verſchaffen kann. (S. oben S. 168.)

Nun aber die Kehrſeite, der nicht minder auffällige Gegenſatz!

Leſſing, und ebenſo der von ihm voraus verkündete Philoſoph, ruft den „thörichten Sterblichen" zu: „Ihr ſeid zum Thun und nicht zum Vernünfteln erſchaffen. Kehrt den Blick in Euch! Was über Euch iſt, iſt nicht für Euch."

Spinoza's Lehre dagegen lautet: Ihr ſeid zum Thun und Denken erſchaffen; denn Denken und Thun iſt untrennbar Eins. Kehrt den Blick in Euch und nach Außen! Es giebt Nichts über Euch, was nicht zugleich für Euch iſt! denn wiſſet: wie Denken und Thun, ſo iſt auch Innen- und Außenwelt, — was über Euch und was in Euch iſt, untrennbar Ein und Daſſelbe! [1]) Oder, um Spinoza's eigene Worte aus dem Traktat über „die Reinigung der Vernunft zu brauchen [2]): „Alles was geſchieht, geſchieht nach einer ewigen (unabänderlichen) Ordnung und nach feſten Naturgeſetzen. Da aber der ſchwache Menſch jene Ordnung mit ſeinen Gedanken nicht erreichen kann, wohl aber begreift, daß es eine menſchliche Natur gebe, die viel ſtärker als die ſeinige

1) Spinoza Ethic. II. prop. 49 Coroll. Intellectus et voluntas unum et idem sunt.

2) Vergl. Spinoza Ethik. Vorrede zum vierten Theil der Ethik.

iſt, auch kein Hinderniß ſteht, ſelbſt eine ſolche Natur zu erringen: ſo wird er angeregt Mittel zu ſuchen, die ihn zu einer ſolchen Vollkommenheit bringen. [1]) Jedes derartige Mittel nennen wir ein wahres Gut; das höchſte Gut aber iſt, dahin zu gelangen, daß man, wo möglich in Gemeinſchaft mit andern Menſchen, einer ſolchen höheren Natur theilhaftig werde. Die höhere Natur des Menſchen iſt aber, wie ich zeigen werde, nichts anderes als die Erkenntniß der Einheit, die der Geiſt mit dem Naturganzen hat. Dies iſt meine Aufgabe, und zu meiner Glückſeligkeit gehört, daß viele Andere das Gleiche wie ich erkennen, damit ihr Erkennen und Wollen mit dem meinigen übereinſtimme." —

Die Gleichheit des Strebens, bei weitem mehr noch der Gegenſatz zwiſchen Spinoza's Denkweiſe und der ſeinen, mußte auf Leſſing einen mächtigen Eindruck machen. Ihm, der bisher in dem Glauben an eine zwieſpältige Welt befangen war, trat hier auf einmal jene großartige einheitliche Weltanſchauung entgegen, wie ſie, unter den neueren Philoſophen, Spinoza zuerſt in voller Klarheit und Schärfe ausgeſprochen hat. Auf halbem Wege ſtehen bleiben, lag nicht in Leſſings Natur. In ſeinem Innern erhebt ſich ein Kampf zwiſchen der anerzogenen dualiſtiſchen Auffaſſung und dem ſpinoziſtiſchen Einheitsgedanken; ein Läuterungsprozeß beginnt, an deſſen Ende Leſſing im Vollgewichte des Worts von ſich ſagen darf: „Ich bin ein Mann geworden!" [2]) Er ſelber bezeichnet bei einer Gelegenheit, wo er von dem „Enthuſiasmus der Spekulation" ſpricht, [3]) „diejenigen Eigenſchaften, auf welchen das wahre philoſophiſche Leben des denkenden Kopfes beruht", als „Wärme und

---

1) Aehnlich Leſſing: „Nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich des Menſchen Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht." X. 49. Lachm.

2) S. oben S. 171 den Brief an Ramler vom 5. Aug. 1764.

3) Werke XI. S. 463. Lachm.

Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe zur Wahrheit, Anhänglichkeit an eigene besondere Meinungen, Dreistigkeit zu sagen was man denkt, und stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern." — Auf wen paßt diese Schilderung mehr als auf Lessing selbst, wie er, Sieger und Besiegter zugleich, aus dem geistigen Kampfe zu Breslau hervorgegangen? Was er von da an gedacht und geschrieben, — oft in den scheinbar unbedeutendsten Aeußerungen eines Briefes, — überall offenbart sich der lebensvolle Grundgedanke Spinoza's: die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes. Diese spekulative Weltanschauung ist es, die ihm auf dem Gebiete der Literatur wie der Kunst, der Religion wie der Politik jenen Tiefblick in den Grund der Dinge verleiht; sie ist es, die trotz überwiegender Macht des analytischen trennenden Verstandes, trotz aller Vorliebe für scharfe Grenzbestimmung, ihn dennoch befähigt, in jedem Besondern das Allgemeine, in jedem einzelnen Gliede das Ganze zu erfassen; mit anderen Worten: die ihn zu dem schöpferischen Kritikkünstler macht, den die Nachwelt in ihm bewundert. —

Aus der Zeit des Breslauer Aufenthalts stammen zwei kleine Aufsätze, die in Lessings Nachlaß aufgefunden und in den älteren Ausgaben seiner Werke unter der Ueberschrift „Spinozisterei" abgedruckt sind. In dem ersten: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott", [1]) spricht Lessing sich gegen die gewöhnliche theistische Auffassung Gottes aus, und führt, indem er die Wolfische Schule mit ihren eigenen Waffen bekämpft, den Beweis, daß „alle Dinge in Gott existiren und wirklich sind, und nicht außer ihm." „Ich brauche, — fügt er am Schlusse hinzu, — dieses: außer ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte." Wie er später — im Gespräch mit Jacobi — sagt, die orthodoxen Begriffe von

1) Werke XI. 111. Lachm.

der außerweltlichen Gottheit seien nicht mehr für ihn, so hier, daß er sich von einer außergöttlichen Welt, von einer Wirklichkeit der Dinge außer Gott, keinen Begriff machen könne. — Man sieht, Lessing hat die Lehre Spinoza's beherzigt: Innen und Außen, Geist und Natur sind untrennbar Ein und dasselbe!

In dem „Christenthum der Vernunft" wie in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), sowie in dem gleichzeitigen Fragmente „das Christenthum der Vernunft" [1]) liegt uns eine weitere Ausführung desselben Gedankens vor. „Vorstellen, Wollen und Schaffen", sagt Lessing dort, „sei bei Gott Eins: jeder Gedanke sei bei ihm eine Schöpfung; Gott könne demnach entweder gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung müsse eben so nothwendig wirklich sein, als er es selbst ist", — müsse also „eine wahre Verdoppelung seines Selbst" sein. Die kirchliche Lehre vom Gottessohn und der Dreieinigkeit solle vielleicht „den menschlichen Verstand nur auf den Weg bringen, zu bekennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem weltliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne, — daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, die eine Art von Mehrheit nicht ausschließe." Die ganze Lehre sei vielleicht nichts weiter als „ein faßlicher populärer Ausdruck" für den spekulativen Gedanken, daß die Schöpfung „eine Verdoppelung in Gott, d. h. daß Gott und Welt, Unendliches und Endliches untrennbar Eins" ist. Ganz ähnlich sagt Spinoza an einer Stelle [2]): „Wollten wir die Sache näher untersuchen, so könnten wir darthun, daß Gott nicht füglich einer und einzig genannt werden mag. Doch ist dies von geringer, oder vielmehr von gar keiner Bedeutung für diejenigen, denen es um die Sache, nicht um Namen zu thun ist." Und an einer andern Stelle, in einem Briefe: „Wer Gott einen oder

1) Werke XI. 604 ff. Lachm.
2) Spinoza, Bd. I. S. 103. Paulus. Vergl. Brief 39 in Bd. I. S. 590 und Brief 50 in Bd. I. S. 634.

den einzigen nennt, hat ſicher keinen wahren Begriff von Gott, oder ſpricht uneigentlich (improprie) von ihm."

Der zweite jener oben erwähnten Leſſing'ſchen Aufſätze behandelt einen Gegenſtand, der von jeher den Scharfſinn der Menſchen beſchäftigt, auch neuerdings wieder die Gemüther unſerer Theologen, Naturforſcher und Philoſophen auf's Lebhafteſte erregt hat: den Streit über Leib und Seele. Es iſt der Entwurf zu einem Briefe an Mendelsſohn (1763) und widerlegt des Letzteren Behauptung, daß Leibnitz die Lehre von der vorherbeſtimmten (präſtabilirten) Harmonie von Spinoza entlehnt habe. [1])

„Darin, — heißt es daſelbſt, — bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza iſt, welcher Leibnitzen auf die vorherbeſtimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erſte, welchen ſein Syſtem auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers blos und allein aus deſſelben eigenen mechaniſchen Kräften erfolgen könnten. Durch dieſe Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur ſeiner Hypotheſe. Aber blos auf die Spur; die fernere Ausſpinnung war ein Werk ſeiner eigenen Sagacität. Denn daß Spinoza die vorherbeſtimmte Harmonie ſelbſt — geſetzt auch nur ſo, wie ſie in dem göttlichen Verſtande antecedenter ad decretum [2]) exiſtirt — könne geglaubt oder ſie doch wenigſtens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich Alles zweifeln, was ich nur kürzlich [3]) von ſeinem Syſteme gefaßt zu haben vermeine. Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorſtelle

1) Leſſings Werke XI. 112—113. Lachm.

2) Zu deutſch: „vorausgehend in Beziehung auf den Beſchluß (oder Rathſchluß) Gottes."

3) Dies iſt wichtig für die Zeitbeſtimmung von Leſſings Eindringen in Spinoza's Philoſophie.

(Spinoza Sittenlehre Th. II. § 126) — was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man ſagen, die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber, heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, die das Ding mit ſich ſelbſt hat! Leibnitz will durch ſeine Harmonie das Räthſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen, wie Seele und Leib ſind, auflöſen. Spinoza hingegen ſieht hier nichts Verſchiedenes, ſieht alſo keine Vereinigung, ſieht kein Räthſel, das aufzulöſen wäre. — Die Seele, ſagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. § 163) iſt mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, wie der Begriff der Seele von ſich ſelbſt mit der Seele vereinigt iſt. Nun gehört der Begriff, den die Seele von ſich ſelbſt hat, mit zu dem Weſen der Seele, und keines läßt ſich ohne das andere gedenken. Alſo auch der Leib läßt ſich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß ſich keins ohne das andere gedenken läßt, dadurch daß beide ein und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, ſind ſie nach Spinoza's Meinung mit einander vereinigt. — Es iſt wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung und die Verknüpfung der Begriffe ſei mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei.“ Und was er in dieſen Worten blos von dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen behauptet, bejaht er anderwärts insbeſondere von der Seele (Sittenl. Th. 5. § 581): „So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft ſind: ebenſo ſind auch aufs genaueſte die Beſchaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft.“ — Es iſt wahr, ſo drückt ſich Spinoza aus, und vollkommen ſo kann ſich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn Beide ſomit einerlei Worte brauchen, werden ſie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! — — Nach Spinoza ſtimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenſtand der

Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen beide, machte eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und demselben Grunde erklären lassen" ....

Hier bricht das Lessing'sche Fragment ab, — mit ihm das aufgestellte Gleichniß. Die Ergänzung des letzteren ist jedoch nicht schwer, und Danzel [1]) hat sie in folgender Art gegeben. Es ist klar, sagt er, daß Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein. Der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst, und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen. Der andere wird behaupten: es finde nur Eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke. Die erstere Ansicht wird dem Leibnitzianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen. — In dem eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, ist unverkennbar, auf wessen Seite die Waage sich neigt. Der Wilde, dessen Ansicht der Lehre Spinoza's analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor."

Danzels Ergänzung ist folgerichtig. Warum aber vollendete Lessing selbst das angefangene Gleichniß nicht? Ward er durch einen äußern Zufall im Schreiben unterbrochen? Oder bestimmte ihn

1) Lessing Leben und Werke II. 2. S. 112.

vielleicht ein innerer Grund? Wir vermuthen das Letztere. Leſſing bricht ab, weil er zu rechter Zeit merkt, ſein Gleichniß hinke: es erläutere zur Noth Leibnitzens präſtabilirte Harmonie, paſſe aber nicht auf die Lehre Spinoza's. Das Verhältniß, das zwiſchen der wirklichen Bewegung eines Körpers und der Scheinbewegung ſeines Spiegelbildes beſteht, entſpricht keineswegs dem Verhältniß, das — nach Spinoza's Auffaſſung — Leib und Seele zu einander haben. Ihm iſt die Seele weder ein bloßes Spiegelbild des Leibes, noch Urſache oder Wirkung deſſelben; ſie iſt ein wirklich exiſtirendes Ding, aber nicht ein anderes als der Leib, ſondern ein und dasſelbe; Leib und Seele ſind ihm nicht zwei, ſondern Ein Weſen, Ein untrennbares Individuum. Soll daher das obige Gleichniß auf Spinoza's Anſicht paſſen, ſo müßte der Spiegel und der davor befindliche Körper in Eins zuſammenfallen, beide nur ein und daſſelbe einzelne Ding ſein. — Leſſing braucht übrigens das Gleichniß vom Spiegel auch in dem berühmten § 74 der „Erziehung des Menſchengeſchlechts", um durch daſſelbe die Einheit Gottes und der Welt anſchaulich zu machen. Und die bedingte Art, wie er es dort braucht, beſtätigt unſere Vermuthung. „Freilich" — ſo lauten ſeine Worte [1]) — „iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dies Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe: würde es ſodann auch noch nur eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbſt ſein? Wenn ich eine ähnliche Verdoppelung in Gott zu erkennen glaube u. ſ. f." — Und ähnlich in dem „Chriſtenthum der Vernunft" (§ 8 u. 10), wo er den Sohn Gottes „ein identiſches Bild Gottes" nennt. [2])

1) Werke X. 324. Lachm. (§ 73.)
2) Werke XI. 605. Lachm.

Das obige Fragment, das hier nicht ohne Grund möglichſt vollſtändig mitgetheilt worden iſt, bekundet ein tiefes Erfaſſen der Spinoza'ſchen Anſchauung, und ein wahrhaft ſeltenes Geſchick, philoſophiſchen Gedanken den entſprechenden durchſichtig klaren Ausdruck zu geben. Die Wärme und Lebendigkeit der Sprache bezeugt zugleich, daß es Leſſing bei dem Studium Spinoza's nicht ſowohl um Befriedigung eines literariſchen Intereſſes, als vielmehr von Hauſe aus um den Gewinn einer beſtimmten philoſophiſchen Weltanſchauung zu thun war. Man überſehe nur nicht, was der eigentliche Gegenſtand der Streitfrage iſt. Leſſing nimmt ſich Leibnitzens gegen Mendelsſohn an, und behauptet mit vollem Recht, daß Leibnitz ſeine „Hypotheſe", d. h. ſeine theoretiſche Erklärung der thatſächlichen Uebereinſtimmung von Leib und Seele dem Spinoza unmöglich entlehnt haben könne. Alſo lediglich eine Theorie, der Grund, die Erklärung einer Thatſache kommt hier in Frage, nicht die Thatſache ſelbſt. Die Thatſache, nenne man ſie mit Spinoza „Einheit", oder mit Leibnitz „vollkommene Uebereinſtimmung", ſteht bei beiden Philoſophen gleich feſt, und ebenſo ſteht feſt, daß Spinoza zuerſt die Thatſache richtig erkannt hat. Wie aus dem früher erwähnten Aufſatze Leſſings, ſo geht aus dieſem hervor: die Lehre, welche Spinoza zuerſt ausgeſprochen, durch welche Leibnitz auf die Spur ſeiner ſcharfſinnigen Hypotheſe gekommen, die Lehre:

> Der Menſch ward zum Thun und Denken erſchaffen! Wie Leib und Seele, ſo iſt Gedanke und That, Erkennen und Wollen, Wiſſen und Leben untrennbar Eins —

Leſſing hat dieſe Lehre mit bewußtvollem Verſtändniß aufgenommen; ſein ganzes Handeln und Denken iſt, gleich dem Spinoza's, nur eine offenbare Beſtätigung dieſer allgemein-gültigen Wahrheit. —

Was Leibnitzens vorherbeſtimmte Harmonie betrifft, ſo nimmt Leſſing ſie hier im Sinne Wolfs und ſeiner Schule. Die eigentliche (eſoteriſche) Auffaſſung, wonach die Harmonie des Leibes und

der Seele durch ein in dem Wesen der Dinge selbst gegründetes Naturgesetz zu erklären ist, lernte Lessing wohl erst in einer späteren Lebensperiode kennen. Merkenswerth jedoch ist, daß seine Worte: „die vorherbestimmte Harmonie, gesetzt auch nur so wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt" — bereits auf eine andere, tiefere Auffassung hindeuten.

Drittes Kapitel.

Spinoza und Leibnitz.

In Wolfenbüttel, wohin Lessing im Jahre 1770 übersiedelt, wird er durch einen besondern Umstand aufs Neue zum Studium der Leibnitz'schen Philosophie angeregt. Ein Manuscript Leibnitzens, die Nouveaux essais sur l'entendement humain, war wenige Jahre vorher in der Bibliothek zu Hannover aufgefunden und jetzt erst, ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens im Jahre 1716 erfolgten Tode, veröffentlicht worden. In diesem gegen Locke gerichteten Werke war zum erstenmale die Leibnitz'sche Lehre im Zusammenhange und in ihrer wahren Gestalt entwickelt. Ohne Deus ex machina wird hier Alles aus dem eigenen Wesen der Dinge erklärt, — „natürlich" erklärt, so wie Lessing es sich von Jacobi „ausgebeten haben wollte". [1]) Lessing ward durch das Studium dieses Werkes lebhaft beschäftigt. Seine nach 1770 herausgegebenen Schriften, wie: „Leibnitz von den ewigen Strafen" (1773) und „des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", — noch mehr aber die in seinem Nachlasse vorgefundenen Aufsätze: „das Christenthum der Vernunft", und: „daß mehr als fünf Sinne

1) Jacobi's Briefe über Spinoza's Lehre (1785) S. 34.

für den Menſchen ſein können", worin die Leibnitz'ſche Idee des Mikrokosmos ſinnreich ausgeſponnen wird; die Vorarbeiten zu einer kritiſchen Darſtellung von Leibnitzens Leben und Lehre; die angefangene Ueberſetzung der Nouveaux Essais, die Auszüge aus der letztern Schrift und die Bemerkungen dazu (XI. S. 43—45. Lachm.) — Dies alles bezeugt das lebendige Intereſſe für den „großen Mann", von dem er ſelber ſagt: „Wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile müßte er vergebens geſchrieben haben."

Welchen Einfluß hat nun das erneuerte Studium Leibnitzens auf Leſſings ſpekulative Weltanſchauung geübt? — Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir zunächſt das Verhältniß der Leibnitz'ſchen Philoſophie zur Lehre Spinoza's uns klar machen.

Gewöhnlich werden beide Männer als Gegenfüßler angeſehen. Spinoza gilt als der unbedingte Vertreter des Einheitsprinzips, des Cauſalitätsbegriffs, des Naturgeſetzes und der Naturnothwendigkeit, Leibnitz dagegen als der Anwalt des Individualitätsprinzips, des Zweckbegriffs, des Vernunftgeſetzes und der ſittlichen Freiheit. Leibnitz ſelbſt iſt dieſer Anſicht. In der obengenannten Schrift [1]) ſagt er von ſich: „Sie wiſſen, daß ich ſonſt beinahe zu weit ging und mich faſt auf die Seite der Spinoziſten geſchlagen hätte, welche Gott nichts weiter als eine unendliche Macht laſſen. Ohne auf ſeine Vollkommenheiten und auf ſeine Weisheit Rückſicht zu nehmen, verachten ſie die Unterſuchung der Zweckurſachen (Endurſachen), und leiten Alles von einer vernünftigen Nothwendigkeit ab. Das neue Licht" (— ſo nennt Leibnitz ſelbſt hier ſein Syſtem,) „hat mich von meiner Krankheit geheilt."

Welches iſt nun dies „neue Licht"?

Hören wir Leibnitz ſelbſt! „Ich habe gefunden," ſchreibt er 1714, zwei Jahre vor ſeinem Tode an einen Freund, „daß die

---

1) Nouveaux Essais in Leibnitz' Werken überſ. von Ulrich (Halle 1778) Bd. I. S. 132.

philoſophiſchen Sekten in einem guten Theile deſſen, was ſie behaupten, Recht haben, nicht aber in dem was ſie leugnen. Die Idealiſten („Formaliſten"), wie Platon und Ariſtoteles, haben Recht, wenn ſie die Quelle der Dinge in den Zweckurſachen (finalen und formalen Urſachen) finden; Unrecht aber haben ſie, die wirkenden und materiellen Urſachen zu vernachläſſigen, und — wie Heinrich Morus und einige Platoniker thaten — zu ſchließen, daß es Erſcheinungen gebe, die nicht mechaniſch erklärt werden könnten. Andererſeits haben die Materialiſten, die ſich einzig mit der mechaniſchen Philoſophie befaſſen, Unrecht, die metaphyſiſche Betrachtung zu verwerfen, und Alles durch dasjenige was von den Sinnen abhängt, erklären zu wollen. [1]) Ich ſchmeichle mir, daß ich in die Harmonie der verſchiedenen Reiche [2]) eingedrungen bin und geſehen habe, daß beide Parteien Recht haben, wenn ſie nicht einander ausſchließen wollen; daß alles in den Erſcheinungen zugleich mechaniſch und metaphyſiſch geſchieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphyſik iſt. Es war nicht leicht, dieſes Myſterium zu entdecken, weil es wenige giebt, welche dieſe beiden Arten der Studien zu vereinigen wiſſen." [3])

Und in den Nouveaux Essais, [4]) — in einer Stelle, die Leſſing ſich beſonders angemerkt hat (X. 49. Lachm.), ſagt Leibnitz weiter: „Mein Syſtem vereinigt Platon mit Demokrit, Ariſtoteles mit Descartes, die Scholaſtiker mit den Neueren, die Theologie und Moral mit der Vernunft." — „Es gewährt eine verſtändliche Erklärung (une explication intelligible) der Vereinigung des Körpers mit der Seele, — eine Sache, an der ich früher verzweifelt hatte. Ich finde den wahren Grund der Dinge in den Subſtanzeinheiten (dans les unités des substances = Monaden), welche dies mein Syſtem

1) Vergl. Leſſing XI. 47. Lachm.
2) Sinnlichkeit — Einbildungskraft.
3) S. Leibnitz' Biographie von Guhrauer I. S. 272.
4) Leibnitz Philoſ. Werke überſ. v. Ulrich I. S. 130.

einführt, und in ihrer durch die urſprüngliche Subſtanz vorherbeſtimmten Harmonie."

Alſo: um „Erklärung" iſt es Leibnitz zu thun; er will die „Vereinigung des Körpers mit der Seele" begreiflich machen, oder, — wie Leſſing (XI. 112. Lachm.) es ausdrückt, „das Räthſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen, als Leib und Seele ſind, auflöſen"; er will zeigen, warum „in den Erſcheinungen der Natur Alles zugleich mechaniſch und metaphyſiſch geſchieht", d. h. zugleich körperlich und geiſtig iſt. Und hierzu — zur Löſung des Räthſels, — ſollten ihm die „Subſtanzeinheiten" dienen. Dieſe Subſtanzeinheiten oder Monaden ſind der Grund, die Urbeſtandtheile der Dinge; außer ihnen giebt es nichts. Alles was da iſt, iſt aus Monaden zuſammengeſetzt, ſie ſelbſt aber ſind einfache und daher unzerſtörbare Weſen. Jede Monade hat Körper und Seele, mithin iſt die ganze materielle Welt — auch das ſogenannte Unorganiſche — bis in die kleinſten Theile beſeelt. (Vergl. Leſſing Werke XI. 459. Lachm.) Da die Monade ein einfaches, untheilbares Weſen iſt, können Körper und Seele bei ihr weder als Theile, noch als zwei verſchiedene mit einander verbundene Dinge angeſehen werden: Körper und Seele müſſen hier nothwendig in Eins zuſammenfallen, d. h. beide ſind eben daſſelbe einzelne Ding, die Monade. Wie bringt nun Leibnitz das Ineinanderfallen von Körper und Seele bei ſeinen Monaden zu Stande? Dadurch, daß er von dem herkömmlichen Begriffe der Körperlichkeit abgeht. Der Körper der Monade iſt nicht Körper im gewöhnlichen Wortſinne, ſondern eine — Kraft. Der Monadenkörper iſt die Ausdehnungs- und Widerſtandskraft, durch welche die ins Unendliche ſtrebende Seele beſchränkt und begrenzt, [1]) die ganze Monade mithin abgeſchloſſen, jeder äußern Einwirkung unzugänglich gemacht

1) Vergl. Leſſing XI. 459. Lachm.: „Was Grenzen ſetzt, heißt Materie. Die Sinne beſtimmen die Grenzen der Vorſtellungen, die Sinne ſind folglich Materie."

wird. So ſind Körper und Seele nur zwei verſchiedene Kräfte einer und derſelben einfachen Monade, die Monade ſelbſt alſo, — trotz ihres Körpers, — ein immaterielles geiſtiges Weſen. Erſt durch Zuſammenhäufung dieſer immateriellen geiſtigen Subſtanzeinheiten entſteht das, was wir im gewöhnlichen Leben Materie oder Körper nennen, — in ähnlicher Weiſe, wie aus Perſonen eine Geſellſchaft, aus Zellen ein Baum gebildet wird, obgleich die einzelne Perſon keine Geſellſchaft, die einzelne Zelle kein Baum iſt.

So das Verhältniß von Körper und Seele in der Monade. Wie aber verhalten ſich die Monaden untereinander?

Jede Monade iſt mit Vorſtellungs- und Strebungsvermögen begabt und — weil ſie ihrer Geſchloſſenheit wegen von außen nicht beſtimmt werden kann, — im Gebrauch dieſer Vermögen völlig unabhängig, d. i. freithätig und Selbſtzweck. Durch die ins Unendliche ſtrebende Seele, namentlich durch die kleinen unbewußten Vorſtellungen derſelben (perceptions petites insensibles) iſt jede Monade ein treues Ebenbild der Welt;[1]) durch den die Vorſtellungen beſchränkenden Körper aber erhält das Weltbild in jeder einzelnen Monade einen beſondern, eigenthümlichen, dem Standpunkte und der Entwickelungsſtufe der Monade entſprechenden Ausdruck. Alles ohne Ausnahme iſt demnach in jeder Monade enthalten, aber nach verſchiedenen Graden der Vollkommenheit: jede iſt ein eigengearteter, ſelbſtthätiger Mikrokosmus, ein lebendiger Spiegel (un miroir vivant) des Weltalls. Alle Monaden ſind gleich, inſofern ſie alle in ihrem Vorſtellen und Streben nur Ein und daſſelbe Univerſum ausdrücken; jede iſt von der andern verſchieden, inſofern jede dies aus einem beſondern Geſichtspunkte, auf eine nur ihr allein angehörende Weiſe thut. So giebt es nur Eine Welt und zugleich unendlich viele, — ſo viele Welten als Monaden. Und hierauf eben, — auf dieſer Einheit in der Verſchiedenheit, auf

1) Leibnitz: Nouveaux Essais überſ. v. Ulrich S. 101.

dieſer gleichzeitigen Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung — beruht das Geſetz der „vorherbeſtimmten Harmonie“, d. i. der in dem Weſen der Monaden begründete Weltzuſammenhang. [1])

Dem Geſetze der Harmonie gemäß wirkt und entwickelt ſich jede einzelne Monade ohne fremden Einfluß, frei aus eigener Natur, und ſteht doch das Wirken und die Entwickelung aller in vollem Einklang. So in den Monadengeſellſchaften, die man unorganiſche Körper nennt, wo wenig entwickelte, kaum zu unterſcheidende Monaden neben einander geordnet ſind; ſo in den niederen und höheren Organismen, wo jedesmal eine mehr entwickelte Monade — Centralmonade — mit anderen, minder entwickelten vergeſellſchaftet iſt, die aus freien Stücken ſich ihr unterordnen. In den ausſchließlich „beſeelt“ genannten Organismen handelt die Centralmonade (Seele) ſelbſtſtändig für ſich, und eben ſo ſelbſtſtändig handeln die den Körper bildenden Monaden; vermöge der „vorherbeſtimmten Harmonie“ aber iſt das beiderſeitige Thun ein einmüthiges. Mit andern Worten: „wie die Vorſtellungen (Begriffe) in der Seele geordnet und unter einander verknüpft ſind, nach eben der Ordnung und Verbindung erfolgen die Veränderungen des Körpers“, oder, — was daſſelbe iſt — Inneres und Aeußeres, Vorſtellen und Handeln, Gedanke und That ſtimmen jeden Augenblick aufs Genaueſte überein. [2])

Das Verhältniß endlich zwiſchen der geſammten Körperwelt und der Geiſteswelt iſt wieder dem Verhältniß gleich, das zwiſchen Körper und Seele der Einzelmonade beſteht. Wie hier Seele und Körper oder zweckthätige Kraft und Widerſtandskraft nicht zwei verſchiedene Weſen, ſondern nur zwei verſchiedene Kräfte einer und derſelben einfachen Monade ſind, ſo bildet die moraliſche Welt, das iſt die Geſammtheit der zweckthätigen Kräfte, und die phyſiſche

1) Vergl. Leſſings Aufſatz: Das Chriſtenthum der Vernunft § 20 (Werke XI. 606. Lachm.)

2) Leſſing: Brief an Mendelsſohn (XI. 112 ff. Lachm.) S. oben S. 177 ff.

Welt, das ist die Gesammtheit der mechanischen und bewegenden Kräfte, nicht zwei verschiedene Welten, sondern Eine untrennbare Welt, ein einheitliches Stufenreich unendlicher Kräfte. Causalitäts- und Zweckbegriff, Nothwendigkeit und Freiheit vereinen sich zur „glücklichen heiteren Nothwendigkeit", dem höchsten Ausdrucke Leibnitzischer Lebensweisheit. Wie aber immaterielle geistige Wesen — die Monaden — der letzte Grund aller Dinge sind, so ist auch die geistige Welt als Grund und Zweck der Körperwelt anzusehen, oder — wie der Meister selbst sein „Mysterium" ausspricht: „In der Metaphysik ist die Quelle der Mechanik." [1])

Wir haben die esoterische Lehre Leibnitzens den Hauptzügen nach geschildert, ohne auf seinen Gottesbegriff einzugehen. Gott wird von ihm gewöhnlich, im Sinne des Deismus, als die höchste, ursprüngliche Monas, als Weltschöpfer bezeichnet; an einzelnen Stellen aber auch als Weltseele, als allgegenwärtiger Mittelpunkt (monas monadum, Weltcentralmonade, centre partout), oder — im Geiste der Emanationstheorie — als Lichtwesen, aus dem die einzelnen Monaden gleich leuchtenden Blitzen („Fulgurationen") ausstrahlen. Wie diese widerstreitenden Ansichten zu versöhnen seien, bliebe dahingestellt. Jedenfalls geht aus dem Bisherigen hervor: daß Leibnitz wohl eher ein Freund, als ein Gegner des Einheitsgedankens ist. Zwar trennt er Körper und Seele; aber nur, um desto inniger beide zu einen. Er geht aus von dem Grundsatze individueller Freiheit, will aber durch Freiheit zur Einheit gelangen; sein Ziel ist die „glückliche heitere Nothwendigkeit". Als Idealist vergeistigt er die Materie, begabt er mit Vorstellungskraft

---

1) S. oben S. 184 u. Leibnitz Brief an Bierling II. 678, Efficientes causale ndent a finalibus et spiritualibus, et spirituali a sunt natura priora materialibus. D. h. die wirkenden Ursachen hangen ab von den Zweckursachen, und die Geisteswelt geht, — nicht der Zeit, wohl aber dem Begriffe und Werthe nach — der Körperwelt voran.

die unorganiſchen Maſſen, „intellektuirt“ er, wie Kant [1]) es ausdrückt, das Univerſum: er will durch Ausgleichung des Gegenſatzes von Körper und Geiſt die zwieſpältige Weltanſicht überwinden. Mit einem Wort: Leibnitzens Syſtem iſt nichts, als ein unabläſſiges Streben nach der einheitlichen Weltanſchauung, nach dem Einheitsgedanken. —

Wenden wir uns nun Spinoza, dem vermeintlichen Gegenfüßler, zu! An einer Stelle ſeiner Ethik, [2]) wo der Geiſt des einzelnen Menſchen „ein Theil des Gottesbegriffs“ genannt wird, ſagt er: „Ohne Zweifel wird der Leſer hier Anſtoß nehmen; es wird ihm Vieles einfallen was ſein Bedenken erregt. In dieſem Falle bitte ich ihn, langſamen Schrittes mit mir weiter zu gehen, und nicht eher ein Urtheil zu fällen, bis er das Ganze zu Ende geleſen.“

Höre mich, — dann urtheile! Was kann billiger ſein?! Und doch — wäre es geſchehen, wäre dieſe billigſte aller Bitten erfüllt worden, Leſſing hätte nicht zu klagen gehabt: „reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!“ [3])

Leibnitzen war es, wie wir geſehn, zunächſt um eine „Erklärung“ zu thun; Spinoza hat ein vorwiegend praktiſches Intereſſe. Er geht von dem Einheitsgedanken aus, um durch Einheit zur Freiheit zu gelangen; ſein Ziel iſt: Veredlung des Menſchen.

Will man Spinoza's Lehre begreifen, ſo muß man nicht bloß ſeine Ethik zu Ende leſen, ſondern auch ſeine übrigen Schriften und namentlich ſeine Briefe beachten. Einem jungen Freunde, der zur katholiſchen Kirche übergetreten war und ihm ſelbſt einen gleichen Schritt zumuthet, ſchreibt Spinoza: [4])

„Hältſt Du es für Anmaßung und Stolz, daß ich die Vernunft

---

1) Kant: Kritik der reinen Vernunft (1781) S. 271.
2) Spinoza Ethic. part. II. prop. XI. Schol.
3) Leſſing im Geſpräch mit Jacobi. S. Jacobi übe. die Lehre Spinoza's (Breslau 1785). S. 29.
4) Spinoza Th. I. p. 696 u. 699. Epist. 74. ed Paul.

gebrauche, und mich begnüge bei dem ächten Wort Gottes, das im Geiſte iſt und weder gefälſcht noch verderbt werden kann?" Und weiter: „Du wirſt nicht leugnen, — wenn anders Du mit dem Verſtande nicht zugleich das Gedächtniß verloren haſt, daß es in jeder Kirche ehrenwerthe Männer giebt, die Gott durch Gerechtigkeit und Menſchenliebe verehren. Ich kenne viele ſolcher Art unter den Lutheriſchen und Reformirten, unter Mennoniten und Enthuſiaſten, — und Du kennſt, Anderer nicht zu gedenken, Deine Eltern, die zur Zeit des Herzogs Alba um ihres Glaubens Willen mit Muth und Standhaftigkeit die ärgſten Folterqualen erduldet. Hiernach wirſt Du zugeben, daß die Heiligkeit des Lebens nicht der römiſchen Kirche ausſchließlich eigen, ſondern allen Kirchen gemeinſam iſt. Und weil wir — mit dem Apoſtel Johannes (Epist. I, 4, 13.) zu reden, — „„daran erkennen, daß wir in Gott ſind und Gott in uns iſt"", ſo folgt, daß Alles was die römiſche Kirche von andern trennt, durchaus überflüſſig und folglich aus bloßem Aberglauben eingeſetzt iſt. Denn, wie ich mit Johannes geſagt: Gerechtigkeit und Menſchenliebe ſind das einzig ſichere Zeichen des wahren katholiſchen Glaubens, die Frucht des wahren heiligen Geiſtes. [1] Ueberall wo dieſe gefunden werden, da iſt Chriſtus wahrhaftig; und überall, wo ſie fehlen, fehlt Chriſtus. — Hätteſt Du dies gehörig bei Dir erwogen, ſo würdeſt Du Dich nicht zu Grunde gerichtet und Deine Eltern, die Dich jetzt ſchmerzlich beweinen, nicht in ſo bittern Jammer verſetzt haben." —

„Wir in Gott und Gott in uns!" Dies Johanneiſche Wort, das Spinoza ſeinem Tractatus thelogico-politicus als Motto vorſetzt, iſt der Schlüſſel zur Einheitslehre Spinoza's! Es iſt ihm „das ächte Wort Gottes", die „Wahrheit, die, dem Lichte gleich, ſich ſelbſt und die Finſterniß offenbart." [2] Jeder Satz Spi-

1) Grade ſo Leſſing im Geſpräche: „Das Teſtament Johannis," Werke X. S. 42 ff. Lachm.

2) Sicut lux se ipsam et tenebras manifestat, sic veritas norma sui et falsi est. Spin.

noza's ist eine strenge Schlußfolgerung aus dieser Wahrheit; daher darf er mit Recht von sich sagen: „ich bilde mir nicht ein, die beste Philosophie erfunden zu haben, aber ich weiß, daß ich die wahre erkenne." Das große Verdienst Spinoza's, sein Vorzug vor allen andern Philosophen besteht darin, daß er die zwei in dem Johanneischen Ausspruche enthaltenen Lehren nicht trennt, sondern überall in ihrem Zusammenhange und überall in gleichem Maaße zur Geltung bringt. —

„Wir in Gott und Gott in uns!" — Was vom Menschen gilt, das gilt auch von den übrigen Dingen: Alles in Gott und Gott in jedem! Mit andern Worten: Gott und Welt sind untrennbar Eins. Es giebt keinen außerweltlichen Gott, aber einen weltlichen; — es giebt keine außergöttliche, keine gottverlassene Welt, wohl aber eine — göttliche. Jegliches Ding ist ein Theil des Weltalls, und das Weltall ist in jeglichem Dinge: Einzelnes und Weltganzes (ἓν καὶ πᾶν) sind untrennbar Eins! — Was von dem ganzen Menschen gilt, gilt auch von jedem Theile des Menschen. Jeder Theil des menschlichen Körpers und Geistes, jedes Glied und jeder Gedanke des Menschen ist in Gott, und Gott ist in jedem dieser Theile. In Wahrheit oder in Gott die Sache erfaßt, gleichsam mit Gottes Auge geschaut, ist mithin die Seele in jedem einzelnen Körpertheile, und jeder einzelne Körpertheil ist in der Seele. Mit andern Worten: die Seele ist der Inbegriff aller Körpertheile (idea corporis), und der Körper ist der Gegenstand und alleinige Inhalt der Seele (objectum mentis); die Seele ist nichts, als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele. Körper und Seele sind also ein und dasselbe untrennbare Wesen. —

So ist Spinoza durch geniale Anschauung, oder wie er selbst es nennt, „durch intuitives Erkennen" (scientia intuitiva) — dadurch nämlich, daß er jedes Einzelding in Gott, das ist in seinem einheitlichen Zusammenhange mit dem Ganzen

erfaßt, — zur Entdeckung des großen Geheimniſſes gelangt, das „der Genius des Menſchenverſtandes jedem Neugebornen heimlich ins Ohr flüſtert“:

> Leib und Seele, die wir in unſerer Vorſtellung trennen, ſind in Wirklichkeit untrennbar Eins, — ebenſo untrennbar Eins wie Natur und Geiſt, Gott und Welt, das Einzelne und das Ganze (ἓν καὶ πᾶν).

Das Johanneiſche Wort ſpricht die Abhängigkeit, aber auch die Freiheit des Menſchen aus. „Wir in Gott!“ iſt der Grund unſerer Abhängigkeit und Verpflichtung. Der Menſch iſt ein Theil des Weltalls, und als ſolcher dem Weltgeſetze, „der ewigen Nothwendigkeit der Dinge“ unterworfen. — „Gott in uns!“ das iſt der Grund unſrer Freiheit, unſres Rechts. Die Vernunft, das iſt die Anlage zur Selbſt- und Welterkenntniß, unterſcheidet den Menſchen von den übrigen Weſen. Sie entbindet ihn nicht von dem Weltgeſetze, aber ſie kann ihn frei machen von jeder äußeren Nöthigung. Je vernünftiger der Menſch, deſto klarer erkennt er, daß „die ewige Nothwendigkeit der Dinge „zugleich der Natur und dem Weſen ſeines eigenen Geiſtes entſpricht, d. h. daß ſie eine „vernünftige“ iſt. Weltgeſetz und Vernunftgeſetz, Natur- und Sittengeſetz ſind nur Ein Geſetz — das „wahre Wort Gottes im Geiſte, das weder gefälſcht noch verderbt werden kann“. Je vernünftiger der Menſch, um ſo willfähriger erfüllt er, — aus eignem Antriebe, das Geſetz der Nothwendigkeit, um ſo größer iſt ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit.

Den höchſten Grad ſolcher Freiheit, das Sicheinswiſſen mit dem Ganzen, nennt Spinoza „vernünftige Gottesliebe (amor Dei intellectualis), oder vernünftige Selbſtliebe: es iſt die klare Erkenntniß der ewigen Ordnung der Dinge als Weltbeſtes, der Weltgemeinſinn, der „die Frucht des wahren heiligen Geiſtes, Gerechtigkeits- und Menſchenliebe“, in ſich ſchließt. — Zu vernünftiger Gottesliebe, zu dieſer „höchſten menſchlichen Vollkommenheit (summa

humana perfectio, exemplar humanae naturae) sich und seine Mitmenschen heranzubilden, — das ist der Zweck der „Sittenlehre“ Spinoza's.

Seine Ethik stellt die thatsächlichen Folgen dar, die aus dem Verkennen der Wahrheit und aus dem Erkennen hervorgehen.

Der Glaube an eine zwiespältige Welt, so lehrt sie, führt zu einer „verworrenen und verstümmelten“ Auffassung [1]) der Dinge; die Vorstellung, die das Einzelne von dem Ganzen trennt, erzeugt Zwiespalt des Menschen mit sich selbst und mit Anderen, verleitet zu selbstsüchtigem, das ist vernunftwidrigem Handeln, macht den Menschen zu einem Sklaven seiner Triebe und Leidenschaften. Reue, Mißbehagen und Unheil sind die unausbleiblichen Folgen.

Die einheitliche Weltanschauung dagegen, die „Erkenntniß seiner selbst, Gottes und der ewigen Nothwendigkeit der Dinge“, versöhnt den Menschen mit sich und der Welt, bestimmt ihn zu vernünftigem, das ist gemeinnützigem Thun, mäßigt und reinigt die Leidenschaften und giebt ihm Selbstbeherrschung und Freiheit. Gleichmuth „vor beiden Antlitzen des Schicksals,“ [2]) Friede und Glückseligkeit sind — nicht etwa der Lohn, denn um Lohn handelt kein freier Mann, sondern die natürlichen Früchte vom Baume der Erkenntniß. [3]) „Der Weg zum Heil“ — so schließt Spinoza's Ethik — „den ich hier gezeigt habe, ist sehr schwierig; und allerdings muß schwierig sein, was so selten gefunden wird. Wäre das Heil nur so zur Hand und ohne große Anstrengung erreichbar, wie wäre es möglich, daß es fast von Allen vernachlässigt wird? Aber Alles Hohe ist eben so schwer als selten.“

1) Ideae mutilatae et confusae. Spinoza.

2) utramque fortunae faciem aequo animo exspectare et ferre. Spin. tract. Theol. polit. I. p. 215. Paul.

3) Ethic. part IV. propos. 18. Schol. am Ende und part V. prop. 42. Beatitudo non est virtutis praemium sed ipsa virtus. — Ganz ebenso Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ § 85. (X. 327 Lachm.). Und im Antigoeze IV. „In unserer Erleuchtung besteht am Ende unsere ganze Seligkeit.“

Nachdem wir Spinoza und Leibnitz einander gegenübergestellt, kehren wir nun zu der Frage zurück: welchen Einfluß hat das erneute Studium Leibnitzens auf Leſſings *ſpekulative Weltanſchauung* geübt?

Viertes Kapitel.

Der ſpekulative Grundgedanke Leſſings.

Wir haben Spinoza's Lehre zum Theil mit ſeinen eigenen Worten gegeben. Wo iſt aber jene „vernunftloſe Nothwendigkeit", von welcher nach Leibnitzens Behauptung Spinoza „Alles ableiten ſoll"? — Von einer *ewigen* Nothwendigkeit, von einer vernunftsgemäßen unabänderlichen Ordnung der Dinge haben wir ihn ſprechen gehört. Das Erkennen und willige Vollziehen *dieſer* Nothwendigkeit iſt es, was von Spinoza als menſchliche Freiheit, als höchſtes Gut, als Erkenntniß und Liebe Gottes geprieſen wird! Spinoza's „vernünftige Gottesliebe" — was iſt ſie anders als Leibnitzens „glückſelige Nothwendigkeit"? Zwei verſchiedene Ausdrücke ſind's für ein und dieſelbe Sache.

Wie aber konnte dies Leibnitz verkennen? Wie konnte er die frühere Anhänglichkeit an Spinoza als „eine Krankheit" bezeichnen, von welcher „das Licht ſeines eignen Syſtems ihn geheilt habe?" Weil er nicht den wirklichen, durch Wort und Schrift beglaubigten Spinoza, ſondern den von Bayle mißkannten vor Gericht ſtellt.

Ganz anders wird Spinoza's Geiſt von Leſſing erfaßt. Wie für ihn „chriſtliche Religion" und „Religion Chriſti" zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, ſo unterſcheidet er ſcharf zwiſchen dem Spinozismus eines Bayle und Genoſſen und der Lehre Spinoza's; oder, nach ſeinem eigenen Ausdrucke: „zwiſchen dem Gerede der Leute

über Spinoza und dem Geiſte der in Spinoza ſelbſt gefahren war.“ [1]) Ihm iſt er weder Gottesleugner, der Gott zur Natur herabſetzt, noch Weltleugner „bei dem zu viel Gott iſt“; [2]) weder Materialiſt, der nur die ſinnfällige Natur des Stoffs, — noch Idealiſt, der nur des Geiſtes unſichtbare Kraft gelten läßt: weder Vertheidiger einer atomiſtiſchen zuſammenhaltloſen Vielheit, noch Anwalt einer unterſchiedloſen, alles Einzelne verſchlingenden Einheit. Ihm iſt Spinoza der geiſtverwandte Wahrheitsforſcher, der den einheitvollen Zuſammenhang des Endlichen und Unendlichen — das Eine in dem Vielen ebenſo wie das Viele in dem Einen — klar erkannt und der freien Welt ihren Gott wiedergegeben hat.

Leſſing, der mit vollem Verſtändniß Spinoza's an das Studium Leibnitzens ging, konnte die Uebereinſtimmung beider unmöglich verkennen. Ihm entging es nicht, daß Leibnitzens ſcharfſinnige „Hypotheſe“ [3]) nur ein Erklärungsverſuch des ſpinoziſtiſchen Einheitsgedankens iſt. Seine Anſicht über das Verhältniß beider Philoſophen ſpricht er in folgenden an Jacobi gerichteten Worten aus:

> „Nach was für Vorſtellungen nehmen Sie denn Ihre perſönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorſtellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war im Herzen ſelbſt ein Spinoziſt!“ [4])

Dieſe Worte bedürfen nach dem Vorangegangenen keiner Er-

---

1) Siehe Jacobi Lehre Spinoza's (Breslau 1785). S. 14. 27.

2) Worte Hegels Geſch. d. Philoſ. III. S. 361 ff. (2. Aufl. 1844.). Hegel wirft dem Spinoza Einſeitigkeit vor: ſeine Lehre laſſe nur Gott, nicht das „endliche oder Weltweſen“ gelten; es fehle ihr das Prinzip der Individualität (Beſonderheit oder Selbſtheit). Gegen dieſen Vorwurf hat ſchon Herder den Spinoza vertheidigt und neuerdings iſt ſogar von einem Anhänger Herbarts der Begriff des Individualismus, — die unendliche Vielheit der Individuen oder Einzelſubſtanzen — für die eigentliche Grundlage der Spinoza'ſchen Weltanſchauung ausgegeben worden. S. Thomas: Spinoza's Individualismus und Pantheismus (Königsberg 1848.).

3) Leſſing Brief an Mendelsſohn XI. S. 112. Lachm.

4) Jacobi a. a. O. S. 21.

klärung; sie sind Lessings eigene Antwort auf die oben gestellte Frage: welchen Einfluß das erneuerte Studium Leibnitzens auf Lessings speculative Weltanschauung geübt habe.

Zwei andere Aeußerungen, die nicht minder bezeichnend sind für Lessings Anschauungsweise, mögen hier gleichfalls einen Platz finden. Die erste lesen wir in seinem Nachtrage zu „Jerusalems philosophischen Aufsätzen" (1776), wo es heißt: [1] „was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas, — wenn es Etwas ist, — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders handeln zu können. Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß." —

Wir sehen, auch für Lessing ist die Willensfreiheit des Menschen keine leere „kahle" in bloßer Willkür bestehende Selbstbestimmung, sondern das bewußte Wollen und Vollbringen des naturgemäß Nothwendigen, d. h. dessen was sich aus der Natur des Handelnden wie des Ganzen mit Nothwendigkeit ergiebt. Einsicht („Vorstellung des Besten") und Wollen, [2] Freiheit und Nothwendigkeit, Vorsehung und Schicksal (ἀνάγκη) sind für ihn keine Gegensätze, sondern ein und dasselbe. Lessings „Dank dafür", daß er „das Beste muß", ist ganz das nämliche, was Spinoza das „selbstwillige Vollziehen des Weltbesten", — was Leibnitz die „glückliche, heitere Nothwendigkeit" nennt. Und wenn es im Nathan heißt: „Kein Mensch muß müssen!" so heißt das eben nichts anders als: der Mensch kann das Nothwendige als „das Gute" erkennen,

1) S. Werke X. S. 6. Lachm.

2) Voluntas et intellectus unum et idem sunt. Spinoza Ethic. part. II. prop. 49. Coroll. (Naturgemäße Freiheit und vernunftgemäße Nothwendigkeit sind ein und dasselbe.)

ſo daß nicht das Müſſen ſondern dieſe Erkenntniß ihn zum Handeln beſtimmt. [1])

Die zweite Aeußerung — im Geſpräche mit Jacobi — lautet: „Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erſte und vornehmſte betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen, da doch alles, mitſammt den Vorſtellungen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke ſind offenbar in einer höheren Kraft begründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt. — Spinoza war fern davon, unſere elende Art, nach Abſichten zu handeln, für die höchſte Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu ſetzen."

Jacobi, der Gefühlsphiloſoph, weiß ſich in den „wunderlichen" Ausſpruch gar nicht zu finden und ſtimmt ſpäter Mendelsſohn, dem Verſtandesphiloſophen, bei, der dieſen „Einfall Leſſings" mit einem „Verſuche über ſich ſelbſt hinauszuſpringen" vergleicht. Und doch behauptet Jacobi, freilich zu Leſſings großem Erſtaunen, Spinoza gründlich zu kennen, — Spinoza, deſſen Lehre grade darin von allen übrigen ſich unterſcheidet, daß ſie weder das Denken dem Sein noch das Sein dem Denken voranſtellt, ſondern Denken und Sein, Vorſtellen und Handeln, als völlig ebenbürtige Aeußerungsweiſen Gottes wie des Menſchen ſtets in ihrer untrennbaren Einheit erfaßt! Spinoza und Leſſing ſind fern davon, „die Quelle

---

1) Man vergl. ferner Leſſings Chriſtenthum der Vernunft § 25 und 26. „Weſen, welche Vollkommenheiten haben, ſich ihrer Vollkommenheiten bewußt ſind, und das Vermögen beſitzen, ihnen gemäß zu handeln heißen moraliſche Weſen, das iſt ſolche, welche einem Geſetze folgen können." „Dieſes Geſetz iſt aus ihrer eigenen Natur genommen und kann kein andres ſein als: handle deinen individualiſchen Vollkommenheiten gemäß." — Das iſt das: τὸν ἐντὸς ἑαυτοῦ δαίμονα θεραπεύειν (dem Dämon in ſich gewärtig ſein) des philoſophiſchen Kaiſers Antonin. womit das Heraklitiſche ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων zu vergleichen iſt. (S. Lassalle Heraklit II. S. 451 – 452.) Spinoza Epist. 32. extr. Probi homines conscii Deo serviunt et serviendo perfectiores evadunt. — Milton: „Und wäre es die niedrigſte Dienſtleiſtung die Gott durch ſeinen Stimmführer Gewiſſen von mir heiſcht, — Schmach über mich, wenn ich ihm nicht folgte!"

der Dinge in den Zweckursachen zu finden", „die Metaphysik (wie Leibnitz sich in dem oben von uns angeführten Briefe ausdrückt) für die Quelle der Mechanik zu halten". Sie sind fern davon, dem göttlichen Wesen in der Natur wie im Menschen ein Handeln nach Absichten oder Endzwecken, d. i. ein Entbehren und Begehren zuzuschreiben. [1]) Lessing sagt: „Vorstellen, Wollen und Schaffen ist bei Gott eins. Man kann also sagen: Alles was sich Gott vorstellt, alles das schafft er auch. Jeder Gedanke ist bei Gott eine Schöpfung." [2]) Und ebenso Spinoza: „Gott handelt nur nach den Gesetzen seiner Natur. Will man ihm Verstand und Willen beilegen, so muß man unter diesen beiden Eigenschaften etwas ganz Anderes verstehen als gewöhnlich (vulgo) darunter verstanden wird. Dies scheinen auch die gemerkt zu haben, welche behaupten, daß Gottes Verstand, Wille und Macht ein und dasselbe ist." —

Die Richtung welche Lessings Speculation genommen, — so himmelweit verschieden von der Anschauungsweise seiner Zeitgenossen — erklärt uns das Gefühl geistiger Vereinsamung, das mitten unter Freunden sich seiner bemächtigt und die letzten Lebensjahre des großen Mannes getrübt hat. Welch schmerzliche Empfindung solchen Alleinstehens, bei tiefem Bedürfniß nach „Gemeinschaft mit sympathisirenden Geistern" giebt sich in den wenigen Zeilen kund, die den

---

1) Spinoza Ethic. part I. prop. 17. Schol. (Th. II. S. 51 u. 53. Paul.) — „In einem folgenden Gespräche" — so erzählt Jacobi (Werke IV. 2. S. 82.) „habe ihn Lessing auf Hume's Gespräche über die natürliche Religion (zweite Abth.) verwiesen, wo gegen die Endursachen und einen Gott der von ihnen geleitet werde, gehandelt wird."

2) Lessing: das Christenthum der Vernunft §§ 3 u. 13. (Werke XI, 604 u. 605. Lachm.) Spinoza Ethik Th. I. Anhang: „Wenn Gott wegen eines Zwecks handelte, so müßte er nothwendig etwas begehren, dessen er entbehrt. — Alles in der Natur geht nach einer gewissen ewigen Nothwendigkeit und höchster Vollkommenheit vor sich. Die Natur hat sich keinen Zweck vorgesetzt, und alle Endzwecke der Dinge sind nur menschliche Erdichtungen. — Das Vorurtheil vom Endzweck ist nur dadurch entstanden, weil der Mensch Alles in der Natur als Mittel zu seinem Nutzen betrachtet." Spinoza II. S. 70–72. S. 67 200—204 ed. Paul.

Digitized by Google

philoſophiſchen Aufſätzen des jungen Jeruſalem zur Einleitung dienen! Hier iſt in jedem Worte der ganze Leſſing, erhalten wir vollen Aufſchluß nicht minder über ihn ſelbſt als über das Vorbild des Goethe'ſchen Werther. [1])

Außer „dem jungen Grübler", wie er Jeruſalem nennt, ſcheint Leſſing keinem der Freunde ſeine philoſophiſchen Anſichten mitgetheilt zu haben. Erſt gegen das Ende ſeiner Laufbahn, wenige Monde vor ſeinem Tode, ward er durch das Drängen Jacobi's zu einer ſolchen Ausſprache in einer Unterredung mit demſelben veranlaßt. Wir geben dieſe berühmte Unterredung, auf welche ſchon in dem Vorangegangenen mehrfach hingewieſen worden iſt, hier in ihrem Zuſammenhange, und zwar Leſſings Aeußerungen vollſtändig, die Worte Jacobi's nur ſoweit es zum Verſtändniß erforderlich iſt.

Jacobi (indem er Leſſing eine Abſchrift des Goethe'ſchen „Prometheus" zum Leſen überreicht): Sie haben ſo manches Aergerniß gegeben, ſo mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen.

Leſſing (nachdem er das Gedicht geleſen): Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand.

Jacobi: Sie kennen das Gedicht?

Leſſing: Das Gedicht habe ich nie geleſen, aber ich find' es gut.

Jacobi: In ſeiner Art ich auch, ſonſt hätte ich es Ihnen nicht gezeigt.

Leſſing: Ich mein es anders. Der Geſichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen iſt, das iſt mein eigener Geſichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch das Gedicht; und ich muß bekennen es gefällt mir ſehr.

Jacobi: Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverſtanden.

---

1) S. oben S. 158.

Leſſing: Wenn ich mich nach Jemand nennen ſoll, ſo weiß ich keinen andern.

Jacobi: Spinoza iſt mir gut genug: aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden!

Leſſing: Ja! wenn Sie wollen! Und doch — wiſſen Sie etwas Beſſeres? ...

Hier wurde das Geſpräch durch einen Dritten unterbrochen, und erſt am folgenden Morgen (7. Juli 1780) fortgeſetzt.

Leſſing: Ich bin gekommen um über mein ἓν καὶ πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erſchraken geſtern.

Jacobi: Sie überraſchten mich. — — Freilich hatte ich nichts weniger vermuthet, als an Ihnen einen Spinoziſten oder Pantheiſten zu finden. Und Sie ſagten's mir ſo platt heraus! Ich war großentheils gekommen, um von Ihnen Hilfe gegen den Spinoza zu erhalten.

Leſſing: Alſo kennen Sie ihn doch? [1])

Jacobi: Ich glaube, ſo gut, als ihn äußerſt wenige gekannt haben.

Leſſing: Dann iſt Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz ſein Freund. Es giebt keine andre Philoſophie als die Philoſophie des Spinoza.

Jacobi: Das mag wahr ſein. Denn der Determiniſt, wenn er bündig ſein will, muß zum Fataliſten werden. —

Leſſing: Ich merke, wir verſtehen uns. Deſto begieriger bin ich, von Ihnen zu hören, was Sie für den Geiſt des Spinozismus halten; ich meine den, der in Spinoza ſelbſt gefahren war.

Jacobi: Das iſt wohl kein anderer geweſen, als das Uralte a nihilo nihil fit (aus Nichts wird nichts), welches Spinoza nach

---

1) Wenn man bedenkt, daß Jacobi es iſt, dem wir die, wenn auch nur fragmentariſche, Aufzeichnung ſeiner Unterredung mit Leſſing verdanken, ſo iſt die Naivetät der Ironie in dieſer verwunderten Frage Leſſings doppelt ergötzlich; faſt ſo ergötzlich wie die darauf folgende Verſicherung Jacobi's.

abgezogeneren Begriffen als — Andere vor ihm in Betrachtung zog.

Leſſing: Ueber unſer Credo alſo werden wir uns nicht entzweien.

Jacobi: Das wollen wir in keinem Falle! Aber im Spinoza ſteht mein Credo nicht!

Leſſing: Ich will hoffen, es ſteht in keinem Buche.

Jacobi: Das nicht allein. Ich glaube eine verſtändige perſönliche Urſache der Welt.

Leſſing: O deſto beſſer! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen.

Jacobi: Freuen Sie ſich nicht zu ſehr darauf. Ich helfe mir durch einen salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopf-unter eben keine ſonderliche Luſt zu empfinden.

Leſſing: Sagen Sie das nicht! Wenn ich's nur nicht nachzumachen brauche. Und Sie werden ſchon wieder auf Ihre Füße zu ſtehen kommen. Alſo, wenn es kein Geheimniß iſt, ſo will ich es mir ausgebeten haben.

Jacobi: — — Die ganze Sache beſteht darin, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und gegen Alles, was mit ihm verknüpft iſt, ſchließe — — —

Leſſing: Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen. Ueberhaupt erſchreckt mich was Sie eben ſagten nicht im mindeſten. Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erſte und vornehmſte betrachten, aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles, — mitſammt den Vorſtellungen, — von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanken ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt. Sie muß unendlich vortrefflicher ſein als dieſe oder jene Wirkung; und ſo kann es auch eine Art des Genuſſes für ſie geben, der nicht allein alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig außer dem Begriffe liegt.

Daß wir uns nichts davon gedenken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.

Jacobi. Sie gehen weiter als Spinoza. Diesem galt Einsicht über Alles.

Lessing. Für den Menschen! Er war aber fern, unsere elende Art nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und so den Gedanken obenan zu setzen.

Jacobi: Einsicht ist beim Spinoza in allen endlichen Naturen der beste Theil, weil sie derjenige Theil ist, womit jede endliche Natur über ihre Endlichkeit hinausreicht. — — Hätte die unendliche einzige Substanz des Spinoza Persönlichkeit und Leben: so wäre Einsicht auch an ihr der beste Theil.

Lessing: Gut. Aber nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist.

Jacobi: Reden Sie im Ernste?

Lessing: Zweifeln Sie daran im Ernste? Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine, wegen dieser großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte.

Jacobi: Ganz recht! Sie aber sagten von einer gewissen Meinung, dem Spinozismus, daß Leibnitz derselben im Herzen zugethan gewesen.

Lessing: Erinnern Sie sich einer Stelle des Leibnitz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befände sich in einer immerwährenden Expansion und Kontraktion: dieses wären die Schöpfung und das Bestehen der Welt?

Jacobi: Von ſeinen Fulgurationen weiß ich; aber dieſe Stelle iſt mir unbekannt.

Leſſing: Ich will ſie aufſuchen, und Sie ſollen mir dann ſagen, was ein Mann wie Leibnitz dabei denken konnte, oder mußte.

Jacobi: Zeigen Sie mir die Stelle. Aber ich muß Ihnen zum Voraus ſagen, daß mir bei der Erinnerung ſo vieler anderen Stellen eben dieſes Leibnitz — — vor der Hypotheſe ſchwindelt, daß dieſer Mann keine ſupramundane (überweltliche), ſondern nur eine intramundane Urſache der Welt geglaubt haben ſollte.

Leſſing: Von dieſer Seite muß ich Ihnen nachgeben. Sie wird auch das Uebergewicht behalten, und ich geſtehe, daß ich etwas zu viel geſagt habe. Indeſſen bleibt die Stelle, die ich meine, und noch ſo manches andere, immer ſonderbar. Aber, nicht zu vergeſſen! nach welchen Vorſtellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinozismus? Finden Sie, daß die Prinzipien von Leibnitz ihm ein Ende machen?

Jacobi: Wie könnte ich: bei der feſten Ueberzeugung, daß der bündige Determiniſt ſich vom Fataliſten nicht unterſcheidet! — — Uebrigens weiß ich kein Lehrgebäude, das ſo ſehr, wie das von Leibnitz, mit dem Spinozismus übereinkäme. — —

Leſſing: Ich laſſe Ihnen keine Ruhe, Sie müſſen mit dieſem Parallelismus an den Tag; — reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!

Jacobi: Sie würden vor wie nach ſo von ihm reden. Den Spinoza zu faſſen, dazu gehört eine zu lange und hartnäckige Anſtrengung des Geiſtes. Und keiner hat ihn gefaßt, dem in der Ethik eine Zeile dunkel blieb; keiner, der es nicht begreift, wie dieſer große Mann von ſeiner Philoſophie die feſte innige Ueberzeugung haben konnte, die er ſo oft und ſo nachdrücklich an den Tag legt. — — Eine ſolche Ruhe des Geiſtes, einen ſolchen Himmel im Verſtande, wie ſich dieſer helle reine Kopf geſchaffen hatte, mögen Wenige gekoſtet haben!

Leſſing: Und Sie ſind kein Spinoziſt, Jacobi?!

Jacobi: Nein, auf Ehre!

Leſſing: Auf Ehre, ſo müſſen Sie ja, bei Ihrer Philoſophie, aller Philoſophie den Rücken kehren. [1])

Jacobi: Warum aller Philoſophie den Rücken kehren?

Leſſing: Nun, ſo ſind Sie ein vollkommener Skeptiker.

Jacobi: Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philoſophie zurück, die den vollkommenen Skeptizismus nothwendig macht.

Leſſing: Und ziehen dann — wohin?

Jacobi: Dem Lichte nach, wovon Spinoza ſagt, daß „es ſich ſelbſt und auch die Finſterniß erleuchtet". Ich liebe den Spinoza, weil er, mehr als irgend ein anderer Philoſoph, zu der Ueberzeugung mich geleitet hat, daß ſich gewiſſe Dinge nicht erklären laſſen: vor denen man darum die Augen nicht zudrücken muß, ſondern ſie nehmen, wie man ſie findet. — —

Leſſing: Sie drücken ſich beinahe ſo herzhaft aus wie der Reichstagsſchluß zu Augsburg. [2]) Aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den „mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille ſei", worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza ſich doch auch zu finden wußte.

Jacobi: Auch hat Spinoza ſich nicht wenig krümmen müſſen, um ſeinen Fatalismus bei der Anwendung auf menſchliches Betragen zu verſtecken. — — Und das war es ja, was ich behauptete: daß auch der größte Kopf, wenn er Alles ſchlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen und ſonſt nichts gelten laſſen will, auf ungereimte Dinge kommen muß.

---

1) „Ueberhaupt iſt Spinoza ein ſolcher Hauptpunkt der modernen Philoſophie, daß man in der That ſagen kann: Du haſt entweder den Spinozismus oder keine Philoſophie." — Hegel Geſch. d. Phil. III. 362.

2) Der Beſchluß, den die katholiſche Mehrheit auf dem Reichstage faßte, lautete: „Was die Meinung betrifft, daß der menſchliche Wille nicht frei ſei, ſo ſolle dieſelbe durchaus nicht zugelaſſen werden, weil ſie ſich als viehiſch (pecuina) und gotteslästerlich darſtelle."

Leſſing: Und wer nicht erklären will?

Jacobi: Wer nicht erklären will, was unbegreiflich iſt, ſondern nur die Grenze wiſſen, wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da iſt: von dem glaube ich, daß er den mehrſten Ramm für echt menſchliche Weisheit in ſich ausgewinnt.

Leſſing: Worte, lieber Jacobi, Worte! Die Grenze, die Sie ſetzen wollen, läßt ſich nicht beſtimmen. Und an der andern Seite geben Sie der Träumerei, dem Unſinne, der Blindheit freies offenes Feld.

Jacobi: Ich glaube, jene Grenze wäre zu beſtimmen. Setzen will ich keine, ſondern nur die ſchon geſetzte finden und ſie laſſen. Und was Unſinn, Träumerei und Blindheit anbelangt ....

Leſſing: Die ſind überall zu Hauſe, wo verworrene Begriffe herrſchen.

Jacobi: Mehr noch wo erlogene Begriffe herrſchen — — Nach meinem Urtheil iſt das größeſte Verdienſt des Forſchers, Daſein zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung iſt ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächſter — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck iſt, was ſich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache. — —

Leſſing: Gut, ſehr gut! Ich kann das Alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht daſſelbe damit machen. Ueberhaupt gefällt Ihr salto mortale mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf dieſe Art Kopf-unter machen kann, um nur von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht.

Jacobi: Wenn Sie nur auf die elaſtiſche Stelle treten wollen, die mich fortſchwingt, ſo geht's von ſelbſt.

Leſſing: Auch dazu gehörte ſchon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem ſchweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf.

Digitized by Google

Dies Gespräch, — das philosophische Testament Lessings, — ist in seinen Folgen von epochemachender Bedeutsamkeit. [1]) Durch die Anerkennung, die Lessing — und er zuerst — dem Spinoza zollte, ward ein gründlicheres Studium der Spinoza'schen Lehre und dadurch jener Umschwung in der deutschen Philosophie herbeigeführt, den wir am Ende des vorigen Jahrhunderts eintreten sehen. Je strenger Kants Vernunftkritik die sinnliche Welt von der übersinnlichen zu scheiden, je schärfer sie zwischen dem Begreiflichen und dem Unbegreiflichen eine Grenze zu ziehen versucht, um so mächtiger regt sich gegen solche Zwiespältigkeit das natürliche Einheitsgefühl, und Spinoza ist es, der diesem Gefühle den klar bewußten Ausdruck verleiht. Spinoza's Gottes- und Weltanschauung, die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes, bildet die Grundveste, auf welcher die ganze neuere Philosophie erbaut ist. Und so darf Lessing, der durch spekulative Behandlung religiöser Fragen, wie durch direkte Hinweisung auf Spinoza den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gegeben, mit Recht ein Vorgänger Fichte's, Schellings und der neueren Philosophie überhaupt genannt werden. Auch auf dem Gebiete des spekulativen Denkens war er ein Erwecker und Befreier der Deutschen. —

Fassen wir das Ergebniß der bisherigen Untersuchung zusammen!

Lessing ist, — wie Sokrates, Spinoza und Kant — vorwiegend Moralphilosoph. Von Leibnitz hat er einzelne naturphilosophische Ideen verwerthet, dabei aber in echt spekulativer Weise den Einheitsgedanken Spinoza's überall streng und folgerecht festgehalten. —

---

1) Man vergl. Hegel Geschichte der Philosophie (2. Ausg.) III. S. 337. S. 362. S. 481 ff., und Gervinus Geschichte der deutschen Nationalliteratur (2. Aufl.) IV. S. 411.

Religionsvorurtheile erklärt Spinoza für die Quelle menſchlicher Knechtſchaft; vernünftige Gottesliebe, der Weltgemeinſinn wird Euch frei machen! Und eben ſo lehrt Leſſing in ſeiner Ethik: [1])

„Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums! — Genug daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.“

1) Erziehung des Menſchengeſchlechts §§ 85 u. 86, und Ernſt und Falk, viertes Geſpräch (Werke X. 327 u. 293. Lachm.)

Zwölftes Buch.

Lessing der Theologe.

Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

„Jeder sage was ihn Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."
Lessing an Reimarus d. J.

Erstes Kapitel.

Lessings theologische Vorstudien.

Lessings Uebersiedelung nach Wolfenbüttel bildet, wie wir gesehen haben, einen Wendepunkt in seinem ganzen Leben. Wenn man den schroffen Uebergang von den bisher vorzugsweise von ihm verfolgten Interessen der Literatur, Poesie und Kunst zu den religions-philosophischen Forschungen und theologischen Händeln betrachtet, welche diese letzte Periode seines Lebens fast ausschließlich erfüllen, so ist man geneigt denselben auf Rechnung derselben Stimmung zu setzen, welche einer seiner alten Lieblingsdichter in ähnlicher Lage mit den Worten ausdrückt:

> Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono:
> Quid verum et decens curo et rogo et omnis in hoc sum,
> Condo et compono, quae mox depromere possim. [1])

Die Schroffheit jenes Ueberganges ist indessen nur eine scheinbare für denjenigen, welcher dem Lebensgange des großen Mannes aufmerksam gefolgt ist. Nur das ist zuzugeben, daß es überwiegend äußere Umstände waren, welche in dieser Periode jenen Uebergang herbeiführten und Interessen in den Vordergrund der Oeffentlichkeit rückten, die er bis dahin nur im geheimsten Innern getragen hatte. Er selbst

---

1) Also leg ich anjetzt Spielwerk und Lieder bei Seite;
Forschen nach dem was wahr ist und gut, darin leb' ich und web' ich,
Sammle mir Früchte, davon ich dereinst zu zehren gedenke.
(Horaz Episteln I. 1. 10—12.)

freilich hatte sein Leben nicht auf diesen Schluß angelegt. Nach dem Scheitern des Hamburger Unternehmens sahen wir ihn mit Plänen zu großartigen Reisen und zu Studien erfüllt, die weit ablagen von der Verfolgung religiöser Probleme und theologisch-dogmatischer Streithändel. Aber das alte fromme Wort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt," sollte sich in mehr als einem Betrachte wunderbar an ihm bewähren. Denn derselbe Mann, der im Jahre 1768 an seinen Freund Ebert schrieb: [1]) „Das pro und contra über die Religion habe ich Eines so satt wie das Andere; lieber schreibt von geschnittenen Steinen, Ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften" — er ahnte schwerlich, daß er selbst wenige Jahre später auf demselben Gebiete ein Feuer entzünden werde, das trotz aller Löschversuche gläubigen Eifers bis auf diesen Tag fortbrennt.

Wir haben gesehen, daß Lessing aus dem väterlichen Hause nicht nur einen tief religiösen Sinn, sondern auch ein sehr wesentliches theologisches Interesse mit ins Leben genommen hatte. Wenn er sich trotzdem nicht entschließen konnte, die Theologie zu seinem Berufsstudium zu machen, so galt seine Abneigung eben nur dem Stande und Berufe, nicht der Sache, der Religion, die für ihn sein ganzes Leben lang ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und Forschens war. Schon der zwanzigjährige Jüngling hatte dem Vater geschrieben: die christliche Religion sei keine Sache, die man von seinen Vorfahren auf Treu und Glauben annehmen solle. Aber er durfte in Bezug auf sich selbst schon damals hinzusetzen: die Zeit solle lehren, ob der ein besserer Christ sei, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen im Munde habe, in die Kirche gehe und alle Gebräuche, weil sie gewöhnlich sind, mitmache, oder der, der einmal klüglich gezweifelt habe, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung zu gelangen bestrebt sei. [2]) Jung,

1) XII. 207.
2) XII. 13.

kühn, geist- und witzbegabt wie Wenige kam er in das voltairisirte Berlin. Aber statt sich an dem dort herrschenden Geiste frivoler Religionsspötterei zu betheiligen, sehen wir ihn vielmehr, von demselben entschieden abgestoßen, sich nachdrücklich gegen die ganze französische Freigeisterei erklären. Wie seiner antiken Sinnesart in dem thätigen Leben die höchste Aufgabe des Menschen erscheint, so ist ihm die Religion die höhere Weihe dieses Lebens, und die Fähigkeit zu lieben, selbst den Feind zu lieben, das echte Kriterium der Religiosität. Seine Tendenzdramen „der Freigeist" und „die Juden" sind von diesen Grundsätzen ebenso erfüllt, wie seine Feuilletonartikel in der Berliner Zeitung.

In Wittenberg beschäftigte ihn die Reformationsgeschichte, aber nicht im einseitigen Partei-Interesse, sondern im Interesse der Wahrheit und Humanität. Er schreibt seine Rettungen des Lemnius, Cardanus u. a. und spricht darin das große Prinzip der freien Forschung in Sachen der Religion mit den berühmten Worten aus: „Was ist nöthiger als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung?" Selbst wer auf dem rechten Wege sei, habe die Pflicht, sich auch um die Irrwege zu bekümmern, denn „man lernt diese nicht durch jenen, sondern jenen durch diese kennen." [1]) Der zweiundzwanzigjährige Jüngling stand schon damals auf einer Höhe, von welcher aus er die verschiedenen Religionen nur als verschiedene Formen der Religion, des religiösen Lebens überhaupt betrachtete, und die Grundgedanken des „Nathan" und der „Erziehung des Menschengeschlechts" traten uns schon hier entgegen. Schon in dieser Periode seiner Entwicklung sahen wir den späteren großen Regulator aller streitigen Grenzgebiete der Kunst und Wissenschaft jene entscheidende Sonderung zwischen Religion und Vernunft, Glauben und Wissen oder vielmehr Denken vollziehen, mit der er später der Vermischung Beider in der

1) IV. 52.

modernen Theologie so entschieden entgegentrat. Und wie er überhaupt in dem Höchsten, was er in sich trug, einsam dastand in seiner ganzen Zeit, so bildete auch jene Sonderung eine unausfüllbare Kluft, die ihn innerlich selbst von seinen nächsten Freunden trennte.

Bei diesem Interesse für theologische Forschungen kann es uns nicht befremden, daß wir ihn in den letzten Jahren seines Breslauer Aufenthalts, neben Minna von Barnhelm und den Arbeiten für seinen Laokoon, in das Studium der Kirchenväter versenkt und bestrebt finden, sich über die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte ins Klare zu setzen. Ein Zeugniß dieser Studien ist uns in dem Entwurfe „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“ [1]) erhalten. Nichts ist bezeichnender für den tiefen sittlichen Ernst, mit dem er an diese Forschungen ging, als der Selbstzuruf, mit dem er sich in der Einleitung zu dieser Arbeit auffordert: „Dieser Untersuchung, sage ich zu mir selbst, unterziehe Dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit Deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts: beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.“ Ueberhaupt belauschen wir ihn in diesem nicht für die Oeffentlichkeit, ja überhaupt für keines Menschen Auge bestimmten Entwurfe, gleichsam im Innersten seines Denkens. So, wenn er von der Vernachlässigung der philosophischen und mathematischen Vorübungen in jenen Urzeiten des Christenthums sagt: diese Vorübungen überspringen und bei dem anfangen, was die Spekulation Kühnes und Wunderbares hat, heiße den graden Weg zur Schwärmerei nehmen. Er führt als Beispiel den sogenannten Märtyrer Justinus, den bekannten Zeitgenossen Hadrians an, der in seinen apologetischen Schriften Christenthum und Philosophie zu vermitteln, und das erstere gegen die Einwürfe der letzteren zu vertheidigen

1) XI. 64—81. Auch das Fragment „über die Elpistiker“ scheint hierher zu gehören. XI. 51—64.

ſtrebte, und ſagt von ihm: „Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie ſich Gott nur durch ſeine Werke den Menſchen offenbart, ſo iſt es nothwendig auch dieſe Werke zu ſtudiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus dieſen Werken abſtrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Daſein und den Eigenſchaften Gottes hinaufzuſteigen.“ [1]) Auch der Schluß der Unterſuchung iſt wichtig und charakteriſtiſch. Seine hiſtoriſchen Studien hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, „daß die chriſtliche Religion durch lauter ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden.“ Aus dieſem Reſultate aber ſei keineswegs etwas für die chriſtliche Religion Nachtheiliges zu folgern. Denn wenn die Theologen ſelbſt zugeſtehen, daß Chriſtus mit ſeinem Erſcheinen die gelegenſte Zeit abgewartet, und daß er das große Wunder ſeiner Erſcheinung nicht blos durch lauter andre Wunder unterſtützen, ſondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen, warum wollen wir dieſen natürlichen Lauf der Dinge bei der weitern Ausbreitung aus den Augen ſetzen?

Den Hauptantrieb zu der ſpätern Vertiefung ſeiner theologiſchen Forſchungen ſollte Leſſing aber grade zu einer Zeit und unter Umſtänden erhalten, wo er denſelben weiter als je zuvor entrückt ſchien. In dem Kampfe, welcher daraus entſtand, ſah die Welt mit Staunen den Mann, der bisher an der Theologie mit faſt verächtlicher Gleichgültigkeit vorüber und allen theologiſchen Streithändeln gefliſſentlich aus dem Wege gegangen war, geharniſcht vom Wirbel bis zur Zeh auf dem theologiſchen Kampfplatze ſtehen, an Wiſſen und Gelehrſamkeit den Erſten auf dieſem Felde ebenbürtig, an Fähigkeit und Kunſt der Anwendung und Verwerthung beider allen ebenſo überlegen wie an philoſophiſcher Bildung und Mannesmuth der Wahrheit. Das Staunen war gerecht, denn Niemand wußte, daß er ſich ſein Leben hindurch im Stillen auf dieſen Kampf vorbereitet hatte. —

---

1) XI. 67.

Zu dieſer Vorbereitung gehörte aber auch weſentlich ſeine Beſchäftigung mit der Philoſophie. Auch auf dieſem Gebiete iſt, wie wir geſehen haben, der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts in einem ſehr weſentlichen Punkte ein Erwecker und Befreier geweſen. Denn zu derſelben Zeit, wo er in Breslau die Kirchenväter las, begann er, wie wir in dem vorhergehenden Buche gezeigt haben, ſein Studium des damals ſelbſt bei den ſogenannten Philoſophen von Fach faſt in Vergeſſenheit geſunkenen und bei dem Reſte der Gebildeten, — von den Theologen gar nicht zu reden, — als Atheiſten verſchrienen größten Denkers der neueren Zeit: das Studium Spinoza's. Aus ihm gewann er die ſpekulativen Grundgedanken ſeines eignen Philoſophirens, wie nach ihm Goethe und Herder aus derſelben Quelle ſchöpften; und durch ihn gewann er das tiefere Verſtändniß der Leibnitz'ſchen Philoſophie und die Erkenntniß ihrer weſentlichen Uebereinſtimmung mit dem Spinozismus.

So war er im Ganzen und Großen über die höchſten Fragen des denkenden Menſchen bereits in Hamburg zum feſten Abſchluſſe mit ſich ſelbſt gelangt, als er an Mendelsſohn zu Ende des Jahres 1768 die merkwürdigen Worte über ſeine antiquariſchen Studien ſchrieb: [1]) dieſelben ſeien für ihn nichts weiter als ein Steckenpferd mehr ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Denn „mit allen zu unſerer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." Aber grade hier in Hamburg war es, wo er den Anſtoß erhielt, den für ſich abgeſchloſſenen Prozeß jener religions-philoſophiſchen Studien aufs Neue für die Welt in einer Weiſe aufzunehmen, welche für die ganze geiſtige Entwicklung der neuen Zeit von unberechenbaren Folgen werden ſollte.

1) XII. 212.

Zweites Kapitel.

Der Wolfenbüttler Fragmentiſt.

Wenige Wochen zuvor, ehe Leſſing nach Hamburg überſiedelte, war daſelbſt ein Mann geſtorben, der ſeit einer langen Reihe von Jahren zu den erſten Zierden Hamburgs gezählt hatte. Dieſer Mann war Herman Samuel Reimarus (geb. 1694 † 1768), Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am Hamburger akademiſchen Gymnaſium. An klaſſiſcher Gelehrſamkeit der würdige Nachfolger ſeines Schwiegervaters, des berühmten Philologen Johann Albert Fabricius, verband er mit philologiſchem Wiſſen Schärfe und Tiefe des philoſophiſchen Geiſtes und ſinnige Naturbeobachtung in einem nicht blos für jene Zeiten ſeltenen Grade, und eine rege Theilnahme für die Entwickelung der vaterländiſchen Literatur. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Leſſing bei ſeinen früheren Aufenthalten in Hamburg in perſönliche Beziehung mit dem liebenswürdigen Greiſe getreten war, der wie er als Gelehrter Hamburgs größte Berühmtheit repräſentirte, zugleich als Menſch einer allſeitigen Verehrung genoß, und für deſſen Geiſtesfreiheit es kein geringes Zeugniß iſt, daß er, der hochberühmte Gelehrte und Denker, es nicht unter ſeiner Würde hielt, mit einem Schauſpieler wie Eckhoff freundſchaftlich zu verkehren und philoſophiſche Gegenſtände mit dem bildungsdurſtigen Künſtler zu durchſprechen. Jedenfalls finden wir Leſſing während ſeines mehrjährigen Hamburger Aufenthalts als engbefreundeten Gaſt des Reimarus'ſchen Hauſes, das auch nach dem Tode des Vaters durch den würdigen Sohn deſſelben, den ausgezeichneten Arzt Johann Albert Heinrich Reimarus und deſſen Schweſter Eliſe den Mittelpunkt aller wiſſenſchaftlich und literariſch bedeutenden Perſönlichkeiten Hamburgs zu bilden fortfuhr. Vor Allem war es Eliſe Reimarus, eine Frau von höchſtem Geiſtesadel, männlicher Einſicht und ſeltener Tiefe der Bil-

dung, mit welcher Leſſing hier eine Freundſchaft ſchloß, die ſich bis zu ſeinem Tode bewährte, und als deren koſtbares Denkmal uns eine Reihe von Briefen erhalten iſt, unter denen leider die ihrigen und ein Theil der ſeinigen verloren gegangen ſind.

Aus den Händen dieſer Frau, deren ganze Bedeutung wir bisher nur aus der Verehrung ermeſſen konnten, welche ein Leſſing, Mendelsſohn und F. H. Jacobi ihr zollten, von der aber jetzt (1861) durch die Mittheilung von Bruchſtücken ihrer Briefe an ihren Schwager Hennings die ſprechenden Beweiſe vorliegen, daß ſie durch Adel der Geſinnung und Tiefe des Verſtandes ihrem großen Freunde ebenbürtig war, erhielt nun Leſſing die Abſchrift eines Werkes, welches, wie jetzt zweifellos feſtſteht, ihr verſtorbener Vater handſchriftlich hinterlaſſen hatte. Es führte den Titel einer „Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ und beſtand aus fünf Büchern, welche ſich ſämmtlich auf die Unterſuchung der geoffenbarten Religion und die Prüfung der bibliſchen Geſchichten bezogen.[1]) Reimarus hatte dieſes Werk als Funfzigjähriger begonnen, und über zwanzig Jahre lang an demſelben gearbeitet, ja zuletzt das Ganze vielfach umgearbeitet. Der gelehrte und ſcharfſinnige Mann hatte daſſelbe, wie er in der Vorrede bekannte, nur „zu ſeiner eigenen Gemüthsberuhigung“ unternommen. Nur „um ſich ſelbſt und ſeinen entſtandenen Zweifeln Genüge zu thun“, hatte er ein Vierteljahrhundert hindurch es ſich zur Aufgabe gemacht, in aller Stille „den Glauben, der ihm ſo manche Anſtöße gemacht, von Grund aus zu unterſuchen, ob derſelbe mit den Regeln der Wahrheit beſtehen könne oder nicht.“ An eine dereinſtige Veröffentlichung ſeiner Forſchungen hatte er allerdings gedacht, ſie ſollte aber erſt nach ſeinem Tode und „in aufgeklärteren Zeiten“ ſtattfinden. Bis dahin ſollte das Werk im Verborgenen, zum Gebrauche verſtändiger Freunde liegen bleiben, um nicht die Welt durch ſeine Einſichten irre zu

1) IX. 416.

machen oder Unruhen zu veranlaſſen. Lieber möge der gemeine Hauſe noch eine Weile irren, der Weiſe ſich des Friedens halber unter den herrſchenden Meinungen und Gebräuchen ſchmiegen, dulden und ſchweigen, als das jener zu religiöſem Fanatismus aufgeſtachelt, dieſer ſich und Andere durch vorzeitige Aeußerung unglücklich machen ſollte. Denn die in dem Werke enthaltenen Sätze ſeien allerdings „nicht katechismusmäßig", ſondern hielten ſich in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menſchenliebe und Tugend.[1]) Reimarus ſelbſt hatte ſein Leben lang ſich die Herrſchaft des ſtarren Hamburger Lutherthums, mit deſſen mechaniſchem Formelweſen und der unduldſamen Paſtorendespotie ſchweigend gefallen laſſen müſſen, und ſie ſchien ihm furchtbar genug, um dafür zu ſorgen, daß ſelbſt nach ſeinem Tode noch ſeine Schrift für beſſere Zeiten aufgeſpart bliebe. In der That iſt die Abſicht des Verfaſſers inſofern erfüllt worden, als das Ganze des Werks mit Ausnahme der von Leſſing veröffentlichten Fragmente, noch heute nur als Manuſkript auf den Bibliotheken von Hamburg und Göttingen exiſtirt.[2]) Aber trotzdem hat es ſeine Miſſion erfüllt.

Zu den Freunden, denen man Einſicht in das Manuſkript verſtattete, gehörte auch Leſſing. Er las daſſelbe vollſtändig im Hauſe der Familie Reimarus, und wurde von der Lektüre auf das Lebhafteſte zu dem Wunſche angeregt, das Ganze zu veröffentlichen. Aber die Furchtſamkeit des jüngeren Reimarus konnte ſich dazu nicht entſchließen, obſchon Leſſing ihm „hoch und heilig verſicherte, daß er alle Gefahr auf ſich allein nehmen wolle."[3]) Nur ſoviel erlangte er, daß ihm ſeine Freundin Eliſe Reimarus, wie es ſcheint ohne Vorwiſſen ihres Bruders, bei ſeinem Abgange nach Wolfenbüttel einen kleinen Theil des Werks, und auch dieſen nur in einer Abſchrift nach

---

1) X. 207.

2) Seit 1851 iſt indeſſen die Herausgabe des Ganzen durch Dr. W. Kloſe in der Theolog. Zeitſchrift von Riedner begonnen.

3) XII. 520—21.

dem erſten Entwurfe des in ſeiner letzten Geſtalt erſt wenige Monate vor dem Tode des Verfaſſers neu abgeſchloſſenen Ganzen, zu freier Verfügung überließ. Die Wolfenbütteler Anſtellung hatte mit einem Schlage alle nächſten Lebensplane Leſſings verändert. Sein neues Amt, die plötzliche Umwandlung aller ſeiner Lebensverhältniſſe, die gelehrte Einſamkeit, zu der er ſich jetzt verurtheilt ſah, gaben ihm Anlaß Stimmung und Neigung, ſich in Studien aufs Neue zu vertiefen, die er wenige Jahre zuvor für immer abgeſchloſſen und bei Seite gelegt zu haben meinte. Er machte ſeinen Freund Mendelsſohn, als dieſer ihn 1770 in Wolfenbüttel beſuchte, mit dem in ſeinen Händen befindlichen Manuſkripte bekannt, und gab ihm daſſelbe zu genauerem Studium nach Berlin mit. Als er ſelbſt im folgenden Jahre nach Berlin kam, wollte er dort daſſelbe als Ganzes drucken laſſen. Allein dieſer Plan ſcheiterte an Cenſurſchwierigkeiten, [1]) und Leſſing nahm das Manuſkript wieder mit nach Wolfenbüttel zurück, entſchloſſen es dort bruchſtücksweiſe in ſeinen „Bibliothekariſchen Beiträgen“ heraus zu geben, für welche er ſich Cenſurfreiheit ausbedungen hatte. Ehe wir ihm jedoch zu der Ausführung dieſes Vorſatzes folgen, müſſen wir den Standpunkt klar machen, von welchem aus der Verfaſſer der ſo berühmt gewordenen „Fragmente“ bei ſeiner Polemik gegen das bibliſch-dogmatiſche Chriſtenthum ausging.

Dieſer Standpunkt war der Deismus der engliſchen Freidenker. Der Geiſt der freien Forſchung, des von allen Glaubensrückſichten und aller Bibelautorität ſich losſagenden freien Denkens über die höchſten Fragen religiöſer Erkenntniß, von Locke angeregt, von Collins, Lyons, Toland u. a. gefördert, hatte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur in England ſelbſt entſchiedenen Boden gefunden, ſondern ſich auch von dort nach Frankreich und zuletzt nach Deutſchland verbreitet. Hier fand er, gegenüber der franzöſiſchen Frivolität, die ſich zum nackten Materialismus und Atheismus

1) XIII. 257—58.

ſteigerte, in dem deutſchen Ernſte ſeine wiſſenſchaftliche Vertiefung. Unter den deutſchen Deiſten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. unter den Männern, welche die Erkenntniß aller religiöſen Wahrheit rein auf die Vernunft ſtellten, die bibliſche Ueberlieferung als Menſchenwerk der Kritik unterwarfen, und in den drei Ideen Gott, Tugend und Unſterblichkeit den alleinigen Inhalt aller Religion fanden, ſteht Hermann Samuel Reimarus, der Verfaſſer der Fragmente, als eine Epoche machende Erſcheinung obenan. Er war in ſeinen früheren Schriften als ein entſchiedener Gegner der leichtfertigen franzöſiſchen Religionsſpötterei öffentlich hervorgetreten, [1]) und ein langes Leben und Wirken hatte die tiefe Religioſität ſeines Gemüths und die ſittliche Reinheit ſeines Wandels eben ſo wie die Gründlichkeit und den Ernſt ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens bewährt. Es iſt Alles geſagt, wenn wir hinzufügen, daß Leſſing ihm nach allen dieſen Seiten hin ſeine höchſte Verehrung zollt, und es unbedenklich ausſpricht: er habe von der blos vernünftigen Religion bei keinem Schriftſteller der Welt ſo wahre, ſo vollſtändige, ſo warme Begriffe gefunden als bei ihm. Die Charakteriſtik, welche Leſſing hier und anderwärts von dem Verfaſſer der Fragmente als Gelehrtem und Menſchen giebt, [2]) wird beſtätigt und ergänzt durch das Zeugniß eines der trefflichſten Theologen unſerer Zeit. Reimarus war, wie der Verfaſſer der Geſchichte der Theologie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſich ausdrückt, [3]) in ſeiner ganzen ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Haltung grundverſchieden ſowohl von der Leichtfertigkeit des Mauvillon-Unzerſchen Kreiſes, wie von der pöbelhaft gemeinen Marktſchreierei und Abgeſchmacktheit der Bibelerklärerei eines Bahrdt und Conſorten. Er war nicht ein Naturaliſt im Sinne Voltaire's, ſondern ein aufrichtiger Deiſt, ein warmer Verehrer der vernünftigen Religion. Ein gelehrter und genauer Kenner

1) Schwarz: Leſſing als Theloge, S. 103.
2) IX. 416., X. 217.
3) Schwarz a. a. O. S. 104—105.

der Schrift, ein tüchtiger Orientaliſt und Archäologe, ein klarer, logiſch geſchulter Kopf, mißbrauchte er in ſeinem Werke, der Arbeit eines halben Lebens, die Bibel nicht zu geſchmackloſen Traveſtirungen wie Bahrdt und profanirte ſie nicht durch moderne Sentimentalitäten und freimaureriſche Umtriebe wie Jener, ſondern ſuchte ſie aus ſich ſelber zu erklären und durch genaue Vergleichung der widerſprechenden Angaben ihren eigentlichen aber verhüllten Intentionen auf den Grund zu kommen. Freilich war ſeine Kritik der rückſichtsloſeſten Art: eine ſolche wie ſie nur möglich iſt für den, welcher mit der Offenbarungs- und Inſpirationsvorſtellung d. h. mit der ſogenannten poſitiven Religion völlig gebrochen hat.

Auf dieſem Standpunkte befand ſich Reimarus. Er, der berühmteſte Anhänger der Wolffſchen Philoſophie, war der Erſte, der die Wolffſche Vernunftreligion und Vernunfttheologie, welche bis dahin ſich der poſitiven Religion und Theologie untergeordnet, ja deren Glaubenswahrheiten beweiſen zu müſſen und beweiſen zu können geglaubt hatte, zuerſt in ihrer Reinheit und Selbſtgenügſamkeit hinſtellte, und die poſitive Religion nicht als eine Ergänzung und Befeſtigung der natürlichen ſondern vielmehr als eine Trübung und Schwächung derſelben nachwies. Reimarus war für die Wolffſche Philoſophie ganz daſſelbe, was in unſeren Tagen Strauß für die Philoſophie Hegels.[1] Seine Forſchungen hatten ihn zu dem Reſultate geführt, daß die Vernunftreligion unabhängig ſei von der Offenbarungsurkunde der Bibel, daß es keine andere Offenbarung gebe als die der Vernunft, daß eine über die Vernunft hinausgehende Offenbarung ebenſo unmöglich als unnöthig ſei. Dieſe Sätze nachzuweiſen und dann im Einzelnen durch eine ſtrenge Kritik der Offenbarungsurkunden ſelbſt die Unabhängigkeit der Religion von dieſen Schriften ins Licht zu ſetzen, das war die Aufgabe, die

1) Schwarz a. a. O. S. 105.

ſich dieſer „Heros des konſequenten Rationalismus“ in ſeinem Werke geſtellt hatte, und auf deren Löſung auch die ſieben in Leſſings Händen befindlichen Fragmente deſſelben hinausliefen.

Drittes Kapitel.

Die Fragmente.

Ein kurze Ueberſicht des Inhalts der Fragmente iſt um ſo nothwendiger, als dieſelben leider in den ſämmtlichen Ausgaben der Leſſingſchen Werke fehlen, und daher unendlich weniger gekannt als genannt und verrufen ſind.

Leſſing ging bei der Bekanntmachung derſelben eben ſo vorſichtig als methodiſch zu Werke, indem er mit dem minder Anſtoß Erregenden anfing, und ſo im Laufe von vier Jahren allmälig aufſteigend bis zu dem Kühnſten vorſchritt. Er begann im Jahre 1774 mit dem erſten Schriftſtücke, das den Titel: „Von Duldung der Deiſten“ führte, und knüpfte daſſelbe an ſeine in demſelben Hefte der „Beiträge“ erſcheinende Schrift über den von religiöſer Intoleranz aus dem Chriſtenthume hinausgetriebenen unglücklichen Adam Neuſer, deren weſentlicher Inhalt von ſelbſt auf das Thema jenes erſten Fragments hinwies. [1]) Der Fragmentiſt fordert in demſelben für die Anhänger der Vernunftreligion wenigſtens die Duldung, welche man Juden, Heiden und Türken nicht verſage, während jetzt die vernünftigen Verehrer Gottes, wenn ſie nicht heucheln wollten, aller möglichen Verketzerung und Verfolgung ausgeſetzt ſeien. Denn Prieſter und Regierungen ließen ſich ſelbſt den kraſſeſten Aberglauben, der doch noch immer Glaube ſei, lieber gefallen als den Trieb nach

---

1) S. oben S. 120.

Vernunfterkenntniß, der immer und überall ihr Mißtrauen erwecke. Am ſchlimmſten ſei das Geſchrei der Geiſtlichen auf den Kanzeln, die alle Anhänger vernünftiger Ueberzeugungen ſogleich dem Pöbel als ruchloſe Menſchen, Religionsſpötter und Gottesläſterer bezeichneten." — Das zweite Fragment, welches mit vier anderen erſt im Jahre 1777 erſchien, behandelte daſſelbe Thema mit direktem Bezuge auf „die Verſchreiung der Vernunft von der Kanzel", wie der Titel lautete. Der Fragmentiſt wies nach, daß das Eifern gegen die edelſte menſchliche Fähigkeit, die Vernunft, als eine ſchwache, verdorbene, blinde, verführeriſche Leiterin, ebenſo wenig dem Geiſte Chriſti und ſeiner Lehre gemäß ſei, als das beliebte Zurückgehen auf den Sündenfall Adams und Eva's und die daraus hervorgegangene Verderbniß, zur Beförderung des blinden Glaubens, der bibliſchen Ueberlieferung entſpreche. Den vernunftverſchreienden theologiſchen Kanzelhelden aber rief er zu: „Ihr macht Euch lächerlich durch den Widerſpruch Eures Thuns, denn Ihr ſchmäht und läſtert dieſelbe Vernunft, deren Ihr ſelbſt zu Euren Beweiſen und Widerlegungen nicht entbehren könnt! Ihr verleidet Anderen den Gebrauch deſſen was Ihr ſelbſt für Euch in jedem Augenblicke anwendet, und ſeid damit um kein Haar beſſer wie die von Euch ſo verſchrieenen katholiſchen Geiſtlichen, die den Laien das Leſen der Bibel unterſagen, weil ſie dieſelbe allein leſen und nach ihrem Gefallen deuten wollen!"

Wenn ſo in den beiden erſten Fragmenten die Intoleranz und Vernunftverſchreiung kritiſirt wurden, ſo wendete ſich der Fragmentiſt in den beiden folgenden gegen den letzten Grund jener Intoleranz, gegen die Offenbarungsvorſtellung ſelbſt. Die Unmöglichkeit einer Offenbarung d. h. einer über die natürlichen Kräfte hinausgehenden ſpeciellen und direkten göttlichen Belehrung und Beſeligung der Menſchen ward ebenſowohl als die Unzweckmäßigkeit derſelben nachgewieſen. Der Menſch iſt für eine ſolche Offenbarung gar nicht gemacht, und als der einzige Weg, auf welchem Erkenntniß allgemein werden kann, „bleibt die Sprache und das Buch der Natur die Geſchöpfe

Gottes und die Spuren der göttlichen Vollkommenheiten, welche darin als in einem Spiegel allen Menschen, gelehrten und ungelehrten, Barbaren und Griechen, Juden und Christen, aller Orten und zu allen Zeiten sich deutlich darstellen." Das vierte Fragment richtet seine Kritik des Offenbarungsbegriffs speziell gegen die Bücher des Alten Testaments, und sucht den Beweis zu führen, daß dieselben nicht geschrieben seien, eine Religion zu offenbaren, und daß ihnen überhaupt der Charakter einer göttlichen, die Beseligung der Menschen bezweckenden Offenbarung fehle, was schon daraus hervorgehe, daß in ihnen weder die Lehre von der Unsterblichkeit noch die von der zukünftigen Belohnung und Bestrafung enthalten sei.

Diese ersten vier Fragmente enthielten die kritischen Grundprincipien des Verfassers. Die drei letzten beschäftigten sich mit deren spezieller Anwendung auf einzelne Partieen des alten und neuen Testaments. Das eine derselben zeigt die Unmöglichkeit des Herganges und die innern Widersprüche in der Erzählung des Durchgangs der Israeliten durchs rothe Meer, und die Mährchennatur anderer mosaischer Wunderberichte. Das zweite wendete sich gegen die neutestamentalische Auferstehungsgeschichte. Es zeigte die zahlreichen Widersprüche der verschiedenen Erzähler auf und gelangte zu dem Resultate: das Faktum der Auferstehung sei durchaus unglaubwürdig, und die historische Erklärung desselben liege in der Ansicht, welche der Evangelist Matthäus die Pharisäer aussprechen und nach welcher er sie handeln lasse. [1])

Aber „das Dreisteste und Stärkste" hatte Lessing sich zum Schlusse verspart. Diesen bildete das Fragment: „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger", welches er zu Anfang des Jahres 1778 als ein selbstständiges Buch veröffentlichte. Gegen dieses wie gegen das vorhergehende Fragment, das nur ein Theil des letzten war, richteten sich daher vorzugsweise die Angriffe der aus ihrer Ruhe

1) Evang. Matthäus XXVII. 62—66. u. XXVIII. 11—15.

aufgestachelten Theologie. Der Grundgedanke desselben ist [1]) folgender Das spätere Christenthum, das Christenthum der Apostel und Evangelisten ist ein anderes als die Lehre Christi selbst. Es ist gleichsam eine Ueberarbeitung, eine verfälschte durch die Noth der Umstände hervorgerufene Umgestaltung des ursprünglichen Zweckes Jesu, welcher noch ganz auf dem Boden des Judenthums, der jüdisch-sinnlichen Messiaserwartungen stand. Es ist ein Lehrsystem, entstanden aus Noth und getäuschter Hoffnung, und die Beweise welche für das umgestaltete und spiritualisirte Christenthum von den Evangelisten geführt werden, sind daher alle nicht stichhaltig. Die Auferstehungs- und Himmelfahrtserzählungen sind erfunden; die Prophetenstellen des A. T. welche auf den leidenden Messias, auf Tod und Auferstehung, auf ein geistiges universales Christenthum bezogen werden, passen nicht, und sind eben nur willkürliche Deutungen der Apostel, deren „verändertes System" solche Willkür der Deutung nöthig machte. Sie, die Apostel und Jünger Christi, waren bis zum Tode Jesu sämmtlich erfüllt von dem ursprünglichen Lehrsysteme Christi, das sich ganz innerhalb der national-jüdischen Hoffnungen und Vorstellungen hielt, die Erfüllung des messianischen Reichs im Sinne der Juden, d. h. eine Erlösung des jüdischen Volks aus der Knechtschaft und die Aufrichtung eines mächtigen theokratischen Reichs versprach, und nur den Glauben an ihn, als den erwarteten und verheißenen Helfer und Erwählten Gottes forderte. Erst der Ausgang seines Unternehmens durch seinen Tod zerstörte ihre Hoffnung „auf den zwölf Stühlen Israels zu sitzen", und in Folge desselben sahen sie sich gezwungen, ihr ganzes System zu ändern, und statt des weltlichen sieggekrönten, den leidenden, auferstandenen und zum Gerichte wiederkehrenden Messias zu lehren, und nicht ihr neues System nach der Geschichte und den Thatsachen, sondern diese nach jenem zu gestalten und umzubilden. Die kritische Lectüre der

1) Nach Schwarz a. a. O. 113.

Evangelien bestätige die Zwiespältigkeit zwischen der wirklichen nur noch schwach hindurchschimmernden Geschichte und der tendenziösen Ueberarbeitung. Hier sei das neue System von dem leidenden geistlichen Erlöser in Jesu eignen Worten klar und dürr vorgetragen, während von seiner ursprünglichen Absicht nur noch wenige und dunkle Spuren vorhanden seien.

Viertes Kapitel.

Lessings Stellung zu den Fragmenten.

Rücksichtslose Freiheit einer nur die Wahrheit im Auge haltenden Kritik, völliger Bruch mit den dogmatischen Vorstellungen von Inspiration und Offenbarung, gänzliche Hingebung an eine reine Vernunftreligion, als deren Trübung und Verunreinigung jede positive Religion erschien, und die vollständige Unabhängigkeit der Vernunftreligion von der biblischen Ueberlieferung — bildeten die Grundsteine des Standpunktes, auf welchem sich der Fragmentist befand; und diesen Standpunkt theilte Lessing durchaus. Auch die formale Tüchtigkeit des Fragmentisten zu seinem großen Werke, seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen wissenschaftlichen und sittlichen Ernst der Wahrheitsforschung ehrte er durch die Anerkennung, daß unter all' den zahlreichen Angreifern der positiven Religion, dieser dem Ideale eines echten Bestreiters derselben am nächsten gekommen, und nur zu wünschen sei, daß er auch bald einen Mann erwecke, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion ebenso nahe komme. [1])

Anders dagegen stellte sich Lessing zu dem Inhalte der Frag-

1) X. 12.

mente ſelbſt und zu den Folgerungen, welche der Fragmentiſt aus ſeinen Beweisführungen ziehen zu dürfen meinte. Die Anmerkungen und Zuſätze freilich, mit denen er die Fragmente begleitete, und in denen er bald von dem allgemeinen chriſtlichen Bewußtſein aus die Sache des Glaubens zu wahren, bald kritiſche Ausſtellungen und Widerlegungen anzubringen und überhaupt auf mannigfache Weiſe „dem erſten paniſchen Schrecken kleinmüthiger Leſer zu Hülfe zu kommen ſuchte", darf man nicht leſen und beurtheilen, ohne ſich des Winkes zu erinnern, den er brieflich ſeinem Bruder gab: er möge bedenken, daß darin gar Vieles nicht als ſeine wirkliche abgeſchloſſene Ueberzeugung, ſondern oft nur als eine gymnaſtiſche Geiſtesübung geſagt und anzuſehen ſei. Er will mit ſeinen Einwürfen nur neue Anregungen geben, zu weiterer Forſchung aufſtacheln, nicht eigne feſt formulirte Ueberzeugungen hinſtellen. In dieſem Sinne ſehen wir ihn ſcheinbar ſelbſt für die gläubige Orthodoxie Partei nehmen, deren Konſequenz er überhaupt wohl zu ſchätzen wußte und der verächtlichen Halbheit der ſogenannten aufgeklärten Theologie ſeiner Zeit bei Weitem vorzog. Wenn der Fragmentiſt die Göttlichkeit des alten Teſtaments durch die Unvollkommenheit ihres Inhalts erweiſen zu können meinte, ſo ſtellte Leſſing dagegen die Behauptung auf, daß dieſer Schluß ein unrichtiger ſei, und daß der göttliche Urſprung einer Schrift ebenſowenig durch die Vollkommenheit der in ihr niedergelegten Lehren erwieſen, als durch ihre Unvollkommenheit widerlegt werde. Denn grade dieſe Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte, von ihm zweckmäßig angeordnete ſein, weil ſie eben als dem Bildungszuſtande der Menſchen entſprechend in den Erziehungsplan Gottes hineingehöre.[1]) Mit dieſer Vertheidigung der Offenbarung unterbaute er dieſelbe freilich in einer Weiſe, welche dem orthodoxen Begriffe derſelben einen ganz andern, den Begriff einer Erziehung des Menſchengeſchlechts unterſchob. Zu der Kritik

1) Schwarz a. a. O. S. 120. Leſſing Werke X. 27—28

ferner, welche der Fragmentiſt an den einzelnen Punkten der bibliſchen Ueberlieferung übte, verhielt ſich Leſſing überwiegend zuſtimmend. Er ſetzte das Verfahren deſſelben hoch über die lächerlichen und unwürdigen Vereinigungsverſuche, mit denen die Theologie eine Harmonie der augenfälligſten Widerſprüche herzuſtellen unternahm; aber in der Anwendung jener kritiſchen Ergebniſſe, in dem Schluſſe, welchen der Fragmentiſt aus denſelben zog, in der ganzen hiſtoriſchen Auffaſſung, welche für denſelben daraus reſultirte, wich Leſſing weit von ihm ab. Dem Fragmentiſten erſchienen die Schriften der Evangeliſten als bewußte Verfälſchungen der geſchichtlichen Wahrheit; für Leſſing, der jene Betrugshypotheſe entſchieden verwarf, und den Irrthum und den Begriff des Mythus an ihre Stelle ſetzte, enthielten ſie, trotz aller Widerſprüche, die er auf Rechnung einer den Begebenheiten ſelbſt ſchon ferner ſtehenden Zeit der ſchriftlichen Aufzeichnung ſetzte, dennoch einen echten hiſtoriſchen Wahrheitskern. Für den Fragmentiſten endlich fiel der Werth des Chriſtenthums als poſitive Religion mit jenen Stützen ſeiner göttlichen Beglaubigung durch Wunder und erfüllte Weiſſagungen. Für Leſſing dagegen folgte aus dem Zuſammenbrechen jener Stützen nur, daß ſolche Stützen nicht die wahren, daß die orthodoxe Beweisführung für die Göttlichkeit des Chriſtenthums nicht die rechte ſei, und daß der Chriſt ſich vielmehr an das ewig gegenwärtige Zeugniß der innern Wahrheit halten müſſe, welche dem Chriſtenthum inne wohne. Selbſt wenn ſich auf alle Einwürfe und Schwierigkeiten des Fragmentiſten ſchlechterdings nichts antworten ließe, ſo möge das vielleicht den gelehrten Theologen in Verwirrung ſetzen, aber gewiß nicht den Chriſten. Denn „was gehen den Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen, Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlt! Wenn der Paralytiſche die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von Beiden Recht hat?“ [1])

1) X. 9—10.

„Kurz," fährt Leſſing fort: „*der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.* Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion."

Dieſer Satz führt uns in den Kernpunkt des Fragmentenſtreits und der geſammten Leſſing'ſchen Theologie. *Es iſt das Verhältniß zwiſchen Bibel und Chriſtenthum* um das es ſich vorzugsweiſe handelt. Dieſes Verhältniß im Sinne jenes Satzes unwiderleglich nachgewieſen und für alle Zeiten feſtgeſtellt zu haben, iſt Leſſings, des Theologen, unſterbliches Verdienſt. Er that es in der Schrift „Axiomata",[1] in welcher er ſeine Grundgedanken in zehn Sätze formulirt zuſammenfaßte und begründete. Wir werden weiterhin auf dieſelben zurückkommen. Er war ſelbſt jener „zuverſichtliche Sieger", mit dem er den echten Chriſten vergleicht, der die Feſtungen liegen läßt und das Land einnimmt, während der Theologe, der furchtſame Soldat, ſich an den Grenzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekommt.[2] Das Chriſtenthum, die Religion Chriſti, iſt das Land; die Einwürfe gegen die Bibel und ihre Wunder als vermeintliche Grundlage und Stütze dieſer Religion ſind die Feſtungen. Aber das Chriſtenthum iſt vielmehr die Grundlage der Bibel, nicht umgekehrt die Bibel die Grundlage des Chriſtenthums. Sie iſt ein Volks- und Erziehungsbuch, ein Elementarbuch der Menſchheit, eine Schrift für die Zeit, vielleicht für eine ſehr lange, aber nicht für die Ewigkeit. Das Chriſtenthum dagegen iſt ein reiches, lebensvolles, univerſales Prinzip, und als ſolches der ſchöpferiſche Grund einer Fülle von Erſcheinungen, nicht aber an irgend eine derſelben als an ſeine Grundlage gebunden.[3] Leſſing beſtreitet und leugnet daher auch nicht, wie der Fragmentiſt, die Wundererzählungen des neuen Teſtaments,

1) X. 133—165.
2) X. 150.
3) Schwarz a. a. O. S. 146. 151.

ſondern nur den Werth und die Beweiskraft derſelben für uns. Er hielt es für unbillig und unklug „auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion zu gründen, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen. „Er nimmt für die Kritik das volle Recht der Anwendung auf die Bibel in Anſpruch, weil kein Reſultat auch der rückſichtsloſeſten Kritik den Kern des Chriſtenthums ſelbſt zu berühren, dem Chriſtenthum ſelbſt Gefahr zu bringen vermag. Denn dieſer Kern des Chriſtenthums iſt ewiger Natur.[1]) „Das Chriſtenthum," ruft er einmal aus, „geht ſeinen ewigen allmäligen Schritt, und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſen deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne, Planet und Betrachter auf demſelben Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung."

Indem Leſſing ſo die bisherige proteſtantiſche Vorſtellung von der Bibel als der alleinigen Grundlage des Chriſtenthums unnachſichtlich als eine irrige erwies, weil alles Hiſtoriſche ſeiner Natur nach unſicher, und dem Zweifel, der Kritik unterworfen ſei, und deshalb niemals Grundlage des Glaubens, der Beſeligung, Verſöhnung und Beruhigung des Innern ſein könne, ward er der Befreier des Chriſtenthums von der Geſchichte ſowohl, wie von der Kritik der geſchichtlichen Grundlagen. Und indem er das innerliche Chriſtenthum „die Religion Chriſti, die Religion, welche jeder mit ihm gemein haben kann", trennte von der „chriſtlichen Religion", d. h. von der Religion, „die es für wahr annimmt, daß Chriſtus mehr als Menſch geweſen, und ihn ſelbſt als ſolchen zu einem Gegenſtande ihrer Verehrung macht",[2]) wurde er der Befreier der erſteren von der letzteren, der Neubegründer der ewigen Religion

1) XI. 512.
2) XI. 603.

der Liebe, des ethiſch praktiſchen, allein auf das religiöſe Gefühl begründeten Chriſtenthums, das keine Kritik zu ſchädigen, kein Zweifel zu verkümmern vermag. Dieſes Chriſtenthum der Liebe, der Duldung, der Humanität, deſſen einziges Evangelium das Teſtament des Apoſtels Johannes[1]) in jenem: „Kinder liebt Euch unter einander!“ bildet, war das Chriſtenthum ſeiner Jugend, zu welchem der gereifte Mann zurückkehrte, „das praktiſche, einfache, aufopfernde Chriſtenthum des Herzens“, das auszuüben freilich ſchwerer ſei, als die chriſtlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen. Die Bekenner dieſes Chriſtenthums haben mit den Theologen nichts zu ſchaffen. „Ich habe noch immer“, ruft Leſſing aus, „die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten.“ Dieſe Religion, die wir ſpäter als den Grundgedanken ſeines unſterblichen „Nathan“ finden werden, hält ſich an die Früchte, die das Chriſtenthum getragen. „Soll ich mich, ruft er aus, an dieſen Früchten nicht ſättigen dürfen, weil ich alle die frommen Sagen, über die Art wie der Same ausgeſtreut, nicht eben leugne, ſondern nur an ihren Ort geſtellt ſein laſſe?“ [2]) Die hiſtoriſchen Aeußerlichkeiten ſind ihm das Vergängliche, der ſittlich-religiöſe Gehalt das Bleibende des Chriſtenthums; jene bilden nur das zeitliche Baugerüſt für den ewigen Bau ſelbſt. „Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubte!“ Nach einem andern in der herrlichen Parabel von dem Palaſte [3]) ausgeführten Bilde iſt ihm die Bibel nur einer der alten Grundriſſe, dem Vieles in der Ausführung nicht mehr entſpricht, während ihn die zankenden Theologen für den Bau ſelbſt nehmen. Dieſe Parabel, die Leſſing ſelbſt zu dem Beſten zählte, was er geſchrieben, [4])

1) X. 39.
2) X. 38.
3) X. 122—124.
4) X. 132.

war auf nichts Geringeres angelegt, als auf eine bildliche Darstellung der ganzen Geschichte der christlichen Religion, gerichtet gegen die Verkehrtheit der biblischen Orthodoxie, die das Christenthum in der Bibel eingeschlossen und mit ihr abgeschlossen erklärte und mit ihr stehen und fallen ließ, statt in demselben eine lebendig ewig fortschreitende Geistesmacht, ein unendlicher Entwickelung fähiges Prinzip zu erkennen. Der Palast ist das Christenthum; die verschiedenen Grundrisse sind die Kirchen und Sekten. Bei dem geringsten Lichtscheine glauben die Wächter dieser Grundrisse den Palast in Gefahr; aber statt zum Löschen des vermeinten Brandes zu eilen, retten sie nur ihr Kostbarstes, jeder seinen Grundriß; und über dem Zanke wo es eigentlich in dem Palaste brenne, hätte dieser wirklich abbrennen können, wenn nicht — die erschrockenen Wächter ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten hätten.

Wenn Lessing so dem theoretischen das praktische, dem äußerlichen das innerliche Christenthum gegenüber stellte und in dem letzteren die höhere, über alle trennenden Sektenunterschiede und theoretischen Streitigkeiten übergreifende Macht erkannte, so war ihm das Gefühl, auf das er sein Christenthum basirte, eben nur die keiner äußerlichen Wahrheitsbeweise bedürfende unerschütterliche Selbstgewißheit des religiösen Gewissens, der unzertrennliche Begleiter der alles einzelne Thun adelnden Gesinnung, das keinen eignen Inhalt für sich hat, sondern nur dem religiös-sittlichen Inhalte die Form der Sicherheit, Fertigkeit und Unumstößlichkeit verleiht. [1]) Lessings Religion, „die Theologie himmlischen Ursprungs", wie er sie nennt, war in den zwei Sätzen enthalten: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der Liebe. Und hier ist es wo wir auf die von Lessing früher angedeutete [2]) innere Verwandtschaft der Religion mit dem Schönen, des religiösen mit dem Schönheits-

1) Schwarz a. a. O. S. 160.
2) S. oben S. 28.

gefühl zurückweisen dürfen, die er in dem erhabenen Satze ausſprach: „Nur die mißverſtandene Religion kann uns vom Schönen entfernen, und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt!“

Fünftes Kapitel.

Der Kampf mit Goeze.

Die Abſicht, welche Leſſing zur Veröffentlichung der Fragmente bewogen hatte, ward erfüllt. Die Wirkung war ungeheuer. Seit den Zeiten der Reformation hatte kein theologiſcher Streit ſo allgemeine Theilnahme erregt, wie derjenige, welcher ſich jetzt in der durch die Fragmente angeregten Erörterung der Grundfragen des Chriſtenthums entſpann und in einer Fluth von Streitſchriften aller Art Luft machte. Die Aufregung gegen den Störer des faulen Friedens, in welchem ſich die damalige Theologie aller Parteien bisher gewiegt hatte, war maßlos. Wie der große Preußenkönig ſeiner Zeit ſtand Leſſing in dem Kampfe, der ſich wider ihn erhob, allein: ein einziger Mann gegen eine Welt in Waffen, nur mit dem Unterſchiede, daß er nie geſchlagen, immer Sieger war.

Wenig über ein einziges Jahr währte dieſer Kampf; denn faſt Alles, was Leſſing für die Theologie erkämpft, oder als fruchtbaren Samen für folgende Jahrhunderte ausgeſtreut hat, liegt innerhalb des einen Jahres 1778. Aber der Ausgang war entſcheidend für die Sache der Geiſtesfreiheit aller ſpäteren Zeiten.

Der Mann aber, welchen er in den Mittelpunkt dieſes Kampfes ſtellte, und deſſen Namen er dadurch wie den des Halleſchen Klotz unſterblich gemacht hat, war der Hamburger Hauptpaſtor Johann

Melchior Goeze. Auf ihn entlud er, wie Schwarz ſagt, die ganze Gewalt ſeines Wahrheitseifers, und erhob ihn für alle Zeiten zum Träger und Typus aller Geiſtesbeſchränktheit und Wiſſenſchaftsfeindſchaft. „Leſſing brauchte einen ſolchen Gegner, in welchem die theologiſche Verketzerungsſucht, mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewiſſenloſen Verdrehung, ihrer logiſchen Plumpheit, ihrer ſcheinheiligen Beſeelſorgung gleichſam Fleiſch und Blut geworden war. Er brauchte ihn, um die moraliſche Karikatur eines ſolchen Weſens in voller dramatiſcher Lebendigkeit zu unvergeßlichem Andenken ſeiner Nation vorzuführen; und ſein Scharfblick griff in der That aus dem Gewühl der Gegner gleich zu Anfang den rechten heraus.“ [1])

Johann Melchior Goeze, geboren zu Halberſtadt 1717, ſeit 1755 Hauptpaſtor an der Katharinenkirche zu Hamburg, war in der That ein Prachtexemplar ſeiner Gattung. Leſſing hatte bereits in Hamburg zu einer Zeit wo ihm theologiſche Streitigkeiten ferner als Alles lagen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, ja ſogar nicht ungern mit ihm verkehrt. Goeze war in ſeiner Beſchränktheit wie in ſeiner ſtarren Orthodoxie und ſeinem fanatiſchen Zelotismus, mit dem er alles verfolgte, was der altlutheriſchen Dogmatik widerſprach, doch ein Mann aus einem Stück und Guſſe. Schon darum intereſſirte er Leſſing, dem alle Halbheit zuwider, und dem ſtrenge Konſequenz ſelbſt bei ſolchen ein Gegenſtand der Achtung war, die von ſeinem eigenen Standpunkt durch eine Welt geſchieden waren. Er ſcheint ihn mit demſelben Intereſſe wie ein Naturforſcher ein ſeltenes Exemplar einer gewiſſen Gattung ſtudirt zu haben. Die perſönliche Bekanntſchaft Goeze's war ihm merkwürdig genug, um den Tag derſelben in ſeinem Tagebuche zu vermerken.[2]) Er beſuchte ihn am 24. Januar 1769 auf ſeine wiederholte Einladung und fand an ihm, wie er ſich ausdrückt, „einen in ſeinem Betragen ſehr natür-

1) Schwarz S. 127.
2) XI. 302—304.

lichen und in Betracht seiner literarisch bibliographischen Kenntnisse gar nicht unebenen Mann." Lessing war von Natur der leichtlebigste der Menschen und im gewöhnlichen Leben ein Virtuose im Verkehr mit Leuten des verschiedensten Schlages. Goeze seinerseits besaß, wo er nicht gereizt wurde, eine gewisse derbe Bonhommie, hatte nicht verächtliche bibliothekarische Spezialkenntnisse, die grade damals Lessing, der so eben den Ruf nach Wolfenbüttel angenommen hatte, sehr interessirten, und führte gute Rheinweine, denen Lessing auch nicht abgeneigt war. Dazu kam, daß der Hamburger Hauptpastor den berühmten Schriftsteller als ein großes Genie und einen seltenen Gelehrten aufrichtig hochschätzte, und an dem Umgange mit dem zu bereitwilligster Mittheilung seiner ausgebreiteten Kenntnisse stets aufgelegten heiter bequemen Manne, der ihn in seinen Ansichten ohne Widerspruch gewähren ließ, großen Gefallen fand. In seiner fanatischen Schrift gegen das Theater und die Sittlichkeit des Schauspiels wider einen Pastor Schlosser, welcher es sich hatte beikommen lassen, Komödien zu schreiben, hatte Goeze (1769) Lessing nicht nur einen geschickten und edeldenkenden Mann genannt, sondern auch seine Dramen von dem allgemeinen Verdammungsurtheile ausdrücklich mit den Worten ausgenommen, daß hier das Werk den Meister lobe. Lessing hielt sich jenem pastoralen Theaterstreite fern. Er hatte das Interesse an der Sache verloren, seit das Hamburger Unternehmen so schmählich Schiffbruch gelitten. Seine Berliner Freunde sagten damals scherzhaft von seinem Verkehr mit dem grimmen Feinde des Theaterwesens: Goeze habe ihn bekehrt, [1]) und Ehren Klotz ließ es sich nicht entgehen, seinen Feind über diese Freundschaft mit dem berüchtigten Hamburger Zeloten zu verlästern. Aber auch jener Streit: ob ein Prediger Komödien oder ein Komödiendichter Predigten machen dürfe, interessirte ihn nicht. Wir wissen, daß er die erste Frage durch ein: „Warum nicht? wenn er kann", und

1) XIII. 196.

die zweite durch ein: „Warum nicht? wenn er will“ beantwortete, als Goeze zehn Jahre ſpäter jenen Theaterſtreit wieder aufs Tapet brachte.[1]) Zudem war Goeze auf dieſem Gebiete kein Gegner, mit welchem ein Leſſing ſtreiten mochte. Er war ihm in ſeinem fanatiſchen Zorne gegen das Theater vielmehr eine komiſche Figur, wie denn in der That Goeze's Feindſchaft gegen das Schauſpielweſen damals eine ſehr komiſche Scene herbeiführen half. Ein fremder Offizier, welcher der Vorſtellung der Leſſing'ſchen Minna von Barnhelm in Hamburg beiwohnte, ward von dem Stücke ſo ergriffen, daß er den Wunſch ausſprach, den Verfaſſer kennen zu lernen. Ein bekannter Hamburger Witzbold Namens Dreyer, von Loewen der deutſche Rocheſter genannt, bezeichnete dem Frager den Senior Goeze. Der Auftritt, welcher dadurch herbeigeführt wurde, daß dieſer in demſelben Augenblicke, wo er im vollen Kampfe gegen das Theaterweſen begriffen war, einen Huldigungsbeſuch als Theaterdichter empfing, war ebenſo komiſch, wie die Auflöſung des Ganzen durch den Humor des Anſtifters der Verwirrung, der, als er am andern Tage ſich plötzlich von dem Offizier mit Stockſchlägen angegriffen ſah, im Triumpfe über die gelungene Schelmerei blos ausrief: „Ah! Sie ſind dageweſen! Sie ſind dageweſen! das freut mich!“ —

Bei Leſſings Abgange von Hamburg ſchied das ungleiche Paar als gute Freunde. Leſſing täuſchte ſich indeß nicht über die wahre Natur des Mannes, der fortwährend mit allen freieren Theologen in wüthendem Kampfe lag, und die Semmler, Wettſtein, Teller, nicht minder wie die Baſedow, Bahrdt und Dreier in zahlreichen Streitſchriften ſeinen eifernden Zorn empfinden ließ. Er ſchrieb bald darauf über ihn in ſeinem Tagebuche die Bemerkung nieder: „daß Goeze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen ſtimmen ſollte, glaube ich nicht. Dazu iſt er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf beſtehen würde, daß Semmler, Baſedow

1) X. 175.

und Teller ein Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt." [1]) Diese Ueberzeugung war nur allzu begründet. Bald nach Lessings Abgange hatte Goeze mit seinem Hamburger Amtsbruder Alberti, der das Verbrechen begangen hatte, aus dem Kirchengebete die Verfluchung der Heiden auszulassen, und in seiner Schrift über die Religion den Teufel nicht ausdrücklich anzuerkennen, eine Polemik begonnen, die er in der rohesten Art von der Kanzel herab so lange fortsetzte, bis er den würdigen Alberti ins Grab geärgert hatte. [2]) Ja er scheute sich nicht, an eben dieser Stelle den Pöbel gegen den Ketzer zu hetzen und noch am Begräbnißtage desselben seinem Grimme wider den Verstorbenen Luft zu machen. Nur Lessing erfreute sich fortwährend der Achtung und Zuneigung des gefürchteten Zeloten, der es ihm nicht vergessen hatte, daß Lessing beim Beginne des Streits mit Alberti privatim seine Partei genommen hatte, [3]) wenngleich dies in einem Sinne geschehen war, den ein Goeze weit entfernt war auch nur fassen zu können. Als Lessing über die Entdeckung und Herausgabe des Berengar von allen Theologen „mit ihrem schaalen Lobe" überschüttet wurde, blieb Goeze nicht zurück mit seiner öffentlichen Anerkennung des „berühmten Mannes", der hier „aufs neue bewiesen habe, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie alles was er vornehme wohl gerathe." Er besuchte ihn sogar um diese Zeit in Wolfenbüttel, doch verfehlten sie sich gegenseitig, da Lessing an dem Tage sich in Braunschweig befand. Bald darauf aber änderte sich dies Verhältniß. Goeze hatte sich mit der Bitte um eine bibliothekarische Gefälligkeit an Lessing gewendet. Sein Brief traf diesen am Sterbebette seiner Gattin und blieb deshalb unbeantwortet. [4]) Goeze ge-

1) Karl Lessing I. S. 219
2) X. 232.
3) Man lese die Erzählung davon von Nicolai in Lessings Werken VIII. 310.
4) Karl Lessing 401—403

rieth über eine ſolche Vernachläſſigung, deren Urſache er in die Ungefälligkeit und den Hochmuth des „Hofraths“ ſetzen zu müſſen glaubte, auf das äußerſte in Harniſch; und wenn es gleich gewiß iſt, daß er auch ohne dies die Veröffentlichung der Fragmente angegriffen haben würde, ſo ward doch die Heftigkeit mit welcher er es that, durch jene perſönliche Gereiztheit noch um Vieles verſtärkt. Schon aus der Art und Weiſe, wie der Hamburger Hauptpaſtor den Dichter des Werther angefaßt hatte, den er in den roheſten Ausdrücken als einen Sittenverderber und Jugendverführer denunzirte,[1]) mochte Leſſing vorausſehen, was ſeiner wartete. Goeze ſah mit dem neuen Geiſte, der ſich damals in der ſchönen Literatur, wie in der Wiſſenſchaft zu regen begann, „ein neues Sodom und Gomorrha“ einbrechen, und war in dem Kampfe gegen jede Erſcheinung dieſes neuen Geiſtes überall voran. Zwar hatte er die beiden erſten Fragmente ruhig vorübergehen laſſen, dafür aber ſtürzte er ſich über die im Jahre 1777 herausgegebenen Bruchſtücke mit dem ganzen Fanatismus ſeines Zionseifers. Aber indem er den nur für die gelehrten Forſcher beſtimmten Prozeß vor das Forum des Volkes brachte, verſetzte er Leſſing in die Nothwendigkeit, auch ſeinerſeits aus einer gelehrten Frage eine Sache des deutſchen Volks und ſeiner Literatur zu machen, und zog die Blitze der Leſſingſchen Polemik über ſein Haupt, die ihn und ſeines Gleichen zerſchmetterten, während ſie zugleich das alte dogmatiſche Zion vollends in Flammen verſetzten. —

Ehe er ſich gegen Goeze wandte, hatte Leſſing bereits zwei andere Angreifer des Wolfenbütteler Fragmentiſten abgefertigt: zuerſt den Hannoverſchen Direktor Schumann durch die beiden Schriften: „Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft“, und „das Teſtament Johannes“, und unmittelbar darauf den Wolfenbütteler Superintendenten Reß, „ſeinen Nachbar“, wie er ihn nennt, in einer

1) Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal von Ad. Stahr, S. 50.

Gegenſchrift, welche er „Duplik“ nannte, weil er ſich und die Apoſtel als den angegriffenen Theil darſtellte.[1]) In dieſer letzteren Schrift war es, wo er gegenüber dem ſtarren Glaubenszwange und dem Feſthalten an überlieferten Wahrheiten, den Werth und das Weſen des denkenden Menſchen als das ewige Forſchen und Suchen der Wahrheit mit den begeiſterten Worten proklamirte: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, welche er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: „Vater gieb, die reine Wahrheit iſt ja doch nur für Dich allein!“ —

Leſſing war mit dem letztgenannten Gegner etwas hart verfahren. Aber abgeſehen davon, daß der alte ſchwache Mann gleich der überwiegenden Mehrzahl der anderen Angreifer dem Fragmentiſten geradezu abſichtliches und wiſſentliches Verkennen der Wahrheit vorgeworfen hatte, — ein Vorwurf, der auf Leſſing ſelbſt ſchwer zurückfiel,[2]) — war auch die Art und Weiſe wie von einem Reß und den Theologen gleichen Schlages in dieſem Streite Vernunft und Schrift gemißhandelt wurden, von der Art, daß Leſſing am Schluſſe der Duplik gelobte: es ſich nie wieder auch nur vorzunehmen, ſolchem Verfahren gegenüber gleichgültig zu bleiben. Denn wenn in ſolchem Falle der Menſch nicht warm werden dürfe, ſo dürfe er es niemals.[3]) Dies Gelöbniß hielt er in dem jetzt folgenden Kampfe,

1) X. 120.
2) X. 60—61.
3) X. 121.

zu dem ihn Goeze herausforderte, und der jene unsterblichen Streitschriften hervorrief, welche die ganze Kraft und Schönheit, deren die deutsche Sprache fähig ist, verbunden zeigen mit dem Gesinnungsadel, der Schwungkraft und Geistesfülle des edelsten und größten Charakters, den die deutsche Nation hervorgebracht hat, und die eben deshalb dieser Nation ein unvergängliches Besitzthum bleiben werden.

Daß Lessing, der die Anonymität des Fragmentisten gegen alle Zudringlichkeit der Goeze und Consorten streng aufrecht erhielt, [1]) sich genöthigt sah moralisch für ihn einzustehen, war natürlich. In das Geheimniß der Autorschaft, das erst in unseren Tagen vollständig gelüftet worden ist, waren damals nur wenige Wissende, wie Hamann und Herder eingeweiht. Die Masse der Gegner aber dachte nicht von fern daran, daß der berühmte Reimarus der Verfasser sei; ja sie protestirte ausdrücklich gegen den Verdacht, daß ein solcher Mann, von so unbezweifelter Reinheit und Würde des sittlichen Charakters und von einer so unbestrittenen Gelehrsamkeit, als Verfasser eines solchen Werks anzunehmen sein könne; [2]) und insofern hätte sich allerdings Lessing seine Aufgabe durch eine Kundgebung des Namens beträchtlich erleichtern können. Aber da es doch wiederum gerade die große wissenschaftliche und gelehrte Ueberlegenheit des Fragmentisten war, welche die auf solche Angriffe des positiven Christenthums nicht gefaßten, für sie nicht gewaffneten theologischen Zeloten in Verzweiflung setzte, so war es ebenso natürlich, daß sie sich durch Schmähen und Schimpfen zu helfen suchten, wo die Mittel zu wissenschaftlicher Widerlegung nicht ausreichten. Und zwar richtete sich die Wuth ihres Zorns nicht blos gegen den Fragmentisten selbst, sondern ebenso, ja in noch höherem Grade gegen dessen Herausgeber. Es half diesem nichts, daß er von vorn herein

1) X. 219.
2) X. 222.

erklärte, daß er keinesweges die Sache des Fragmentiſten in allen Stücken zu der ſeinigen mache, ja daß er ihn in mehreren Punkten direkt beſtritt und widerlegte. Noch weniger vermochten ſie anzuerkennen, daß er die Fragmente ſelbſt nur im Intereſſe der wahren Religion und des echten Chriſtenthums herausgegeben habe. Vielmehr erklärte Goeze geradezu das Gegentheil. „Er habe", ſagte er, „Leſſings Einwürfe gegen den Fragmentiſten mit viel größerer Betrübniß geleſen, als die Fragmente des gegen unſere allerheiligſte Religion ſo feindlich geſinnten, ſo grob und frech läſternden Verfaſſers." Er forderte ihn auf, „ſeine Todesſtunde zu bedenken", und ſich den „Weg zur Buße" nicht zu verſchließen, wegen des Giftes und der Aergerniſſe, die er in die Welt gebracht, kurz er behandelte Leſſing wie einen armen Sünder, den ein Seelſorger in die Kur nimmt, um ihm das Gewiſſen zu rühren, während er ſchließlich mit der Staatspolizei droht. — Goeze hatte die erſten ſeiner Angriffe in den berüchtigten Hamburger „Schwarzen Zeitungen" direkt gegen ihn gerichtet. Er hatte dieſelben durch jenes Organ nicht nur in allen Dörfern und Schenken verbreitet, ſondern ſie auch geſammelt in einem eigenen Rundſchreiben als eine Art Hirtenbrief [1]) an alle gläubigen Chriſten ergehen laſſen.

Darauf konnte Leſſing nicht ſchweigen. Er nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandſchuh auf, und antwortete zunächſt mit der ſchon oben erwähnten „Parabel" und der „Bitte", [2]) in welcher letzteren er ſeinem Gegner bewies, daß derſelbe ihm Unrecht gethan habe, und ihn aufforderte, dies Unrecht durch ein offenes Eingeſtändniß zurück zu nehmen. Allein während er noch mit dem Drucke dieſer beiden Schriftſtücke beſchäftigt war, die er wohl ihres verſöhnlichen Tones halber friedliche Blätter nennen durfte, [3]) erreichten ihn

1) Unter dem Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Leſſing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und die heilige Schrift, den einigen Lehrgrund derſelben. 1778.

2) X. 125—128.

3) X. 125.

die letzten Nummern der Goeze'schen Zeitung, in welchen der leidenschaftliche Zelot jeden Gedanken an friedliche Ausgleichung weit von sich weg geworfen hatte. Jetzt erließ Lessing sein „Absagungsschreiben", [1]) in welchem der Geist seines gerechten Zornes zum vernichtenden Sturme anschwoll. Nie, weder vorher noch nachher, hat die deutsche Sprache ein ähnliches Denkmal edelster Leidenschaft hervorgebracht, als diese „ritterliche Absage", in deren Flammenergusse die ganze Gluth seiner Seele dahinströmt. Nicht nur, daß er selbst sich auf den Standpunkt eines wahren Vertheidigers der Lutherischen Kirche stellte: er sprach seinem Gegner, der sich ihm und aller Welt gegenüber gern als einen Lutherischen Papst gerirte, jeden Funken Lutherischen Geistes, jedes Verständniß des Lutherischen Systems ab. Wahrhaft erhaben ist die Apostrophe, die er bei dieser Gelegenheit an den großen Reformator selber richtet, „den er am liebsten zu seinem Richter haben möchte": „Luther Du! Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig, daher schlendern! Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst: wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest: wie es Christus selbst lehren würde!" — „Bis dahin, so wendet er sich wieder an seine Angreifer, — bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kommt, gewiß! gewiß!" möchte er lieber den ganzen Streit ruhen lassen, wenn das einem solchen Widersacher gegenüber möglich wäre, dessen Bild er in den folgenden zerschmetternden Worten zeichnet: „Nicht daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden wenn Gott will giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralver-

1) X. 129—132.

hetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an ihre freiwilligen Beiträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder wenn ich auch könnte verwehren wollte! So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat." Nur eins will er nicht länger ertragen, den Stolz, welcher den Fragmentiſten wie einen unwiſſenden Schulbuben behandle; „denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen, ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwiegen vermögend ſind."

Leſſing war entſchloſſen, den Kampf, zu dem ihn Goeze provozirt, nicht eher zu beenden, bis er den Gegner für immer zu Boden gebracht habe. „Schreiben Sie Herr Paſtor, — ſo ſchloß er ſeinen Abſagebrief, — ſchreiben Sie und laſſen Sie ſchreiben ſo viel das Zeug halten will: ich ſchreibe auch! Wenn ich Ihnen in dem geringſten Dinge was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht laſſe wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!"

Und er hat Wort gehalten.

Die erſte Streitſchrift wider den Hamburger Zionswächter waren die dem Fehdebriefe auf dem Fuße folgenden „Axiomata", d. h. wie Leſſing es erklärt, Sätze, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln. [1]) Dieſe Sätze, zehn an der Zahl, welche Leſſing gegen die Angriffe ſeines Gegners aufrecht erhielt, ſind folgende: 1) Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. — 2) Es iſt bloße Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehreren gleich unfehlbar ſei. — 3) Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel nicht die Religion. — 4) Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion. [2]) — 5) Auch

1) X. 133.

2) „Der geringſte Fingerzeig, dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord." X. 135.

war eine Religion ehe eine Bibel war. — 6) Das Chriſtenthum war ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche ehe der ganze Kanon zu Stande kam. — 7) Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen, ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen. — 8) War ein Zeitraum, in welchem ſie ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſein, daß alles was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde. — 9) Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten, ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt. — 10) Aus ihrer inneren Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat. [1])

Seinen perſönlichen theologiſchen Standpunkt bezeichnet Leſſing in dieſer Schrift auf eine Weiſe, welche an ſeine berühmte Erklärung in Bezug auf ſeinen Dichterberuf erinnert. „Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theologe. Ich habe auf kein beſtimmtes theologiſches Syſtem ſchwören müſſen; mich beſtimmt nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden, und ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Nur, fügt er hinzu, müſſen dieſe ehrlichen Männer andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit dem ſie ſelbſt an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als ſie verachten.“ Wahrhaft erhaben wird ſeine Sprache aber da, wo er bei der Vertheidigung des ſiebenten Satzes Goeze's zuverſichtliche Frage beantwortet: ob wohl

1) X. 136—165.

jemals ohne die neuteſtamentaliſchen Bücher eine Spur von dem was Chriſtus gethan und gelehrt, übrig geblieben ſein würde? „Gott behüte mich, ruft er aus, [1]) jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage gradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorſagte; geſchweige da es mir ein Lutheriſcher Paſtor in den Mund legen will. Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann, und nur Deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die Du nicht aufzuſchreiben, die Du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſein? Sind die Bücher der einzige Weg die Menſchen zu erleuchten und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſätzlichen und unvorſätzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt, ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren Gewalt nicht ebenſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes ſein will, und ſo keck vorgiebt, daß Du Deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde!“ Mit dem ſchwungvoll erhabenen Ernſte ſolcher Stelle wechſelt dann wieder der heiterſte Humor, wie z. B. wenn er bei dem achten Satze der ſich fortwährend über ihn ver-

1) X. 147.

wundernden Paſtoralweisheit mit den Worten begegnet: „So wenigſtens denke ich, unbekümmert wie ſehr ſich der Herr Paſtor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältniſſe, daß er ſich wundert und ich mich nicht!“ [1]) Oder wenn er bei dem neunten Satze, zu höchſter dramatiſcher Lebendigkeit fortſchreitend, mit ſeinem Gegner jenen unübertrefflichen „Kanzeldialog“ hält, deſſen Weſen darin beſteht, daß er den gegen ihn poleniſirenden Kanzelredner unterbricht, dieſer ſich aber nicht für unterbrochen hält, ſondern ohne ſich zu bekümmern, ob ihre beiderſeitigen Worte zuſammen klappen, fortredet, weil er einmal aufgezogen iſt und ablaufen muß. [2])

Dieſer ohne Frage ihrem Inhalte nach bedeutendſten aller theologiſchen Streitſchriften Leſſings folgte die Reihe jener kleinen Flugblätter, „Antigoezen“ genannt, die er wie ebenſo viele tödtliche Geſchoſſe auf ſeinen Gegner ſchleuderte. Dieſe Flugblätter, meiſt nur einen halben Bogen ſtark, zeigen Leſſing auf dem Höhenpunkte ſeiner polemiſchen Meiſterſchaft. Und daß er dieſe Meiſterſchaft mit ihrem vernichtenden Witze, mit der ſtahlſcharfen Schneide ihres Verſtandes, mit der Erhabenheit ihrer ſittlichen Empörung, und der Kraft ihrer Sprache in der gerechteſten Sache, daß er ſie gegen einen Goeze verwandte, daß er in dieſem Manne die paſtorale Anmaßung und Heuchelei, die despotiſche Bevormundungsſucht, den kleinlichen Egoismus, die rohe Beſchränktheit mit ihrer fanatiſchen Verfolgungsſucht ein für allemal in der ganzen Nacktheit ihrer wahren Geſtalt der Nation vor die Augen ſtellte: das war es, was unwiderſtehlich einſchlug in die Herzen des Volks, das ſeitdem für immer zu wählen haben wird zwiſchen Goeze und Leſſing, zwiſchen Rohheit und Bildung, Sklaverei und Freiheit, Pfaffenthum und Humanität. Achtzig

---

1) X. 153—54.
2) X. 155—160.

Jahre sind vergangen, seit diese klingenden Pfeile dem Bogen des unsterblichen Helden entflogen, aber immer noch sind sie neu und glänzend scharf wie am ersten Tage, immer noch sind sie das Entzücken aller derer, die sich zu seiner Fahne bekennen, wie sie der Schrecken sind für die in unsern Tagen so überaus zahlreich emporgewucherten Nachfahrer des Zionswächters von Hamburg.[1]) Ja Lessing hat sie gekannt und zu zeichnen verstanden diese pfäffisch eifernden Pastoren, „die uns jede zärtliche Empfindung für ihr einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchten; diese heuchlerischen Egoisten, die ihre kleinliche Selbstsucht hinter der Sorge für das Wohl und Seelenheil des Volkes verstecken", und denen er zuruft:[2]) „O ihr Thoren, die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist es euch zu thun, ihr hattet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Glück der Sturmwind sonst in der Natur befördert?

---

1) In neuester Zeit hat es sogar einer derselben, ein Dr. Röpe, unternommen, in einer eignen Schrift unter dem Titel: „Lessing und Goeze im Fragmentenstreit, ein Beitrag zur Rettung Goeze's" (Hamburg 1859), Lessings Verhalten in diesem Streite sittlich und geistig herabzuwürdigen, und Behauptungen aufzustellen wie die, daß Lessing einen unlautern Kampf geführt, daß er hinter christlicher Maske seine unchristliche Gegnerschaft versteckt, daß er nicht um der Wahrheit willen gekämpft habe, sondern aus Streitlust, und theilweise um seinen häuslichen Kummer zu betäuben und seine finanziellen Sorgen zu decken ꝛc.!! Wir erwähnen dieses würdigen Nachfahrers von Goeze nur, um dabei zu bemerken, daß derselbe unter andern von Dr. Jürgen Bona Meyer seine verdiente Abfertigung erfahren hat. (S. Hamb. Wochenblatt 1859 No. 4. 5. 6 u. 7.)

2) X. 182.

Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen mindestens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?" — Er hat sie für immer gebrandmarkt diese lügnerische Sanftmuth im Verdammen, [1]) diese heuchlerische Milde, welche fromme Thränen des Mitleids vergießt, während sie das Feuer des Scheiterhaufens unter dem Verfolgten schürt. Er ruft diesen Lutherischen Pastoren, die so gern unsere Päpste werden möchten, die warnenden Worte zu: Wenn dies gelinge, so sei er der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertausche, und er hoffe, daß viele ebenso entschlossen denken würden wie er. [2]) Der wahre Lutheraner wolle nicht bei Luthers Schriften sondern bei Luthers Geiste geschützt sein, und Luthers Geist erfordere schlechterdings, daß man keinen Menschen hindern dürfe, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem Gutdünken fortzufahren. Aber man hindere Alle daran, wenn man es auch nur Einem verbiete, seinen Fortschritt in der Erkenntniß andern mitzutheilen; denn ohne diese Mittheilung sei kein Fortschritt im Ganzen möglich. Wer wie Goeze das Prinzip der freien Forschung antaste, der spreche das Verdammungsurtheil über Luther selbst, über die ganze Reformation. [3])

Aber freilich was kümmern solche Betrachtungen den theologischen Reaktionär in seinem Streben nach Herrschaft! Luther hatte deutsch geschrieben. Der Hamburger Hauptpastor dagegen verlangte, daß religiöse Untersuchungen nur lateinisch geschrieben werden sollten, wie in den guten alten Zeiten. „O glückliche Zeiten, ruft Lessing aus, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, für uns dachte und für uns aß! wie gern brächte sie auch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück. Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm ver-

1) X. 178.
2) X. 168.
3) X. 167—168.

einigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn ſie nicht hören wollen, ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in denen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens ſind nicht in dem Beichtſtuhle, ſind auf dem Parnaſſe gebildet." [1]) Wir erinnern hierbei noch einmal an die brutale Art und Weiſe, wie Goeze gegen Goethe's Werther aufgetreten war. Der Pöbel iſt es, auf den ſich vor allem dieſe frommen Reaktionäre ſtützen. Mit ihm ſprach darum Goeze in ſeiner Verfolgung Leſſings und des Fragmentiſten die Sprache des Pöbels. Mögen doch die Einſichtsvollen im Verborgenen glauben was ſie wollen, wenn nur der liebe Pöbel fein in dem Gleiſe bleibt, in welchem allein ihn die Geiſtlichen zu leiten verſtehen. [2]) „Aber auch der geringſte Pöbel," ruft Leſſing ihnen warnend zu, „wenn er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer, anſtatt es bei gewiſſen Predigern ein Grundgeſetz iſt, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reißen ſich nicht vom Pöbel, aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los!" [3])

Es iſt ſchwer von dieſer wundervollen Bilderreihe nicht noch mehr und immer mehr unſerer Zeit wieder vor die Augen zu ſtellen. Doch wollen wir uns mit folgenden einzelnen Zügen begnügen. Wie in der Sache, ſo iſt Leſſing auch in der Sprache gegen den Mann ſchonungslos. Und er hatte das Recht es zu ſein wider einen Zeloten, der ihn unmittelbarer feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldigte; der in ſeiner blinden Wuth nie las was ſein Gegner geſchrieben, ſondern nur immer das, was

1) X. 190.
2) X. 208.
3) X. 196.

er in deſſen Worten zu finden wünſchte; [1]) der in einem Athem dasjenige bei ſeinem Parteigenoſſen lobte, was er bei Leſſing und dem Fragmentiſten mit dem Anathem belegt hatte; [2]) der die Staats- und Polizeigewalt gegen ihn hetzte, und der endlich, wenn Leſſing im gerechten Zorne über die infamirendſten Beſchuldigungen und Verläumdungen, ſich erlaubte, „ihm den Eimer faulen Waſſers, in welchem er ihn zu erſäufen gedachte, tropfenweiſe auf den entblößten Schädel fallen zu laſſen,“ [3]) über Verletzung des Anſtandes und guten Tones ſein lautes Zetergeſchrei erhob. „Wie!“ ruft Leſſing ihm zu, „Sie kommen mit dem Dolche von Beſchuldigungen, die unmittelbaren Haß und Verfolgung nach ſich ziehen, auf mich eingerannt, und ich ſoll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehen bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? Soll jeden Athemzug ſo mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund: „er iſt toll!“ und der arme Hund ſoll gegen Sie nicht einmal blaffen! blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? — Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſers weibiſchen Zeitalters. Firniß ſeid ihr, und nichts weiter; aber eben ſo oft Firniß des Laſters als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll.“ — Auch über Leſſings Stil hatte ſich Goeze höhnende Bemerkungen erlaubt, und wir verdanken ihm daher die herrlichen Auslaſſungen des großen Meiſters über ſeinen Stil, der, wenn jemals, bei ihm und im höchſten Grade bei dieſem Streite, der Mann ſelbſt iſt. „Jeder Menſch,“ antwortet ihm

1) X. 221.
2) X. 170—171.
3) X. 177.

Leſſing heiter,[1]) „hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe, und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum Beſten zu haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.“ Goeze hatte von ſeinem blendenden Stil geſprochen, der ihm große Ueberlegenheit gewähre. „Es kommt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel wie wir denken,“ entgegnet ihm Leſſing. „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen ſondern dem blanken Schwerte zuzuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuzuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. — Meinen Stil gebe ich aller Welt Preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn vor ſo manchem andern Stile auszeichnen ſoll: und alles was zu merklich auszeichnet iſt Fehler.“ Aber grade für dieſen einzigen möchte er die Kunſtrichter um Schonung anflehen, denn er ſei nicht ſein Fehler, ſondern ſeine Erbſünde. Nehmlich: er verweilt ſich bei ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis (Vergleichungspunkte) verwickle. Leſſing führt dann aus wie ſeine dramatiſchen Arbeiten dieſen Fehler verſtärkt und die Ausbildung einer ciceronianiſch ruhig fortſchreitenden Proſa verhindert haben dürften. Wenn ihm aber Goeze

1) X. 173 u. 174.

vorwerfe, daß er durch die Phantaſie auf den Verſtand ſeiner Leſer zu wirken ſuche, ſo gebe er dies zu, und halte es nicht nur für nützlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. „Wer hiervon nichts weiß und verſteht, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle guten Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Der Begriff iſt der Mann, das ſinnliche Bild des Begriffes iſt das Weib, und die Worte ſind die Kinder, welche Beide hervorbringen.“ Goeze aber, der ſich ſtets nur mit den Worten und Bildern ſeines Gegners herum ſchlage, und immer thue, als ob er den Begriff nicht ſähe, gleiche dem Krieger, der den Männern des Landes aus dem Wege gehe, um die Weiber und Kinder deſſelben ungeſtraft würgen zu können. [1]) —

Es iſt ſchon angedeutet worden, daß Goeze als würdiger Ahnherr ſeiner heutigen Nachkommen es nicht verabſäumte, den theologiſchen Streit auf das politiſche Gebiet hinüberzuſpielen, und wider die freie wiſſenſchaftliche Kritik den Arm der Staatspolizei um Hülfe anzurufen, wie er bereits früher die Poeſie (Goethe's Werther) bei derſelben pflichtſchuldigſt denunzirt hatte.

Nur Derjenige, hatte er gleich zu Anfange ſeiner Schrift gegen Leſſing bemerkt, — nur Derjenige könne Unternehmungen wie die Fragmente und ihre Herausgabe als etwas Gleichgültiges anſehen, der die chriſtliche Religion entweder für ein leeres Hirngeſpinnſt, oder gar für einen ſchädlichen Aberglauben halte; der nicht einſehe oder nicht einſehen wolle: daß die ganze Glückſeligkeit der bürgerlichen Verfaſſung unmittelbar auf derſelben beruhe, oder der den Grundſatz des Verfaſſers einer Schrift, die er nicht näher bezeichnen wolle, zu dem ſeinigen mache: „Sobald ein Volk unter ſich einig wird Republik ſein zu wollen, ſo darf es“; und der

1) X. 210. 212.

folglich die bibliſchen Ausſprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwerfe. Leſſing hat ſich dieſen Zug in ſeinem Nathan nicht entgehen laſſen, wo Goeze's Ebenbild, der fromme Patriarch, ſeine bei Saladin anzubringende Denunziation des weiſen Nathan mit den Worten motivirt:

> Auch mach ich ihm gar leicht begreiflich, wie
> Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
> Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande
> Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
> Der Menſch nicht glauben darf.[1])

Aber Goeze hatte ſich mit einer ſolchen allgemeinen Denunziation nicht begnügt. Er hatte auch die obrigkeitlichen Gewalten, die Conſiſtorien, den Reichshofrath wider Leſſing und die Fragmente angerufen — wie denn auch bereits die Mitarbeiter an dem Frankfurter Anzeiger, Goethe, Merck, Schloſſer u. a., die Goeze's Zelotismus beſpöttelt hatten, von dem Frankfurter Magiſtrate ſehr ernſt bedroht und zum Stillſchweigen in theologiſchen Dingen verurtheilt worden waren.[2]) Er und die Seinen hatten öffentlich erklärt, daß Leſſing „als einer der frechſten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfeſten des heiligen römiſchen Reichs wankend zu machen ſuche," die Ahndung des Reichshofrathstribunals verdiene, welches verbunden ſei, „nicht allein die Urheber, Schreiber und Drucker von Schriften gegen die chriſtliche Religion, ſondern auch die Herausgeber und Verbreiter derſelben nach Beſchaffenheit der Umſtände an Ehre, Leib, Gut und Blut unnachſichtlich zu beſtrafen." Auch damit hatte Goeze ſich noch nicht genug gethan. Je unfähiger er ſelbſt ſich fühlte, den Kampf gegen einen Leſſing zu führen, deſto eifriger war er in dem Geſchäfte andere gegen ihn aufzuhetzen. Er trieb die Göttingen'ſche Theologenfakultät an, ſich gegen Leſſing zu

1) II. 304.
2) Schwartz 130.

erheben, und wußte ſelbſt einen Semmler dazu zu bewegen, gegen Leſſing in einer Weiſe aufzutreten, die dieſen mehr als Alles andre verletzte und empörte. Er verſuchte unter der Hand auch in Preußen bei dem Miniſter von Zedlitz gegen Leſſing zu machiniren. Aber dieſer treffliche Mann, der als Miniſter ſich privatim Vorleſungen über Metaphyſik halten ließ, war freilich nicht danach angethan, auf einen Goeze zu achten. Zuletzt entblödete ſich dieſer nicht, Leſſing ſogar direkt bei ſeinem Landesherrn als einen Menſchen zu denunziren, dem derſelbe ſeine Bibliothekarſtelle nicht länger ohne Gefahr für ſein fürſtliches Haus laſſen könne, „da ein Menſch, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht habe, eine ſo ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben ſo gut Papiere an den Tag bringen könne, die ſeine hohen Gerechtſame ſtreitig zu machen und die Ehre ſeiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären!“ [1])

Mit einem Fußtritte der Verachtung ſchleuderte Leſſing die in dieſer Denunziation liegende pfiffig giftige Anſchuldigung von ſich, während er die zugleich in derſelben enthaltene Beleidigung ſeines Fürſtenhauſes aufdeckte. Aber das Beſte war doch, daß den Denunzianten ſelber bald darauf eine tragikomiſche Nemeſis ereilte und ihn in dieſelbe Grube fallen ließ, die er einem Andern gegraben hatte. Denn während der Reichshofrath Leſſingen unangefochten ließ, ward umgekehrt Goeze in Folge einer ſeiner fanatiſchen Predigten von dem kaiſerlichen Reſidenten wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Hamburger Magiſtrate verklagt. Zwar erließ man, wie es ſcheint, dem gedemüthigten Zeloten den öffentlichen Widerruf, wohl aber ward ihm in ſtrenger Verwarnung verboten, ſich Aehnliches wieder zu Schulden kommen zu laſſen. [2])

---

1) X. 179—180. 231.

2) Thieſſ' Leben Goeze's S. 44. Vergl. Leſſing, Werke XIII. 627. 634. XII. 540.

Leſſings Kampf gegen Goeze nahm indeß ein für Freund und Feind gleich unerwartetes Ende.

Goeze hatte erklärt, er ſei bereit, ſich auf den Hauptpunkt ihres Streites, auf den Satz: ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge oder gar nicht geſchrieben worden wäre? ſofort gehörig einzulaſſen, ſobald ſein Gegner ſich darüber beſtimmt erklärt haben würde: „was für eine Religion er unter der chriſtlichen Religion verſtehe?“ — Mit dieſer Forderung glaubte er Leſſing vollſtändig aus dem Felde geſchlagen zu haben, da dieſer ſich, wie er triumphirend hinzuſetzte, „wohl gehütet haben würde, dieſen Streit anzufangen, wenn er hätte vorausſehen können, welchen Ausgang derſelbe durch dieſe Wendung nehmen, und wie er gezwungen ſein werde, die wahren Gedanken ſeines Herzens zu offenbaren.“ Aber grade mit dieſer unverſchämten Herausforderung lief er ſelbſt in die bereit gehaltene Klinge ſeines Gegners, dem dieſe Wendung ſehr erwünſcht kam. Leſſing beantwortete dieſe Frage in zwei neuen Schriften, [1]) deren ſtreng ernſt gehaltener Ton ſehr abſtach gegen den Stil der „Antigoezen“, der ſelbſt in Berlin nicht zenſirbar erſchien, mit der einfachen Erklärung: er verſtehe unter der chriſtlichen Religion in jenem von ihm aufgeſtellten Satze alle diejenigen Glaubenslehren, welche in der Symbolik der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enthalten ſeien. Den Inbegriff dieſer Glaubensbekenntniſſe der älteſten Kirche, und ihr Verhältniß zur Bibel entwickelte er in einer Reihe von Sätzen, die er „aus eigner ſorgfältiger, mehrmaliger Leſung aller Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte“ gezogen, und über die er ſich mit dem gelehrteſten Patriſtiker in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen bereit erklärte. Mit dem vollen Selbſtgefühle ſeiner Sicherheit ſetzte er hinzu: „der Beleſenſte hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen als ich; der Beleſenſte kann alſo auch nicht mehr wiſſen als ich.“ Selbſt Goeze

1) Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage. X. 239—252.

begriff, daß er Leſſing auf dieſem Gebiete nicht entfernt gewachſen, und daß es ihm unmöglich ſei, den Streit nach dieſer Erklärung weiter zu führen. Er, der bisher nie einem Gegner das letzte Wort gelaſſen, erſtaunte bis zum Verſtummen. Mit ihm ſeine Schildknappen. „Nirgends kein Laut mehr, und ſelbſt jeder Froſch in den Sümpfen „der freiwilligen Beiträge“ und des „Poſtreuters“ war mit ihm zugleich verſtummt.“ [1]) Die Niederlage des orthodoxen Lutherthums wie es Goeze vertrat war vollſtändig, und Leſſing ſah ſich eines Gegners entledigt, an dem zwar keine Ehre zu erwerben geweſen war, der ihm aber doch durch die Polemik, zu welcher er ihn genöthigt, in ſeiner damaligen tiefen Trübſal, von der wir ſpäter reden werden, eine Erheiterung gewährt hatte, die er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe ungern vermißte. [2]) —

Das Wichtigſte aber in dieſem Kampfe iſt der Umſtand, daß Leſſing in demſelben ſeine Sache Goeze gegenüber, zur Sache der von ſeinem Gegner beleidigten katholiſchen Kirche machte, und ſchließlich gradezu auf die Nothwendigkeit einer Union zwiſchen Proteſtantismus und Katholizismus hinwies.

Goeze und die Seinen hatten mit ihren Behauptungen, daß nur der ein Chriſt ſein könne, für den die Bibel der alleinige Lehrgrund der chriſtlichen Religion ſei, dem überwiegend größeren Theile der Chriſten die Berechtigung zu dieſem Namen abgeſprochen. Sie waren nach Leſſings kräftigem Ausdruck „die Stänker, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionspartheien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem ſie alles was katholiſch iſt, als unchriſtlich verdammen.“ Ihnen gegenüber ſtellte ſich daher Leſſing mit ſeinem großen Prinzipe, deſſen Verwirklichung auch dem politiſchen Geſchicke unſerer Nation eine unberechenbare Wendung zu geben vermöchte.

1) XI. 563.
2) XII. 500. 501. 502. 503. 509. 516.

Dies Prinzip ist das der Union, als deren wesentliches Fundament er den Satz hinstellte: „Wie nur Dasjenige gegen das Christenthum gelten dürfe, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten wisse, so müsse auch nur das zum Christenthume gehören, was Katholiken und Protestanten gemein sei.“ [1]) Er sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht Beide seit ihrem Bestehen einem höheren Gesetze folgen müßten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhalte. [2]) Seine Vertheidigung des Katholizismus war freilich zugleich eine strategische Wendung, mit der er sich gegen die ihm von Goeze angedrohte Verfolgung von Seiten der deutschen Reichsbehörde zu sichern suchte. Aber sein Grundgedanke einer Union war darum nicht minder ernstlich gemeint. Je fester er selbst auf dem einzigen Fundamente des Protestantismus der absolut freien Kritik und Forschung stand, um so sicherer vermochte er vom historischen Standpunkte den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der heutige offizielle Protestantismus aber mag sich Lessings Prophezeihung gesagt sein lassen, welche er in dem Fragmente „von den jetzigen Religionsbewegungen“ [3]) ausspricht: „Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen, — ja wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen ist.“

Wir Andern aber wollen uns getrost an jenes erhabene Wort des großen Mannes halten, der es mit edler Resignation der Zeit

1) X. 246.
2) Guhrauer II. 2. 180.
3) XI. 591.

überließ, was seine aufrichtig gesagte Meinung wirken solle und könne. „Vielleicht soll nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können!“

Hier müssen wir für kurze Zeit den Gang unserer Darstellung unterbrechen, und, ehe wir dem großen Freiheitskämpfer weiter auf der glorreichen Siegeslaufbahn seiner letzten Lebensjahre folgen, einen Blick auf seine persönlichen Zustände und auf die bittern Leiden werfen, unter deren Dornendruck er seine letzten und größten Geistesthaten gethan hat.

Dreizehntes Buch.

Nathan der Weiſe.

„Hier iſt Alles Charakter und Geiſt und der edelſten Menſchheit Bild und die Götter vergehen vor dem alleinigen Gott."

Platen.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Eva Leſſings Tod.

Wer ohne von Leſſings Lebensſchickſalen Kunde zu haben die im vorigen Kapitel von uns behandelten Streitſchriften gegen Goeze, mit ihrer ſpiegelhellen Klarheit, ihrem ſprühenden, bald mit dem Gegner ſpielenden, bald ihn zerſchmetternden Witze, ihrem heiteren Humor und ihrer unverwüſtlichen guten Laune in die Hand nähme, der dürfte unwillkürlich zu dem Glauben verleitet werden, daß eine ſo vollkommene Beherrſchung aller geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten einen entſprechenden Zuſtand äußeren und inneren Behagens, kurz eine Gemüthslage des Verfaſſers vorausſetze, die nur das Reſultat befriedigten eigenen Glückes ſein könne.

Und dennoch werden wir ſehen, daß gerade in der Zeit, ja in demſelben Augenblicke, wo Leſſing die erſte Feder zu jenem Kampfe anſetzte, nach kurzem Glücke das ſchwerſte Unglück ſeines Lebens über ihn hereingebrochen war, und daß er, den eigenen Tod im Herzen, ein ſterbender Fechter, den letzten großen Freiheitskampf ſeines Lebens geführt hat.

Wir haben Leſſing im letzten Kapitel des neunten Buchs am Ziele ſeiner langgehegten Wünſche und im dankbaren Genuſſe des erſehnten häuslichen Glückes verlaſſen. Mit dem 8. Oktober des Jahres 1776 hatte nun für ihn in der That ein neues Daſein begonnen. Zum Erſtenmale in ſeinem Leben ſehen wir ihn befriedet und

glücklich, an der Seite einer trefflichen Frau im Kreiſe ihrer von ihm mit Vaterzärtlichkeit geliebten Kinder. Er ſah ſeine äußere Stellung geſichert, ſah ſich befreit von dem Drucke ſeiner Schulden, die obgleich kaum tauſend Thaler betragend, doch in ſeiner Lage und bei den Anforderungen, die ſeine dürftigen Anverwandten an ihn machten, Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelaſtet hatten. Eine baldige Verbeſſerung ſeiner ganzen Stellung ſtand in naher Ausſicht, und eine jährliche Ehrenpenſion von hundert Louisd'ors, die ihm der Kurfürſt von der Pfalz kurz zuvor von freien Stücken verliehen hatte — die aber freilich wie wir ſehen werden nie gezahlt wurde — ſchien ihn mit einem Male aller materiellen Sorgen, die ihn lebenslang verfolgt hatten, um ſo mehr zu entheben, als auch ſeine Frau von dem geretteten Reſte ihres Vermögens immer noch eine Jahresrente von einigen hundert Thalern übrig behalten hatte. Alles was er jetzt wünſchte, war: für das Glück der geliebten Frau noch einige Jahre zu leben! Kurz vor der Hochzeit hatte er ihr in dieſem Sinne geſchrieben: „Meine Ausſichten ſind jetzt ſo, daß ich ruhig ſein kann, wenn ich noch ein Paar Jahre lebe. Ohne das würde ich Sie, meine Liebe, jetzt freilich in Unruhe und Koſten ſetzen, die Sie einmal bereuen müßten. Deswegen bin ich auch jetzt um ein Bischen längeres Leben ſo bekümmert, als ich es noch nie geweſen. Doch etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen.“ Er ahnte nicht, daß er ſein ſchwer errungenes Glück ſo bald überleben ſollte! — —

In allen während ſeiner kurzen Ehe geſchriebenen Briefen ſehen wir ſeine Zufriedenheit und ſein Glück ſich kundgeben. Er iſt voll heiterer Laune und guten Humors, und von ſeiner früheren Bitterkeit iſt keine Spur zu bemerken. Er beſtellt wiederholt bei dem Bruder in Berlin Putzſachen für Frau und Tochter, [1]) rühmt die Ordnung ſeiner Verhältniſſe, und iſt ſicher „ein ordentlicher Haus-

1) XII. 478. 495.

vater zu werden", was, wie er in einem Briefe an seinen Bruder scherzend hinzusetzt, bei Leuten ihres Schlages doch nur dann möglich sei, wenn sie sich einem Anderen zu Gefallen darauf verlegten.[1]) Er ladet nicht nur den Bruder in Berlin, der sich gleichzeitig mit ihm verheirathet hatte, sondern auch seine anderen Verwandten und Freunde auf das Dringendste ein, ihn in seinem häuslichen Glücke zu besuchen; und selbst der Tod seiner Mutter, den er als liebender Sohn empfand, vermag eben so wenig wie die bald näher zu erzählende schlimme Erfahrung, die er bei Gelegenheit der Mannheimer Berufung machte, seine Stimmung nachhaltig zu verändern; ja vielmehr fühlt man in dem berühmten Briefe, den er an den Pfälzischen Minister von Hompesch und indirekt an dessen fürstlichen Herrn schrieb, die wiedergewonnene Elastizität seines Geistes und das erneuerte Selbstbewußtsein seiner Kraft und seines Werths. Beides äußerte sich auch in anderer Beziehung. Er fühlte sich wieder produktiv, und fühlte jene Zeit für bessere Arbeiten als seine bibliothekarischen Beiträge gekommen, die er einst ohne Hoffnung ersehnt hatte. Er wollte zunächst seine antiquarischen Briefe vornehmen, sobald er „die ekle, undankbare, zeitversplitternde Arbeit" jener Beiträge abgeschlossen haben würde, denn er fühlte, wie er an Nicolai im September 1777 schrieb, „jetzt noch Kräfte in sich zu besseren Dingen." Dazu rechnete er vor Allem die Ausbeutung seiner italienischen Reiseerinnerungen zur Vervollständigung seiner Kunstforschungen. Ein Aufsatz „über eine Aufgabe im deutschen Merkur" (XI. 461—467. Lachm.), mit welchem er um diese Zeit Wielands unphilosophische Faselei abstrafte, gehört zu dem Anmuthigsten und Heitersten was Lessing jemals geschrieben hat. Auch an persönlichen Anregungen fehlte es nicht. Zu den letzteren gehörte der Besuch eines geistreichen Franzosen Cacault, der einen langen Aufenthalt in Wolfenbüttel machte, um unter Lessings Anleitung deutsche

1) XII. 481.

Literatur zu ſtudiren, und der daſelbſt ſogar Leſſings Dramaturgie überſetzte, welche ſpäter Mercier herausgab. [1])

Alle ſeine Freunde nah und fern empfanden die wohlthätige Wirkung ſeiner neuen Zuſtände auf ſeine Stimmung und ſein ganzes Weſen. Vor Allen der Freund, der ſeinem Herzen am nächſten ſtand, der liebenswürdige M. Mendelsſohn, welcher ſofort eine Geſchäftsreiſe benutzte, um ſeinen Leſſing wiederzuſehen. Er hatte ihm kurz vor dieſem Wiederſehen geſchrieben: „Sie ſcheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu ſein, die mit meiner Denkungsart unendlich beſſer harmonirt, als jene geiſtreiche aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht ſtark genug, das Aufbrauſen dieſer Laune niederzuſchlagen, aber ich habe es herzlich gewünſcht, daß es Zeit und Umſtände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles was ich von Ihnen höre und ſehe beſtärkt mich in dieſem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunſch ſei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieſer beſſern Lage Ihres Gemüths nothwendig ſprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meiſten zu dieſer Beſänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? beſſere Vernunft oder reifere Jahre?“

Wie wir ſehen, erſcheint hier „die Frau“ an erſter Stelle, und ſie verdiente es dieſelbe einzunehmen. Das Bild ihrer liebenswürdigen, geiſtreich verſtändigen, lebensklugen und weltgewandten, und dabei doch ſo einfachen und ſchlichten Perſönlichkeit, das wir im Verlaufe unſerer Darſtellung ſich haben entwickeln ſehen, wird auch noch vervollſtändigt durch die Schilderung, welche ein Augenzeuge von Leſſings Glück in einem gleichzeitig geſchriebenen Briefe von der Begründerin deſſelben entworfen hat. Es iſt dies der ſpäter ſo berühmte Geſchichtsforſcher Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, der damals als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mehrere

1) XIII. 582. mit Nicolai's Anmerkung.

Wochen die Wolfenbüttler Bibliothek benutzte, und täglich ein gern gesehener Gast in Lessings Hause war. Die Art, wie Lessing ihn brieflich seinem Bruder und seinen Berliner Freunden empfahl, [1]) zeigt, daß er den trefflichen jungen Mann wahrhaft liebgewonnen hatte. Spittler selbst aber berichtet über seinen Aufenthalt bei Lessing in einem Briefe an Meusel folgendermaaßen: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus, und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen." Ein anderes Zeugniß für sie liefern die mehr erwähnten erst jetzt veröffentlichten Briefe von Elise Reimarus, die obschon mit Lessings Vorsatze sich zu verheirathen nicht völlig zufrieden, doch die Verlobte desselben eine liebenswürdige Frau von großem Verstande nennt, „der alles was Herz an Lessing sei, angehöre."

1) XII. 485.

Das war die Frau, deren schwererrungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks heben sollte, um ihn nach kaum mehr als einem Jahre solchen Glücks durch ihren Verlust in den Abgrund hoffnungslosesten Leides zu stürzen, aus dessen Tiefen er sich nie mehr völlig emporgehoben hat! — Wir besitzen keine Schilderung ihrer äußerlichen Erscheinung von irgend einem Zeitgenossen. Aber glücklicherweise ist ihr Portrait erhalten in einem Oelbilde, das von einem unbekannten Künstler in Wien gemalt, neun Jahre lang Lessings Arbeitszimmer schmückte und sich jetzt im Besitze ihres Enkels [1]) befindet. Dies Portrait beweist, daß das Aeußere dieser ausgezeichneten Frau im schönsten Einklange mit ihrem innern Wesen stand. Ein längliches überaus fein geschnittenes Gesicht von zartem Kolorit und sehr weißem Teint, mit dem die dunkelblonde Farbe des nach damaliger Mode hoch aufgebauten Haares sehr wohl harmonirt, zeigt in den großen weitgeöffneten dunkelblauen Augen, in dem geistreichgeformten Munde und in dem kräftigen Kinne Klugheit und Scharfblick im Verein mit großer Güte und ruhigem Wohlwollen. Auf den ersten Blick spricht sich die geistige Zusammengehörigkeit mit Lessing aus, an dessen Augen die ihren wunderbar gemahnen. Ihre Gestalt erscheint schlank und wohlgebaut, Arme und Hände von großer Schönheit und die Haltung von jener anmuthvollen Würde, die ihr in ihrem Leben eigen war.

Zu Anfange des Jahres 1777 sah sich Lessing genöthigt, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, um persönlich dem Kur-

---

1) Des Amtsrath E. Henneberg in Wasserleben bei Wernigerode. Es ist das Bild, das sie von Wien aus Lessing zusenden ließ (Lessing Werke XIII. S. 369. Lachm.). Es ist 34 Zoll hoch, 27 Zoll breit, und zeigt etwa ⅞ der sitzenden Figur. Das Portrait Lessings, das derselbe ihr nach der Verlobung schickte, ist gleichfalls erhalten und jetzt im Besitze des Herrn Spangenberg zu Ohsen bei Hameln. Es ist von dem ältern Tischbein († 1789, Hofmaler zu Kassel) gemalt. und nach dem Urtheile von Lessings Stieftochter Amalie König „das sprechend ähnliche Abbild Lessings, wie er in heiter angeregter Stimmung und in geistreicher Gesellschaft aussah“. (Briefl. Mittheilung von Eva Königs Enkel.)

fürsten Karl Theodor von der Pfalz seinen Dank abzustatten, der ihm im August des vorhergehenden Jahres das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der neuerrichteten Mannheimer Akademie der Wissenschaften nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von hundert Louisd'ors durch den eigends dazu abgesendeten, aus Schillers Leben bekannten Mannheimer Buchhändler Schwan hatte überreichen lassen. Zum Erstenmale sah sich Lessing von einer Anerkennung aufgesucht, die er um so freudiger annahm, als er sich dadurch, wie erwähnt, in seinen beengten pekuniären Verhältnissen wesentlich erleichtert fand. Die einzige Bedingung, welche man dabei gestellt hatte, war, daß Lessing wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich, gegen Erstattung der Reisekosten, beiwohne und alljährlich eine Abhandlung für die Akademie schreibe.[1]) Das eigentliche Absehen des Kurfürsten, oder vielmehr seines Ministers Hompesch, war aber auf etwas Anderes gerichtet. Man trug sich in Mannheim, bei dem löblichen Bestreben diese Stadt zu einem Mittelpunkte der Kunst und Wissenschaft am Niederrhein zu machen,[2]) angeregt durch die in Hamburg und Wien für die Hebung des deutschen Theaters gemachten Versuche, mit dem Plane, ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen, und dieser Plan war es eigentlich, für den man den berühmten Dramaturgen zu gewinnen trachtete. In der That ließ sich Lessing herbei, für die neue Theaterunternehmung einige Schauspieler zu engagiren, und zeigte sich auch sonst bereit, dem Unternehmen durch seinen Rath förderlich zu werden. Nur direkt und persönlich sich bei demselben zu betheiligen hatte er entschieden abgelehnt. Seine Hamburger Erfahrungen hatten ihm eine solche Thätigkeit für immer verleidet, und der persönliche Einblick, den er bei seiner Anwesenheit zu Mannheim in die Verhältnisse des dortigen von Maitresseneinfluß und

1) XII. 462—463.
2) Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, III. 1. 274., III. 2. 249.

Jeſuitenintriguen beherrſchten Hofes that, beſtärkte ihn in ſeinem Vorſatze. Aber er ſelbſt ſollte die Erfahrung machen, was es heiße, ſich mit einem ſolchen Hofe einzulaſſen, und der von feilen Schmeichlern ſeiner Zeit als Mäcen deutſcher Kunſt und Literatur geprieſene Kurfürſt Karl Theodor ſollte ſich den beiden deutſchen Fürſten, die ſich an dem großen Manne verſündigt haben, als der „Dritte im Bunde“ zugeſellen. Denn nicht genug, daß man Leſſing, der ſich zu der Mannheimer Reiſe nur auf den ausdrücklichen Wunſch des Kurfürſten bequemt hatte, nach Wolfenbüttel zurückreiſen ließ, ohne ihm die Penſion auszuzahlen, auf deren Erhebung er ſicher gerechnet hatte, [1]) erniedrigte ſich der kurfürſtliche Miniſter von Hompeſch auch ſo weit, daß er durch eine von Leſſing für immer gebrandmarkte Wendung demſelben die ihm freiwillig angetragene und von ihm ausdrücklich angenommene Penſion ſelbſt wieder entzog. Die Penſion war nur der Köder geweſen, den man ausgeworfen hatte, um den berühmten Mann zu fangen, und den man zurückzuziehen wünſchte, da dies mißlungen war. Als nämlich Leſſing nach ſeiner Rückkehr die von ihm verlangten Vorſchläge für das Theater, zu denen auch die von ihm zuerſt angeregte Einrichtung einer Theaterſchule gehörte, [2]) ſchriftlich einſandte, einen wiederholten Ruf nach Mannheim aber entſchieden ablehnte, ſchämte ſich der edle Freiherr, als würdiger Vorgänger Dalbergs in deſſen Verhalten gegen Schiller, nicht, dieſer Ablehnung die Wendung zu geben, als ob Leſſing damit zugleich auch die ihm früher angetragene Penſion abgewieſen habe, und beeilte ſich, dieſe Erklärung, an die Leſſing nicht von fern gedacht hatte, in einem äußerſt freundſchaftlichen Briefe [3]) zu „acceptiren“.

Aber Leſſing war nicht der Mann, der ſich ungeſtraft mißhandeln ließ, und ſeine Antwort auf den Brief des vornehmen Herrn, „der von Anfang an gegen ihn wie ein kleiner kriechender Miniſter

1) XII. 479.
2) Devrient, Geſchichte des deutſchen Theaters II. 324—325.
3) Kar Leſſing, I. 375—377.

agirt hatte," [1]) zeigte, wie er mit ſolchen Leuten umzuſpringen wußte. Es iſt eine Freude zu ſehen, mit welcher ſouveränen Verachtung der freiheitsſtolze Mann die kleinliche Intrigue eines Miniſters erwiderte, zu einer Zeit, wo der deutſche Bürger vor allen Vornehmen und Großen noch in tiefſter Demuth der Unterwürfigkeit ſich beugte. Er wolle ſich, ſchrieb er, nicht den Vorwurf zuziehen, daß er ſich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue wie ein Kind behandeln laſſe. „Denn nur einem Kinde (fährt er fort), dem man ein gethanes Verſprechen nicht halten will, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freiwillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzuſetzen. Wenn mich denn aber nur Ew. Excellenz für kein ſolches Kind halten, ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels Jemandem beſchwerlich zu fallen. Nur Eins muß ich mir dabei vorbehalten. Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Mannheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? Ihm Schritt vor Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwans, Ew. Excellenz und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen, und ihn urtheilen laſſen was er will? — Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſein, und ich beſorge ganz ein anderes. Da zur Zeit ſo Manches vom deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte."

1) Leſſings Worte in einem Briefe an den Schauſpieler Johann Heinr. Friedr. Müller, in der neuen Maltzahn'ſchen Ausgabe von Leſſings Werken XII. 582.

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum Alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: „„daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde!"" Ich dränge mich zu Nichts, und mich Leuten, die, ohngeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Dieser Ausbruch gerechtesten Unwillens über die gegen ihn begangene Perfidie änderte freilich in der Sache selber nichts. Der Minister und sein Herr steckten die Ohrfeige der Zurechtweisung ein und behielten ihr Geld in der Tasche. Die versprochene Pension, die ihm doch (wie Schwan ausdrücklich berichtet), „ohne alle Rücksicht auf das Theater, bloß als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, unter dem Siegel der Akademie versichert war", ward nie gezahlt. [1]) Doch gelang es Lessing, wenigstens dem von ihm empfohlenen Schauspieldirektor Seyler, den man durch ein ähnliches Verfahren schwer geschädigt hatte, eine Schadloshaltung von tausend Thalern zu erwirken, die man aus Furcht vor Lessings Feder zahlte. Er selbst erhielt als Gnadengeschenk vom Kurfürsten ein Etui mit dreißig — kupfernen Portraitmedaillen der Pfälzischen Herrscher! [2])

---

1) Wie gemein und erbärmlich sich die Regierung des Kurfürsten in diesem ganzen Handel gegen Lessing benahm, ist jetzt (1861) auch durch Schwans Autobiographie bekannt geworden, der leider zu „diskret" dachte, um die ganze Wahrheit zu veröffentlichen. Vergleiche Hausblätter von Edm. Höfer 1861. Heft 6. S. 468—469.

2) Karl Lessing, I. 390.

Was nun das damalige Mannheimer Theaterunternehmen selbst anlangt, so faßt Lessing den ganzen Nationaljammer unseres deutschen Partikularismus in die Worte zusammen, welche er bald darauf seinem Bruder schrieb: „daß man in Mannheim mit einem deutschen Nationaltheater nie einen andern Begriff verbunden habe, als den, daß es ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten!“ „Wie wohl ist mir, setzt er hinzu, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!“ — Diese „ganz andere Komödie“ war aber eben das Schauspiel, welches er auf dem theologischen Gebiete aufzuführen, wie wir gesehen haben, grade um diese Zeit durch Bekanntmachung der „Fragmente“ im besten Zuge war, und dessen hohe Komik ihm, wie er sich ausdrückte, bald „alle andern theatralischen Arbeiten schaal und wässrig erscheinen ließ“ [1]).

Bei seinen Vorschlägen für die Hebung des deutschen Theaters waren es besonders zwei Punkte gewesen, auf welche Lessing nachdrücklich hingewiesen hatte. Er wollte das Theater als eine wichtige Bildungsanstalt des Volks in sittlicher wie in ästhetischer Hinsicht betrachtet, und deshalb mit der zu Mannheim errichteten deutschen Gesellschaft verbunden wissen. Diese letztere sollte durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte die aufzuführenden neuen Stücke ihrer Prüfung unterwerfen, über die Sprache und Aussprache der Schauspieler wachen, und eine dramaturgische Kritik ins Leben rufen, welche Dichter, Schauspieler und Publikum zu fördern geeignet wäre. Der zweite Punkt war die Errichtung einer eigenen Theaterschule, zur gründlichen und vollständigen Ausbildung der Schauspieler in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung. Eine solche „Theaterpflanzschule“ hielt Lessing in jeder Hinsicht für eine Nothwendigkeit, ja für die Grundbedingung der Möglichkeit einer wahrhaften Förderung der deutschen Bühne. Das Theater könne mehr sein und solle mehr sein

1) XII. 501.

als eine bloße Anſtalt für das Vergnügen des Volks, und die Schaubühne habe einen höheren und edlern Zweck als dieſen, in ihrer ſittlichen und äſthetiſch bildenden Einwirkung auf die Volkserziehung; — wir wiſſen in wie engen Verband Leſſing das Schöne mit dem Guten, die Schönheit mit Religion und Sittlichkeit ſetzte. Aber, fügt er hinzu, wäre der Endzweck des Schauſpiels auch blos das Vergnügen des Volks, ſo ſei es ſchon aus dieſem Grunde wichtig, dem Volke ſeine Unterhaltung nicht durch Idioten und ſittenloſe Menſchen zu gewähren, für welche es, außer den Stunden der Erholung, keine Achtung haben könne. Man ſieht, das ſind tiefgreifende, im edelſten Sinne demokratiſche Bildungsgedanken, von deren Realiſirung unſere deutſchen Theater noch jetzt nach faſt achtzig Jahren ſehr weit entfernt, ja ungleich weiter entfernt ſind als damals.

Ueberhaupt hatte Leſſing bei der Poeſie und Kunſt weſentlich das Volk im Auge. Als Gleim ſeine „Lieder fürs Volk“ dichtete, in denen er ſich zu den Verhältniſſen des Volks herabzulaſſen verſuchte, ſchrieb ihm Leſſing über dieſen Begriff des Sichherablaſſens zum Volke einen Brief, in welchem wir den Begriff der wahren Popularität, der echten Volksdichtung, ja des Volkes überhaupt zum Erſtenmale in unſerer Literatur hingeſtellt ſehen. Man habe geglaubt, dies Sichherablaſſen heiße gewiſſe Wahrheiten, und meiſtens Wahrheiten der Religion, ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Man habe alſo dieſe Herablaſſung lediglich auf den Verſtand bezogen, und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherlei Umſtände des Volks beſtehe. Und doch ſei dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere aus ihr von ſelbſt folge, während umgekehrt jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch ſei, dem alle individuelle Applikation fehle. Die Dichter welche wie Gleims Vorgänger in ihrer populären Dichtung, das Volk blos und allein als den ſchwachdenkendſten Theil der Menſchheit genommen, hätten des-

halb für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Lessing aber faßt „das Volk im eigentlichen Sinne“ als „den mit seinem Körper thätigen Theil, dem es nicht sowohl an Verstande als an der Gelegenheit ihn zu zeigen fehle.“ Unter dieses Volk habe sich mit Recht der Dichter der Lieder für's Volk gemengt: nicht um es durch gewinnlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen, besonders jenes einst von den alten Weisen als so wünschenswerth und ehrenvoll gepriesene Bewußtsein und Gefühl der fröhlichen Armuth wieder zu erwecken, das sich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren scheine. [1])

Das klingt freilich sehr wenig romantisch, aber diese Ansichten sind darum nur um so erhabener und inhaltvoller, je tiefer sie in den sittlichen Kernpunkt der echten Volkspoesie und Populardichtung dringen; und diese Auffassung des Volks und seiner Bedürfnisse, diese Aufforderung an den Dichter, sich in die Wahrheit und Realität seines Wesens und Lebens, seines Thuns und Treibens, seiner Leiden und Freuden bis zur Illusion zu vertiefen, könnte manchen unserer Volkspoeten und Dorfnovellisten von heute einen belehrenden Fingerzeig geben und ihnen zeigen, daß ihre wahre Aufgabe darin besteht, die Wirklichkeit abzuklären und zu reinigen, nicht sie aufzuschminken oder zu entstellen. Das Geheimniß der Popularität von Lessings Minna von Barnhelm und ihrer dem Volke angehörigen Figuren beruht eben mit auf der Virtuosität, mit welcher der Dichter es verstanden hat, „sich bis zur Täuschung in ihre mancherlei Umstände zu versetzen“. Auch das echte Volkslied erfreute sich Lessings warmer Theilnahme. Und als der täppische Aufklärer Nicolai es sich beikommen ließ, das neuerwachte Interesse für Volkslieder zu verspotten, verfehlte Lessing nicht, ihm für seine Ver-

1) XII. 351—352.

mengung des Pöbels und des Volks eine derbe Zurechtweisung angedeihen zu lassen. [1])

Kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu Lessings häuslichen Zuständen zurück. Das Jahr 1777 verfloß ihm, abgesehen von dem unerfreulichen Ausgange jener Mannheimer Episode, als das glücklichste seines Lebens. Auch das Glück, Vater zu sein, sollte ihm nicht versagt werden, und am 12. Oktober konnte er seinem Bruder Karl die frohe Erwartung dieses Glückes melden. Selbst eine Aussicht zur Erfüllung seines alten Wunsches in Berlin eine Stellung zu erhalten, schien sich zu bieten. Es ging das Gerücht, daß Friedrich der Große, die Geldverlegenheit des Braunschweigschen Hofes benutzend, die Wolfenbütteler Bibliothek zu kaufen und nach Berlin zu versetzen beabsichtige, um seine neue große „Bücherkommode", wie der Berliner Witz schon damals die neu erbaute Bibliothek getauft hatte, würdig zu füllen. Trotz des scherzenden Tones, in welchem Karl Lessing dem Bruder das Projekt und die daran geknüpfte Versetzung Lessings ausmalt, merkt man doch, daß er die Sache ernst nahm. Indessen wurde aus derselben nichts. Der verschuldete Herzog zog es vor, seine Bibliothek zu behalten, und seiner durch üppige Verschwendung herbeigeführten Finanznoth dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er nach dem Vorgange seiner Herren Brüder in Hessen und Würtemberg viertausend Landeskinder an England zu beliebiger Verwendung gegen die aufgestandenen Colonien von Nordamerika verkaufte! —

Lessing selbst ward durch die Vereitelung jener Hoffnungen seines Bruders wenig oder gar nicht berührt. Er fühlte sich zufrieden mit seinem Schicksale, zufrieden in der laeta paupertas, der fröhlichen Armuth seiner Verhältnisse, denen er nichts als Dauer wünschte, um sich alle Verlockungen in die Welt hinaus gleichgültig zu machen. Es waren Tage friedlichsten Glücks, welche der viel-

1) XII. 491.

geprüfte Mann nach langer Odyſſeiſcher Lebensirrfahrt in ſeiner ſtillen jetzt ihm ſo erwünſchten Wolfenbütteler Einſamkeit verlebte, und er genoß ſein Glück um ſo tiefer und bewußter, je ſpäter es ihm zu erreichen gelungen war. —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen.“

Und ein ſolcher Blitz vom heiteren Himmel niederfahrend war es, der das Schifflein ſeines Glücks im Hafen ſelbſt zerſchmettern ſollte.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu ſeiner unausſprechlichen Freude einen Sohn. Aber dieſe Freude war von kurzer Dauer. Die Entbindung war ſchwer und unglücklich geweſen, und ſchon nach vierundzwanzig Stunden war in Folge deſſelben das Kind eine Leiche und ſchwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag ſie ohne Beſinnung da, und Leſſing, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demſelben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein bei ihrer Geiſtesabweſenheit erkannte, den Todeskampf nicht zu erſchweren. Die kurzen Billete Leſſings an Eſchenburg und an ſeinen Bruder Karl aus dieſen Tagen ſind vielleicht das Erſchütterndſte was jemals eine Menſchenhand geſchrieben. Ein furchtbares Verhängniß wollte, daß er ſelbſt an ſeinem Beiſpiel bewahrheiten ſollte, was er einſt vor zwanzig Jahren über den Witz des Schmerzes ausgeſprochen hatte. [1]) Er ſchrieb an Eſchenburg am 3. Januar des neuen Jahres. „Ich ergreife den Augenblick da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo

1) VI. 215—216.

einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich ſage! War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen."

Von dieſem Tage an aber beſſerte ſich plötzlich der Zuſtand der Leidenden. Ein neuer Hoffnungsſtrahl ſchien dem unglücklichen Manne zu leuchten. Zwei Tage ſpäter ſchrieb er ſeinem Bruder: „Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage verlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſchwer verbittert haben würde; — ſeit drei Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Noch fünf Tage zitterte in ſolchem Schwanken die Lebensflamme auf und ab, bis ſie am 10. Januar erloſch. Das Blatt, auf welchem an dieſem Tage Leſſing ſein Schickſal dem Freunde Eſchenburg in Braunſchweig meldete, enthält nichts als die Worte:

„Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können, zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unſerer übrigen Freunde in Braunſchweig Beileides verſichert halten darf!

Wolfenb. Der Ihrige

10. Januar 1778. Leſſing."

In der Morgenfrühe des 12. Januar ſah er ſein Glück zu Grabe tragen. An demſelben Tage ſchrieb er ſeinem Bruder jenen herzzerreißenden Brief, in welchem ſeine Verzweiflung ſich in den

Worten zuſammenkrampft: „daß er ſein Glück unſtreitig nicht verdient habe!“ und in welchem er all' ſeinen Schmerz um den erlittenen Verluſt in den einzigen wiederholten Ausruf zuſammenfaßt: „Wenn Du ſie gekannt hätteſt!“ — „Aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. — Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat, ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!“ — Und zwei Tage ſpäter ſchreibt er an Eſchenburg: „Wenn ich noch mit der Einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein ſo fort zu duſeln. Ein guter Vorrath von Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen.“

Die letztern Worte erhalten ihre Erklärung durch den Umſtand, daß grade um dieſe Zeit der Sturm der theologiſchen Streitſchriften wider die Fragmente begann. Am Sterbebette ſeiner Frau erhielt Leſſing die erſten Angriffe Goeze's, und von ihrem Sarge ſah er ſich auf einen Kampfplatz gerufen, auf dem zu erſcheinen ihm Pflicht und Ehre geboten! Um ſich ſelbſt zu erretten warf er ſich in dieſen Kampf mit allen Kräften ſeines Geiſtes, ſuchte er in dem „Laudanum“ der theologiſchen Studien Vergeſſenheit ſeines Schmerzes und ſeines Unglücks, deſſen ganze Tiefe nur eine einzige Seele ermaß, Eliſe Reimarus, die treue Hamburger Freundin, in deren verſchwiegenen Buſen er allein den ganzen Jammer ſeines Innern ausſchüttete, während er denſelben in ſeinen Briefen an alle andern Freunde ſtill in ſich verſchloß. Wohl Keiner derſelben mochte es ahnen, daß der Mann, an deſſen hellleuchtenden polemiſchen Geiſtesfeuerwerken in dem Kampfe gegen den Hamburger Zeloten ſie ſich erfreuten, zu derſelben Zeit, wo er oft „die muthwilligſten

Stellen in ſeinen Schnurren in den trübſten Augenblicken ſchrieb,“ [1]) von Lebensüberdruß gefoltert, mehr als einmal dem Gedanken nahe war, ein Daſein von ſich zu werfen, das ihm nur noch als eine unerträgliche Laſt, als eine öde Reihe freud- und hoffnungsloſer Tage erſchien! Aber Eliſe Reimarus wußte es, und ein Brief an ſie läßt uns erkennen, daß ſie es war, deren männlicher Geiſt ihn aufforderte auszuharren und weiter zu dulden. „Ich bin mir hier (ſchreibt er ihr aus Wolfenbüttel vom 9. Auguſt 1778) ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich nicht einem Verdachte auszuſetzen, der mir ganz unerträglich iſt.“ Dies bezieht ſich darauf, daß er ſich auf's Neue in Schulden ſetzte, um das volle Vermögen ſeiner Frau für deren Kinder ſicher zu ſtellen. „Wie oft, fährt er fort, möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich ſein wollte als andere Menſchen! — Sehen Sie meine Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo bei ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz, mich unglücklich zu denken, — knirſche nur mit den Zähnen und laſſe den Kahn treiben, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will.“ —

Und er trieb noch drei Jahre, Jahre voll tiefer Leiden und hoffnungsloſer Reſignation, und dennoch voll der herrlichſten Thaten für die Erleuchtung und Befreiung der Menſchheit. Denn obenan

1) XII. 504.

unter diesen Thaten stehen: „Nathan der Weise“ und „die Erziehung des Menschengeschlechts.“

Zweites Kapitel.

Entstehungsgeschichte Nathans des Weisen.

Das Zetergeschrei der Theologen über die Bekanntmachung der Fragmente und die geheimen Machinationen der Goeze und Consorten für ein polizeiliches Einschreiten gegen den Herausgeber derselben hatten endlich die gewünschte Wirkung. Sachsen, Lessings Vaterland, ging voran. Das Dresdener Consistorium verbot bei funfzig Thalern Strafe nicht nur den Verkauf sondern auch das Lesen der Lessing'schen Schriften gegen Goeze. Braunschweig folgte nach. Ein fürstliches Rescript, welches die dortigen Orthodoxen zu erschleichen wußten, [1]) forderte von Lessing die Auslieferung der in seinen Händen befindlichen Handschrift des Fragmentisten, befahl die Konfiskation der Lessing'schen Beiträge, welche die bekannt gemachten Fragmente des Reimarus'schen Werks enthielten, und entzog Lessing die bisher genossene Censurfreiheit, weil er dieselbe, wie es in dem Erlasse hieß, zur Beleidigung der Religion und guten Sitten höchst muthwillig gemißbraucht habe.

Lessing gehorchte der ersten Forderung, indem er das Manuskript ablieferte und die Fortsetzung der Fragmente abbrach. Aber gegen die ihm gemachte Anschuldigung verantwortete er sich in einer Weise und in einem Tone, bei welchem unserer zahmen Zeit im Hinblick auf das Verhältniß eines angestellten Beamten zu seiner vorgesetzten Behörde ein Schauder über die Haut laufen dürfte.

---

1) XII. 507.

Er erklärte dem hochwürdigen Consistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte. [2]) Er ließ daher trotz

1) Karl Lessing, I. 393—398.
2) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder, [1]) was für einen Ausgang mein

1) XII. 509., vergl 510.

Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht, und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen jetzigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen." So schickte er denn auch dem Bruder den Entwurf einer Ankündigung [1]) und Einladung zur Subskription mit der Bitte, denselben ein Paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken und nach Kräften verbreiten zu lassen. Von dem Thema verrieth er den Freunden nur so viel, daß es aus der Erzählung vom Juden Melchisedek in Boccaccio's Decameron entnommen sei, und daß er eine sehr interessante Episode dazu erfunden habe. Alles solle sich sehr gut lesen lassen, und er sei gewiß, den Theologen damit „einen ärgern Possen zu spielen, als mit noch zehn Fragmenten."

Schon drei Jahre früher, bald nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise hatte Lessing das vor langer Zeit angelegte Stück, dessen erste Anfänge in seine früheste Jugendperiode zurückreichen, vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollen. [2]) Jetzt suchte er es wieder vor, einmal weil ihm die Subskription die Geldmittel zur Behauptung seiner Freiheit verschaffen sollte, und weil er mit dieser Dichtung „nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde (wie er sich ausdrückte) auf einer anderen Seite in die Flanke zu fallen gedachte." Da man durchaus verlange, daß er von einer Arbeit feiern sollte, die er ohne Zweifel nicht mit der dazu nöthigen frommen Verschlagenheit betrieben habe, so müsse er versuchen, „ob man ihn, wie er an Elise Reimarus schrieb,

---

1) Sie steht im Anhange zu Lessings Werken XIII. 653. Lachm.
2) XII. 514.

wenigſtens auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, ungeſtört predigen laſſen wolle.“ [1]) Sein Bruder ergriff dieſe Idee mit Lebhaftigkeit und ſpornte ihn eifrig zur Ausführung dieſer „geiſtlichen Komödie“ an. Doch ſowohl er als Leſſings andere Berliner Freunde hatten keine Ahnung von dem Ernſte der Dichtung, unter der ſie ſich vielmehr eine derbkomiſche Satire mit allerhand polemiſchen Angriffen und direkten Beziehungen auf die Gegenwart vorſtellen zu müſſen glaubten. [2]) Denn Leſſing ſelbſt hielt es bald darauf für nothwendig, ſeinem Bruder zu erklären, daß man ſich von ſeinem Stücke eine ganz falſche Vorſtellung mache. „Es wird, ſchreibt er ihm, nichts weniger als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück als ich nur immer gemacht, und Moſes hat ganz recht geurtheilt, das ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte (der „Nöthigen Antwort“ ꝛc.) angeſtimmt habe.“ Die Theologen aller geoffenbarten Religionen, meint er, würden zwar innerlich auf das Werk ſchimpfen, aber es wohl bleiben laſſen, ſich öffentlich dagegen zu erklären. Uebrigens „hatte er ganz und gar keine Luſt“ ſeinen theologiſchen Kampf gegen Goeze und Conſorten fallen zu laſſen; und dieſer „dramatiſche Abſprung“ ſollte, ſo hoffte er, ſeiner eigenen Sache im geringſten nicht ſchaden, für die er gerade um dieſelbe Zeit mit ſeiner „Neuen Hypotheſe über die Evangeliſten als blos menſchliche Schriftſteller betrachtet“ [3]) nach den leichten Scharmützeln mit Goeze „das erſte Treffen ſeiner Hauptarmee“ in den Kampf zu führen beſchäftigt war.

Zunächſt aber galt es Subſiſtenzmittel zu erwerben für den Fall eines Schlages der ihn um ſein Bibliothekariat bringen konnte. Deutſchland mag wohl erröthen, wenn es lieſt, daß ſein Leſſing, der

1) XII. 510. 514.
2) XIII. 612.
3) XI. 495—514. Dieſe unvollendete Schrift erſchien erſt nach ſeinem Tode. Vergl. XII. 501

Begründer einer neuen Aera des deutſchen Geiſtes, den er zuerſt wieder auf die eigenen Füße geſtellt hatte, daß Leſſing am Ende ſeiner thatenvollen Laufbahn, als er ſich niederſetzte um ſeiner Nation den Nathan zu geben, nicht hatte und nicht wußte, wovon er leben ſollte während der vier bis fünf Monate, welche ihm die Vollendung dieſes Werks koſten würde! daß er ſeinen Bruder bitten mußte, mit der Subſkriptionsankündigung überall für ihn ſein Netz auszuſtellen! „Ich beſorge ſchon, fügt er hinzu, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind, als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind: ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert ehe der Hafer reif geworden." — O Deutſchland!

Und heute noch, — wie viele Deutſche, die ſich an Nathan dem Weiſen erquicken, wiſſen es denn, daß Leſſing, während er das erhabenſte Werk ſeines Genius ſchuf, mit der drückendſten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? —

Seine Briefe aus dieſer Zeit enthalten darüber Aufſchlüſſe die uns das Herz verwunden. Um das Werk auszuarbeiten brauchte er, wie er ſeinem Bruder am 7. November 1778 ſchreibt, dreihundert Thaler; und dieſe zu erhalten war in dem Lande, welches die Ehre hatte, ihn zu beſitzen, keine Ausſicht. Auf Vorausbezahlung von Seiten der Subſkribenten auf ſein noch unvollendetes Werk wollte er ſich nicht einlaſſen. „Denn wenn ich nun plötzlich ſtürbe, ſchrieb er dem Bruder, ſo bliebe ich vielleicht tauſend Leuten, jedem einen Gulden ſchuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich ſchimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis Oſtern brauche ich freilich; und die Sorge es anzuſchaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen ſein müßte. Aber wenn Du freilich meinſt, daß Dein anderer Vorſchlag thunlich ſei, und ſich wohl noch ein Freund finde, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinſen vorſchöſſe, ſo würde ich dieſen

Vorschlag tausendmal annehmlicher finden. Ich brauche aber wenigstens dreihundert Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren von Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt geben kann: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte."

Zum Glücke fand sich Jemand, der dem Dichter auf vier Monate die erforderliche Summe vorschoß. Der wackere Mann, dem Deutschland indirekt den Nathan verdankt, und dessen Name daher wohl in einer Biographie Lessings einen Platz verdient, war ein jüdischer Kaufmann Namens Moses Wessely, ein guter Bekannter und Verehrer Lessings aus der Zeit von dessen Aufenthalte zu Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Lessings Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlicht hatte, und für dessen Herzensfeinheit schon allein die Art und Weise spricht, wie er, obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig das Darlehn durch dessen Bruder anbieten ließ. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt.[1] „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden!" erwiderte der brave Israelite. Lessing nahm das Anerbieten um so dankbarer an, je „unglaublich übler" er, wie er hinzusetzt, ohne diese Hülfe daran gewesen wäre.[2] Aber auch noch im Verlaufe seiner Arbeit machte ihm diese Geldaffaire die größten Sorgen, und während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subskriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht

1) XIII. 616—617.
2) XII. 519.

decken ſollten, da er ſchlechterdings nicht wiſſe, wie er ſonſt den ihm über den Hals kommenden Wechſel bezahlen ſolle. „Du glaubſt nicht“, ſchließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich ſie zuſammenſchreibe!“ [1])

Es iſt wohl gut die Deutſchen von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, unter welchen äußeren Bedrängniſſen ihre größten Geiſter die Meiſterwerke ſchufen, denen Deutſchland ſeinen welthiſtoriſchen Ruhm in der Kulturgeſchichte verdankt, und auf die es zu Zeiten ſo ſtolz zu ſein verſteht. In welcher traurigen Lage ſich aber Leſſing damals befand, geht wohl, wenn es aus dem ſo eben Erzählten noch nicht klar genug ſein ſollte, aus einem gleichzeitigen Briefe des Dichters an ſeine ihn wie gewöhnlich mit Vorwürfen und Verlangniſſen um Geld beſtürmende Schweſter hervor. „Wenn Du wüßteſt, ſchrieb er ihr am 28. Dezember 1778, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt, und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen!“ Dieſer Brief war mit fünf Louisd'ors beſchwert, die er ſich zu einer Zeit abbrach, wo er ſelbſt, um nur leben und arbeiten zu können, fremdes Geld aufborgen mußte!

Uebrigens mag Leſſings Beiſpiel auch zeigen, wie ſelbſt bei den größten Geiſtern die Produktion von äußerlichen Vortheilen nicht ſo unabhängig iſt, wie es ſo manche unſerer lieben Landsleute ſich vorſpiegeln, die überall, wo es ſich darum handelt, Genie und Talent in Literatur und Kunſt mit dem Beutel zu fördern, ganz erſtaunliche Idealiſten ſind, und noch immer die Meinung hegen, daß der Hunger auch hier der beſte Koch ſei. Bekanntlich wollte Leſſing ſeinem Nathan eine Einleitung voranſchicken und ein Nachſpiel „Der Derwiſch“ folgen laſſen; „wenn ich anders jetzt ſehe, fügt er hinzu, daß es ſich der Mühe verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige

1) XII. 524.

Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. Soviel Zeit leider habe ich mir mit dieſer verdorben. Und wer weiß, wie ſie noch aufgenommen wird.“ [1]) Aber ſowohl jene „ziemlich ſtarke Vorrede“, welche unter Anderem auch die Grundſätze ſeiner neuen Interpunktion für Schauſpieler enthalten und einer zweiten Ausgabe des Nathan — wenn er ſie erlebte, — vorgeſetzt werden ſollte, noch jenes dramatiſche Nachſpiel, der Derwiſch, mit welchem er „auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks aufnehmen und zu Ende bringen wollte“, ſind ausgeführt worden. Durch Beides ſollte eine zweite Ausgabe des Nathan „noch um die Hälfte ſtärker werden.“ „Doch ich weiß nicht“, ſetzt er hinzu, „wie die erſte Auflage aufgenommen wird, und denke ſchon an die zweite!“ — Er lebte noch drei Jahre nach dem Erſcheinen des Nathan, aber eine zweite Auflage erlebte er nicht!

Leſſing kannte die Deutſchen, die nach Goethe's bekanntem Worte „Zeit haben müſſen um mit Dank zu erkennen.“ [2]) Er ſtand auf dem Höhenpunkte ſeiner Meiſterſchaft, als er ihnen den Nathan gab, ſein reichſtes und vollendetſtes Werk ein Dichterwerk trotz den Nergeleien der Romantiker, die froh waren, an dem ſtolzbeſcheidenen Worte des großen Mannes, daß er kein Dichter ſei, ein bequemes Stichwort zu haben, und ſich beeilten es ihm überall nachzuſprechen. Er wußte was er ſeiner Nation mit dieſem Werke gab: das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und einen über alle Zeitſchranken hinausreichenden ewigen Werth hat; eine Dichtung, die, wie nur eine, aus den Kämpfen ihrer Zeit erwachſen und mit dem eigenen Herzblute des Dichters genährt, dennoch zugleich allen zeitlichen Trübungen entrückt und auf den

---

1) XII. 526.

2) Niemand ſoll herein rennen
Mit ſeinen beſten Gaben!
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So müſſen ſie Zeit haben.

idealen Boden ewiger Poeſie geſtellt, von idealen Geſtalten getragen, den Inhalt der beſchränkten Gegenwart über vergangene und kommende Jahrhunderte und Jahrtauſende ausdehnt. Er wußte das Alles, und er wußte auch, daß ſeine Verſe „viel ſchlechter wären wenn ſie viel beſſer wären", und daß Freund Ramler, dem er ſie zur Nachfeile mittheilte, mit ſeiner Forderung von Anapäſten oder antiken Trimetern eben ſo ſehr auf dem Holzwege war, als andere Freunde, welche ungereimt genug für dieſe Dichtung gereimte Verſe, oder andere, die gar Proſa verlangten. [1]) Er wußte das Alles, und dennoch täuſchte er ſich keineswegs über die nächſte Aufnahme, welche ſein Werk bei der Nation finden dürfte. „Ich will hoffen", ſchreibt er an Herder mitten heraus aus ſeiner Arbeit, „daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es iſt ein Nathan, der beim Bocaz Melchiſedek heißt, und dem ich den Namen nur immer hätte laſſen können, da er doch wohl, wie Melchiſedek, ohne Spur vor ſich und nach ſich, wieder aus der Welt gehen wird. Indeß kann ich ſicher meinen Leſern: Introite et hic Dii sunt! [2]) zurufen." — Aber eben dies Selbſtgefühl bewog ihn auch wieder, den Bedenklichkeiten ſeines Verlegers gegenüber zu erklären, daß das Stück erſcheinen ſolle, und wenn auch nicht zwanzig Perſonen darauf ſubſkribirt hätten, ja wenn er es für ſein eigenes Geld drucken laſſen ſollte. [3])

Bei ſeiner Arbeit ſelbſt verlor er die Rückſicht auf die Bühne und die Aufführbarkeit des Stücks keinen Augenblick aus dem Geſichte. Die Selbſtverleugnung, welche er hier, ſeinen tendenziöſen Zwecken gegenüber, bewies, iſt um ſo höher anzuſchlagen, je weniger er ſelbſt hoffte und hoffen durfte, eine ſolche Aufführung ſeines Werks und deren Wirkung auf ſeine Nation zu erleben. Denn er ſchrieb zwar ſeinem Bruder noch vor dem Drucke: „ſein Stück habe

1) XII. 513. 515. 517.
2) „Tretet ein, auch hier ſind Götter!" — XII. 521.
3) XII. 514.

Digitized by Google

mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und er wolle ihm den Weg keinesweges selbst verhauen, endlich doch einmal auf das Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre.“ [1]) Allein schon unmittelbar nach der Vollendung des Druckes, als das Werk in seiner Gesammtheit vor ihm lag, schien ihm das überhaupt unmöglich. „Es kann wohl sein, schreibt er dem Bruder (18. April 1779), daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, *welches wohl nie geschehen wird*. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liesest, und wenn unter Tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und der Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“

Lessing hatte im Herbste 1778 eine Reise nach Hamburg in Anlegenheiten seiner Stiefkinder unternommen. Ein fast sechswöchentlicher Aufenthalt in der ihm lieben Stadt, der anregende Verkehr mit den dortigen Freunden, unter denen Elise Reimarus obenan stand, [2]) hatten ihm wohl gethan. Er fühlte sich erheitert und gestärkt, und in diesem Gefühl begann er bald nach seiner Rückkehr die Ausarbeitung des Werkes. Um die Mitte des November war dasselbe bereits in dem prosaischen Entwurfe beendet. Am 15. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem noch erhaltenen Manuscripte des ersten Entwurfs [3]) besagt, die versifizirte Ausarbeitung und zu Anfang April des folgenden Jahres war das Ganze vollendet.

1) XII. 514.
2) XII. 510.
3) Man findet ihn abgedruckt bei Guhrauer, II. 2. Anhang S. 16—27.

Drittes Kapitel.

Nathan der Weise.

Wir haben gesehen, daß die Idee und der Plan des Nathan dem Grundmotive nach in Lessings früheste Jugend, in die Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens fällt. So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend! Was der Jüngling in der Selbstvertheidigung gegen seine Eltern ausgesprochen: daß das wahre Kennzeichen des Christen in seinem Verhältnisse zu dem höchsten Gebote der christlichen Religion, zu dem Gebote jener werkthätigen Liebe beruhe, die sich selbst zur Erhabenheit der Feindesliebe emporschwingt; was er in seinen Jugenddramen, in den „Juden" und im „Freigeist" auszuführen versucht: daß diese höchste Tugend der werkthätigen Liebe unabhängig sei von dem positiven Religionsbekenntnisse; die Erkenntniß endlich, daß die Religion allein in der höheren Weihe des thätigen Lebens bestehe, weil der Mensch wesentlich zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und nur die Religion die wahre sein könne, welche dem Menschen diese seine wesentliche Bestimmung erreichen helfe, [1]) dies Alles ist auch das Thema seiner vollendetsten und reifsten Dichtung. Nathan ist ganz Lessing, und der Dichter selbst hat es mit klaren Worten ausgesprochen: „daß Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen sei."

Im engsten Zusammenhange mit diesem Grundgedanken der Dichtung, der jedes Privilegium einer geoffenbarten Religion aus-

---

1) XI. 23. Der Aufsatz: „Gedanken über die Herrnhuter" (XI. 22—30), welcher diesen Gedanken entwickelt, ist aus dem Jahre 1750.

ſchließt und alle einzelnen Religionen und Bekenntniſſe nur als Formen einer allgemeinen und natürlichen Religion erſcheinen läßt, ſteht nun die Idee jener ächten Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philoſophiſchen Denkens, ſondern auch gegen die Bedürfniſſe und Traditionen des Volks; jene Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil ſie auf der Ueberzeugung beruht: daß der ausſchließliche Beſitz der Wahrheit, daß die abſolute Wahrheit als Beſitz irgend eines Menſchen gedacht — dieſer Wahn, der allein die Quelle alles religiöſen Fanatismus bildet — eine Unmöglichkeit ſei.

Dieſe Toleranz, welche ſich auf das Evangelium der Liebe gründet, dieſe Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religioſität hinführt, in ihrem Gegenſatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf ſeinen Alleinbeſitz der Wahrheit pochenden religiöſen Fanatismus, das iſt die Aufgabe, deren dichteriſche Löſung ſich Leſſings Nathan ſtellt, das iſt das Thema, welches dieſer Dichtung ihren welthiſtoriſchen Charakter verleiht. Dieſe Toleranz, dieſes in der ganzen Dichtung athmende göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl iſt es, was Goethe, Herder und Schiller, was alle Geiſtesheroen des deutſchen Volkes „als ein heiliges und werthes Vermächtniß zu bewahren“ unſerer Nation ans Herz gelegt haben. [1])

Leſſing ſelbſt hat ſich in jenem Sinne über die Tendenz ſeines Werkes ausgeſprochen in dem Entwurfe einer Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan begleiten ſollte. [2]) „Wenn man ſagen wird, heißt es dort, dieſes Stück lehre, daß es nicht erſt von geſtern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion weggeſetzt hätten und doch gute Leute geweſen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar meine Abſicht dahin

1) Goethe, Werke XLV. 22.
2) XI. 535—536.

gegangen ſei, dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte vorzuſtellen, als in welchem ſie der chriſtliche Pöbel gemeiniglich erblickt: ſo werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben, denn beides kann auch ein Menſch lehren und zur Abſicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen ſolchen zu ſtellen bin ich nicht verſchlagen genug; doch dreiſt genug mich als einen ſolchen nicht zu verſtellen." — Alſo nicht gegen das Chriſtenthum und gegen die Bekenner deſſelben iſt die Dichtung gerichtet, welche ja überdies den dogmatiſchen Inhalt dieſer wie der beiden andern Religionen völlig bei Seite läßt, und als einzigen Maßſtab ihres Werthes nur die werkthätige Seite derſelben ins Auge faßt; wohl aber gegen den „chriſtlichen Pöbel" aller Stände und Geſchlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide einer Dajah, gegen den Glaubenspöbel, der ſich ſteifend auf den Beſitz einer excluſiven göttlichen Offenbarung, des lebendigen praktiſchen Chriſtenthums, der werkthätigen, das ganze Leben heiligend durchdringenden Liebe, deren Uebung dem Bekenner Chriſti erſt die wahre Weihe verleiht, um ſo eher entrathen zu können meint, je höher ihm das blos dogmatiſche Bekenntniß ſteht. Es iſt kaum nöthig, Leſſing gegen den bekannten Vorwurf zu vertheidigen, daß er das Chriſtenthum unter die beiden andern Religionen geſtellt habe, weil er nur aus den letzteren die idealen Vertreter der allgemeinen Religion der Sittlichkeit entnehme. Er ſelbſt hat es zur Genüge gethan in der Stelle ſeiner Vorrede, wo er das Zurücktreten der chriſtlichen Charaktere in der Oekonomie des Stücks gegen den Juden und den Mahomedaner aus hiſtoriſchen Gründen erklärt. Schon der Jude Mendelsſohn hat vielmehr in dieſer Dichtung die Verherrlichung des Chriſtenthums erkannt, die ſchon allein in dem Umſtande liege, daß nur aus einem chriſtlichen Volke ein Mann wie Leſſing und ein Werk wie der Nathan hervorgehen, daß nur in einem ſolchen Volke „ſich ein Mann zu dieſer Höhe der Geſinnungen hinaufſchwingen, zu dieſer tiefen Erkenntniß göttlicher und menſchlicher

Dinge ausbilden konnte." Und es ist ein tief ins Herz der Dichtung Lessings und seiner Intention eindringender Gedanke, wenn ein von Lessings Geiste erfüllter Theologe unserer Zeit es ausspricht: daß grade der paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde liege: das Christenthum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit heraus gestalten, und bleibe nur dann hinter Judenthum und Islam zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches sei. [1]) Dieser Gedanke: daß das scheinbare Preisgeben des Christenthum im Nathan vielmehr auf einer höheren Werthschätzung desselben beruhe, und daß der Angriff grade deshalb auf den christlichen Religionsfanatismus gerichtet ist, weil ein solcher Fanatismus der Unduldsamkeit im Christenthum am wenigsten statthaben sollte, während er sich beim orthodoxen Juden und Moslem von selbst verstehe, [2]) ist durchaus dem Innersten von Lessings Intention entnommen. Denn diese geht eben nur darauf hinaus, zu zeigen, daß unter gewissen gegebenen Bedingungen auch ein Mahomedaner oder Jude der bessere Mensch sein könne, und daß das religiöse Bekenntniß allein nicht über den sittlichen Werth des Bekenners entscheide. Wie die Boccazische Fabel von den drei Ringen der Keim war, aus welchem sich in Lessings Geist der Nathan entwickelt hat, [3]) so hat der Dichter auch in diesem Meisterstücke der Erzählung den ganzen Kerngehalt seiner Dichtung zusammengedrängt. Es ist die Idee der Ausschließlichkeit, auf die sich alle geoffenbarten Religionen steifen, welche hier entschieden abgewiesen, es ist die gleiche Unerweisbarkeit der Echtheit, welche hier für alle ausgesprochen wird. Die gleiche Unerweisbarkeit wird aber zugleich zur vollen Gleichberechtigung des Anspruchs aller auf ihre Begründung:

1) Schwarz, Lessing als Theologe. S. 219.
2) Schwarz a. a. O.
3) XI. 535.

Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben eht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht?

Es ist die individuelle Pietät, die fromme Anhänglichkeit an dem individuell Ueberlieferten, die somit an die Stelle des Fanatismus für ein Allgemeines, Allgemeingültiges, Ausschließliches gesetzt wird. Der Streit der Söhne bleibt unentschieden, und muß es bleiben, da der Vater selbst „nicht zur Stelle zu schaffen ist", der doch allein die entscheidende Lösung des Räthsels geben könnte, welche der bescheidene Richter von sich ablehnt. Aber die Entscheidung selbst in Lessings Sinne ist darum nichts weniger als zweifelhaft. Was der Dichter in der poetischen Umhüllung der Fabel nur andeutet, hat er klar und bestimmt in dem Aufsatze „über die Entstehung der geoffenbarten Religion" [1]) ausgesprochen. Diese Entscheidung lautet: „die innere Wahrheit, d. h. die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staat und Volke nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modifizirt wird, ist bei einer so groß wie bei der andern, und alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr: insofern es überall nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch: indem nicht so-

1) XI. 607—609.

wohl das, worüber man ſich verglichen, neben dem Weſentlichen beſteht, ſondern das Weſentliche ſchwächt und verdrängt. Die beſte poſitive Religion iſt daher die, welche die wenigſten conventionellen Zuſätze zur natürlichen Religion enthält, und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigſten einſchränkt."

Aber unendlich wichtiger als dieſe philoſophiſche Entſcheidung iſt jene poetiſche, welche ihren Spruch im Munde des beſcheidenen Richters in die Form des Rathes kleidet. Der rechte Ring ſoll ja die Wunderkraft beſitzen, vor Gott und Menſchen beliebt und angenehm zu machen. So lange alſo, wie hier bei den drei Brüdern, die Ringe nur zurück und nicht nach außen wirken, ſo lange jeder von den Brüdern „nur ſich ſelbſt am meiſten liebt", ſo lange ſind ſie „alle drei betrogene Betrüger, und ihre Ringe ſind alle drei nicht echt!" —

Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rath iſt aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe jeder von Euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend, tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſ'rer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich, und ſprechen! —

Und dieſer „weiſere Mann“, — das iſt Leſſings idealer Glaube — wird ſagen: daß die ganze gegenwärtige Streitfrage erledigt ſei, wenn die Vorausſetzungen und Bedingungen, die der beſcheidene Richter den um den Vorzug der Echtheit hadernden drei Brüdern ſtellte, erfüllt, wenn die Brüder, die Menſchen, erkannt haben werden, daß die wahre Religion kein bloßes Geſchenk übernatürlicher Offenbarung iſt, daß ſie vielmehr errungen werden muß durch eigne Kraft werkthätiger Liebe. Dieſe unendlich tröſtliche Ueberzeugung hat Leſſing in den Worten ſeiner Ankündigung des Nathan ausgeſprochen: „die Welt, wie ich ſie mir denke, iſt eine eben ſo natürliche Welt, und es mag an der Vorſehung wohl nicht allein liegen, daß ſie nicht eben ſo wirklich iſt.“ Dieſe Welt der vollendeten, zur Humanität verklärten Toleranz, dieſer erhabenſte Gedanke, den eines Menſchen Geiſt gedacht, ein Menſchenherz erfaßt hat, dieſe Welt des echten, zu ſeinem vollen Rechte gelangten Menſchenthumes iſt das dieſſeitige Jenſeits, auf welches der Dichter des Nathan die Menſchheit hingewieſen, zu deſſen Verwirklichung er alle edeln Geiſter angeſpornt hat und anſpornen wird, ſo lange die Sprache dauern mag, in welcher Nathan der Weiſe gedichtet iſt. Nicht untergehen ſoll das Beſondere, das Individuelle in dieſem Kultus des Allgemeinmenſchlichen, — wie hätte die energiſchſte aller Individualitäten, wie hätte ein Leſſing dieſe Forderung ſtellen mögen! — wohl aber ſoll es ſich vereinen mit der Anerkennung der fremden Individualität, nicht zur unüberſteiglichen Schranke erſtarren im ſittlichen Verkehr der Menſchen unter einander. Ueberall ſoll, wie Schwarz es vortrefflich ausdrückt, die Idee der Menſchheit, der höchſte Gattungsbegriff, auch die beſtimmende Gewalt des Handelns ſein; alle Unterſchiede des wirklichen Lebens, die ſocialen, die politiſchen, wie die religiöſen, ſollen gleichſam flüſſig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menſchenliebe, alle nichtigen Vorurtheile, alle angeblichen Vorzüge und Vorrechte der Stellung zuſammenſchmelzen in der reinen Gluth dieſer Liebesflamme. Und dieſe Idee bricht nicht blos durch im

Nathan, wie Schwarz meint, der dafür eigends die bekannten Worte Sittahs anführen zu müssen glaubt, mit dem sie ihrem Bruder Saladin zuruft:

> Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen!
> Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
> Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
> Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
> Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan
> — — — — — — — —
> Seine Tugend nicht, sein Name
> Soll überall verbreitet werden.

Nein, diese Idee ist vielmehr die lebendige Seele des ganzen erhabenen Gedichts. So sehr ist sie es, daß die Personen desselben, wie Nathan, Saladin, Sittah, Recha, der Templer, selbst der Derwisch, der Klosterbruder Bonafides, dieses unsterbliche Musterbild frommer Einfalt, nicht zu vergessen, nichts anders sind als Mitglieder jener idealen Freimaurerei, die nach Lessing „immer war und sein wird." Das ist die nothwendige und unentbehrliche, von welcher Viele der Eingeweihten nichts wissen, und Viele nicht Eingeweihte wissen, „die auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister beruht", und in nichts Anderm besteht, als in der Ausbildung der Humanität, in der Bewahrung jener heiligen Flamme auf dem Altare der Menschheit. Allerdings hat Lessing den Grundgedanken des Humanismus, dieser idealen Freimaurerei, in seinen „Gesprächen über Freimaurerei" bestimmter ausgeführt, und wir können nirgends besser als an dieser Stelle dieser Ausführung gedenken, die wir in die folgenden Sätze übersichtlich zusammendrängen [1]: „Die Unterschiede und Trennungen unter den Menschen bilden sich so leicht und von selbst, aber das Bewußtsein des Einheitsbandes, welches alles umschlingt, des gemeinsamen Geschlechts

1) Schwarz a. a. O. S. 223—225.

der Brüderlichkeit, in welche die Natur Alle gestellt hat, — dies Bewußtsein ist vielfach verdunkelt und verkommen, und muß mit immer neuer Begeisterung angefacht und lebendig erhalten werden. Das will oder vielmehr das soll die Freimaurerei. Ihre Aufgabe ist, die sich im wirklichen Leben überall aufthürmenden Schranken, Vorurtheile und Vorrechte immer wieder niederzureißen; die große einander entfremdete und verfeindete Familie der Menschheit immer wieder mit dem Gefühl ihrer Einheit zu durchdringen. Lessing führt aus, wie vorzugsweise nach drei Seiten hin, nach der politischen, der religiösen und der socialen, sich die Schranken für die höhere Menschlichkeit erheben. Die Staaten, das Mittel die Menschen zu vereinen, trennen sie zugleich, bringen sie in ein fremdes, oft feindliches Verhältniß zu einander. Mit den besonderen Staaten ist auch ein besonderes Klima, sind besondere Bedürfnisse, verschiedene Gewohnheiten und Sitten gegeben. Damit ganz verschiedene Sittenlehren und folglich auch ganz verschiedene Religionen. Die Anhänger dieser verschiedenen positiven Religionen verhalten sich nicht als bloße Menschen gegen Menschen, sondern als Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten. Endlich, die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen aufzureißen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehn. Und wie schrecklich, wie unübersteiglich sind oft diese Klüfte und Scheidemauern! Nicht blos die zwischen den Völkern und den Religionen, auch die zwischen den verschiedenen Ständen. Welche Ungleichheiten! nicht blos in der Theilnahme an der Staatsverwaltung, in Macht, Rang und Einfluß, sondern auch im Vermögen! Und wie ist dem abzuhelfen? Soll die Trennung, sollen die Unterschiede überhaupt aufgehoben werden? Nimmermehr! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen. Und wer das Feuer genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen. Aber, weil der Rauch unver-

meidlich, darf man darum keinen Rauchfang bauen? Weil Unterſchiede ſein müſſen, ſollen ſie darum unüberſteigliche Schranken ſein? Alſo: das iſt die Aufgabe, daß die Trennung nicht größer werde, als es unumgänglich nothwendig iſt, daß ihre Folgen ſo unſchädlich gemacht werden, wie möglich. Der Staat kann dafür nichts thun, denn er ſelbſt bildet eine Schranke, und ſeine bürgerlichen Geſetze erſtrecken ſich nur auf die Grenzen des Staates. Es muß ſich eine freie Vereinigung der Weiſeſten und Beſten in jedem Staate bilden. Sie müſſen über die Vorurtheile der Völker hinausgehn, genau wiſſen, wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhört. Ebenſo über das Vorurtheil der angebornen Religion; nicht glauben, daß Alles nothwendig, wahr und gut ſein müſſe, was dieſe dafür ausgiebt. Endlich über die Vorurtheile der bürgerlichen Unterſchiede. — „Sie dürfen ſich durch bürgerliche Hoheit nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekeln laſſen. Es iſt nicht genug, daß die Weiſeſten und Beſten der Menſchheit in dieſen Geſinnungen jeder für ſich wirken. Sie dürfen nicht vereinzelt daſtehen, nicht in unwirkſamer und entmuthigender Zerſtreuung untergehn. Sie müſſen einen Bund ſchließen, zu gemeinſamem Wirken zuſammenſtehn. So nur wird es möglich, die Trennungen, welche die Menſchen auseinander geriſſen, wieder zuſammen zu ziehen, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten.“ — Daß Leſſing von dieſem erhabenen Humanismus, von dieſem idealen Bilde der Freimaurerei, die Wirklichkeit derſelben weit entfernt fand, braucht wohl kaum erſt geſagt zu werden. Als ihn nach ſeiner Aufnahme in den Orden zu Hamburg 1771 ein Mitglied fragte: ob er nun nicht zugeben müſſe, daß er in demſelben nichts gegen Religion und Staat gefunden? erwiderte Leſſing dem Frager ſarkaſtiſch genug: „Wollte der Himmel ich hätte etwas dergleichen gefunden!“ [1]) Aber

1) So Bode. Etwas anders Leſſings Bruder Karl I. S. 295: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, ſo fände ich doch etwas!“

dennoch hat die Freimaurerei als Trägerin eines großen Gedankens für Leſſing ihren Werth, den er in die Worte zuſammenfaßte: daß ſich die Loge zur wahren Freimaurerei verhalte wie die Kirche zum Glauben. Der Großmeiſter aber dieſer wahren Freimaurerei des Humanismus, dieſer auf die reinſte Selbſtloſigkeit gegründeten Weltreligion der Liebe, die zugleich das Weſen der Religion Chriſti ausmacht, — das iſt Nathan der Weiſe, iſt Leſſing ſelbſt.

Nicht um ſeinen Freund Mendelsſohn zu verherrlichen, nicht um chriſtliche Bigotterie und Intoleranz durch das Gegenbild eines Mitgliedes der verachtetſten Nation zu beſchämen, machte Leſſing im Nathan einen Juden zum Träger des großen Gedankens, daß das rein Menſchliche über alle Vorurtheile religiöſer Satzung, über alle Ausſchließlichkeit poſitiver Glaubensbekenntniſſe den Sieg davon tragen könne und müſſe. Mögen ſolche Abſichten nebenläufig geweſen ſein; die Hauptſache, den weſentlichen Grund erſchöpfen ſie nicht. Rötſcher hat dieſen Grund in ſeinem Cyclus dramatiſcher Charaktere in ſeinem Sinne entwickelt, und in der Natur des Judenthums ſelbſt aufgezeigt. Der Sieg eines Prinzips iſt um ſo glänzender und vollſtändiger, wenn es ſich aus ſeinem ſchärfſten Gegenſatze zur Ueberwindung deſſelben erhebt. In dieſem Verhältniſſe ſteht Nathan und das Prinzip, welches er vertritt, zum Judenthum. Das Judenthum iſt die excluſivſte aller Religionen; es ſchließt alle übrigen aus, hält ihre Bekenner, ſich, dem erwählten Volke Gottes gegenüber, für unrein. Der Fanatismus der Bekehrung iſt darum dieſer hochmüthigen Ausſchließlichkeit ebenſo fremd, wie die Univerſalität des Chriſtenthums. Die Juden haben nie bekehrt, haben nie Proſelyten gemacht, nicht aus Toleranz, ſondern weil ſie das Erbe göttlicher Verheißung nicht ſelbſt vermindern wollten. Leſſing hat dieſen Vorwurf dem Judenthum nicht erſpart. Es iſt der Tempelherr — dem „die fromme Raſerei den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern der ganzen Welt als beſten aufzudringen in ihrer ſchwärzeſten Geſtalt," in den Kreuzzügen erſchienen iſt, und

ihm „die Schuppen von den Augen“ genommen hat, — der Tempelherr ist es, welcher dem Duldung und Gleichberechtigung beanspruchenden Juden erwidert (II 5):

Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst getrieben?
Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? —
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! —

Aus diesem Hochmuthe der Exclusivität, aus dieser Starrheit und Beschränktheit der religiösen Unduldsamkeit, die selbst unter Schutt und Trümmern Jerusalems und Judäa's den alten Stolz bewahrte, läßt nun Lessing den Nathan, diese reinste Blüthe edelster Menschlichkeit, gleichsam wie eine Wunderblume aus Schutt und Moder das Haupt zum Himmel heben. Sein Nathan ist ein Jude, denn nur ein Jude — das ist der Sinn — konnte jenes Humanitätsprinzip zur reinsten Höhe des Sieges entfalten, weil nur ein solcher den Gegensatz desselben in seiner mächtigsten Gestalt und zwar in und an sich selbst zu bekämpfen hatte, um dahin zu gelangen. Die Kraft aber mißt man nur durch den Widerstand, die Ehre des Siegers nur an der Stärke des Gegners. Wer so, wie Nathan, den Feind in der eigenen Brust besiegt, so alle nationalen Vorurtheile exclusiven Glaubens überwunden, alle Fesseln des starren Gesetzeszwanges im Leben abgestreift, wer so aus dem beschränktesten aller religiösen Gebiete sich durch eigne Kraft, durch die Macht des Geistes in den reinen Aether der Humanität erhoben hat, — der nur kann auch für Andere ein würdiger Priester seines neuen Glaubens sein. „Darum,“ sagt der vorgenannte Schriftsteller in seiner Charakteristik Nathans, „ist Nathan der bewußte geistesklare Träger des Prinzips, welches aller Glaubenstyrannei und jedem das Menschliche ver-

drängenden religiösen Hochmuthe den Krieg erklärt, und das menschliche Bewußtsein aus solchen Fesseln zu befreien strebt. Darum ist dies Prinzip bei Nathan ein Resultat des Lebens, — darum kennt auch Nathan alle Bemühungen des Gegners, alle Wendungen des Feindes, weil er in alle selbst hat eingehen müssen, um sich aus der Beschränktheit des Volksgeistes, dem er durch Geburt und Erziehung angehört, zu befreien.“ Darum endlich darf er auch dem Templer auf jene vorwurfsvolle Frage zurufen:

— Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen! —

Und ist es denn etwa ein anderer Grund, weshalb grade mitten im Schoße des Judenthums, der abgeschlossensten, exclusivsten Nationalreligion Christus und das Christenthum, die universalste aller Religionen, sie deren Prinzip selbst die Universalität ist, sich erheben mußte? Die „fromme Einfalt“ ist es, die es bei Lessing ausspricht, daß am Ende doch „das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut sei“; sie ist es, welche bekennt, daß es ihr Thränen genug gekostet —

„Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
„Daß unser Herr ja selbst ein Jude war!“

Ist nicht in dem großen Drama der Menschheitgeschichte Christus, der Jude, selbst in seiner Stellung durch Nationalität und religiöse Lebensbedingtheit das echte Vorbild zu dem Nathan des Gedichts? Und diesen Nathan hinwiederum, diese göttliche Gestalt eines Propheten des reinen Menschenthums, diese Gestalt voll edelster Milde, reinster Liebe und höchsten Friedens der Seele schuf ein Mann,

gegen den zu derſelben Zeit der Fanatismus wüthender Zeloten, der Hochmuth und die Bosheit der gläubigen Unvernunft alle ihre Giftpfeile richteten, ein Mann, gegen den die Prieſter und Verkündiger der Lehre deſſen, der nur die Liebe gebot, den Bann von ihren Kanzeln ſchleuderten, deſſen Ehre und guten Namen, deſſen bürgerliche Exiſtenz ſie zu untergraben ſuchten, der ſelbſt während der wenigen Monate, in denen er dies Werk für ſeine Nation vollendete, vor den Angriffen der erbitterten Pfaffen keine Ruhe hatte.[1]) Bietet ſich nicht auch hier eine Analogie zu dem im Vorhergehenden Geſagten? Tritt nicht auch hier gewiſſermaßen Leſſing ſelbſt in die Stelle ſeines Nathan, der gleichfalls das edelſte Tugendwerk ſeines gottergebnen Sinnes, jene Liebesthat von Darun, ſich inmitten der ſchwerſten Leidensprüfung ſeines Lebens abgewann, der ein hülflos verlaſſenes Chriſtenkind in demſelben Augenblicke an ſein Herz nahm, in welchem ihm der chriſtliche Fanatismus „ſein Weib und ſeine ſieben hoffnungsvollen Söhne“ jammervoll ermordet hatte?[2]) Und wenn von ſolchem Sinne überwältigt die fromme Einfalt des Kloſterbruders in das Geſtändniß ausbricht:

Nathan! Nathan!
Ihr ſeid ein Chriſt! bei Gott, Ihr ſeid ein Chriſt!
Ein beſſrer Chriſt war nie! —

werden wir da nicht unwillkürlich an Leſſings Freunde erinnert, von denen gleichfalls keiner ihn ſolcher Selbſtüberwindung für fähig, keiner es für möglich gehalten hatte, daß die angekündigte religiöſe Tendenzdichtung ſo frei von aller direkten Feindſeligkeit und Polemik ſein, ſo ganz nur die Ruhe und den Frieden eines völlig mit ſich und der Welt in Einklang lebenden Geiſtes athmen, daß ein Werk der reinſten Milde, der religiöſeſten Geſinnung, eine Dichtung des vollendeten Friedens aus der kriegeriſchen Werkſtatt des Geiſtes

1) XII. 530.
2) Nathan Akt 4, Scene 7. (Werke II. 323—325.)

hervorgehen werde, der ein Leben lang den Kampf der Humanität und Freiheit gegen die Barbarei der Intoleranz und Unfreiheit mit den schärfsten Waffen geführt hatte, und der, ehe er vom Siegen matt das Haupt senkte, in diesem Gedichte seiner Nation und der Menschheit ein ewig theures Vermächtniß hinterließ!

Allerdings kann man von dem Standpunkte der Aesthetik und der Gesetze des Drama's gegen das Werk manche Ausstellung machen. Die Hineinverlegung der Ideen von Toleranz, Aufklärung und Humanität in einen Stoff aus den Kreuzzügen, welche Vischer als einen Widerspruch gegen die Natur der letzteren hervorhebt, [1]) enthält einen Vorwurf, den Lessing selbst bereits voraussah, und gegen den er sich mit nicht ganz zureichenden Gründen in der mehrerwähnten Vorrede zu vertheidigen versuchte. Ebenso ist der Mangel an dramatischer Lebendigkeit und fortschreitender Handlung zuzugeben, statt deren die Situationen und das reflektirende Für und Wider der Diskussion vorherrschen. Vor Allem zeigt sich endlich die dramatische Schwäche des Werks in der Katastrophe, in der Lösung am Schlusse des Ganzen. Hier ist die Aesthetik sicher im Rechte, wenn sie geltend macht, [2]) daß zwar der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan ganz eben so wie der Charakter der Iphigenie in Goethe's Dichtung ein positives Ende forderte, daß aber dennoch Lessing im Nathan nicht genug beachtete, welchen schweren Conflikt zwischen dem Fanatismus des Christenthums und der reinen Humanität er angelegt habe, und daß ebendeshalb der Schluß, den er der Handlung im Sinne des bürgerlichen Familienschauspiels gab, ein ungenügender war. „Der Patriarch, fährt der Aesthetiker fort, mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden.

---

1) Vischer, Aesthetik, II. S. 367.
2) Vischer a. a. O. III. S. 1429 u. 1430.

Dann mochte dieſes Drama immerhin glücklich ſchließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geſchwiſtern werden müſſen."

Man kann, wie geſagt, dies Alles zugeſtehen, und den Tadlern die „ſchlechten Verſe" obenein in den Kauf geben. Aber trotz alledem bleibt es nicht minder wahr, daß dies Werk, das der beſcheidne Dichter „den Sohn ſeines Alters" nannte, „den die Polemik entbinden helfen," [1]) in unſerer Literatur ſo einzig in ſeiner Art daſteht, wie Goethe's Fauſt, neben welchem ihn mit Recht der Geſchichtſchreiber unſerer poetiſchen Nationalliteratur, als dem eigenthümlichſten und deutſcheſten Werke, welches unſere Poeſie geſchaffen, ſeinen Ehrenplatz angewieſen hat. Als dramatiſch abgeſchloſſenes Kunſtwerk darf man es ſogar noch über die Goethe'ſche Dichtung ſetzen, ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der Letzteren zu beeinträchtigen. Was in Leſſings Schöpfung das Charakteriſtiſche ausmacht: der Friede und die Verſöhnung des mit Gott und ſich ſelbſt in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, dieſe Harmonie des Individuums mit Welt und Vorſehung, die ſich wie ein Regenbogen über das Univerſum ſpannt, — das muß nothwendig an ergreifender pathologiſcher Kraft hinter dem Gemälde der leidenvollen Leidenſchaft, des unverſöhnten Zweifels, der gänzlichen inneren Zerfallenheit des Subjekts zurückſtehen. Hier trägt es die Tragödie Fauſt — denn eine Tragödie iſt der Fauſt, trotz des vom Dichter verſuchten poſitiven Abſchluſſes — über dem Schauſpiel Nathan davon, und die objective Schwäche offenbart ſich auch hier als die ſubjective, die poetiſche Stärke.

Richtiger aber und fruchtbarer ſcheint es, beide Werke als eine gegenſeitige Ergänzung, als eine Ergänzung zur Darſtellung des deutſchen Geiſtes in ſeiner Totalität zu faſſen. Von dieſer Seite betrachtet, bilden ſie eine Erſcheinung, die ohne Gleichen daſteht

1) Brief an Jacobi. Leſſing, Werke XII. S. 531.

in der Literaturgeſchichte aller Zeiten und Völker. Wer noch einen Zweifel hegen könnte an der Erhabenheit der Aufgabe, welche ſich das Drama als ſittlich erziehendes Bildungsmittel zu ſtellen vermag der muß ihn ſchwinden ſehen bei der Betrachtung, was Leſſings Nathan ſeit mehr als einem halben Jahrhundert gewirkt hat, und fortwährend wirkt. Wenn wie in dieſem Werke der Genius einer Nation von der Bühne herab Ewigkeitsworte redet, und in der Dichtung ſilberner Schale den Goldgehalt der tiefſten echt menſchlichen Wahrheiten den verſammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unſcheinbaren Bretter zum heiligen Altare, das Haus des ſpielenden Genuſſes zum Tempel der ernſten Andacht des fühlenden und denkenden Geiſtes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetiſch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe ſich hineinſtellt, und unſern Blick über alle Wirrniß der Leidenſchaft, über alle Wüſtheit ſtürmiſchen Kampfes feſt und ſicher zu dem unwandelbaren Polarſterne göttlich-menſchlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Bruſt aufs Neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit wahrhaft göttlicher ſtets ſich erneuernder Offenbarung, fühlen wir die Hoffnung, den Glauben, die Zuverſicht auf den Sieg des Geiſtes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit und der Liebe geſtärkt und gekräftigt. Ich rufe alle die zum Zeugniß auf, die jemals ſo glücklich geweſen, mit geſammeltem Geiſte den Eindruck in ſich aufzunehmen, den ſie von einer würdigen Darſtellung dieſes Werkes empfingen, wenn Leſſings Genius in dieſem größten ſeiner Werke ſein Evangelium des Geiſtes der Liebe wie Lerchenjubel hoch über der ſchwülen Schwärze der Dunſt- und Wetterwolken unſerer Tage zu uns herniederklingen ließ; wenn die unſterbliche Geſtalt ſeines Nathan, von einem Seydelmann oder Theodor Döring verleiblicht, in der Geſchichte ſeiner Prüfung uns die Tiefe eines gottergebnen Menſchenherzens oder in der Erzählung von den Ringen die beſeeligende Ausſicht auf eine Zukunft voll erhabenen Troſtes erſchloß.

In der That! dies Werk und dieſe Geſinnung ſind ein Teſtament geworden, welches Leſſing der Menſchheit hinterlaſſen, und bei dieſem Erbe wollen wir geſchützt ſein und uns, ſo Gott will, ſelber ſchützen gegen jede Verfinſterungs- und Glaubenstyrannei. Nathans Geſinnung, zu der ſich Leſſing bekannte, iſt das Erbe von Tauſenden und Abertauſenden geworden, und ewig friſch und jung, ewig neu und neues Leben erzeugend ſteht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, vor uns da, als wäre es nicht durch mehr als zwei Menſchenalter von uns geſchieden, ſteht es da, ein Aergerniß für die „Goeze“ aller Zeiten, und ein Troſt und eine freudige Verheißung für alle Jünger des Leſſing'ſchen Geiſtes:

Will uns erneuter Wahn entſetzen,
Scheint längſt Begrabnes wieder nah:
Getroſt! und wimmelt's rings von „Gözen“,
Für ewig iſt ihr Leſſing da!

„Wenn man ſagen wird, daß ein Stück von ſo eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit ſei, ſo werde ich ſchweigen, aber mich nicht ſchämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, hinter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.“ Mit dieſen ſtolzbeſcheidenen Worten erklärte ſich der Dichter des Nathan ſelbſt über den dichteriſchen Werth ſeines Werkes.[1] Wir brauchen hier die alte Streitfrage nicht zu erneuern, ob und in wie weit Leſſing ein Dichter war. Sein Nathan iſt ein Dichterwerk voll unvergänglicher Schönheit, ein Drama, deſſen Menſchen und Charaktere ſo ausgeprägt vor uns ſtehen, wie die Schöpfungen der größten Dramatiker aller Zeiten. Die einzige Figur des Nathan würde hinreichen, um ihm neben denſelben ſeinen Platz anzuweiſen. Leſſing ſchritt auf ſeiner dramatiſchen Dichterlaufbahn in ſtets aufſteigender Linie der Vollendung zu, und war ſein erſtes Stück ſein

---

1) XI. 536.

ſchlechteſtes ſo iſt ſein letztes ſein beſtes. Er ſelbſt hat das Vorwiegen der Tendenz in demſelben nie geleugnet. Aber er durfte ſich ſagen, daß er mit ſeinem Nathan ein Tendenzgedicht geſchaffen, wie die Welt bisher keins geſehen hatte, und ſchwerlich ſobald wieder ſehen wird. Die Tiefe des Gehalts, in den er hier ſeine ganze Seele legt, das Bewußtſein, mit dieſer Dichtung dem Geiſtesdrange kommender Geſchlechter im Voraus den Ausdruck zu verleihen, erzeugten in ihm, als er den Nathan ſchuf, von ſelbſt jenen Schwung der Begeiſterung, den er ſonſt in ſeinem dichteriſchen Schaffen an ſich vermißte. Jeder begabte Menſch hat eine Seite ſeines Weſens, welche ihn zu dichteriſcher Produktion befähigt, ſo wie man wohl zu ſagen pflegt, daß jeder begabte Menſch zu irgend einer Zeit ſeines Lebens Dichter ſei. Gelingt es nun einem ſolchen, den gemäßeſten Ausdruck und die entſprechendſte Form für dieſen dichteriſchen Beſtandtheil ſeiner Natur im günſtigſten Momente für den richtigen Stoff zu finden, ſo entſteht ein Kunſtwerk, dem von ſeinem Werthe durchaus nichts entzogen wird, daß es vielleicht das einzige des dichtenden Individuums bleibt. So war es mit Leſſing und ſeinem Nathan. Minna von Barnhelm und Emilia Galotti ſind freilich ebenfalls mit künſtleriſcher Nothwendigkeit aus dem Geiſte des Dichters entſprungen; auch in ihnen ſpiegelt ſich das Leben und Intereſſe der Zeit des Dichters in gewiſſen Grundverhältniſſen. Aber die Seele des Poeten, der tiefſte Gehalt ſeines Weſens geht in dieſen Dichtungen nicht auf, und die Erregtheit der ſchaffenden Kraft wird nicht zur ſeheriſchen Begeiſterung. Der künſtleriſche Verſtand wiegt vor das Herz tritt zurück, und der Künſtler ſteht neben und über dem Kunſtwerke.

Ganz anders im Nathan. Einſam gegenüber ſeiner Zeit, die ihn bald verkannte, bald verketzerte, richtet er ſich aus dem tiefſten zermalmenden Lebensſchmerze über den Verluſt eines, ſo eben erſt mühſam erbauten Erdenglückes, in dieſer Schöpfung auf an dem Grundgedanken ſeines Lebens und Weſens, indem er ihn dichteriſch

zu gestalten und zu verklären sucht. In der Ferne entlegener Zeiten, in dem bedeutungsvollen Hintergrunde einer ungeheuren Weltbewegung, gewinnt er den Boden für die Gestalten und Träger seiner Idee, und mit klarem Bewußtsein über alle Vortheile, welche ihm sein Schauplatz bietet, weiß er dieselben zu benutzen. Zum Erstenmale verläßt er auch in der äußeren Darstellungsform den Bereich der Prosa, auf dem er doch wie Keiner heimisch war. Das Gewicht des geistigen Gehaltes nicht minder wie der Charakter morgenländischer Erhabenheit führen ihn auf die allein gemäße metrische Form, und während er dieselbe mit diesem ersten Versuche für die ganze Folgezeit des höheren Drama's feststellt, bewältigt er sie dergestalt, daß von dem unübertrefflichen individuellen dramatischen Leben seines prosaischen Dialogs Nichts verloren geht. Die Knappheit in dem Style der Minna, der Lakonismus der Emilia Galotti verschwinden in dem volleren Strome, der aus des Dichters Herzen sich ergießt, und lassen jene heitere Naivetät hervortreten, die Goethe am Nathan so entzückte. Aus dem unscheinbaren Kern einer alten Boccazischen Fabel entfaltet er, wie Shakspeare, die lebendigste Fülle plastisch abgerundeter Charaktere und eine wie ein Ring sich abschließende, die wunderbarsten Begebenheiten zu schöner Harmonie vereinigende Handlung, gestaltet er ein Kunstwerk, in welchem von der ursprünglichen Intention nichts unausgesprochen bleibt, ein Werk, das wie die Glocke des Dichters sein feierlich erhebendes Friedensgeläute hoch oben herab aus dem reinen Aether der Liebe und Versöhnung der Menschen durch die Welt ertönen lassen wird, so lange Menschenzungen die Sprache reden, in welcher es gedichtet ward.

Viertes Kapitel.

Leſſing hatte ſeine Vorrede zum Nathan mit den bedeutungsvollen Worten geſchloſſen: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo das Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird!“

Noch ſind die „hundert Jahre“ lange nicht verfloſſen, nach welchen der große Mann im glücklichſten Falle die Möglichkeit einer ſolchen Aufführung ſeines Werks annehmen zu dürfen glaubte, und ſchon lange iſt wohl kaum eine deutſche Bühne, die ſich nicht immer und immer wieder mit dieſem Juwel ſchmückte, giebt es keinen großen Mimen unſeres Jahrhunderts, der nicht durch die Darſtellung Nathans einen der ſchönſten Zweige zu dem Kranze ſeines Ruhmes zu fügen verſucht hätte! Auch hier zeigt ſich uns das Erhebende, welches in der Auffaſſung der geiſtigen Bewegung im Großen und Ganzen für den hiſtoriſchen Betrachter liegt. Denn nur durch eine ſolche können wir den Troſt ſchöpfen, den uns die unerfreuliche Detailanſchauung des Tagestreibens der Welt ſo oft rauben möchte, den Troſt: daß Welt und Menſchheit auch auf ihren vielgewundenen Wegen unaufhaltſam vorwärtsſchreiten.

Leſſing erlebte es allerdings nicht, ſein Werk auf der Schaubühne zu ſehen. Selbſt ſein begeiſterter Verehrer, der große Schröder, konnte ſich trotz der ergreifenden Wirkung, die eine von ihm veranſtaltete Probevorleſung hervorbrachte, nicht zu dem Wagniß entſchließen, das von ihm höchlich bewunderte Werk einem zweifelhaften Bühnenerfolge vor einem Publikum preiszugeben, das ihm, zumal in Hamburg, wo ein Goeze noch immer ſtarken Anhang beſaß, für den Gehalt deſſelben noch lange nicht reif erſchien.[1]) So geſchah es, daß die Ehre des

---

1) Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt, II. 381.

ersten Versuchs, das Kunstwerk dem Publikum auf der Bühne vorzuführen, einem Manne anheimfiel, der wohl Dreistigkeit und guten Willen, aber keineswegs die den Erfolg sichernde künstlerische Kraft der Ausführung besaß. Der bekannte Schauspieldirektor Döbbelin war es, der die letzten Lebensjahre des großen Friedrich benutzte, um der Hauptstadt Preußens jenen Segen Lessings zuzuwenden. Am 14. April 1783, zwei Jahre nach Lessings Tode, erschien Nathan der Weise dort zuerst auf der Bühne. Aber das Werk des Dichters sollte in Berlin eben so wenig Glück haben, als der Dichter selbst bei seinem Leben dort gehabt hatte. Döbbelin, der die Hauptrolle übernommen hatte, war einer solchen Aufgabe nicht von fern gewachsen, und ebensowenig reichten die übrigen Kräfte seiner Truppe zu, deren Mitglieder, wie die damaligen deutschen Schauspieler überhaupt, sich zwar in heftigen Leidenschaften oder im Starkkomischen noch so leidlich zu gebahren wußten, aber überall wo es wie hier „auf feines Räsonnement und gemäßigte Charaktere ankam, die vom ersten bis zum letzten Worte mit aller Feinheit ausgearbeitet waren," wie Lessings Bruder, der den schlechten Erfolg schon Jahre lang voraussah, sich ausdrückt, sich als „ganz erbärmliche Helden" erwiesen.[1]) Eine Anekdote charakterisirt dies Verhältniß sehr schlagend: „Wer spielt den Nathan?" fragte Engel, als ihm Döbbelin verkündete, daß er entschlossen sei, das Stück nächstens aufzuführen. „Den Nathan? Nun, ich, ich selbst!" rief der selbstbewußte Schauspieldirektor. „Gut, aber wer spielt den Weisen?" entgegnete ihm sarkastisch der Verfasser des „Philosophen für die Welt", indem er damit zugleich das Schicksal der Aufführung vorhersagte. Das Stück mußte, nachdem es dreimal hinter einander gegeben worden war, bei Seite gelegt werden, und erst zwanzig Jahre später wurde es in Berlin durch Iffland dauernd eingebürgert, nachdem Goethe und

1) XIII. 624. Ueber Döbbelins Spielweise, die ihn völlig unfähig machte, eine Rolle wie den Nathan zu spielen, und über seine maßlose Selbstverblendung lese man die Schilderung Nicolai's in der Anmerkung, XIII. 456—457.

Schiller in Weimar (28. Novbr. 1801) mit der von Schiller bearbeiten Aufführung vorangegangen waren. [1]) Dieſelbe hat lange Zeit für die erſte Darſtellung des Stücks gegolten, obſchon außer Döbbelin auch der Schauſpieldirektor Seipp ſchon im Jahre 1785 den Nathan, und zwar, was hiſtoriſch intereſſant iſt, zu Presburg in den öſterreichiſchen Erblanden auf die Bühne gebracht hatte. Es iſt dies, wie Guhrauer bemerkt, derſelbe Theaterdirektor, der im Vertrauen auf das liberale Regiment Joſephs II. auch den Molière'ſchen Tartüffe in Oeſterreich zuerſt aufzuführen gewagt hatte. [2])

In unſern Tagen hat ſich das Unglaubliche begeben, daß Leſſings Nathan in griechiſcher Ueberſetzung unter dem Titel „der weiſe Judengreis“ von griechiſchen Schauſpielern ſogar in Konſtantinopel auf die Bühne gebracht worden iſt. Am 26. März 1842 ward das Stück in der Ueberſetzung eines Neugriechen Kaliourchos, der in Deutſchland ſeine Studien gemacht hatte, dort wiederholt aufgeführt. „Bei der erſten Darſtellung, ſo lautet der Bericht, [3]) waren nur wenige Türken, meiſt Polizeibeamte zugegen. Bei der Wiederholung des Stücks am folgenden Tage war hingegen das türkiſche Publikum das überwiegende. Ihre Aufmerkſamkeit und Spannung war außerordentlich. Manchmal ſchienen ſie zwar geneigt, den Freimuth Nathans vor dem Throne Saladins weniger großmüthig aufzunehmen, als dieſer Sultan ſelbſt; aber die Erzählung von den drei Ringen erregte einen beiſpielloſen Enthuſiasmus, und am Schluſſe derſelben brach ein Jubel aus, in den auch die ſchweigſamſten Moslemin begeiſtert einſtimmten.“

Von einer Aufführung des Nathan auf den Bühnen außerdeutſcher chriſtlicher Nationen iſt dagegen, trotz mehrfacher Ueberſetzungen des Stücks in Frankreich und England, nichts bekannt geworden. Wohl aber empfing man daſſelbe ſofort nach dem Er-

1) Goethe, Werke 45. 8, 31. 119.
2) Guhrauer, II. 2. 212.
3) Rodnagel, Leſſings Dramen ꝛc. S. 295.

ſcheinen in Oeſterreich mit einem Verbote. Auch Sachſen, Leſſings Vaterland, verdammte den Nathan zur Landesverweiſung, und der alte Gleim, welcher ſeinem Freunde dies meldete, fügt hinzu, daß auch anderorten ſich „Urtheile der Dummheit und Bosheit“ gehörig breit machten. [1])

In Goethe's Nachlaſſe fanden ſich die Reime:

„So mancher Mißwillige ſchnüffelt und wittert
Um das von der Muſe verlieh'ne Gedicht.
Sie haben Leſſing das Ende verbittert,
Mir ſollen ſie's nicht!“

Dieſe Verſe ſprechen die Wahrheit aus in Bezug auf das Schickſal, welches die Herausgabe des Nathan dem Dichter bereitete. Oeffentlich zwar ſchwiegen die Theologen, wie Leſſing vorausgeſagt hatte. Deſto eifriger aber wußten ſie ſich heimlich zu rühren, um ihn, wie Mendelsſohn ſich ausdrückt, im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der chriſtlichen Religion dem allgemeinen Haſſe preiszugeben. Wir dürfen es dem Zeitgenoſſen und nächſten Freunde Leſſings ſchon glauben, wenn er berichtet, daß die Art und Weiſe, wie die Pfaffenzunft, „die alles breit ins Schlechte führende,“ den Nathan auszubeuten wußte, dem großen Manne ſein Ende ſchwer verbittern half. Man braucht nur den Brief zu leſen, mit welchem ſich einer von Leſſings wärmſten Verehrern, Campe in Braunſchweig, darüber entſchuldigte, daß er es aus Furcht mit dem Dichter in gleiche Verdammniß zu gerathen, nicht gewagt habe, ſeine Begeiſterung für den Nathan öffentlich auszuſprechen, um Mendelsſohns Schilderung der allgemeinen Stimmung gegen Leſſing richtig zu finden. Die Recenſion der Dichtung, welche Campe drucken zu laſſen ſich ſcheute, beſtand nur in einer Verweiſung auf die Worte des Buches der Weisheit 7, 22—23, welche im bibliſchen Texte alſo lauten:

---

1) XIII. 627.

„Denn es ist in ihr der Geist der verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, behend, beredt, rein, klar, sanft, freundlich, ernst, frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher; vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter, scharf sie sind." —

So anerkennend äußerten sich privatim nur noch wenige andre Freunde, wie Mendelssohn und Gleim. Im Ganzen aber enthalten die Briefe aus den Jahren 1779—1781 nur sehr spärliche Andeutungen dieser Art, und ich habe nicht finden können, daß zu Lessings Lebzeiten irgend eine Stimme des Beifalls sich öffentlich hervorgewagt hätte. Selbst ein Herder hielt es gerathen, seine Bewunderung nur in Privatbriefen an vertraute Freunde zu äußern. Daß Lessing keine zweite Ausgabe seines Nathan erlebte, ist schon gemeldet; wohl aber erschienen von dem gegen den Nathan gerichteten Schauspiele des Hofpredigers Pfranger zu Meiningen [1]) in vier Jahren (1782—86) drei Auflagen, und ein alter schwachsinniger Mann, wie der Gottschedianer Tralles, ein seiner Zeit vielgenannter Arzt in Breslau, durfte ungeahndet in einem zweibändigen Buche sich auf die albernste Art an der Dichtung des großen Mannes versündigen, da dieser selbst es ihm seines Alters wegen hingehen ließ, daß er den Verfasser des Nathan für einen Mann erklärte, der weder ein Christ sei, noch richtig deutsch zu schreiben verstehe!

Und wie begierig und dankbar schlürfte er doch jene Tropfen Beifalls, welche die wenigen ausharrenden Freunde, die kleinen „Gemeinden" seiner Getreuen in Braunschweig und Hamburg seiner „jetzt der Aufmunterung so sehr bedürfenden Seele spendeten!" Auf einen Brief von wenigen Zeilen, in welchem sich Moses Mendelssohn für die vielen und zum Theil (!) so herrlichen Lebenszeichen bedankte, mit denen Lessing seine Freunde beschenke, schrieb er nach Verlauf

1) Ueber ihn und über die Wirkung, welche in den ersten achtziger Jahren Lessings Nathan auf die strebsamen Männer unter den Geistlichen in Franken und Thüringen ausübte, vergl. man E. Palleske, Leben und Werke Schillers. I. 267.

Digitized by Google

faſt eines Jahres: „Ich kaue und ſauge noch an dem Briefchen, das mir Dr. Fließ von Ihnen mitbrachte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu begegnen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen, denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſeren Tage noch etwas bei dieſer oder jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen, und bin jetzt ein ſo fauler, knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, dieſe Scene iſt aus! — Gern möchte ich Sie freilich noch einmal ſprechen.“ [1]) — Er hat ihn nicht mehr geſprochen. Acht Wochen ſpäter hatte das gebrochene Herz des großen Dulders zu ſchlagen aufgehört.

Noch ſind wir indeſſen bei dieſem befreienden Abſchluſſe in unſerer Darſtellung nicht angelangt. Wir haben ihn vielmehr noch durch zwei Jahre ſeines bis zum Ende thatenvollen Lebens zu begleiten.

Zu den Erdichtungen, welche die geſchäftigen Feinde Leſſings gegen ihn in Umlauf ſetzten, gehörte auch die in öffentlichen Blättern verbreitete Nachricht, daß die Amſterdamer Judenſchaft ihm für die Herausgabe der Fragmente ein Geſchenk von tauſend Dukaten gemacht habe. Dem Goeze'ſchen Kreiſe, von dem ſehr wahrſcheinlich dieſe Nachricht ausging, war es darum zu thun, ihn mit derſelben als einen zweiten Judas Iſcharioth darzuſtellen, und Leſſing fand ſich veranlaßt, eine Zurückweiſung dieſes Märchens durch ſeinen in Wien lebenden Stiefſohn zu veröffentlichen. [2]) Aber auch ſonſt hatte

1) XII. 550.
2) X. 280—286.

er von der Beſchränktheit des zelotiſchen Lutherthums Beweiſe zu erfahren, die ihn in ſeinem letzten Briefe an Jacobi zu dem Ausrufe bewegten: „Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth, daß ſie vom Papſtthum wieder unterdrückt und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden.“ Die Angriffe wegen der Fragmente dauerten fort. Noch während er am Schluſſe ſeines Nathan arbeitete, traf ihn ein ſolcher von einem Manne, auf deſſen Beiſtimmung er um ſo ſicherer gerechnet hatte, als grade dieſer Mann derjenige unter den proteſtantiſchen Theologen jener Zeit war, der in ſeinen Schriften bisher ganz im Geiſte des Fragmentiſten gewirkt und die hiſtoriſch kritiſche Methode auf die Schriftauslegung und Dogmatik im Sinne der freien Forſchung angewendet hatte. Es war dies der Halle'ſche Profeſſor der Theologie Johann Salomo Semmler, der jetzt, erſchreckt durch die Macht einer Bewegung, welche er ſelbſt hervorgerufen hatte, nicht nur mit einem ausführlichen Werke gegen den Fragmentiſten ſelbſt hervortrat, ſondern ſogar ſich nicht entblödete, in einem eigends dazu verfaßten ſatyriſchen Anhange den Herausgeber der Fragmente als einen Menſchen darzuſtellen, der eigentlich in das Tollhaus gehöre. Leſſing war über die Gemeinheit dieſes Angriffs ſo erbittert, daß er ſich mehrere Tage lang zu aller geiſtigen Thätigkeit unfähig fühlte, und Gefahr lief, wie er an ſeine Freundin Eliſe Reimarus ſchrieb, „den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen.“ [1]) Zum Glück überwand er ſeinen gerechten Zorn, und entſchloß ſich erſt nach Vollendung des Nathan der „impertinenten Profeſſorengans“ die verdiente Züchtigung durch einen aus Bedlam datirten Brief angedeihen zu laſſen, von dem uns leider nur der Anfang unter den Leſſing'ſchen Fragmenten erhalten iſt, der an Hamlets „die Welt iſt ein Gefängniß“ erinnert. „Ich bin, heißt es in demſelben, mit dem großen Tollhauſe, in welchem wir alle leben, zu wohl bekannt, als daß es mich beſonders befremden ſollte, wenn die Toll-

1) XII. 530., vergl. XII. 528.

häusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhaus sperren möchten." [1]) Die Nemesis blieb nicht aus, denn Semmler überlebte Lessing lange genug, um unter dem berüchtigten Wöllner'schen Regimente durch eigene Verketzerung zu büßen, was er gegen den großen Mann gesündigt hatte. Was den weiteren Verlauf der von den Zionswächtern gegen Lessing gerichteten Verfolgungen betrifft, die zuletzt sogar Kaiser und Reich wider ihn in Bewegung zu setzen versuchten, so darf zur Ehre des Braunschweigischen Herzogs nicht unerwähnt bleiben, daß er Lessing zu sich kommen ließ, und ihn für einen solchen Fall seines Schutzes versicherte. Hier aber zeigte sich der Mannesmuth und Mannesstolz Lessings in seiner ganzen Größe. Er erwiderte jene Versicherung fürstlichen Gnadenschutzes durch die freimüthige Erklärung: daß er nur auf der Gerechtigkeit seiner Sache stehen wolle, und daß er den Herzog bitten müsse, ohne die geringste Rücksicht auf ihn lediglich nach seiner Pflicht als deutscher Reichsstand zu handeln! Und um dieselbe Zeit war es, wo er das feierliche Gelöbniß niederschrieb: „Ich muß es nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereut hat, die berufenen Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe."

---

1) XI. 536.

Vierzehntes Buch.

Die Erziehung des Menschengeschlechts

Ernst und Falk.

Erstes Kapitel.

Lessings Stellung zu den Aufklärern.

Immer einsamer wurde es in den letzten Jahren um ihn her, und so allein und vereinsamt er sich persönlich in seiner Wolfenbütteler Abgeschiedenheit fühlte, so allein und vereinsamt stand er zuletzt seiner ganzen Zeit gegenüber, mit deren sämmtlichen Hauptrichtungen er allmälig in Widerspruch gerathen war.

Von den Philosophen seiner Zeit trennte ihn sein Verhältniß zu Spinoza — ein Verhältniß, das selbst seinen nächsten Freunden ein unverstandenes Geheimniß blieb, und dessen tiefster Gehalt ihnen wohl gar als Grille und Laune erschien. War er doch der erste, der in einer Zeit, wo die Philosophie jenes tiefsinnigen Denkers allen frommen Seelen ein Gräuel des Aergernisses und selbst den Philosophen von Fach so gut wie unbekannt war, [1]) durch die Anerkennung derselben den großen Umschwung vorbereiten half, welcher sich wenige Dezennien später in der neueren deutschen Philosophie vollziehen sollte. Mit Spinoza verband er das Studium der Leibnitz'schen Philosophie, die er sogar in einem eigenen Werke darzustellen unternahm, [2]) ein Plan, der, wie so viele andere, durch die theologischen Händel zurückgedrängt wurde.

---

1) Hegel, Gesch. der Philos. 3, 532.
2) XI. 43—47.

Digitized by Google

Noch wunderbarer aber war das Verhältniß, in welches der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, der Mann, welcher die ganze humane und freie Bildung seiner Zeit in einem Brennpunkte versammelt zeigt, zu denjenigen gerieth, welche, weil sie sich als die Aufklärer von Profession ansahen, Lessing zu den ihrigen zählen zu dürfen geglaubt hatten. Aber sie hatten gar bald zu gewahren, daß Lessing in dem großen Kampfe, welchen die Fragmente herbeiführten, statt sie zu seinen Bundesgenossen zu machen, sich vielmehr gegen sie richtete, und die von ihnen angegriffene Orthodoxie wiederholt in seinen Schutz nahm. Sie erstaunten nicht wenig, als sie hören mußten, daß er, statt wie sie selbst, in dem alten Glaubenssysteme ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen zu erblicken, den Spieß umkehrte, und diese Bezeichnung vielmehr auf dasjenige Religionssystem anwandte, welches die modernen Aufklärer und die neumodischen Theologen an die Stelle der alten Orthodoxie setzen zu wollen sich anmaßten. [1]) Seine alten Berliner Freunde waren wie vom Donner gerührt, als sie diese Verachtung ihrer neumodischen Vernunfttheologie und ihres Vernunftchristenthums, „bei dem man, wie Lessing spöttisch bemerkt, nicht absehen könne, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum eigentlich sitze," [2]) aus dem Munde desselben Mannes vernahmen, der soeben sich anschickte, mit ihren Gegnern, den Orthodoxen, einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Lessing selbst hat sich über seine Stellung zu den beiden entgegengesetzten Parteien wiederholt mit solcher Klarheit ausgesprochen, daß es fast unbegreiflich ist, wie man über sein wahres Verhältniß zu beiden noch bis auf die neueste Zeit hier und da Zweifel und Ungewißheit hegen mochte. Schon 1774 hatte er an seinen Bruder, der an seinem Verhalten irre zu werden begann, jenen berühmten

1) XII. 409 ff.
2) IX. 421.

Brief geſchrieben, der ſo oft angeführt und ſo oft falſch verſtanden, doch den wahren Grund ſeiner Abneigung, ja Verachtung gegen die Halbheit der theologiſchen Aufklärerei deutlich ausſpricht. „Ich ſollte es, ſchreibt er, der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen.“ Nur ſeine eigene Art, wie er dieſes thun zu müſſen glaube, ſolle man ihm laſſen, da ſie ſo einfach ſei. Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, wolle er beibehalten, er wolle es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man abſehe, woher reineres zu nehmen. „Mit der Orthodoxie war man, Gottlob, ſo ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie (hier hat Leſſing Leibnitz im Sinne) eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. — Meines Nachbars Haus droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauſes ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen wie meines eigenen.“ Das unreine unbrauchbare Waſſer, das den Einſturz drohende Haus, deſſen einzige Reſtauration nur durch Abtragen möglich iſt, ſind Bilder, die für ſich ſelbſt ſprechen. Aber dennoch zieht Leſſing dieſe alte Orthodoxie der neueren vor, weil, „wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden ſoll, die alten gangbaren jedenfalls beſſer ſind als die neuen,“ und weil die alte Orthodoxie wenigſtens ein ehrlicher Feind der Vernunft ſei, indem ſie „mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar ſtreite, während die neuere Theologie denſelben lieber beſtechen möchte —“;

endlich weil er es vorziehe, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können.“ In der That hatte er es an dem Verhalten der Hauptsäulen des aufgeklärten Vernunftchristenthums, an einem Semmler und Jerusalem, ebenso wie an seinem alten Freunde Nicolai zu erfahren, was der Spruch „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen“, zu bedeuten habe. Diese Halbheitshelden, „welche die Vernunft erhoben, während sie sie einschläferten, diese aufgeklärten Theologen, die die Gegner der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschrieen,“ sie verachtete Lessing weit mehr noch als die altorthodoxen Theologen, bei denen ihm wenigstens die Consequenz Achtung einflößte, [1]) und denen er deshalb eine ungeheuchelte Anerkennung zollte. Denn „nicht die Orthodoxie, sondern eine gewisse hinkende, schielende, sich selbst ungleiche Orthodoxie sei ihm so ekel, so widerstrebend“, daß er ihrer Halbheit gegenüber sich noch eher mit den Goeze'n befreunden mochte. Die Philosophie, die sich in den Dienst der dogmatischen Theologie begab, verglich er einmal mit dem Bilde des Herkules am Spinnrocken der Omphale. [2])

Die Orthodoxie freilich täuschte sich nicht über den Werth dieser Anerkennung. Ihr Instinkt leitete sie richtiger, als die Aufklärer ihre gepriesene Klugheit. Sie sah ganz richtig, daß Lessing nur deshalb ihr System so unparteiisch gelten ließ, weil er mit demselben innerlich längst fertig war. Mochte er immerhin nachweisen, daß die Wolf'sche Philosophie in einem Irrthume befangen sei, wenn sie den christlichen Glauben beweisen zu können und beweisen zu müssen vermeinte; mochte er immerhin ihre Sache zu führen sich den Anschein geben, wenn er die Unabhängigkeit der Religion von der Philosophie, des Glaubens von der Vernunft aufzeigte, und nachwies,

1) X. 25.
2) XI. 748.

daß „aus menſchlichen Gründen glauben eigentlich nicht glauben heiße“; mochte er endlich, wie Leibnitz, zu ihren Gunſten den Beweis führen, daß Dogmen, wie das von der Dreieinigkeit oder von der Ewigkeit der Höllenſtrafen unantaſtbar und unwiderleglich gegen alle Anfälle der Sophiſterei beſtehen könnten, wenn ſie ſich nur in den Schranken eines Geheimniſſes hielten; — die Orthodoxen ließen ſich durch ſolche Künſte nicht wie die Aufklärer irre machen. Sie trauten ihrem Freunde nicht, ſelbſt wenn er ſcheinbar in ihrem Sinne den göttlichen Urſprung der Schrift gegen den Einwand der Unvollkommenheit derſelben mit der Bemerkung vertrat: dieſer Einwand beweiſe nichts, denn grade dieſe Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte zweckmäßig beabſichtigt ſein, und in ſeinen Erziehungsplan der Menſchheit hineingehören. Sie waren klug genug zu merken, daß ſie mit der Annahme einer ſolchen Vertheidigung in eine Falle gingen, indem ſie ſich von Leſſing ſeinen Begriff der Erziehung des Menſchengeſchlechts und die Auffaſſung der Offenbarung als eines Planes und Mittels zu ſolcher Erziehung unterſchieben ließen. Sie waren zu argwöhniſch um nicht zu wittern, daß Leſſing den alleinigen Grund und das alleinige Fundament ihrer Exiſtenz, die orthodoxe Offenbarungstheorie, grade durch dasjenige vernichtete, womit er ſie zu unterbauen ſchien, dadurch daß er eine ſtetig fortſchreitende Offenbarung des göttlichen Geiſtes, d. h. eine unendlich fortſchreitende Erkenntniß der Wahrheit an ihre Stelle ſetzte. Sie brauchten, um das eigentliche Verhältniß Leſſings zu ihrem dogmatiſchen Syſtem zu erkennen, nicht erſt das berühmte Geſtändniß geleſen zu haben, welches Leſſing ſeinem vertrauteſten Freunde über dieſen Punkt gethan hatte, als er an Mendelsſohn, den Lavater in ſeinem zudringlichen Bekehrungseifer aufgefordert hatte, Chriſt zu werden, oder die Gründe auszuſprechen, weshalb er es nicht möge, die denkwürdigen Worte ſchrieb: [1] „Ich bitte Sie

1) XII. 282.

wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieſer Sache ſo ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

Es iſt uns kein Geheimniß mehr, wer die „anderen ehrlichen Leute" waren, deren Schickſal Leſſing hier gegenüber der freien Stellung ſeines jüdiſchen Freundes beklagte. Dieſe Worte werfen ein ſcharfes Schlaglicht auf den innerſten Kern und die letzte Intention von Leſſings ganzer theologiſcher Thätigkeit. Sie zeigen, wie ſehr ſeine alten Freunde, die Berliner Aufklärer, im Irrthum waren, wie ſehr dieſelben ihn mißverſtanden, wenn ſie ihn des orthodoxen Conſervatismus bezüchtigten, und ihm vorwarfen, daß er mit ſeiner Schrift über die Leibnitz'ſche Ewigkeit der Höllenſtrafen den Orthodoxen habe „den Hof machen wollen". [1]) Auch Spätere, wie Gervinus, haben hier einſeitig nur den Conſervatismus Leſſings betont, wenn ſie vorzugsweiſe ſeine Erklärung hervorhoben: „daß er das unreine Waſſer nicht eher weggießen wolle, als bis er wiſſe, woher reineres nehmen." Sie überſahen, daß er in derſelben Erklärung dieſes alte unreine Waſſer als ein „längſt nicht mehr brauchbares" bezeichnete. Sie überſahen, daß er die einzig wahrhafte Reſtauration des alten „den Einſturz drohenden Hauſes" nicht im „Stützen und Unterbauen" deſſelben, ſondern im gänzlichen Abtragen fand, und daß er ſich zwar ſehr gern an dem letztern, aber nicht an dem erſteren Werke betheiligen zu wollen erklärte. Sie überſahen mit einem Worte den gründlichen Radikalismus des Mannes, mit welchem er den theologiſchen Aufklärern ſeiner und aller folgenden Zeit ſo unendlich überlegen war, dieſen Radikalismus, der das Recht

1) XII. 395.

der freien Prüfung durch Nichts, aber auch durch gar Nichts beschränkt, keine Autorität irgend welcher Art als absolut anerkannt wissen wollte, und der eben dadurch für alle Zeiten dasteht als der wahrhafte Heros der Aufklärung seines Jahrhunderts.

Das Große aber an diesem Radikalismus Lessings war die bewundernswürdige Mäßigung seiner Praxis. Dadurch steht dieser große Reformer so einzig da in der ganzen Kulturgeschichte der modernen Zeit, daß er sich selbst nie zur Ueberstürzung hinreißen ließ, daß er seiner eigenen Mahnung: „Hüte Dich Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatte des Elementarbuches der Offenbarung stampfest und glühest, Deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was Du zu sehn beginnst," — selbst stets treu eingedenk verblieb; daß er niemals sich auf das bloße Wegräumen beschränkte, sondern immer zugleich ein Positives an die Stelle des Aufgehobenen setzte, daß er, maßvoll in der Form, sich akkommodirend an die vorhandenen Begriffe, sie auflöste, indem er sie zu unterbauen schien, und daß er „die Theologie himmlischen Ursprungs", die eigene Religion, auf die zwei einfachen Grundwahrheiten zurückführte: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der thätigen Liebe.

Die Vermittelung aber zwischen Offenbarung und Vernunft fand er in einer schon den alten Kirchenvätern nicht fremden Idee, in der Idee von der Verwirklichung der Offenbarungswahrheiten durch ihre allmälige Verwandlung in Wahrheiten der Vernunft auf dem Wege einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Die Schrift, welche diesen Titel führt, ist als das letzte Wort anzusehen, welches Lessing in der großen durch die Herausgabe der Reimarus'schen Fragmente angeregten Angelegenheit gesprochen hat. Mit ihr trat Lessing, wie er selbst ausspricht, dem Systeme des rationalen Deismus und seiner Anwendung auf die Kritik der christlichen Offenbarung direkt entgegen, indem er das letzte Ziel des Fragmentisten gänzlich verrückte. [1])

Man hat in neuerer Zeit, gestützt auf den Umstand, daß Lessing sich blos als Herausgeber derselben nannte, so wie auf eine mißverstandene Aeußerung in einem Briefe an seinen Bruder, [2]) die gerade das Gegentheil außer Zweifel setzt, diese Schrift Lessing absprechen zu müssen geglaubt. Wir brauchen uns aber bei dieser Streitfrage um so weniger aufzuhalten, als dieselbe durch Guhrauer und Schwarz vollständig entschieden, und Lessings Autorschaft bis zur unumstößlichen Evidenz erwiesen worden ist. [3])

Der Kerngehalt dieser Schrift, die man wohl das religiöse Testament des großen Mannes genannt hat, finden wir gleich in der Vorrede ausgesprochen, welche dasjenige, was in der Abhandlung selbst nur auf die geschichtliche Entwicklung des Judenthums und des Christenthums und ihre Offenbarungen beschränkt ist, über das ganze Menschengeschlecht mit den Worten ausdehnt: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes

---

1) XII. 504.
2) XII. 539.
3) Guhrauer, II. 2. Anhang S. 29—33. Schwarz a. a. O. Seite 190—196.

Orts einzig und allein entwickeln könne und entwickeln solle, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unseren Hohn, diesen unseren Unwillen verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unseren Irrthümern nicht?"

Das ist der „Fingerzeig", den Lessing von seiner einsamen Höhe und ihrer „unermeßlichen Aussicht auf eine Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte", seiner Zeit und der Menschheit mitbrachte, „ohne zu verlangen, daß die Aussicht die ihn entzückte auch jedes andere Auge entzücken müsse," ja ohne auch nur „irgend einen eilfertigen Wanderer der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade ab- und zu sich hinaufrufen zu wollen! [1])

Die Veranlassung zu dieser Schrift nahm Lessing aus dem Reimarus'schen Werke, an dessen viertes Fragment er anknüpft. In demselben hatte Reimarus den Satz ausgeführt: das alte Testament könne schon darum nicht für göttliche Offenbarung gelten, weil ihm die Lehre von der Unsterblichkeit mangle. Lessing giebt die als Grund angeführte Thatsache zu, aber er leuguet ihre Beweiskraft, indem er zeigt, daß die theologische Auffassung der Offenbarung, welche auch der Fragmentist noch theilte, eine unrichtige sei. Nach dieser Auffassung war und ist die Offenbarung etwas Festes, für alle Zeiten und Verhältnisse Abgeschlossenes und Vollendetes, dem nichts ab- und nichts zuzuthun ist. Lessing zeigt, daß sie vielmehr ein Flüssiges, ewig Werdendes, eine unendliche Entwicklung, daß sie mit einem Worte nichts anders sei, als die Erziehungsmethode der Menschheit. „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen, das ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte. Erziehung ist Offenbarung die dem Einzelmenschen geschieht: Offenbarung ist Erziehung die dem Menschengeschlechte geschehen ist

1) X. 308.

und noch geſchieht.“ Die hundert Paragraphen der Leſſing'ſchen Schrift, an deren Spitze dieſe beiden Sätze ſtehen, ſind nichts als die Ausführung und Anwendung dieſes Gedankens auf die beiden geoffenbarten Religionen, deren Beglaubigungsſchriften, das alte wie das neue Teſtament, als Elementarbücher dieſer allmäligen Erziehung und Bildung gefaßt werden. Indem ſich Leſſing auf die Seite der vom Fragmentiſten angegriffenen Offenbarung des Judenthums und des alten Teſtaments ſtellt, vollzieht er gerade durch die Art und Weiſe, wie er dieſelbe zu unterbauen ſucht, den Vernichtungsprozeß des orthodoxen Offenbarungsbegriffs ſo vollſtändig, wie es nie bisher geſchehen war.

Der Gedankengang dieſer kaum zwanzig Seiten füllenden und doch ſo grandioſen Philoſophie der Religion und Weltgeſchichte iſt folgender. Wie die Erziehung dem Einzelmenſchen nichts giebt, was er nicht aus ſich ſelbſt haben könnte, ſondern ihm dies nur geſchwinder und leichter giebt: alſo giebt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch gekommen wäre, ſondern ſie gab und giebt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher. Dies wird zunächſt an der Geſchichte des jüdiſchen Volks nachgewieſen (§ 9—52.). Es wird gezeigt, wie roh und unvollkommen bei dieſem von Gott auserwählten Volke anfangs ſelbſt der Begriff des einigen Gottes, und wie nothwendig es war, für die Erziehung deſſelben in ſeiner Kindheit die allein dieſem Alter entſprechenden Erziehungsmittel der unmittelbaren ſinnlichen Strafen und Belohnungen anzuwenden, und das Elementarbuch ſeines Unterrichts ſo einzurichten, daß es alle guten Eigenſchaften eines Elementarbuchs für ein kindiſches Volk in ſich vereinigte. Dazu gehört vornehmlich, daß es keine Lehre enthalte, welche die Faſſungskraft des Kindes überſteigt. Eine ſolche würde aber die Lehre von der Unſterblichkeit für das jüdiſche Volk auf ſeinem damaligen Standpunkte der Kindheit geweſen ſein. Aber das Kind wird Knabe, wird Jüngling, das

Elementarbuch wird erschöpft, und „es wird schädlich, das demselben entwachsene Kind länger als die Meinung gewesen dabei zu verweilen. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen als darin liegt, mehr hineintragen als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viele suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen das Faßliche und Leichte; — die nehmliche Weise wie die Rabbiner ihre heiligen Bücher behandelten! der nehmliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volkes dadurch ertheilten! Ein besserer Pädagog mußte kommen und das erschöpfte Lehrbuch dem Kinde aus den Händen reißen. — Christus kam."

Wieder ist es die Lehre von der Unsterblichkeit, welche Lessing hier bei der Entwickelung der Bedeutung dieser zweiten auf die Weitererziehung der Menschheit in ihrem Knaben- und Jünglingsalter gerichteten Offenbarung in den Vordergrund stellt. Christus ward der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Er lehrte die Menschen zuerst, nicht nur ihre äußeren Handlungen nach diesem Glauben einrichten, sondern auch die innere Reinigkeit des Herzens auf diese Aussicht eines andern Lebens beziehen. Wenn die Jünger Christi, die Fortpflanzer dieser einen großen Lehre, später dieselbe in dem von ihnen der Menschheit gegebenen zweiten besseren Elementarbuche noch mit anderen Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, so haben sie dadurch der Sache der Menschheiterziehung nicht nur nicht geschadet, sondern derselben vielmehr wesentlich genützt, indem sie der menschlichen Vernunft einen neuen Richtungsstoß gaben. Hier folgt sodann die begeisterte Hervorhebung dieser Wirksamkeit des neuen Elementarbuches für die Förderung der Menschheitsbildung (§§ 64—67.). Die Anerkennung

der Nothwendigkeit, daß dies neue Elementarbuch „wenigſtens eine Zeit lang von jedem Volke für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe angeſehen werden mußte, und die warnende Mahnung (§ 68.) an die Gegenwart und an diejenigen ihrer „fähigeren Individuen", die an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfen und glühen: nicht vorzeitig die ſchwächeren Mitſchüler an demſelben irre zu machen, ſondern, abwartend bis ſie nach ſind, lieber noch einmal ſelbſt zu demſelben zurückzukehren, und zu unterſuchen, ob nicht vielleicht in ſo manchen ſeiner ſcheinbaren Vernunftwidrigkeiten ein tieferer Gehalt verborgen liege?"

Wir übergehen die Erörterungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit, von der Erbſünde, von der Genugthuung des Sohnes, welche Leſſing (§§ 72 — 75.) beiſpielsweiſe in dieſem Sinne betrachtet und in ihrem ſpekulativen Gehalte aufzeigt, um bei dem Satze wieder anzuknüpfen, den Leſſing ſelbſt aus dieſer Erörterung gewinnt, bei dem Satze: „daß die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ſchlechterdings nothwendig iſt, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſein ſoll." „Es iſt nicht wahr, daß Spekulationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. Nicht den Spekulationen: dem Unſinn, der Tyrannei dieſen Spekulationen zu ſteuern, Menſchen die ihre eigenen Gedanken hatten nicht dieſe eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen. Vielmehr ſind dergleichen Spekulationen, — mögen ſie doch im Einzelnen ausfallen wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt, höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben. Denn bei dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr ſtumpfen als wetzen heißen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen

Gegenſtänden geübt ſein, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns fähig macht die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben." —

Höre es, du Zeitalter des materiellen Nutzens, das nur diejenigen Spekulationen preiſet und anerkennt, welche auf körperliche Bedürfniſſe gerichtet ſind! Höre es, du Zeitalter dem man zu ſagen gewagt hat, [1]) daß alle die großen Denker der Menſchheit, welche den Verſtand an rein geiſtigen Dingen übten, und üben lehrten, tief unter diejenigen zu ſtellen ſeien, deren ganze Philoſophie vor allem die Vermehrung des menſchlichen „Comforts" bezweckte! —

Aber weiter! „Soll, ſo fragt Leſſing, ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? Laß mich dieſe Läſterung nie denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geſchlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſei. Darauf zweckte die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzelnen gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen?" Leſſing nennt einen ſolchen Zweifel Läſterung. „Nein!" ruft er aus, — und hier erreicht ſein Ausdruck die Erhabenheit ſeheriſcher Begeiſterung, deren Blick von den Reſultaten der vergangenen auf die Erfolge kommender Jahrtauſende ſich hinüber wendet — „nein! ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je über-

1) Macaulay: über Bacon.

zeugter ſein Verſtand einer beſſeren Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinem Handeln zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die inneren beſſeren Belohnungen deſſelben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des neuen Bundes verſprochen wird." —

Bleiben wir hier kurz vor dem Schluſſe der Leſſing'ſchen Schrift einen Augenblick ſtehen, und ſehen wir zu, welches eigentlich der Grundgedanke war, den Leſſing in derſelben auszuſprechen beabſichtigte. Es iſt ſchwer begreiflich, wie man darüber einen Augenblick im Zweifel ſein, wie man ſich ſtreiten mochte: ob er unter ſeinem neuen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verſtanden habe, durch welche die chriſtliche eben ſo antiquirt werden müſſe, wie das alte Teſtament durch das neue; oder ob er ſich darunter nur eine höhere innere Entwicklung des Chriſtenthums gedacht habe? Die, welche ſo fragten, haben den Wald vor Bäumen nicht geſehen. Sie haben nicht geſehen, daß Leſſing den Inhalt des neuen ewigen Evangeliums in den zuletzt von uns angeführten Worten [1]) mit voller Klarheit ausgeſprochen hat. Sie haben nicht geſehen, daß Leſſing, dem das Handeln als höchſte Aufgabe des Menſchen erſchien, und dem die ganze Religion in dem Teſtamente Johannis, in der Ausübung der ſelbſtloſen werkthätigen Liebe aufging, Leſſing, der ſelbſt einem Goeze gegenüber ſeine ſichere Zuverſicht auf „ein Chriſtenthum, wie Chriſtus ſelbſt es jetzt lehren würde," [2]) nicht zurückhielt: den Kern dieſes neuen Evangeliums einzig und allein in jene letzte ethiſche Steigerung und Reinigung,

1) § 85. X. 327.
2) X. 131.

in jene höchste sittliche „Aufklärung der Menschheit“ gesetzt hat, welche ihm als die Vollendungsstufe dessen erschien, was er die Erziehung des Menschengeschlechts nannte. Alle Erziehung hat ihr Ziel, und dies Ziel der Menschheiterziehung ist für Lessing die Freiheit, die Ausbildung und Verwandlnng geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten, „die schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll“; die Freiheit, die den Menschen ganz und gar auf sich selbst, auf seine Vernunft stellt, und die in der von allen äußern Geboten und Satzungen wie von allen selbstischen Rücksichten losgelösten Nothwendigkeit besteht: das Gute allein um des Guten willen zu thun. Dies ist das neue Evangelium, das, wie Lessing sagt, manche Schwärmer früherer Zeit geahnet, die nur darin gefehlt, daß sie die Erfüllung desselben nicht erwarten konnten und in der kurzen Zeitspanne des eignen Lebens bewerkstelligen zu können glaubten, „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt.“ „Die Natur“, sagt Lessing; aber unmittelbar darauf setzt er, getreu seiner Methode, immer nur mit allgemein geltenden Begriffen zu operiren, statt der Natur der Dinge „die ewige Vorsehung“, in der herrlichen Apostrophe, die er aus der Tiefe seines frommen Herzens an dieselbe richtet: „Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die grade ist. Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!“ —

Nicht ohne Absicht hat Lessing die Unsterblichkeitslehre zum Ausgangspunkte dieser Schrift genommen. Freilich war es ein Irrthum, wenn Guhrauer in der Idee der Seelenwanderung, die Lessing am Schlusse derselben hinwirft, den spekulativen Schlüssel des Ganzen gefunden zu haben glaubte. Vielmehr muß es ausgesprochen werden, daß Lessing nicht nur selbst über die ganze Un-

ſterblichkeitsfrage völlig hinaus war, ſondern daß ihm die chriſtliche Unſterblichkeitslehre, mit ihrem durch Lohn und Strafe mit dem Dieſſeits in engſter Verbindung ſtehenden Jenſeits, als eine Lehre galt, welcher er nur auf einer gewiſſen Stufe der Menſchheitsentwicklung eine pädagogiſche Berechtigung einräumte, und die er nur einer noch niedrigern Stufe gegenüber als etwas Höheres anſah, während er für einen weiter fortgeſchrittenen Bildungszuſtand dieſelbe vielmehr als ein Hemmniß auf der Bahn zum Ziele der Vollendung völlig beſeitigt wiſſen wollte. Gegenüber der Rohheit, welche nur noch allein durch gegenwärtige Belohnung oder Beſtrafung ſeines Thuns beſtimmt werden kann, — das iſt der Sinn von Leſſings Meinung, — iſt ſelbſt diejenige Bildungsſtufe, auf welcher die Motive des Handelns in ein zukünftiges Jenſeits verlegt erſcheinen, und das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben, ein großer und wichtiger Fortſchritt. Das iſt in Bezug auf die Unſterblichkeitslehre das Verhältniß des Judenthums zum Chriſtenthume, des alten zum neuen Teſtamente. Aber dieſer Fortſchritt iſt nicht der letzte. Der neugewonnene Standpunkt muß vielmehr aufgegeben und verlaſſen werden, denn er iſt immer noch ein Standpunkt des Egoismus, „der Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens.“ Die dieſem Eigennutze ſchmeichelnde Vorſtellung einer perſönlichen, bewußten ewigen Fortdauer in einem Auferſtehungsjenſeits mit Lohn und Strafe muß aufgehoben werden, wenn der Menſch das Ziel der Erziehung: die abſolut ſelbſtloſe Tugendliebe und Tugendübung erreichen ſoll, deren alleinige Seligkeit in dem Bewußtſein der Einheit des Menſchen mit dem abſoluten Urgrunde ſeines Weſens beſteht. Daß dies geſchehen, daß die Menſchheit dies erhabne Ziel ihrer Entwicklung erreichen werde, das iſt der beſeligende Glaube Leſſings und aller Derer, die ſich die Seinen nennen. Für ſich ſelbſt hatte er den großen Befreiungsprozeß bereits vollſtändig vollzogen. Wie Goethe erſchien ihm das Sichbekümmern um ein künftiges

Leben als eine Thorheit. „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige," sagt er in dem berühmten Bruchstücke jenes Aufsatzes, in welchem er das Thema behandelt: „daß man die Menschen eben so von der Begierde ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen abhalten sollte, als man ihnen abräth nach ihrem zukünftigen Schicksal in diesem Leben zu forschen. Ja, die Lehre und sichere Verheißung der Unsterblichkeit mit der sich die geoffenbarte Religion am meisten wisse, war, wie er in einem zweiten Fragmente erklärt, grade das, was ihm diese geoffenbarte Religion am verdächtigsten mache. [1]) Ihm erschien dieselbe in dieser Beziehung durchaus auf derselben Stufe mit der Astrologie. „Warum kann man," fragt er, „ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

Ich denke dies ist deutlich. Wenn aber Lessing über die erkannte Wahrheit einen Schleier warf, hinreichend das unvorbereitete Auge vor ihrem blendenden Lichte zu schützen, während dem vorbereiteten durch solche Umhüllung nichts verdeckt ward, so befolgte er damit nur jenes Verfahren eines weisen Maaßhaltens, das wir ihn hier wie überall bei seinem kühnsten Vorschreiten anwenden sehen. Immer von dem Gegebenen und dem Bekannten ausgehend, die vorhandenen Vorstellungen und Begriffe benutzend, um an sie neue Entwicklungen anzuknüpfen, ist er stets eben so konservativ in der Form und im Ausdruck, als radikal in den letzten Zielen und Resultaten. Indem er der Unsterblichkeitslehre ihre historische

1) XI. 611.

Stellung und Berechtigung anweiſt, führt er uns über ſie hinaus, wie er uns hinausführt über den orthodoxen Offenbarungsbegriff, den er aufhebt, indem er die ewige Gültigkeit der Offenbarung in eine zeitliche hiſtoriſche verwandelt. Und wenn er von der Unſterblichkeitslehre und der mit ihr zuſammenhängenden Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben ſich zu Anfange ſeiner Schrift nur die Möglichkeit der Annahme erlaubt, daß Beide nicht wahr ſeien; wenn er den Satz von der ewigen Fortdauer der Gattung neben dem Untergange jedes Einzelmenſchen nur mit einem „vielleicht" einzuführen ſich erlaubt: [1]) ſo zeigt er dafür durch die Wendung, welche er am Schluſſe nimmt, ſein eignes Verhältniß zu jener Annahme und zu dieſem „vielleicht" im klarſten Lichte, indem er für die orthodoxe Unſterblichkeitslehre ſeinerſeits die Idee einer Seelenwanderung ſubſtituirt.

Wir müſſen bei dieſer wunderbaren Hypotheſe einen Augenblick verweilen. Der Schlüſſel zu derſelben liegt in dem Leſſing'ſchen Fragmente, welches unter dem Titel „das Chriſtenthum der Vernunft" die Grundzüge ſeiner Philoſophie der Theologie enthält. [2]) Das Reſultat derſelben iſt die Auffaſſung der Welt als einer Schöpfung Gottes „deren Weſen eine unendliche Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles Dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und dazu noch etwas mehr, welches etwas mehr aber nie die letzte Grenze erreicht. In dieſem Sinne iſt die Unendlichkeit der Welt unwiderſprechlich." Eben ſo unwiderſprechlich iſt demgemäß auch die Unendlichkeit der Entwicklung für das Einzelweſen. „Gott ſchafft nichts als einfache Weſen, und das Zuſammengeſetzte iſt nichts als Folge ſeiner Schöpfung. Da jedes von dieſen einfachen Weſen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, was die andern nicht haben, ſo muß unter dieſen

1) X. 313. § 22.
2) X. 604—607.

einfachen Weſen eine Harmonie ſein, aus welcher Harmonie Alles zu erklären iſt, was unter ihnen überhaupt, d. h. in der Welt vorgeht." Hier iſt es nun wo wir Leſſing, wie Guhrauer richtig bemerkt, das große Prinzip der neueren Naturbetrachtung in ſeiner Univerſalität mit ahnendem Geiſte vorwegnehmen und ihn mit kühner Hand die erhabene Idee von einer durch die ganze Natur gehenden Entwicklung ausſprechen ſehen, deren Beſtätigung durch die Naturforſchung er als unzweifelbar vorherſagt. „Bis hierher," ruft er aus, „wird einſt ein glücklicher Chriſt das Gebiet der Naturlehre erſtrecken, doch erſt nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erſcheinungen der Natur wird ergründet haben, ſo daß nichts mehr übrig iſt, als ſie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen!" [1])

Dies Geſetz der Harmonie und der unendlichen Entwicklung in der Natur, begründet auf dem Verhältniſſe Gottes zur Welt, des Schöpfers zur Schöpfung, auf der nach dem Geſetze der Continuität geordneten unendlichen Reihe, führt Leſſing nun weiter aus in einem andern Fragmente, das mit jenem erſten in engem Zuſammenhange ſteht. [2]) „Die Seele," heißt es dort, „iſt ein einfaches Weſen, welches unendlicher Vorſtellungen fähig iſt. Aber ſie iſt zugleich ein endliches Weſen; ſie erlangt folglich dieſe unendlichen Vorſtellungen nur nach und nach in einer unendlichen Folge der Zeit. Das Maß und die Ordnung, in welcher ſie ihre Vorſtellungen allmälig erlangt, ſind die Sinne. Aber dieſe gegenwärtigen fünf Sinne der menſchlichen Seele ſind nicht das Maaß, mit welchem dieſelbe zuerſt Vorſtellungen zu haben angefangen hat, ſind nicht das Erſte. Denn die Natur thut nie und nirgends einen Sprung, und darum wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen ſein, ehe ſie auf die gekommen, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet. — Die Sinne ſind Materie, denn ſie beſtimmen die Gren-

1) X. 606. § 21.
2) „Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſein können." X. 458—461.

zen der Vorſtellungen. Sobald die Seele Vorſtellungen zu haben anfing, hatte ſie einen Sinn, war ſie folglich mit Materie verbunden, aber noch nicht ſofort mit einem organiſchen Körper; denn ein ſolcher iſt die Verbindung mehrerer Sinne. Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen; das iſt: die ganze materielle Welt iſt bis in ihre kleinſten Theile beſeelt." [1] Auf der Stufenleiter der Entwicklung von den erſten Urſtoffen zu organiſchen Weſen, als deren vollendetes gegenwärtig der Menſch erſcheint, gelangt nun Leſſing ganz folgerichtig zu dem Reſultate, daß mit dem gegenwärtigen menſchlichen Organismus die Kombination der möglichen Sinne, obſchon dieſelbe keine unendliche iſt, [2] nicht erſchöpft ſein kann, daß die menſchliche Seele alſo auf dem Wege, den ſie in ihrer bisherigen Entwicklung zurücklegen müſſen, noch nicht an das Ziel dieſer Entwicklung angelangt iſt, und ſo kommt er ſchließlich zu der Annahme, „daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele ſchon alle einzeln, ſchon alle nach ihren einfachen Verbindungen (d. h. jede zwei, jede drei, jede vier zuſammen) gehabt hat, ehe ſie zu dieſer jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt iſt. Wie z. B. dem Lichte der Sinn des Geſichts entſpricht, ſo können und werden gewiß z. B. der elektriſchen oder magnetiſchen Materie ebenfalls beſondere Sinne entſprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob ſich die Körper in dem Stande der Elektrizität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angeſtellten Verſuchen wiſſen können; und es wird auf einmal uns eine neue Welt, voll der herrlichſten Phänomene entſtehen, von denen wir uns jetzt eben ſo wenig einen Begriff machen können, als frühere Optiker ſich von Licht und Farben machen konnten.

---

1) Dies erinnert an Heraklit mit deſſen *πάντα ψυχῶν εἶναι πλήρη*. Vergl. Laſſalle Heraklit I. 275 ff. — Ueber die Lehre von der Wiederkehr. Laſſalle II. 186. ff.

2) X. 460. N. 19 u. 20.

Dies ist der Gang seines systematischen Denkens, auf welchem Lessing, wie er selbst bekennt, sich zurückgeleitet sah zu jenem Systeme der Uranfänge philosophischer Spekulation, wie wir denselben in der Lehre von der Präexistenz der Seele und von der Metempsychose, d. h. von dem Dasein der Seele vor ihrer Geburt und vor ihrer weiteren Wanderung durch immer neue Erscheinungsformen bis zur allmäligen höchsten Reinigung und Vollendung, nicht nur bei Pythagoras und Plato, sondern schon bei den Aegyptern, Caldäern und Persern begegnen. Und schon dieser Umstand, setzt Lessing hinzu, müsse als ein gutes Vorurtheil für sein System gelten, denn die erste und älteste Meinung sei in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel. [1])

Aber nicht diese philosophische Begründung dessen, was er in der Erziehung des Menschengeschlechts nur noch als eine Hypothese bezeichnete, ist für uns das Wichtigste. Ungleich wichtiger ist vielmehr das Verhältniß, in welchem Lessing durch die Annahme dieser Hypothese zu jener dogmatischen Fundamentallehre des Christenthums erscheint. Dies Verhältniß ist ein durchaus radikales. So sehr ist Lessing über jener Fundamentallehre der zweiten Stufe der Menschheitsentwicklung, wie sie das Christenthum bildet, hinaus, daß er nur um den formalen Begriff der Unsterblichkeit zu retten, mit einer Hypothese schließt, welche den Inhalt derselben thatsächlich aufhebt, weil der Vertreter dieser Hypothese, die für ihn die einzig denkbar mögliche war, mit erhabner Resignation selbst den Gedanken einer persönlich bewußten Wiedergeburt ablehnt. Hören wir sein Bekenntniß darüber am Schlusse der Erziehung des Menschengeschlechts, das in der That sein „letztes Wort", aber auch zugleich in ganz besonderem Sinne *sein* letztes Wort heißen muß. Denn von Sich Selbst spricht er im eigentlichsten Sinne des Worts, wenn er in jenen Schlußsätzen ausruft:

1) X. 461. Vgl. Erziehung des Menschengeschlechts § 95 und XI. 454—455.

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Bestrafungen und Belohnungen der Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?“

Niemand hat gesehen, daß mit diesen Worten Lessing sowohl die sittliche Basis des Judenthums als die des Christenthums bereits hinter sich zu haben erklärt, ja daß er die Ueberwindung beider Erziehungsstufen sogar in sein eignes früheres Dasein verlegt, und damit seinem frei gebornen Geiste ein Zeugniß ausstellt, das Keiner anfechten wird, der unserer Darstellung mit Verständniß gefolgt ist. Die Kühnheit dieses Selbstbewußtseins ist groß; aber sie ist nicht größer, als der Geist des Mannes selbst, der es in sich hegte. Er, der große Befreier — er durfte sich mit erhabenem Stolze einen Menschen der Zukunft, einen Bürger der Zeiten nennen, die da kommen werden, weil er sie selbst herbeiführen geholfen, und helfen wird, so lange die Menschheit dieser Hülfe bedürfen mag. Er selbst ist es, von dem das Wort seines Nathan gilt: „Der Mann steht seinem Ruhm, sein Ruhm ist blos sein Schatten.“

Die Art und Weise, wie Lessing die große Frage zu lösen versuchte, war also, wie wir sahen, kein bloßer Einfall, keine willkürliche Hypothese, sondern die Konsequenz eines durchdachten Systems. Die logische Nothwendigkeit dieser Konsequenz vernichtete in seinem erhabenen Geiste jede Schreckniß, welche für Andere das Aufgeben der individuellen bewußten Persönlichkeit in einer solchen Weise der Fortdauer mit sich bringt. „Sollte ich,“ ruft er aus, „darum nicht wiederkommen wollen, weil ich es vergessen, daß ich schon da gewesen? Wohl mir daß ich das vergessen! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil

zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Das iſt dieſelbe Freudigkeit erhabenſter Reſignation, mit welcher auf einem andern Gedankengebiete der Freiſte der Freien, der ſeinem Nathan das „Kein Menſch muß müſſen!" in den Mund legte, und der es ausdrücklich ausgeſprochen hat, daß aller Fortſchritt der Menſchheit weſentlich mit vom Subjecte und ſeiner Freiheit ausgehe, — dennoch kein Bedenken trug, einer abſtrakten Freiheitslehre und ihrer Zufälligkeit, ihrem Indifferentismus gegenüber es auszuſprechen: „daß ihm, wenn er die Wahl haben ſollte zwiſchen Zwang und Nothwendigkeit auf der einen, und einer kahlen Vermögenheit, unter den nämlichen Umſtänden bald ſo bald anders zu handeln auf der andern Seite, die erſte unendlich willkommner ſei als die zweite." Darauf bezieht ſich das große vielfach mißverſtandene Wort: „Ich danke dem Schöpfer daß ich muß, das Beſte muß," [1]) das einen Jacobi ſchwindeln machte, weil er die bedingende Vorausſetzung überſah, an welche Leſſing ſeine Erklärung knüpfte, und weil er, erſchreckt von dieſem Entweder — Oder, ſich eben ſo wenig zu jener großartigen Reſignation Leſſings, als zu der Erkenntniß der Verſöhnung jener Gegenſätze der Freiheit und Nothwendigkeit erheben konnte, welche in dem Gedankenſyſteme des großen Mannes enthalten war, ja die das Fundament bildet für Leſſings ganze Idee ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts. —

1) X. 6.

Drittes Kapitel.

Leſſings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Geſellſchaft.

In die letzten Lebensjahre Leſſings fällt endlich auch diejenige Schrift, welche wir ſchon im vorigen Kapitel als eine Ergänzung der in der Erziehung des Menſchengeſchlechts niedergelegten Ideen erwähnt haben. Es ſind dies die fünf Geſpräche über Freimaurerei, von denen die drei erſten im Jahre 1778, die beiden letzten zwei Jahre ſpäter, kurz vor Leſſings Tode, mit der Vorrede eines Dritten erſchienen.

Die Schrift war bereits im Jahre 1777 vollendet, in welchem Leſſing das Manuſcript ſeinem Freunde Mendelsſohn mittheilte, der in ſeinem Briefe vom 11. November ihm darüber ſein Urtheil ſchrieb, und ihm kurze Zeit darauf die Handſchrift zurückſchickte. [1]) Im October des folgenden Jahres waren die drei erſten Geſpräche gedruckt, und Karl Leſſing meldete daß nach Mendelsſohns Ausſage Stellen darin fehlten, welche Jener in der Handſchrift geleſen hatte. [2]) Leſſing hatte Rückſichten zu nehmen gehabt gegen den Herzog von Braunſchweig, dem er als dem Großmeiſter aller deutſchen Freimaurerlogen die drei erſten Geſpräche mit einer Widmung von vier Zeilen zugeſchrieben hatte, deren tiefe Ironie einem Karl Leſſing ſo ſehr entging, daß er ſeinem großen Bruder darüber als über eine unwürdige Schmeichelei den Text leſen zu müſſen glaubte. Dieſe Widmung lautete nämlich wie folgt: „Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte,

1) XIII. 594—595. 597.
2) XIII. 615

noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst!"

Er erhielt die erwartete Erlaubniß nicht. Der Liberalismus des Fürsten, der sich allenfalls auf dem theologischen Gebiete in der Rolle eines Beschützers der freien Forschung und Aufklärung gefallen mochte, zeigte sich nicht stichhaltig, als diese Aufklärung Miene machte, sich einem Gebiete zuzuwenden, wo die großen politischen und sozialen Fragen, wo die Fragen über die letzten Gründe von Staat und bürgerlicher Gesellschaft und das Verhältniß des Menschen zu Beiden, die damals die ganze geistige Atmosphäre Europa's zu durchziehen begannen, zur Sprache zu kommen schienen. Die bedeutungsvolle Mahnung: „das Volk lechzet schon lange, und vergehet vor Durst," erschreckte den spätern Heerführer der Coalition gegen die revolutionaire Bewegung Frankreichs. Er beeilte sich, Lessing das ausdrückliche Versprechen abzunehmen, die weiteren Gespräche ohne sein Vorwissen weder abschreiben noch drucken zu lassen, und Lessing ließ sich herbei ihm diese Zusage zu leisten. [1]) Es ist daher eine durchaus unbegründete, gegen Lessing selbst, der nie sein Wort brach, und gegen das eben so ausdrückliche Zeugniß Nicolai's streitende Annahme Guhrauers, daß Lessing selbst demungeachtet das vierte und fünfte Gespräch unter der Maske eines Dritten veröffentlicht habe. Schon ein Blick auf die Vorrede genügt für Jeden, der Lessings Styl und Sprache kennt, zu der Ueberzeugung, daß Lessing diese Vorrede eben so wenig geschrieben haben kann, als eine so offenbare Verletzung des gegebenen Worts mit seinem Charakter vereinbar ist. Wohl aber trug diese Veröffentlichung dazu bei, die geheime Abneigung des Herzogs gegen Lessing, die sich auch nach dessen Tode noch in der Weise bewährte, wie er gegen Lessings Hinterbliebenen handelte, zu steigern.

Ehe wir jedoch auf den sozialpolitischen Ideengehalt dieser

1) XII. 526. 533.

Gespräche näher eingehen, ist es nöthig, einen Blick auf Lessings ganzes Verhalten und seine Stellung zur Politik und Nationalität seiner Zeit zu werfen. [1])

Lessings Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen der Hauptträger der deutschen Kultur jener Zeit, Gottsched, vierunddreißig Jahre hindurch mit der halben Welt geführt hat. Der Fleiß eines deutschen Gelehrten hat diesen handschriftlichen Briefwechsel, der in zweiundzwanzig Folianten viertausend siebenhundert Briefe aus den Jahren 1722—1756 umfaßt, vom ersten bis zum letzten durchgelesen und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, — in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum ein oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched selbst seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin nichts anders verlautet, als daß er Geld bewilligt habe. [2]) Von Gottscheds eigner politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit" den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemand so bekannt sein kann, wie dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll." Man sieht daß der preußische Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes in Gottsched einen literarischen Ahnherrn seiner Theorie hatte! Indessen dachte jene Zeit doch nicht überall ganz so knechtisch niederträchtig, als es nach jenem Satze des damaligen Leipziger Staatsphilosophen den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, erlaubte sich zu jenem Satze des deutschen Staatsrechtslehrers vom Jahre 1735 in aller Bescheidenheit brieflich zu bemerken, daß der hochverehrte Mann

1) Vergl. Weimar und Jena von Ad. Stahr II. S. 255 ff.
2) Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 279.

Digitized by Google

unter den Regenten doch wohl nur „weiſe, mühſame und tugendhafte“ verſtanden wiſſen wolle, „da ſonſt nicht ohne Grund zu beſorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten.“ Derſelbe wackere ſächſiſche Magiſter weiß auch ferner, daß es ein Recht der Unterthanen und Völker gebe; daß es aber ein anderes ſei, ein bloßes Recht haben, und ein anderes, ſolches Recht auch wider anderen Willen behaupten zu können,“ eine Weisheit, deren Beſitz hundert Jahre ſpäter den Verfaſſern der Frankfurter Grundrechte gute Dienſte gethan haben würde. Aber er wußte auch, wie er weiter an ſeinen verehrten Meiſter Gottſched ſchreibt: „daß allerdings ſich zu dieſem Allen die engliſche Preßfreiheit beſſer als unſere elende deutſche Cenſur ſchicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo (d. h. der Gewalt zu Munde) reden muß, zumal wenn er ſich erinnert, was jene Frau ihrem geiſtlichen Eheherrn ins Ohr zurief: er ſolle ſo ſchreiben, daß er auch bei der Pfarre bleiben könne.“

In ſolche Zeit fiel Leſſings Jugend, fiel ſein Mannesalter. Wir werden ſpäter ſehen, wie tief ihn die Kriecherei der deutſchen Schriftſteller vor den Machthabern grade in Beziehung auf den hier in Frage kommenden Gegenſtand anekelte, und wie ihn mehr als einmal die Luſt angewandelt zu haben ſcheint, gegen dieſelbe öffentlich hervorzutreten; wie er zu dieſem Behufe ſogar eigne Studien über die alte deutſche Verfaſſung machte, und ſich Kollektaneen zu einer Schrift über die „deutſche Freiheit“ anlegte. So viel aber leuchtet ein, daß eine ſolche Zeit nicht im Stande war, irgend einem in ihr Lebenden dasjenige Nationalgefühl zu geben, welches zu einer energiſchen Bethätigung deſſelben auf dem politiſchen Gebiete erforderlich iſt. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzoſen beſitzen, beruht auf dem Grunde politiſcher Einheit, und Deutſchland war in dreihundert und mehr Staaten geſpalten, die ſich zum Theil ſogar feindlich gegenüber ſtanden. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf

einer Verfaſſung, welche berechtigte Staatsbürger anerkennt, und Deutſchland kannte nur rechtloſe Unterthanen und hörige Leute. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Unabhängigkeit des Ganzen; und Deutſchland als ſolches war verachtet und ohnmächtig nach Außen; und im Innern geknechtet von ſeinen zahlreichen einheimiſchen Dynaſten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk, das ſie knechteten, ſeine Art, ſeine Sprache, ſeine Sitte, ſeine Literatur. Fürſten, Höfe, Adel, Alles was ſich zu den höhern Ständen, zur Bildung rechnete, ſuchte ſich franzöſiſchen Zuſchnitt zu geben. Selbſt der loyale Goethe ſah ſich gedrungen, am Schluſſe des Jahrhunderts, im Angeſichte der franzöſiſchen Revolution und ihres Wiederhalls in Deutſchland den deutſchen Fürſten ſchadenfroh zuzurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet geſchieht!

Der Gegenſatz des Nationalſtolzes iſt die Verleugnung der eigenen Nationalität. Iſt jener in ſeinem ausſchließenden Hochmuthe beleidigend, ſo iſt dieſe in ihrer Selbſtwegwerfung niederträchtig. Gegen dieſe Geſinnung ſeiner Zeit, die ſich in der eigenen Nationalität ſchämte, empörte ſich ſchon das Herz des jugendlichen Leſſing. Ihr gegenüber war dieſer deutſcheſte unter Deutſchlands großen Schriftſtellern national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die franzöſiſche, verfuhr, ſo geſchah es nicht aus beſchränktem Nationalgefühle, ſondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, dem er angehörte, durch eigene Schuld verſunken ſah, aus Zorn darüber, daß es ſich wegwarf, daß es fremde „Eigenheiten“ nachäffte ſtatt ſeine ſelbſteignen „Eigenſchaften“ zu kultiviren; aus Zorn endlich darüber, daß die Götter, die es in Leben, Kunſt und Philoſophie verehrte, falſche Götzen waren. Der geſchworne Gegner

Voltaire's neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius Shakspeare.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst mißachtete und wegwarf, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus, in welchem der neunzehnjährige Lessing den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß — und man kann sagen, er hat sie als Nation sein Lebenlang nicht ausstehen können — hat viel Aehnlichkeit mit dem Gefühle, das er in seiner reizenden Erzählung vom Korporal Trimm und dem französischen Bettler [1]) als Motiv für das „French dog!" des ersteren benutzte: er galt nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen, nicht der Nationalität überhaupt sondern ihrer Ausartung, ihrem beleidigenden Hochmuthe, und daß die eigene Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß nur um so stärker. Im Uebrigen wußte er die guten Seiten der Franzosen sehr wohl zu schätzen, ja wir haben gesehen, daß er sie in der eifrigen Wahrnehmung ihres nationalen Ruhmes, in ihrem historischen Nationalgefühle, in ihrer verehrenden Hochschätzung der Größen ihrer Kunst und Literatur den Deutschen als Muster aufstellte. Derselbe Mann, der an Gleim schrieb: „das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte wonach ich geizen würde. des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte". derselbe Mann, welcher dem Sänger der preußischen Grenadierlieder gestand, daß er überhaupt von der Vaterlandsliebe nur den Begriff habe, daß sie „auf's Höchste eine heroische Schwachheit sei", die er gern entbehre; — eben derselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus,

1) VIII. 312.

und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbſtachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Dieſe in ſeinem Volke zu erwecken und zu begründen, daran hat er ſein ganzes Leben lang gearbeitet, und nicht ſein Volk allein weiß, mit welchem Erfolge. Zu dieſem Zwecke verſchmähte er ſelbſt die Waffe des bitterſten Spottes, des ſchneidendſten Hohnes nicht, wo ſie durch den Gegenſtand ſeines Angriffs herausgefordert und berechtigt wurde, und ſein Ricaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieſer Hinſicht tiefer ins Volk gegriffen und mehr gewirkt, als das ganze deutſch-thümelnde gelehrte Bardenweſen Klopſtocks und ſeiner Genoſſen. Es war das Erſtemal, daß auf einer deutſchen Bühne einem Franzoſen auf ſein unverſchämtes Mademoiselle parle français? Mais sans doute, telle que je la vois; la demande était bien impolie? zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutſchen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen, aber warum hier? Ich höre ja daß Sie mich verſtehen!“ Leſſing ſchlug den franzöſiſchen Windſack und meinte den deutſchen Eſel, der ihn trug. Selbſt ſeine erſten dramatiſchen Verſuche entſtanden aus dem Streben, ſeine Nation aus der ſklaviſchen Abhängigkeit ihrer komiſchen Bühne vom fremden Witze zu befreien. Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? fragt er in der Vorrede die er ſeinen erſten Dramen voranſchickte; iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der, ſo oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unſrigen macht? [1]) Als ihm ſein Freund Gleim kurz vor der Schlacht von Roßbach meldet, daß er viele Franzoſen bei ſich ſehe, ſchreibt ihm Leſſing aus Leipzig einen eigenen Brief, in welchem er es für nothwendig hält, den Dichter Friedrichs des Großen, den Sänger der preußiſchen Heldenthaten zu beſchwören, nur ja die deutſche Nationalität auf geiſtigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzoſen zu vertreten. Er preiſt die letzteren glücklich, daß ſie endlich

1) III. 4.

einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsere größten Geister sind, die nach Paris kommen." „Aber ich bitte Sie inständigst," fährt er fort, „zeigen Sie Sich ja als einen wahren Deutschen!" Und nachdem er ihm dazu die ausführlichsten Anweisungen, mit Beispielen der Ausführung versehen, an die Hand gegeben, fügt er schließlich hinzu: „Selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!"

Diese Lessing'sche Nationalitätsbetonung war Nothwehr; Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wieviel mehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorene Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen betrachten, um es begreiflich zu finden, daß er bis an sein Lebensende die Abneigung gegen sie nicht los wurde, daß er „selbst im Scherze mit keinem Franzosen etwas gemein haben wollte," [1]) und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen also wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf", auf einem groben Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte. [2]) Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, daß ihnen gegenüber Lessing national und patriotisch war aus Haß gegen die exclusive Nationalität und den exclusiven Patriotismus. Die Worte, die er, im Begriffe von Holland aus nach England zu reisen, im Jahre 1756 an einen Freund schrieb: „Vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann", sind mehr als eine

1) XII. 248.
2) III. 235.

bloße Paradoxie im Munde eines Leſſing, deſſen Nationalitätsſtreben nicht hinausging über die Forderung der Selbſtachtung und des Strebens nach Achtungswürdigkeit, die er an ſein Volk richtete, und deſſen Patriotismus nichts weiter war, als die Pflicht eines jeden Volksgenoſſen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, durch Kultivirung ſeiner Eigenſchaften ſich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag, war vom Uebel für den „Weltbürger", der obenein das Unglück hatte einem Volke anzugehören, das, wie er klagend ausrief, noch keine Nation war, und das bis auf den heutigen Tag noch nicht dahin gelangt iſt, Deutſchland aus einem „geographiſchen Begriffe" zu einer politiſch nationalen Wirklichkeit zu erheben.

Viertes Kapitel.

Soviel von Leſſing dem Nationalen. Und der Politiker?

Eine deutſche Politik gab es damals ſo wenig wie es ein Deutſchland und eine deutſche Nation gab. Von Verfaſſung und Verfaſſungsformen, von politiſcher Bildung und politiſchem Freiſinn war und konnte keine Rede ſein in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Territorialherren nach abſoluter Willkür regiert, oder vielmehr verwirthſchaftet wurde. Freilich gab es hier und da einzelne freie Menſchen — Deutſchland hat keinen freieren geſehen als Leſſing war. Aber er war es für ſich nicht in der Koinonie, wie die Griechen ſagen, nicht in der Gemeinſchaft, er war es durch ſich, durch die individuelle Größe und Energie ſeines Charakters, nicht durch die bürgerlichen Zuſtände und Formen des Gemeinlebens, ſondern trotz der Jämmer-

lichkeit beider. Er war es, weil der Despotismus damals noch naiv genug war, die einzelnen freien Geister leidlich gewähren zu lassen, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen der dreihundert deutschen Vaterländer zu heiß wurde, ohne Paß und Heimathsschein nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und außer dem Bereiche etwaiger Verfolgung zu leben. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und selbst noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo, in Norddeutschland zumal, allen denkenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goethe'schen Bürgers Geständniß hinaus:

Nichts Bessres weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

zumal wenn der Schauplatz hübsch weit ablag von Haus und Hof — es brauchte nicht gerade „hinten weit in der Türkei" zu sein, — und wenn es nur „zu Hause" im Spezialvaterlande beim Alten blieb. Bekriegt, besiegt, vertrug man sich mit der Einquartierung, so gut es gehen mochte, wie Goethe's Norm zur Bürgerführung auch später noch verlangte.

Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern; und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik und politischen Dingen die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn er kommt in seinen Briefen wiederholt auf diese Katastrophe zurück. [1]) Während des sieben-

1) XII. 340. 350. 354. 360.

jährigen Krieges ſuchen wir dagegen ſelbſt in den Briefen, die er aus Tauentziens Hauptquartier ſchrieb, vergebens nach einer Zeile über die ſtrategiſchen, politiſchen und diplomatiſchen Züge in dem großen Schachſpiele. Er verehrt in dem kriegeriſchen Preußenkönige das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbeſitz flößt ihm kein Intereſſe ein. Er haßte „das unſelige Ding, Krieg genannt“, [1]) und ſuchte das furchtbare Elend, das er rund um ſich her erblickte, lieber zu vergeſſen, indem er ſich in ſeine Studien und Bücher vergrub. Und wie und wofür ſollte ſich in dieſem Kriege um Schleſien, der für ihn „nichts als ein blutiger Prozeß zwiſchen gekrönten Häuptern“ war, der Dichter der Humanität begeiſtern? Etwa für das vaterländiſche Kriegsheer, das zum großen Theile aus geworbenen Leuten aller Herren Länder, aus gewaltſam eingekleideten Sachſen, ja aus gefangenen Oeſterreichern beſtand? Konnte er dafür, daß ihm das ſpezifiſche Preußenthum Gleims mit ſeinem überſchwenglichen Patriotismus bei einem Kriege Deutſcher gegen Deutſche von Herzen zuwider, daß er auch hier ſeiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutſcher war und als Deutſcher fühlte und empfand, in einer Zeit, wo der nationale Begriff politiſch und literariſch den Deutſchen abhanden gekommen war! in einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, gering ſchätzte, und an ihrer Bildungsfähigkeit zweifelte, obſchon ein Leſſing unter ſeinen Augen lebte und ſchrieb? Zu Friedrich dem Großen als Herrſcher hatte er überdies ein ganz eigenes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Energie des Charakters, das Genie des Feldherrn, die raſtloſe Thätigkeit im Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Leſſing war ein Sachſe. Wer den fanatiſchen Sonderpatriotismus der Deutſchen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Leſſing ſchon 1757 den König von

1) XII. 100.

Preußen, den Feind Sachſens, bewunderte, und ſich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt ſein werde, es ſeinen Bekannten nur ins Ohr zu ſagen, daß der König von Preußen doch ein großer König ſei.“ [1]) Es war die Kühnheit des ſelbſtherrlichen Handelns, es war die Erweckung des ſchlummernden deutſchen Nationalgefühls durch die Siege eines deutſchen Königs über Franzoſen und Ruſſen, was Leſſings Sympathie für Friedrich II. hervorrief. Es ſind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Leſſing, der Jüngling, als Feuilletoniſt der Berliner Zeitung pflichtgemäß am Jahreswechſel und Geburtstage dem Könige zu huldigen hatte. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei ſind dieſe Huldigungen inmitten einer Zeit, in welcher ebenſo geſchmackloſe als knechtiſch kriechende Vergötterung der Großen an der Tagesordnung war. Sie gelten „dem Vater ſeines Volks“, dem „menſchlichen Helden“, dem großen Regenten, „dem es ein Glück ſein würde, wenn ſein Volk ſeiner ſchon werth“, das heißt mit anderen Worten, wenn ſelbſt ein ſo erleuchteter Despotismus für daſſelbe entbehrlich wäre! „Wenn ich mich recht betrachte“, ſchrieb er ſpäter in ſein Tagebuch, „ſo beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweiſt: Königswürde ſei eine glorreiche Sklaverei.“ Wem fällt nicht als Kommentar zu beiden Aeußerungen das berühmte Wort des ſterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrſchen.“

Aber die Anerkennung, welche der begeiſterte Jüngling dem Kriegshelden, dem Regentengenie, dem freien Denker auf dem Throne [2]) zollte, „den die Natur auch zum Philoſophen machen mußte, weil ſie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte“, ſie verblendete den gereiften Mann nicht über die Natur der Willkürherr-

1) XII. 82.
2) III. 285.

ſchaft, auch der genialſten. Unmittelbar neben jener letzten Aeußerung über den großen König findet ſich in ſeinen nachgelaſſenen Papieren eine andere nicht minder wichtige: „Gott hat keinen Witz und die Könige ſollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer ſteht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausſpruch thut, blos weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Die von Nicolai und den Berliner Aufklärern ſo viel geprieſene Berliniſche Freiheit zu reden und zu ſchreiben, ſah er in einem andern Lichte, als jene, wenn er bemerkte: dieſelbe laufe einzig und allein auf die Freiheit hinaus, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen als man wolle. „Laſſen Sie es doch aber einmal Einen in Berlin verſuchen, ſchreibt er an Nicolai, über andere Dinge ſo frei zu ſchreiben — laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu ſagen, laſſen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, gegen Ausſaugung und Despotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es jetzt doch ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt.“ Für Rechte des Volks mit eigner Gefahr zu reden und zu ſchreiben oder gar zu handeln, erſchien in der That den Zeitgenoſſen Leſſings faſt gradezu als Wahnſinn, [1]) und wir werden ſehen, wie tief der Letztere die ſklaviſche Schmeichelei der deutſchen Schriftſteller verachtete, die alle Verſündigungen und Vergewaltigungen des Abſolutismus gegen die alten Rechte und Verfaſſungen der deutſchen Länder bereitwilligſt zu vertheidigen ſich beeilten.

Leſſing iſt nie als politiſcher Schrtftſteller aufgetreten. Gewiß nicht deshalb, weil es ihm für eine ſolche publiciſtiſche Thätigkeit an Neigung oder Fähigkeit gemangelt hätte. „Man bewundert dieſen gewaltigen Geiſt nicht genug, ſagt ein geiſtesverwandter

1) Schloſſer, Achtzehntes Jahrh. III. 2. 273—74.

jüngerer Zeitgenoſſe, Leiſewitz, in ſeinem ungedruckten Tagebuche, wenn man bloß weiß, was er geworden iſt; man muß wiſſen, daß Er Alles hätte werden können; aber ein menſchliches Leben reichte nicht aus, um alle ſeine Talente auszubreiten". Für eine reformatoriſche Thätigkeit auf dieſem Gebiete, wie ein Leſſing ſie hätte allein üben können, war damals in Deutſchland die Zeit nirgends vorbereitet oder auch nur empfänglich; und Leſſings Größe beſtand eben darin, daß er mit ſeiner Thätigkeit nie und nirgends über das Mögliche und Nächſte, von dem Intereſſe der Zeit ſelbſt Angeregte hinausging, daß dieſer große Sämann den Samen ſeiner fruchtbaren Gedanken nur da ausſtreute, wo er wenigſtens nothdürftig vorbereiteten Boden fand, wenn es ihm auch gleichgültig war, daß dabei manches fruchtſchwere Samenkorn auf den Weg und unter die Dornen fiel. Aber wiſſentlich auf ſteinigen Boden zu ſäen, wo ſeine Gedanken keine Wurzelerde finden konnten, war ſeine Sache nicht. Wir haben geſehen, daß Leſſing „Rechte der Unterthanen" kannte, und wir wiſſen, daß er ſich über den Zuſtand der Knechtſchaft und Willkür, der damals ſelbſt in dem beſtregierten deutſchen Staate herrſchte, ebenſo wenig Illuſionen machte, als über den Zuſtand der jammervollen Zerriſſenheit Deutſchlands und der ſogenannten deutſchen Nation, die weder ſittlich noch politiſch nach ſeinem Urtheile eine Nation heißen konnte. Noch weniger in nationalökonomiſcher Hinſicht, und ſchon in dieſer Beziehung ſahen wir ihn auf die Nothwendigkeit der Einheit Deutſchlands wenn auch vorerſt nur „unter einem Herrn" hinweiſen. [1]) Als er in einem 1761 erſchienenen franzöſiſchen Werke [2]) die politiſchen Zuſtände Deutſchlands mit den dunkelſten Farben geſchildert, und alle deutſchen Unterthanen als serfs bezeichnet fand, „die ihre Herren ſchinden könnten, wie ſie wollten," ſchrieb er in ſein literariſches Tagebuch, wie man wohl

1) S. oben S. 33.
2) Testament politique du Duc de Belleisle, von Chevrier.

ſeine Kollektaneen nennen mag, die ſeufzenden Worte: „wenn der Verfaſſer von dem redet was geſchieht, ſo dürfte er faſt Recht haben!“ Indeſſen, fügt er hinzu, ſei dies die urſprüngliche Verfaſſung des deutſchen Staates gar nicht. Der kleine Aufſatz, welchen Guhrauer zuerſt aus der Originalhandſchrift der Leſſing'ſchen Kollektaneen mitgetheilt hat, [1]) führt den bedeutungsvollen Titel „deutſche Freiheit“, und iſt wahrſcheinlich in Leſſings Breslauer Lebensperiode geſchrieben. Er weiſt nach, daß der Abſolutismus die wahre Verfaſſung Deutſchlands, die hiſtoriſch begründeten Freiheiten und Gerechtſame des deutſchen Volks allmälig vernichtet hat. Der Aufſatz iſt in mehr als einer Hinſicht charakteriſtiſch für die Stimmung der Zeit wie für Leſſings eigenes Verhältniß zu dem „ſklaviſchen“ Geiſte derſelben. Doch laſſen wir ihn ſelber reden. Nachdem er durch eine Stelle aus dem Werke des berühmten Publiciſten der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts J. P. v. Ludewig die früheren Rechte der deutſchen Landſtände und die Bedeutung der Landtagsabſchiede in Erinnerung gebracht hat, fährt er fort:

„Daß in den älteſten Zeiten, von welchen Tacitus ſchreibt, die Könige und Herzoge der Deutſchen ohne Zuziehung des Volkes nichts Wichtiges unternehmen durften, iſt eine ausgemachte Sache. Ebenſo ausgemacht iſt es, daß in den mittleren Zeiten die Landſtände zu allen wichtigen Regierungsgeſchäften gezogen wurden, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beſchloſſen werden ſollten. Dies hat Strube in ſeiner Abhandlung von den Landſtänden faſt von allen Provinzen Deutſchlands bewieſen und belegt. Das Hiſtoriſche in dieſer Abhandlung iſt ſehr gut, aber das Politiſche und Pragmatiſche deſto ſklaviſcher und ſchlechter. Denn warum ſollten nicht auch noch heutiges Tages den Landſchaften alle Rechte beizulegen ſein, womit ſie vor dreihundert oder vierhundert

1) In den „Leſſingiana“. S. Blätter für Liter. Unterhaltung, Jahrg. 1843. S. 986—987.

Jahren verſehen geweſen? Freilich hat ſich die Regimentsverfaſſung ſeit dreihundert oder vierhundert Jahren ſehr verändert, und es iſt faſt nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Aber wenn das geſchieht: ſollte es auch geſchehen? Sollten wir wenigſtens nicht in unſern Schriften unaufhörlich gegen dieſe ungerechten Veränderungen proteſtiren, anſtatt durch ſchmeichelnde Nachſicht und Entſchuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht ſprechen?"

Und Leſſing wußte ſo gut wie Macaulay, wodurch es geſchehen ſei, daß das deutſche Volk ſeine alte Freiheit verloren, und daß die Rechte der Landſtände hintangeſetzt und beſeitigt worden. Die Möglichkeit, ſich gegen ungerechte Bedrückung zu empören, und die Furcht der Oberen vor einem ſolchen Widerſtande empörter, weil in ihren Rechten gekränkter Unterthanen, ſind und waren alle Zeit hier der Schutz der Freiheit und des Rechts, dort die Zügel der Herrſchbegier und Gewalt. „Beide ſind beſeitigt", fährt Leſſing fort, „da faſt überall geworbene, und der Landesherrſchaft allein zu Befehl ſtehende Soldaten unterhalten werden. Den Unterhalt ſolcher Mannſchaften erfordern zum Theil Reichs- und Kreisſchlüſſe, mithin können ihn die Landſtände nicht verweigern. In vielen Ländern hat man es aber dabei nicht gelaſſen, ſondern die Landſchaft hat in eine weit größere Kriegsverfaſſung gewilligt. Es iſt dadurch die ſchwere Laſt der Durchzüge und Winterquartiere gemindert, womit des Kaiſers und anderer kriegender Mächte Völker die unbewaffneten Stände vielfältig zu erſchöpfen pflegten. Man hat auch den auf Landtagen das Meiſte vermögenden Adel dadurch zur Einwilligung bewegt, daß ihm die alte Steuerfreiheit ſeiner Güter gelaſſen, er ſelbſt aber und die Seinigen mit Civil- und Militärämtern verſehen werden. Drittens endlich hat die verminderte Macht des Kaiſers viel dazu beigetragen, daß der deutſchen Landſtände Anſehen vermindert worden. Die alten Rechte mit der Fauſt zu behaupten, war, dem Angeführten nach, unthunlich, und

alſo nichts übrig als richterliche Hülfe zu ſuchen. Dieſe iſt auch den Unterthanen wider ſchwächere Reichsſtände vielfältig angediehen; wider die mächtigeren aber fehlte es daran. — —

„Aber ſind alle dieſe Urſachen nicht ſelbſt Mißbräuche oder ſchlimme Folgen einer ſonſt guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch ſo lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?“

Kann man nach dieſen Aeußerungen, welche ihrer Zeit faſt um ein Jahrhundert voraus erſcheinen, und deren Inhalt erſt mehrere Menſchenalter ſpäter in Deutſchland zum Ausgangspunkte des großen Kampfes gegen den Abſolutismus genommen wurde, einen Augenblick darüber in Zweifel ſein, welchen Standpunkt Leſſing eingenommen und welche Wirkſamkeit er geübt haben würde, wenn das Geſchick ihm Anlaß und Boden zum politiſchen Kampfe in derſelben Weiſe gewährt hätte, wie es ihm beides für ſeine literariſchen, humaniſtiſchen und theologiſchen Reformbeſtrebungen gewährte? Daß er auch in dieſer fragmentariſchen Spur ſeiner politiſchen Anſchauungen von demſelben hiſtoriſch-konſervativen Geiſte beſeelt erſcheint, der ihn bei ſeinen äſthetiſchen und theologiſchen Reformen leitete, iſt ein neuer glänzender Beweis für die Einheit ſeines ganzen Weſens. Aber neben dieſem Konſervatismus, mit welchem er für die praktiſche Wirkſamkeit überall an den Bedingungen des hiſtoriſch Gegebenen feſthielt, und die Rückſicht auf die Wirklichkeit nie aus den Augen verlor, ſtand bei Leſſing ein theoretiſcher Radikalismus, der eben weil er ohne alle und jede Schwärmerei und Selbſttäuſchung über die nächſten Erfolge alles idealen Strebens war, ſeiner konſervativ-reformatoriſchen Thätigkeit als Vorausſetzung und Operationsbaſis diente, und der ihm durch die erhebende Ausſicht auf die Unendlichkeit des Strebens und Ziels jene beſonnene Begeiſterung verlieh, deren klares Auge uns aus allen ſeinen Schriften entgegenleuchtet. Dieſer theoretiſche Radikalismus, der ebenſo fern war von der Frivolität kleinlicher Selbſtüberhebung, als von der Ungeduld

des Schwärmers, „der in dem Augenblicke seines kurzen Daseins reifen sehen möchte, wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt", gelangt in den „Gesprächen für Freimaurer" auf dem Gebiete der sozialpolitischen Spekulation zu seinem vollen Rechte. Weder Karl Voigt noch Proudhon dürfen sich rühmen, das moderne Evangelium von der „Anarchie", die gefürchtete Lehre von der Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft und von der Ordnung und Freiheit ohne Regierung erfunden zu haben. Wir treffen sie als theoretische Konsequenz schon bei Lessing mit sammt der Voigt'schen Hinweisung auf das anarchische Treiben der Ameisen und Bienengesellschaft, „die auch Niemand unter sich haben, der sie zusammenhält und regiert", und aus deren Betrachtung Lessings „Falk" in dem ersten Gespräche den Schluß zieht: [1]) „Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können?" Worauf ihm „Ernst" erwidert: „Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?" „Ob es wohl auch, fragt Falk weiter, mit den Menschen dahin kommen wird?"

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

So hat Lessing diese Doktrin von der goldenen Zeit der Anarchie, d. h. der Regierungslosigkeit als einen idealen Traum, als einen „frommen Wunsch" des theoretischen Utopismus behandelt. Aber jenes von den beiden Freunden mit dem Unisono seufzenden Bedauerns begleitete „Wohl schwerlich!", ist eben so wenig eine absolute Verneinung, als der Gedanke an die Unendlichkeit der Ferne den auf das ideale Ziel gerichteten Denker abhalten darf, an

1) X. 262.

deſſen Verwirklichung durch ſeinen Antheil an der Erziehung des Menſchengeſchlechts zu arbeiten, die doch in nichts anderem beſtehen kann, als in der unendlich fortſchreitenden Fähigkeit des Individuums zur Regierung ſeiner ſelbſt. Die Reſultate derſelben: Ordnung und Freiheit ohne den äußerlichen Zwang von Regierung und Geſetz, ſind alſo nach Leſſing die in ihrer vollendeten Geſtalt unerreichbaren aber dennoch immer näher anzuſtrebenden idealen Ziele der menſchlichen Geſellſchaftsformen in Staat und bürgerlicher Vereinigung. Aber dieſe Formen ſelbſt ſind Mittel, nicht Zweck. „Nicht die Menſchen, ſagt Falk, ſind für die Staaten erſchaffen, wie Einige zu glauben ſcheinen, ſondern umgekehrt, Staat und bürgerliche Geſellſchaft ſind für die Menſchen da. Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es keine. Jede andere Glückſeligkeit, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei: anders nichts". Ernſt „möchte das nicht ſo laut ſagen, weil eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilt, leicht gemißbraucht werden könne"; und Falk-Leſſing ſtimmt ihm bei. Denn allerdings gebe es eſoteriſche Wahrheiten, die der Weiſe, der ſie erkennt, beſſer verſchweigt, ja die er eben deshalb, weil er ſie beſſer verſchweigt, „gar nicht ſagen kann." In dieſem Satze, den ſich die theoretiſchen Revolutionsſchwärmer aller Zeiten merken können, — wenn ſie es nicht etwa vorziehen ſollten, den Tapferſten der Tapferen der Feigheit zu bezüchtigen — iſt zugleich die Rechtfertigung des Geheimniſſes bei den Freimaurern ausgeſprochen, nicht der wirklichen natürlich, ſondern jener idealen allgemeinen, auf welche Leſſing das Weſen und den Grundgedanken derſelben in dieſen Geſprächen zurückführt.

Sind alſo Staat, Staatsverfaſſung und bürgerliche Geſellſchaft

nicht als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit und zwar Mittel menſchlicher Erfindung, ſo iſt doch zu bedenken, daß die Natur ſelbſt alles ſo eingerichtet hat, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen mußte. Daraus haben „Einige“ — hier denkt Leſſing an ſeinen Ariſtoteles, die Folgerung gezogen, die bürgerliche Geſellſchaft ſei Zweck der Natur. „Weil Alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, Alles darauf führe, ſei ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs, wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind, als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte! Aber eben weil Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind, theilen ſie auch das allgemeine Schickſal aller ſolchen, daß ſie nicht unfehlbar ſind, daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl grade das Gegentheil davon bewirken, grade wie Schifffahrt und Schiffe Mittel ſind, in entlegene Länder zu kommen, aber auch Urſache werden, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.“ Auch die erdenklich beſte Staatsverfaſſung kann von dieſem Schickſale nicht ausgenommen ſein, und ſelbſt wenn dieſe beſte Staatsverfaſſung die allgemeine auf Erden wäre, müßten aus ihr nothwendig noch immer „Dinge entſpringen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch im Stande der Natur nichts gewußt hätte.“ [1]) Denn es würden durch dieſe allgemein herrſchende beſte Staatsverfaſſung weder die Nothwendigkeit der Exiſtenz mehrerer einzelner Staaten, noch die Unterſchiede der Nationalitäten, und die ſich an beide knüpfende Verſchiedenheit der Intereſſen und deren Rückwirkung auf die Nationalindividuen, noch die Unterſchiede der Bedürfniſſe und Befriedigungen, der Gewohnheiten und Sitten, der Sittenlehren und

1) X. 267.

Religionen aufgehoben werden. Mit einem Worte: „das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glücks zu verſichern, trennt zugleich die Menſchen“. Und dieſe Trennung der Menſchen durch Staat und bürgerliche Geſellſchaft in verſchiedene Staaten, Völker und Religionsbekenntniſſe ſetzt ſich auch innerhalb der einzelnen Vereinigungen gleichſam bis ins Unendliche fort. Kein Staat, ſelbſt nicht der vollkommenſte, iſt denkbar ohne Verſchiedenheit der Stände, der Antheilsberechtigung an der Geſetzgebung, ohne Verſchiedenheit des Beſitzverhältniſſes. Hier finden wir ſchon bei Leſſing jene unwiderlegliche Zurückweiſung des Communismus in den Worten: „Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen gleich unter die Staatsangehörigen vertheilt würden, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben“.[1]) Und doch iſt es unbeſtreitbar, daß aus dieſen Verſchiedenheiten der Menſchen zahlloſe Uebel in der Welt entſpringen.

Statt aber aus dieſen Sätzen die Rouſſeau'ſche Verdammung von Staat und bürgerlicher Geſellſchaft als Folgerung zu ziehen, und zu wünſchen, „daß den Menſchen der Gedanke ſich in Staaten zu vereinigen nie möge gekommen ſein“, ſpricht es Leſſing vielmehr aus, daß trotz alledem dieſe Vereinigung das größte Glück für die Menſchen ſei. „Wenn die bürgerliche Geſellſchaft (ſagt er in der bereits früher angeführten Stelle) auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde ſie, auch bei weit größeren Uebeln noch ſegnen.“ Sie iſt das dem Menſchen nothwendige Feuer, das man nicht genießen kann, ohne ſich den Rauch gefallen zu laſſen. Aber freilich, ſetzt Leſſing hinzu,

1) XII. 270.

„weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, dürfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden jene Trennungen darum gut und heilig? Kann es darum verboten sein Hand an sie zu legen, in der Absicht sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert, und ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich? Gewiß nicht. Aber eben so wenig kann es durch bürgerliche Gesetze geboten sein; denn diese erstrecken sich nie über die Grenze ihres Staates; und dieses würde nun grade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. Es bleibt also nichts übrig, als daß sich in jedem Staate die Weisesten und Besten freiwillig der Aufgabe unterziehen, nicht auf die unmögliche absolute Aufhebung, wohl aber auf die mögliche Verminderung des Drückenden und Nachtheiligen hinzuwirken, was Staat und bürgerliche Gesellschaft nothwendig mit sich führen; daß Männer, welche über die Vorurtheile der Nationalität hinweg sind und erkannt haben wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, die Vorurtheile der Nationalität zu beseitigen streben; daß Männer, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, die nicht glauben, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen, die Vorurtheile religiöser Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit zu mindern, daß endlich Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, das Drückende der Standesunterschiede zwischen Hoch und Niedrig auszugleichen sich zur Aufgabe machen. In allen diesen Beziehungen „kann noch Vieles geschehen, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe nichts träumen lassen", zumal wenn solche Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten, sondern sich in freier Association zu solchen Zwecken verbrüderten. Lessing faßt die Freimaurerei als eine solche Verbrüderung, die möglicherweise „da herum arbeiten könnte"; er faßt die Freimaurer als Leute, „die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des

Staats, — d. h. jeden Staats und jeder Staatsverfassung, nicht eines bestimmten, — entgegenzuarbeiten"; und es war traurig genug, daß die meisten wirklichen Freimaurer ihn deshalb für einen Schwärmer erklärten, und daß außer einigen wenigen wie Herder, Hamann, Campe und Claudius, ihn kaum Einer derselben in der großen und erhabenen Absicht, die er ihnen unterlegte, auch nur verstand. [1])

Desto besser verstanden ihn alle diejenigen, die ihr Interesse grade an die Aufrechthaltung und Verstärkung derjenigen „Scheidemauern und Klüfte" knüpften, deren allmälige Verminderung und Ausfüllung diese Lessing'sche Lehre von der Freimaurerei als wünschenswerth in Aussicht und als edelste Aufgabe hinstellte. Vergebens, daß er sich dabei von dem eigentlich politischen Bereiche sorgfältig entfernt zu halten, und sich nur auf das Gebiet des allgemein Menschlichen zu beschränken erklärte, daß er es wiederholt ausdrücklich aussprach: [2]) wie er nur die unvermeidlichen Uebel des Staates, des Staates überhaupt, nicht dieses oder jenes Staates im Auge habe, „nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen", entgegen gewirkt wissen wolle. „Mit diesen, fährt er fort, giebt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag"; und der sich, setzen wir hinzu, in vielen Fällen damit befassen muß, um die Wirksamkeit der idealen Freimaurerei auch nur möglich zu machen, um eine Verfassung herzustellen, in der es blos nicht als ein Verbrechen gilt, im Geiste Lessing'scher Freimaurerei thätig zu sein. Gewiß, Herzog Ferdinand hatte seine guten Gründe, weshalb er die Fort-

1) XII. 504., XIII. 637.
2) XII. 265. 275.

ſetzung der Leſſing'ſchen Geſpräche verbot; in unſerer Zeit würde er ſie ſchlechtweg verboten haben!

Indeſſen mochte ſich Leſſing darüber tröſten, daß ſein Fürſt in dieſen „Geſprächen“ revolutionäre Ideen witterte, wie er ſich darüber tröſten mochte, daß die wirkliche Freimaurerei, der er einen Spiegel vorhielt, ihr Bild in demſelben nicht erkannte. Die Freimaurerei, die Leſſing meinte, war eine ſolche, die eben ſo alt iſt wie die bürgerliche Geſellſchaft. „Beide konnten nicht anders, als miteinander entſtehen, wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt nur ein Sprößling dieſer Freimaurerei iſt. Dieſe Freimaurerei befand ſich aller Orten ebenſo wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, und umgekehrt. Es war immer das Zeichen einer geſunden Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen furchtſamen Staats iſt, wenn er das öffentlich nicht dulden will, was er im Geheimen doch dulden muß, er mag wollen oder nicht; denn ſie beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, welche ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter, denen Niemand gebieten kann“. —

Auch dieſe Leſſing'ſche Schrift iſt Fragment geblieben. Der Tod übereilte ihn ehe er die hier gegebenen Andeutungen weiter ausführen, ehe er die ſtehen gelaſſenen Verzahnungen zum weitern Ausbau ſeines großartigen Gedankengebäudes benutzen konnte. Gewiß, Leſſing war kein politiſcher Revolutionär. Wollte er doch nicht einmal „denen, die von den Uebelſtänden des Staats noch gar keine Empfindung haben, dieſelben auch nur merklich gemacht wiſſen“, [1]) und war er doch der tröſtlichen Ueberzeugung, „daß das tiefere Studium dieſer Uebelſtände und das reifliche Gegeneinanderabwägen ihrer Einflüſſe dem Forſcher Dinge aufſchließen werde, die in den

1) X. 276.

Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten und unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen". Damals als er diese Gespräche niederschrieb, ward in Amerika der große Freiheitskampf gefochten, von dem die Weltgeschichte eine neue Aera datiren sollte, und Lessing sah unter seinen Augen die deutschen Landeskinder abmarschiren, welche Deutschlands Fürsten, darunter auch sein Herzog, nach des großen Friedrichs Ausdruck „wie das Vieh" an die Engländer verkauften, um die Freiheit in Amerika unterjochen zu helfen. Die amerikanische Sache war auch in Deutschland nicht ohne Anklang unter den Verfechtern des Humanismus, und die Freimaurerei jener Tage zählte gar manche Mitglieder, welche es sich, nach Lessings Ausdruck, zur Aufgabe machten, „in Europa für die Amerikaner zu fechten", [1]) und andere, die in allem Ernste den Kongreß für eine Loge hielten, deren Mitglieder das Reich der Freimaurerei mit gewaffneter Hand zu gründen beabsichtigten. Das Erstere schien Lessing nicht grade unvernünftig, wohl aber erklärt er sich wider die letztere Grille nachdrücklich. Der Freimaurer in seinem Sinne hofft nichts durch Ueberstürzung, durch Gewalt und Revolution. „Er erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie können und wollen. Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter anstecken muß, [2]) das ist der Freimaurer Sache nicht Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth."

Wie sich Lessing für seine Person von allen gewaltsamen Revolutionen als Mittel zur Verwirklichung der großen Menschheitsideale abwendet, und seine Hoffnung lediglich auf die fortschreitende Macht der Einsicht und auf die siegreiche Kraft des Geistes stellt, so erschien ihm auch die Freimaurerei in der Wirklichkeit des

---

1) X. 297.
2) X. 294—297

damaligen Logenwesens zur Erfüllung der Aufgabe, welche er in dieser Schrift einer idealen Freimaurerei stellt, nichts weniger als geeignet. Ja, es will ihn bedünken, als sei sie bereits in das Gegentheil der Idee umgeschlagen, die doch ihr wahrhaftes Wesen ausmache, und als nahe sich das ganze jetzige Schema der Verwirklichung jener Tage seinem Ende.[1]) Daß Lessing die Entwicklung seiner großen Kultur- und Humanitätsgedanken an die Freimaurerei knüpfte, lag in den Verhältnissen seiner Zeit, in welcher die Logenverbindungen äußerlich sich auf der Höhe ihres Aufschwungs und ihres Machteinflusses befanden. Aber seine Prophezeihung, die grade darin den Anfang des Endes sah, ist wahr geworden, und die Zeit bereits längst gekommen, in welcher man nach seinem Worte „Freimaurer sein kann, ohne Freimaurer zu heißen".

Fünftes Kapitel.

Ich habe an einem andern Orte[2]) Lessing einen Republikaner genannt und muß diese Bezeichnung aufrecht erhalten gegen das Mißverständniß Guhrauers, als ob damit eine direkt ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Form der Staatsverfassung gemeint sei. Eine solche Erklärung findet sich freilich bei Lessing nirgends. Sie ist aber auch mit jener Bezeichnung nicht gemeint. Aber dennoch war Lessing ein Republikaner, der erste und zugleich der beste, den Deutschland bis auf diesen Tag gehabt hat. Ein theoretischer natürlich, insofern er keine unmittelbaren Umwälzungen erstrebte, wie er

1) Man vergleiche die Geschichte der drei französischen Revolutionen!
2) S. Weimar u. Jena. Th. II. S. 304.

das Heil der Menschheit überhaupt nicht an bestimmte und feste politische Formen knüpfte; aber in seinen Maximen und Ansichten, in seiner freien Männlichkeit, in seinem unerschütterlichen Wahrheitsmuthe und seiner unabhängigen Lebensführung, in seiner Abneigung gegen Höfe und höfisches Wesen, seiner Verachtung aller Scheinehren von Titeln und Orden, seinem starken Gleichheitsgefühle, das einem Könige wohl zugestand, „über ihn zu herrschen und mächtiger zu sein, nicht aber sich besser zu dünken", war er ein sehr praktischer. Selbst das Beherrschtwerden verminderte er für seine Person bis auf den äußersten Grad, durch die segensreiche Unstätigkeit seines Lebens. Unabhängigkeit der äußeren Lage war sein stetes Ziel, weil sie ihm die Basis war für die Freiheit des Geistes; — und wenn es für einen Protestanten noch gelehrte Klöster gegeben hätte, deren Aufhebung er zuweilen ernstlich beklagte, — er würde keinen Anstand genommen haben, zeitweilig in einem solchen die Unabhängigkeit und Ruhe für seine Studien zu suchen. Seine Amtsscheu theilte er mit Spinoza, der bekanntlich sein Leben lang amtlos blieb und einen ehrenvollen Ruf an die Heidelberger Universität ablehnte. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt fast an der Schwelle des Alters, weniger gezwungen durch die Noth der Verhältnisse, als besiegt von der allmächtigen Liebe, sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten, und dem alten freien Leben „des Vogels auf dem Dache" zu entsagen! Und als er es that, war die Stellung, die er annahm, eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, und die ihm wenigstens in amtlicher Beziehung eine vollkommene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gewährte. Wie er über Fürsten und Höfe dachte, haben wir im Verlaufe seines Lebens wiederholt gesehen. Er sprach es in der Dramaturgie [1]) mit republikanischer Strenge aus, daß „die Ehrfurcht, welche die Großen verlangen, die

1) VII. 309.

Etikette, das Ceremoniell und alle die Gaukeleien, durch die man den größern Theil der Menſchen bereden will, daß es einen kleineren gäbe, der von beſſerem Stoffe gemacht ſei", ſeiner freien Seele ein Gräuel war; und als er ſpäter bei dieſen „Gaukeleien" ſelbſt mitſpielen, als er „Bücklinge und Redensarten machen" mußte, „ging er, wie er ſeiner Braut ſchrieb, zur Cour, als ob er dazu geprügelt würde". [1]) Er war ſehr geneigt in den Fürſten und Großen „Tiger und Füchſe" zu ſehen, und wenn er ſich dazu überwand, ſie als Menſchen wie andere gelten zu laſſen, ſo war es ein Akt der Selbſtüberwindung, der ihn bewog, das ſchöne Wort ſeines alten Gleim:

„Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund"

auch in Bezug auf ſie anzuwenden. Er war kaum ein Jahr im Fürſtendienſte, als er an Wieland, bei Gelegenheit von deſſen Berufung an den Hof nach Weimar ſchrieb: er wünſche nur, daß Wieland eben ſo gut dabei fahren möge, als der Prinz, zu deſſen Erziehung jener berufen war. [2]) Ganz beſonders merkwürdig iſt endlich eine Aeußerung Leſſings über das Königthum, die ſich an einem Orte verſteckt findet, wo man ſie am wenigſten vermuthen ſollte, nämlich in ſeinen Anmerkungen über den römiſchen Fabeldichter Phädrus. [3]) Jedermann kennt die Fabel dieſes Dichters von den Fröſchen, welche bei Jupiter ſich beklagten, daß ſie einen Klotz zum Könige bekommen hatten, und dafür zur Strafe eine Schlange zum Könige erhielten. Leſſing bemerkt dazu: nach dem römiſchen Dichter ſei die Moral dieſer Fabel eben nur der Satz, daß man von zwei Uebeln das Kleinſte wählen müſſe. Aber, ſetzt er hinzu, „in der griechiſchen Fabel liegen zwei weit größere und kühnere Wahrheiten: erſtens, die Thorheit überhaupt, — der Grieche nennt es die ehrliche Dummheit, die gutmeinende Einfalt — einen König haben zu wollen, und zweitens, die Thorheit nicht mit

1) XII. 298. 385.
2) XII. 372.
3) XI. 104 Lachm.

einem ſchläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu ſein, ſondern einen großen anſchlägiſchen Kopf auf den Thron zu wünſchen." Die Franzoſen und das Europa von heute brauchen nicht lange zu ſuchen, um die Moral dieſer Fabel nach Leſſings Auffaſſung der in ihr liegenden zwei „großen und kühnen Wahrheiten" in einem leuchtenden Beiſpiele verwirklicht zu ſehen. —

Wer ſolch' ein Bewußtſein in einem von hunderten abſoluter Fürſten regierten Lande und unter einem an unterthänige Devotion gewöhnten Volke in ſich trug, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Leſſings ganzes Bewußtſein iſt republikaniſch in dieſem Sinn. Selbſt dem größten Könige ſeiner Zeit gegenüber empfindet er ſich unbefangen als ſeines Gleichen, und zwar nicht etwa wie die Theologen ſagen, vor Gott, ſondern vor ſeinem eigenen Selbſtgefühl. Dies ſtolze freie Selbſtgefühl, das ſeine Größe ausmacht, und das er auch ſeinem Fürſten gegenüber niemals zu verleugnen vermochte, war es vorzüglich, was dem Herzog Ferdinand, wie ſelbſt deſſen Biograph Pockels zugeſteht, jene heimliche Abneigung gegen Leſſing einflößte, die er äußerlich unter freundlichen Formen zu verbergen wußte. Auch Mendelsſohn nannte Leſſing „unfähig mit Großen umzugehen". In der That war in ihm keine Faſer von Goethe'ſcher Unterthänigkeit, und er iſt auch gemüthlich der bürgerliche Republikaner, wie dieſer der ariſtokratiſche Monarchiſt unter den deutſchen Klaſſikern. Wir haben die revolutionären Ideen kennen gelernt, welche in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti durchblitzen, dieſe Dichtungen, die das Motto der Schiller'ſchen Räuber: in tyrannos! auch ungeſchrieben ſichtbar an der Stirn tragen. Es iſt zu begreifen, warum Leſſing den Plan zu einem „Maſaniello" aufgab, den er als einen echten tragiſchen Helden erkannt hatte, [1]) und warum er den angefangenen „Spartakus" liegen ließ, den er in jungen Jahren entworfen hatte, und den er

1) XII. 398.

noch im Jahre 1776 wieder aufzunehmen versuchte. Der Stoff dieser seiner „antityrannischen Tragödie", wie er selbst sie nannte, war zu verfänglich für jene Zeit, in der die aufziehenden Gewitterwolken des großen französischen Revolutionsdrama's, dieses wilden Kampfes kettenbrechender Sklaven gegen ihre Zwingherrn, schon die Atmosphäre schwül zu machen begannen. Aber die Wahl dieses Stoffes ist bedeutsam und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der entwürdigtsten Menschenklasse, welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum römischen Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind?"

Der Konsul weiß auf diese Frage nur die höhnische Erwiederung:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartakus!"

Das ist derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg der Tyrannei noch immer den Vernunftgründen der Sachwalter für die unterdrückte Menschheit geantwortet hat. Der Lessing'sche Gladiatorenfeldherr empfindet das Gift dieses Hohnes, für den Menschenrechte nur Philosophenträume sind, in seinem tiefsten Innern:

„Was ist das? — „„Du philosophirst?""
Doch ich erinnere mich. — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können:
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun, wohlan!
Wir wollen fechten!"

„Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten!" Das wird denn auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft!

Wenn Lessing im Spartakus, wo er die Freiheit und das Recht des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt und des Schwerts,

da man Ketten nicht mit Humanitätsgründen zerbricht, ſo feierte er dagegen in dem Trauerſpiele Henzi, dem erſten bürgerlichen Trauerſpiele im rechten Sinne des Worts, die Freiheit des Staatsbürgers, die ebenſo gut, ja nach Leſſings Anſicht noch viel gründlicher, durch eine republikaniſche Ariſtokratie, als durch eine abſolute Monarchie unterdrückt und vernichtet werden kann. Die demokratiſche Freiheit, welche nach dem Ariſtoteliſchen Ausſpruche, den Leſſing als Motto für ſeine Tragödie wählte, ſich in die zwei Sätze zuſammenfaßt: „daß hinſichtlich des Regiments alle Bürger wechſelsweiſe ebenſowohl gehorchen als herrſchen, und daß jeder leben kann wie er will“. [1]) Dieſe Beſtimmungen des alten griechiſchen Denkers, den Leſſing als Staatsphiloſophen nicht geringer denn als Aeſthetiker ſchätzte, bilden den Grundton ſeiner politiſchen Dichtung. Samuel Henzi war ein Zeitgenoſſe Leſſings, ein edler freigebildeter Schweizer, Bürger der Republik Bern, der ſeinen Verſuch dieſelbe von der Tyrannei des patriziſchen Raths zu befreien im Jahre 1749 auf dem Schaffotte büßte. Der kühne Leſſing wagte, was Keiner vor ihm unternommen, einen gleichzeitigen hiſtoriſchen Stoff dramatiſch zu behandeln. Die Berner Ariſtokratenregierung verbot auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutſchland ein Trauerſpiel ihren politiſchen Mord auf die Bühne bringen werde, die Dichtung im Voraus. Um ſo lebhafter ging Leſſing ans Werk. Das tragiſche Schickſal eines wahrhaften Patrioten und Republikaners hatte ihn auf das Tiefſte ergriffen. [2]) Er zeigt uns in Henzi einen ſolchen, der, jeder eigennützigen Abſicht fern, keinen anderen Zweck hat, als die Freiheit für Alle, einen Bürger, der nur im alleräußerſten Falle zur Gewalt ſchreiten will, weil

„den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen“,

und der keinen ſehnlicheren Wunſch hat, als daß der despotiſche

1) *Ἐλευθερίας δὲ ἓν μὲν το ἐν μέρει ἄρχεσθαι καὶ ἄρχειν. — ἓν δὲ τὸ ζῆν ὡς βούλεταί τις.* Arist. Polit. VI. op. 1. § 6—7. ed. Stahr.

2) III. 330.

Rath von Bern in der letzten Stunde noch Vernunft annehme und „das Joch des Volkes“ lindere,

„Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert.
Dies macht Regenten groß; kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.“ —

Dieser Republikaner, der es nicht begreifen kann,

— — — — wie die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen“,

dieser Henzi ist — Lessing selbst, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete fast drei Menschenalter früher, bevor der politische Grundgedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte. Lessing, den praktischen Republikaner, den Mann republikanischer Gesinnung in Deutschland mitten unter absoluten Regierungen und despotischen Herrschern, haben wir im Tellheim der Minna von Barnhelm kennen gelernt. Dort ist es auch, wo er den Begriff und die Bedeutung des „Vaterlandes“ durch den Gedanken feststellt, daß das Vaterland, und nur dieses, das alleinige Recht auf das Blut seiner Bürger habe; und die schwermüthige Selbstanklage Tellheims: „Wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?“ klingt bedeutungsschwer hinein in die Zeit des geworbenen Soldatenthums und der abenteuernden Kriegshandwerksgesellen.

Aber Lessing, der politische Denker, ist viel weiter gegangen. Er hat das in seiner Minna von Barnhelm angeschlagene Thema in der Stille seines Studirzimmers bis an die äußersten Konsequenzen verfolgt. Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt und sah in derselben so weit sein Auge reichte den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel ob protestantische oder katholische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und des in ihr herrschenden Despotismus über die

Freiheit des menſchlichen Geiſtes. Er wählte die Kirche aus, um gegen ſie den Streich zu führen, und dichtete ſeinen Nathan. Er nannte es beſcheiden „die Pfaffen ärgern“, während er ein Werk ſchuf, deſſen Grundgedanken eben ſo gewiß Eigenthum der ganzen Menſchheit zu werden verdienen, als ſie, wenn ſie es geworden ſind, die Exiſtenz jeder herrſchenden Kirche und jedes excluſiven übernatürlichen Dogmenglaubens, ſo wie jeden Unterſchied zwiſchen Prieſtern und Laien von ſelbſt aufheben müſſen. Schon der ein und zwanzigjährige Leſſing fand dies ſymboliſirt in dem Schickſale Deſſen, der da lehrte: Gott iſt ein Geiſt, Du ſollſt ihn im Geiſte anbeten. „Welcher Satz“, ruft er aus, „iſt vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden, als dieſer? Aber eben dieſe Verbindung war es, welche Prieſter und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte!“ [1])

Und derſelbe Leſſing, der den religiöſen Nathan ſchuf, trug ſich im Geiſte auch mit den Keimen zu einem politiſchen Nathan gegen den abſoluten Staat, die weltliche, politiſche Kirche. Er wußte zu gut, daß zwiſchen beiden das intimſte Bündniß, die genaueſte Wechſelbeziehung beſteht. „Aufgebrachten Prieſtern“, ſetzt er zu jenem obigen Ausſpruch hinzu, „ſchlägt ein ſchlauer Pilatus nichts ab!“ Kann man es ſchärfer ausdrücken, daß Prieſterthum und Abſolutismus, daß geiſtlicher und weltlicher Deſpotismus aus natürlichem Intereſſe Hand in Hand gehen?

Wir haben geſehen, wie Leſſing den Untergang von Verfaſſung, Freiheit und Recht in Deutſchland und das Emporkommen des abſoluten Monarchenthums an ihrer Stelle auf die Organiſation ſtehender Heere, auf die Schöpfung eines dem Landesherrn allein und unbeſchränkt zu Gebote ſtehenden Soldatenthums zurückführte,[2]) durch welches, da ihm gegenüber keine neuen Schutzwehren der

1) XI. 25.
2) S. oben S. 361 ff.

öffentlichen Freiheit erfunden wurden, wie Macaulay sich ausdrückt, alle alten parlamentarischen Institutionen der festländischen Staaten Europa's allmälig zu vollständiger Nichtigkeit herabgebracht wurden.

Unter den Papieren in Lessings Nachlasse fand sich ein Blatt, auf welchem er mit wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines an diese Fundamental-Institution des weltlichen Absolutismus anknüpfenden politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei fast gleichlautende Anfänge hat, ist überschrieben: „Gespräch über Mönche und Soldaten". Zwei Sprecher, A. und B., unterhalten sich, wie Ernst und Falk in den Gesprächen über Freimaurerei.

„Muß man nicht erschrecken", so beginnt der erstere, „wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?" — Es ist als ob man einen der gegen Mönchthum und Katholizismus eifernden Berliner Aufklärer jener Zeit, etwa Nicolai, diese Frage an Lessing richten hörte.

B. Du willst sagen, daß es mehr Soldaten giebt, als Mönche?

A. Nein, nein! mehr Mönche als Soldaten.

B. Erschrecken? Warum nicht ebensowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche. In dem und jenem Lande von Europa magst Du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann seine Saaten von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht: was ist ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viele giebt?

A. Das versteh ich nicht.

B. Weil Du nicht verstehen willst. Was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Schützer der Kirche.

A. Mit Eurer Kirche!

B. Mit Eurem Staate!

A. Träumſt Du? Der Staat, der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt!

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt!

A. Verheißt!

B. Gimpel!

Steckt nicht in dieſen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politiſcher Nathan und mit ihm eine Höhe politiſcher Weisheit, zu der ſelbſt hundert Jahre ſpäter noch Viele mit ſchwindelndem Staunen hinaufblicken? Zunächſt dieſer prägnante Parallelismus der Mönche und Schnecken auf der einen, der Soldaten und Mäuſe auf der anderen Seite; beide die Saaten des Landmannes vernichtend, beide zehrend an dem Marke und Wohlſtande, an der Arbeit der Geſellſchaft; Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats, beide Kirche und Staat in ihrem Weſen daſſelbe: der Staat die politiſche Kirche, die Kirche der geiſtliche Staat. „Das Glück, das der Staat", der Staat des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir ihn aus Schloſſer kennen, „jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt", gerade ſo real als „die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt". Leſſing nennt denjenigen einen „Gimpel", der das nicht einſieht, oder nicht einſehen will, denn er hat ſeinen Unterredner ſtark in Verdacht, daß er ſich dümmer ſtellt als er iſt. Es wird erlaubt ſein, in ſeinem Namen dieſe Bezeichnung für diejenigen zu wiederholen, die hundert Jahre nach ihm noch nicht begreifen mögen, was Leſſing gemeint hat.

Sechstes Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts war der Schwanengesang Lessings. „Das sanfte Abendroth, das seinem Blicke die Aussicht in die unermeßliche Ferne weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte", war zugleich das Abendroth seines eignen Lebens; sein Ausschauen von der einsamen Höhe der letzte Blick in das Land der Verheißung, sein letztes Wort die rührende Bitte: „ihn stehen und staunen zu lassen, wo er stehet und staunt!" Umflossen von dem Glorienscheine dieses himmlischen Abendroths der Verheißung eines neuen Weltmorgens, eines erfüllenden Sonnenaufgangs der Menschheitszukunft — so steht sein Bild für uns da am Ziele seines Lebens, so steht es da für alle kommenden Zeiten und Geschlechter.

Wir aber müssen von jener lichten Höhe niedersteigen in die Trübniß und Dunkelheit des Lebens und der Wirklichkeit, um den müden Kämpfer durch die letzten leidenvollen Tage zu begleiten, bis zu dem stillen Friedhofe, wo ein bald vergessenes Grab die Hülle dieses deutschen Riesengeistes aufnehmen sollte.

Wir haben Lessing an der rauchenden Brandstätte seines so mühsam erbauten häuslichen Glücks verlassen, das ein jählings niederfahrender Blitzstrahl in Asche und Trümmer verwandelt hatte. Er war geistig aufrecht geblieben unter der Last seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, aber sein Physisches war zerrüttet, sein Lebensmuth und seine Lebenslust für immer gebrochen. Immer und immer wieder erfaßte ihn das Bewußtsein seines Unglücks durch jenen unersetzlichen Verlust. Wie rührend klingt es, wenn er acht Monate nach demselben von dem Erstgeborenen seines Bruders wünscht: „er werde besser und glücklicher als alle seines Namens!" und so tönt stets, so oft ihm sein Bruder ein ähnliches

Familienereigniß meldet, in seiner Antwort der Schmerz um den eignen Verlust hindurch.[1]) Auch wissen wir durch seine älteste Stieftochter Amalie König, daß er seit dem Tode der geliebten Gattin immer nur in dem Zimmer arbeitete, wo dieselbe gestorben war. —

Eine Reise nach Hamburg, die er im Herbste desselben Jahres 1778 unternahm, und der Aufenthalt in dieser ihm vor allen werthen Stadt, wo ihm in Elise Reimarus die nächste Herzensfreundin lebte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Zustand. Freilich war auch in Hamburg für ihn gar Manches verändert. Das Reimarus'sche Haus war für ihn nicht mehr, was es ihm einst gewesen. Die Familie hatte ihn wegen der Herausgabe der Fragmente eine gewisse Verstimmung empfinden lassen;[2]) und so war er, wie er schreibt, genöthigt, seine Besuche bei Elisen, die allein treu zu ihm hielt, „mehr nach der Klugheit als nach seiner Neigung einzurichten." Und doch drängte es ihn zu der einzigen Freundin, gegen die er sein Herz ausschütten mochte, die sein ganzes Thun und Wirken mit dem innigsten Verständnisse begleitete, und deren Theilnahme an seinem Lebensschicksale ihn, wie er einmal schreibt, in so manchen Augenblicken wo er, inmitten des gegen ihn sich erhebenden theologischen Sturmes und der zahllosen offenen und heimlichen Angriffe des Fanatismus und der Bosheit, es bereute, „mit so armseligen Schurken angebunden zu haben", wieder beruhigte und aufheiterte.[3]) In der That kam er erheitert und gestärkt von dieser Reise zurück, und der Nathan ward die Frucht dieser gewonnenen Stärkung. Die Anfälle von Schlafsucht, welche sich nach dem Tode seiner Gattin bei ihm gezeigt und ihn anfangs auch in Hamburg oft mitten in einer Gesellschaft überwältigt hatten, schienen verschwunden. „Meine Schlafsucht", schreibt er nach der Rückkehr scherzend an

1) XII. 511. 538.
2) XII. 536.
3) XII. 508.

Eliſe, „hat ſich ganz verloren, und wenn Sie dieſelbe nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, ſo habe ich von Glück zu ſagen.“ Aber dennoch blieb das Gefühl in ihm vorherrſchend, daß er an dem Markſteine ſeines Lebens ſtehe. Obſchon er das funfzigſte Jahr noch nicht erreicht hatte, klagte er doch wiederholt, daß er ſich altgeworden fühle, und der Troſt ſeines Bruders, [1]) daß man dies ſeinem Nathan nicht anſehe, machte auf ihn keinen Eindruck. Er klagte gegen Herder über die mehr und mehr zunehmende Schwerfälligkeit ſeines Geiſtes, die ihn abhalte, neben ſeinen theologiſchen Händeln Herders „Plaſtik“ zu leſen. „Die Verſatilität des Geiſtes, ſchreibt er, verliert ſich, wie ich glaube, von ſeine Eigenſchaften am erſten. Es koſtet ſo viel Arbeit, mich umwälzen zu laſſen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit wieder in der neuen Lage verweilen kann; und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologiſchen Händeln ziehen ſoll.“ [2]) Er klagte gegen Eliſe Reimarus über ſein „verdutztes, unentſchloſſenes, ſelbſtmißtrauiſches Weſen in allem und jedem Stücke“, wie es ſich in der That in jener Selbſtunterſchätzung zu erkennen giebt, mit der er ſich ſogar als künſtleriſchen Styliſten in Bezug auf ſeinen Dialog in dem Geſpräche zwiſchen Ernſt und Falk einem Campe unterordnet. [3]) Am ſchwerſten drückte ihn ſeine überhandnehmende Augenſchwäche, deren erſte Spuren ſich bereits zehn Jahre früher, in der letzten Zeit ſeines Hamburger Aufenthalts, zu zeigen begonnen hatten. Er fürchtete zuletzt ſogar völligen Verluſt der Sehkraft und war genöthigt, ſich zum Schreiben und Leſen äußerſt ſcharfer Brillen zu bedienen. [4])

Der leidliche Zuſtand, in welchem er von Hamburg am 18. Oktober nach Wolfenbüttel zurückgekehrt war, hielt nicht lange an.

---

1) XII. 527., XIII. 623.
2) XII. 542. vom 25. Juni 1780.
3) XII. 534.
4) XIII. 548. 551. 552.

Bald nach der Vollendung des Nathan trafen ihn wiederholte Fieberanfälle, die ihm die Sommermonate verdarben. Noch ſchlimmer war für ihn der folgende Winter von 1779—1780. „Dieſer Winter iſt ſehr traurig für mich", ſchreibt er ſeinem Bruder am 25. Februar 1780. „Ich falle aus einer Krankheit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich iſt, die mich aber alle an dem Gebrauche meiner Seelenkräfte gleich ſehr verhindern. Die letzte, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein ſchlimmer Hals, der ſchon zur völligen Bräune gediehen war, und man ſagt, ich hätte von Glück zu ſagen, daß ich ſo davon gekommen. Nun ja! ſo ſei es denn Glück, auch nur vegitiren zu können!" [1]) Den folgenden Sommer quälte ihn ein Flußfieber, über das er ſeiner Freundin ſchreibt: „ich weiß nicht, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn ſie mich auch ſo nahe nicht angehen. Denn ſelbſt bin ich doch eben auch nicht krank, ſondern blos nicht geſund. Ich habe ein ſchlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick iſt es wieder da."

In dieſem Zuſtande traf ihn ein Brief Jacobi's aus Pempelfort, der ihm ſeinen Beſuch anſagte und ihn aufforderte, gemeinſam mit ihm nach Berlin zu reiſen. Der Brief hatte beiläufig über zwölf Tage gebraucht, um vom Rheine nach Wolfenbüttel zu gelangen. Leſſing nahm den Vorſchlag dankbar an, wiewohl er nicht beſtimmen konnte, ob es ihm möglich ſein werde, die Reiſe mit ihm zu machen. Die Art, wie er ſich darüber ausdrückt, läßt uns einen tiefen Blick thun in ſeine Stimmung und in die traurige Reſignation, mit der er ſich ein für alle Male als ein Stiefkind des Glückes betrachtete. „Mein Wunſch", ſchrieb er, „wäre es allerdings. Aber ich wünſche was ich einmal wünſche, mit ſoviel vorher empfindender Freude, daß meiſtentheils das Glück der Mühe

1) XII. 538.

überhoben zu ſein glaubt, den Wunſch zu erfüllen.“ Jacobi, der uns dieſen Beſuch bei Leſſing ausführlich geſchildert hat, war pedantiſch genug geweſen, im Voraus ſogar die Punkte anzugeben über welche er ſich mit ihm zu beſprechen wünſchte. Wunderbarerweiſe war es, wie wir ſahen, Goethe's Gedicht „Prometheus“, das Jacobi in der Handſchrift mitbrachte, welche jene Erklärungen Leſſings über die wichtigſten Punkte des Denkens und Empfindens veranlaßte, durch welche, wie Goethe ſich ausdrückt, [1]) eine Exploſion herbeigeführt ward, welche die geheimſten Verhältniſſe langbefreundeter Männer zur Sprache brachte, und einen Riß verurſachte, der einem derſelben — Mendelsſohn — das Herz brach. Jacobi hatte an dem Goethe'ſchen Gedichte Aergerniß genommen, und hoffte, daß auch Leſſing ſolches daran nehmen werde. Wie erſtaunte er daher, als dieſer das Gedicht nicht nur als nach Form und Inhalt durchweht von dem echten lebendigen Geiſte des Alterthums bewunderte, ſondern auch hinzufügte, daß er den Grundgedanken deſſelben „ſchon lange aus der erſten Hand habe“. Dieſe erſte Hand war, wie wir geſehen haben, keine andere als Spinoza, das gefürchtete Schreckbild der Zeit. Der „Spinozismus Leſſings“, den Jacobi in dieſen ſpäter von ihm aufgezeichneten Unterredungen entdeckt zu haben glaubte, führte zu jenem Streite zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn, in welchem der Letztere ſeinen verſtorbenen Freund gegen eine ſo ſchwere Beſchuldigung um ſo mehr in Schutz nehmen zu müſſen glaubte, als er behauptete: daß er ſelbſt, der doch ein ganzes Leben mit Leſſing gelebt, nie auch nur die geringſte Spur von irgend einer Hinneigung Leſſings zum Spinozismus bemerkt habe! Die Art, wie Mendelsſohn dieſe Vertheidigung ſeines Freundes führte, bewies freilich, daß er weder von Spinoza's Syſtem einen klaren Begriff, noch in Leſſings innerſtes Denken eine richtige Einſicht gehabt hatte.

Die gemeinſame Reiſe mit Jacobi nach Hamburg und Berlin

1) Goethe's Werke, XXVI. 315.

wurde aufgegeben. Neben den Geſundheitsrückſichten mochten für Leſſing dabei auch noch andere Gründe ins Spiel kommen. Schon die Leidenſchaftlichkeit in dem Verhalten Jacobi's zu den Fragen, mit denen Leſſing für ſich ſelbſt längſt zum Abſchluſſe gelangt war, und die perſönliche Dringlichkeit deſſelben in allen ſolchen Angelegenheiten der Ueberzeugung, die ihn ſpäter ſelbſt Goethen entfremdete, waren Dinge, denen Leſſing, zumal bei ſeinem leidenden Zuſtande, gern aus dem Wege gehen mochte. Ebendeshalb lehnte er auch eine ſpätere Einladung Jacobi's zu einem längeren Aufenthalte bei ihm in Pempelfort ab, obſchon das Leben in dem einſamen Wolfenbüttel und in ſeiner feuchten, verbauten und unfreundlichen Amtswohnung ſeiner Geſundheit entſchieden ſchädlich war. Statt deſſen reiſte er im Herbſte des Jahres wieder nach Hamburg, wohin ihn Eliſe Reimarus immer von Neuem zog und wo ihn auch diesmal wie immer alle Welt zu Goeze's größtem Zorne mit offenen Armen empfing. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er in manchen Augenblicken ſelbſt an eine Eheverbindung mit dieſer Freundin denken mochte, die ihm, nach Allem was wir von ihr wiſſen, ſo durchaus ebenbürtig war, und deren edle Geſtalt ſicher ihren Platz unter den deutſchen Frauenſternen erſter Größe einnehmen wird, wenn die nach einer Andeutung [1]) noch vorhandenen Materialien ihres Briefwechſels und ihrer thätigen Theilnahme an dem Geiſtesleben jener Zeit von einer berufenen Hand zu einem Geſammtbilde verarbeitet ſein werden. Eliſe Reimarus, geboren 1735, war damals fünfundvierzig Jahre alt; Leſſing ſtand im zweiundfunfzigſten, aber er hatte das unabweisbare Gefühl, daß ſein Lebensziel nahe ſei. Vielleicht war es in dieſem Gefühle, daß er dem Gedanken einer Verbindung mit der Freundin und der Gründung eines neuen Familienlebens entſagte; ja vielleicht mochte er ſich ſelbſt auf mündliche dahin gerichtete Erklärungen beziehen, wenn er ihr nach jener letzten Reiſe ſchrieb:

1) Guhrauer II. 2. 305.

„Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde.“ [1]) Jedenfalls ist diese Auffassung viel innerlich begründeter und würdiger als das Gespräch Jacobi's, der sich nicht entblödete, nach Lessings Tode an Elise Reimarus zu schreiben: [2]) daß Lessing ihn bei jenem Besuche in Wolfenbüttel von fern argwöhnen (!) lassen, seine verstorbene Frau habe ihm auf ihrem Sterbebette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe, und diese entsetzliche Erinnerung verbiete ihm, an eine neue Ehe zu denken. Mochte immerhin ähnliches Altweibergeschwätz über Lessing im Schwange gehen und von seinen zahlreichen Feinden eifrig verbreitet werden, so ziemte es doch einem Jacobi ebensowenig es zu bestätigen, als es unserer Ehrfurcht vor Lessing geziemt, darüber weitere Worte zu verlieren.

Der Ausflug nach Hamburg, welchen Lessing im October 1780 unternahm, war seine letzte größere Reise. Auch diesmal schien der Aufenthalt unter den alten Lebensgenossen seine erfrischende Kraft bei ihm zu äußern. Noch einmal entzückte er die Freunde durch den Schwung und die Spannkraft seines Wesens, das seinen ganzen bezaubernden Reiz, wie Zeitgenossen bezeugen, erst im persönlichen und mündlichen Verkehr entfaltete. „Lessing ist hier,“ schrieb Elise Reimarus am 9. October an Nicolai, „und sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit den Todten, oder selbst der Streit mit Feinden, — er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären.“ Zwei Wochen später schreibt ebendieselbe an Hennings: Lessing ist seit vierzehn Tagen hier, nicht völlig so gut als ich's wünsche, aber auch bei weitem nicht so, als er uns beschrieben worden, ungeachtet er selbst seinen Freunden weiß machen wollte, daß ihm diesen Winter

1) XII. 547.
2) Jacobi's auserl. Briefwechsel I. 318.

„sein Kopf vertauscht worden sei.“ Jeden Tag den er hier ist hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden, theils durch körperliche Bewegung, wozu ihn Arzt und Freund hier verdammen. Doch fürchtete sie allerdings die Rückkehr „in das ewige Einerlei“ seiner traurigen Lage in Wolfenbüttel werde die gute Wirkung wieder aufheben. Man gab sich indeß der Hoffnung auf seine Genesung um so vertrauender hin, als er selbst sich sogar für neue poetische Produktionen gekräftigt fühlte. Er hatte mit dem Hamburger Theater, das grade damals unter dem Zusammentritt einer Aktiengesellschaft große Anstrengungen machte, den früheren Plan eines Nationaltheaters wieder aufzunehmen, [1]) eine Art von Kontrakt geschlossen, durch welchen er sich anheischig machte, demselben jährlich zwei Stücke zu liefern, und jedes derselben für den Preis von funfzig Louisd'or auf sechs Monate zur alleinigen Benutzung zu überlassen. In der That war es Lessing mit diesem Versprechen Ernst, und er glaubte das erste Stück, ein Lustspiel, bis Weihnachten vollenden zu können, wo er es selbst nach Hamburg bringen wollte.[2]) Aber dies Kraftgefühl war das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor dem Erlöschen. Denn kaum war er in seine Wolfenbüttler Einsiedelei zurückgekehrt, als auch schon Trübsinn und Krankheitsgefühl wieder die Oberhand erhielten. Er hatte der Freundin versprechen müssen, ihr wöchentlich Nachricht von seinem Befinden zu geben. Der erste Brief, welchen er gleich nach seiner Heimkehr an sie richtete, war für dieselbe eine schmerzliche Enttäuschung. Er ist in lauter einzelnen Absätzen geschrieben, deren jeder einem tiefschmerzlichen Klagerufe gleicht:

„So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste was ich fand, war ich selbst.

Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten?

1) Schröders Leben I. S. 335—336. Devrient III. 151. II. 873.
2) XII. 545.

„„Freilich!““ höre ich meine Freunde mir nachrufen, „„denn ein Mann wie Sie, kann Alles was er will!““

Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anders hieße, als, kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das, das ist die Frage.

Was taugt zwar unversucht! Nun, meine liebe Freundin, weil Sie mir es auch rathen: so sei es!

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, so ist mir schon halb geholfen?

Indeß empfehl ich mich allen den Ihrigen und dem gesammten Campeschen Hause bestens. —

Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte!“

In dem nächstfolgenden Briefe äußert er die Befürchtung, daß mit seiner Krankheit eine Wandlung vorgegangen sei, durch welche der Krankheitsstoff „sich von dem Körper völlig auf die Seele geworfen habe.“ In einem dritten berichtet er, daß zwar keine besondere Krisis eingetreten sei, „doch was nicht ist das kann ja noch werden; und der Tod ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit.“ Dabei sah er sich auf's Neue in theologische Arbeiten durch den Herzog verwickelt, der von ihm einen Aufsatz über die Religionsbewegungen der Zeit verlangte, dessen Ausarbeitung ihm die Ausführung seines dramatischen Plans unmöglich machte. „Ich bedaure,“ schreibt er der Freundin, „daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Wenn die Direktion indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, so substituire ich Sie an meine Statt.“ Das war kein bloßer Scherz, sondern wir sehen aus dem was Lessing weiter hinzufügt, daß Elise Reimarus wirklich mit einer dramatischen Arbeit beschäftigt war, und mit ihrem Freunde über dieselbe korrespondirte.

Immer trauriger werden seine Briefe; immer mehr schwand

ihm ſelbſt jede Hoffnung auf den Wiedergewinn der verlornen Geſundheit Er fühlte ſich unfähig zu Allem, was die geringſte Anſtrengung erforderte, ja ſelbſt die kurzen Berichte über ſein Befinden, die er der Freundin ſenden mußte, koſteten ihm ganze Tage. „Ach lieber Freund," ſchrieb er in ſeinem letzten Briefe an Mendelsſohn (vom 19. Dezember 1780), „dieſe Scene iſt aus!" Das Einzige was er fürchtete war langes Siechthum und völlige Erblindung. Aber wenigſtens vor dieſer Steigerung ſeiner Leiden ſollte ihn das Geſchick, deſſen Gunſt er während ſeines Lebens ſo ſelten erfahren hatte, am Ausgange deſſelben bewahren.

Gegen den Anfang des Februar machte er einen kleinen Ausflug nach Braunſchweig, das er ſeit dem Tode ſeiner Frau wieder häufiger beſuchte, und wo er in dem Hauſe eines Kaufmanns Angott am Aegidienmarkte ein ſtehendes Abſteigequartier gemiethet hatte. Die dortigen Freunde fanden ſeinen Zuſtand auffallend verändert. Seine Engbrüſtigkeit hatte zugenommen, ſein Gang war ſchleppend und ſchwerfällig, der kleinſte Weg ihm beſchwerlich, das Feuer ſeiner Augen faſt erloſchen. Am Abend des 3. Februar aus einer Geſellſchaft nach Hauſe kommend ward er von einem leichten ſchlagartigen Anfalle betroffen. Dennoch verbot er ſeinem Bedienten einen Arzt zu rufen, und war nach einer ſehr ſchlechten Nacht am andern Morgen nur ſchwer davon abzuhalten, die Rückreiſe nach Wolfenbüttel anzutreten. Der herbeigerufene Leibarzt Bruckmann ſchaffte ihm durch einen Aderlaß Erleichterung, während andere Freunde ſeine älteſte zwanzigjährige Stieftochter Amalie König aus Wolfenbüttel herbeiriefen, um die Pflege des Kranken zu überwachen. Während ſeiner Krankheit, die nur zwölf Tage dauerte, war er, wie Leiſewitz berichtet, ſehr ruhig und gelaſſen, zuweilen lebhaft und munter genug, um oft und lange außer Bette zuzubringen, ſich vorleſen zu laſſen, und zahlreiche Beſuche ſeiner Freunde anzunehmen. Nur einen Geiſtlichen, den Abt Jeruſalem, wollte er anfangs nicht vorlaſſen, weil er ihn im geiſtlichen Ornate vermuthete, und von

theologiſcher Zudringlichkeit beläſtigt zu werden fürchtete. Hatte er doch als man ihm erzählte, daß der Geiſtliche von St. Sulpiz den ſterbenden Voltaire in ſeiner Todesſtunde noch mit Ermahnungen heimgeſucht habe, zu einem Freunde halb ſcherzend halb ernſthaft geſagt: „Wenn Sie mich im Sterben ſehen, ſo rufen Sie mir den Notar herbei, damit ich erklären kann, daß ich in keiner der herrſchenden Religionen ſterbe.“ Sein Zuſtand ſchwankte auf und ab zwiſchen Hoffnung und Beſorgniß der Freunde, von denen indeſſen Keiner nahen Befürchtungen Raum gab. Nur er ſelbſt hoffte nicht mehr auf gänzliche Geneſung, und erklärte ſich auf Leben oder Tod gefaßt, doch hätte er gern noch einmal die Freunde in Hamburg geſehen, und beſchloß die erſten Tage einer eintretenden Beſſerung dazu zu benutzen. „Wie gern,“ ſchreibt Eliſe Reimarus, der wir dieſe Notiz verdanken, „wie gern hätt' ich's geſehen, ſelbſt wenn er bei uns geſtorben wäre!“ Es ſollte nicht ſein. Er hatte, erzählt Leiſewitz weiter, während ſeines ganzen Lebens einen ungemein folgſamen Schlaf, der ſogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu ſchließen, und verſicherte oft, nie geträumt zu haben. Dies Glück behielt er bis an ſein Ende und noch kurz vor demſelben ſagte er: „wenn er den ganzen Tag geſchlafen habe, freue er ſich doch auf die Nacht!“ Indeſſen vermehrten ſich die Anfälle der Engbrüſtigkeit in einem beunruhigenden Maaße. Erſt am 15 Februar, ſeinem Todestage, fühlte er ſich wieder ſo bedeutend erleichtert, daß er Beſuche anzunehmen, und mit ihnen und ſeinem Arzte ſogar heiter zu ſcherzen vermochte. Er war aufgeſtanden und hatte ſich ankleiden laſſen, es ſchien als wolle er wie jener römiſche Imperator ſtehend ſterben. Er ließ ſich von ſeinem treuen Daveſon ein Stück aus Schlözers Briefwechſel über das Umſichgreifen des unduldſamen Pfaffenthums vorleſen, und begleitete, wie dieſer erzählt, manche Stellen mit eben ſo lebhaften als ſcharfſinnigen Bemerkungen. Noch gegen Abend — ſo erzählt ſeine Tochter — als man ihm meldete, daß im Vorzimmer beſuchende Freunde ſeinen Anblick wünſchten,

„öffnete ſich die Thüre und Leſſing trat herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz ſchon durch hippokratiſche Züge markirt und vom Todesſchweiße befeuchtet leuchtete in himmliſcher Verklärung. Stumm und mit einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke drückte er der weinenden Tochter die Hand und verneigte ſich, das Haupt entblößend, freundlich gegen die übrigen Anweſenden. Aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet unmittelbar darauf (in der neunten Abendſtunde des 15. Februar) unerwartet das theure Leben.

Die Kunde ſeines Todes erſchütterte alle ſeine Freunde in Deutſchland wie mit einem elektriſchen Schlage. Selbſt Goethe fühlte ſich dadurch im Innerſten bewegt. „Alſo es ſoll Finſterniß bleiben!“ ſchrieb Eliſe Reimarus an Hennings; „es war alſo auch Plan der Vorſehung, dies Licht in ſeinem vollen Leuchten zu erſticken, da andere bis auf den letzten armſeligen Docht ausſchwelen!“ Allen Freunden ſchien mit ihm die Fackel der echten furchtlos die Wahrheit ſuchenden Aufklärung erloſchen. Nur die Feinde des Lichts triumphirten öffentlich und im Stillen. In Hamburg verbot die Cenſur allen Zeitungen, irgend einen Aufſatz oder ein Gedicht zum Lobe des Dahingeſchiedenen aufzunehmen, und das hochwürdige Miniſterium daſelbſt verſuchte es anfangs ſogar, eine Trauerfeier, welche die dortige Bühne vorbereitete, zu hintertreiben. Wohl ſchrieb der alte Gleim:

Den Einen, unſern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! ſprach Gott, und Leibnitz ward geboren,
Es werde Finſterniß! ſprach Gott, und Leſſing ſtarb.

Alle aber, die ſich über ſeinen Tod in öffentlicher Trauerklage vernehmen ließen, — in einem ſtimmten ſie überein: daß er die Wahrheit geſucht und ausgebreitet; und kein Goeze, ſetzt Eliſe Reimarus hinzu, wagte es, etwas dawider einzuwenden. Von allen

dieſen Todtenklagen ſtehe hier nur die, welche jene Freundin ihm im Stillen weihte, weil ſie die würdigſte und ſchönſte iſt. „Ich bin die Wahrheit“, ſo ruft in dieſem erſt jetzt (1861) veröffentlichten Gedichte die Lichtgeſtalt der Wächterin an Leſſings Ruheſtätte den Dunkelmännern Goeze und Genoſſen zu welche dieſem Grabe zitternd zu nahen wagen:

„Ich bin die Wahrheit! — Hier iſt Leſſings Grab.“
Wie Sonnen untergehn ſank Er hinab
In vollem Glanz, und leuchtet andern Welten.
Doch gleich der Sonne, die in ihrem Umlauf
Das Saamkorn aufſchließt, das mit tauſend Früchten
Bis ins Unendliche den Seegen ſtreut,
So Er in meinem Reich! — Und bis dies Reich
In Gottes weiter Schöpfung Eins nur iſt,
Wach' ich an ſeiner Urne hier, und ſammle
Die Eide derer, die ihn Bruder nannten.
Und wißt es: tauſende und aber tauſend
Sind ſchon verſtreut in alle alle Lande
Sich wider euch und eure Macht zu rüſten. —
Doch Ihr, die Ihr um Leſſings Aſche trauert,
Soll Eure Thräne nicht Grimaſſe ſein,
So ſchwört an ſeiner Aſche, ſchwört's im Ernſt:
Für Wahrheit, für der Menſchheit heil'ges Recht,
Wie Er, trotz Vorurtheil und Fürſt und Pfaffen
So lang mit unerſchrocknem Muth zu kämpfen,
Bis Gott auch Euch ins Reich der Wahrheit ruft.

Leſſing ſtarb ſo arm, daß der Braunſchweiger Herzog ihn auf Staatskoſten begraben laſſen mußte. Aber dies war auch das Einzige, was der geprieſene Fürſt für den Verſtorbenen that. Selbſt das Grab des Mannes, den er zu beſitzen das unverdiente Glück gehabt hatte, blieb ohne einen Denkſtein zur Bezeichnung der Stätte, wo dieſer größte Schriftſteller Deutſchlands ruhte; und in allen Todtenfeiern, welche hier und da von geiſtverwandten Kreiſen auf die Nachricht von Leſſings Hinſcheiden begangen wurden, tönte die Klage wieder, welcher Engel in ſeinem Trauergeſange die Worte lieh:

„Wenn er ein Deutſcher nicht, wenn er ein Brite wäre,
Da ſchlöſſe ſeinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weih'n!"

Als in unſern Tagen der begeiſterte Eifer eines trefflichen Mannes den Entſchluß faßte, Deutſchland an die Abtragung ſeiner Ehrenſchuld durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu mahnen, war bereits in der Stadt, die jetzt dieſes Denkmal von Rietſchels Meiſterhand beſitzt, jede Spur der Erinnerung an die Grabſtätte Leſſings verſchwunden, und nur nach langem mühſamen Forſchen gelang es endlich dem Dr. Karl Schiller, den unter Unkraut und Geſtrüpp verſteckten verſunkenen Grabſtein aufzufinden, der von Moos und Erde gereinigt endlich den Namen Leſſing zeigte! Und als dann der von Karl Schiller geſtiftete Verein an ganz Deutſchland, beſonders aber an deſſen Fürſten die Aufforderung und Bitte ergehen ließ, das Ehrendenkmal Leſſings errichten zu helfen, da geſchah, was die deutſche Kulturgeſchichte erröthend in ihre Annalen mit ehernem Griffel verzeichnet hat: von vierunddreißig deutſchen Fürſten antworteten dreißig theils ablehnend, theils gar nicht, und nur vier, die Fürſten von Detmold, Schaumburg-Lippe und Liechtenſtein, und der Großherzog von Baden, zeigten durch ihre Beiträge und die begleitenden Antwortſchreiben, daß ſie die Ehre zu ſchätzen wußten, Volksgenoſſen eines Leſſing zu ſein.

Siebentes Kapitel.

Der Mensch unter Menschen.

Lessings äußere Erscheinung war die glücklichste Entsprechung seines ganzen innern, auf harmonische Einheit angelegten Wesens. Wir verdanken die genaueren Notizen darüber demselben trefflichen Manne, dem Deutschland das Rietschel'sche Lessingstandbild verdankt, dem Dr. Karl Schiller, dessen liebevolle Pietät die einzelnen Züge von Lessings äußerer Erscheinung aus dem Munde von Lessings Stiefkindern sammelte, [1]) um sie dem Schöpfer jenes Denkmals zur Benutzung bei seiner Arbeit zu überliefern. Eine gedrungene, kräftige Gestalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das schöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbau's, der ihn nicht blos in den Augen seiner Freundin Eva König als einen schönen Mann erscheinen ließ. Das Haupt auf dem kräftigen Halse grade und frei emporgerichtet, zeigte in dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. Das volle lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todtenbette abgeschnittene im Besitze Karl Schillers befindliche Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebensjahre durchmischt. Er trug es von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke aufgekräuselt und hinten in einem Haarbeutel

---

1) S. den Aufsatz; „Lessings Persönlichkeit" in der deutschen Reichszeitung vom 30. December 1853. Beiblatt zu Nr. 229.

endend, ohne Perrücke. Seine Tochter erzählte, daß er selbst in der engsten Häuslichkeit sich nie auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte; nur beim Schreiben und Meditiren pflegte er gekrümmt zu sitzen, was, wie bei Schiller, seine Brustkrankheit fördern half. Nichts in seiner äußern Erscheinung zeigte den stubensitzenden Gelehrten, sondern Alles, bis auf die sorgsam gewählte, überaus saubere Kleidung, die ihm bei seiner edlen Haltung und seiner wohlgebildeten Figur sehr gut stand, den lebenssichern, seiner selbst gewissen, harmonisch gebildeten Mann, dessen Auftreten überall, wo er sich zeigte, den angenehmsten und vortheilhaftesten Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes und bei aller Entschiedenheit und Eigenartigkeit doch vollkommen anspruchloses Wesen, durch die anmuthige Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, und vor Allem durch den zum Herzen dringenden Ton einer klangvollen zwischen Bariton und Tenor schwebenden Stimme. So gehörte Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Dem entsprechend ist, was Zeitgenossen und Freunde wie Mendelssohn uns von dem unwiderstehlichen Zauber seines persönlichen Verkehrs und von jener Meisterschaft berichten, mit welcher er im lebendigen Gespräche das Wort fast noch mehr als im schriftlichen Ausdrucke beherrschte. In seiner Individualität lag seine Größe. In ihr lag der Zauber seines Wesens, dem sich auch die verschiedenartigsten Naturen, selbst ein Charakter wie Goeze nicht zu entziehen vermochten. Seine Unterhaltung, sagt Mendelssohn, war eine unversiegende Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher

Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden, ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. „Ein abgeſagter Feind aller leeren Höflichkeit, wußte er doch, wie es in einem kürzlich herausgegebenen Briefe deſſelben Freundes an Eliſe Reimarus heißt, ſelbſt ſolche die am meiſten gegen ihn eingenommen waren, in einer Stunde perſönlichen Umgangs zu gewinnen, und wenn irgend ein Menſch beſſer war als er ſich in ſeinen Schriften zu erkennen gab ſo war es Leſſing.“ —

Es iſt ein rührend einfaches Bild, welches uns die oben angeführten Mittheilungen ſeiner Tochter von dem großen Manne im Kreiſe ſeiner beſcheidnen Wolfenbüttler Häuslichkeit vor die Augen führen, ein Bild echt deutſcher bürgerlicher Schlichtheit und begnügter Einfachheit. Leſſing erſcheint auch hier mit ſeinem Ordnungsſinne und ſeiner pünktlichen Zeiteintheilung, ſeiner Gaſtlichkeit bei größter Frugalität und Beſchränktheit an Mitteln, ſeiner Freude am Familienleben, ſeiner Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder ſeiner Frau, die er wie ſeine eignen liebte, mit ſeiner Theilnahme an ihren Spielen und Ergötzlichkeiten, ſeinem Eingehn auf ihre kleinen Geheimhändel als der Repräſentant aller guten Seiten des echten deutſchen Bürgerthums. Nur die gemüthliche Pfeife fehlt; denn Leſſing hat, wie Goethe, nie geraucht, außer, wie er zu erzählen pflegte, als Meißner Fürſtenſchüler, „weil es da verboten war.“ Seine Stiefkinder hingen an ihm mit der innigſten Liebe, und ſeine Erziehungsmethode erlaubte ſich körperliche Züchtigungen nur bei wenigen Kapitalſünden. Als ſolche erſchienen ihm Lüge und Feigheit, und die beiden einzigen Ohrfeigen, die ſein Stiefſohn von ihm erhalten zu haben ſich erinnerte, waren ertheilt worden, weil er einmal dem Vater Unwahrheit berichtet, und ein andermal ſich gegen die Angriffe eines böſen Buben nicht gewehrt hatte.

Als Sohn und Bruder haben wir ſeine zarte liebevolle Pietät und ſeine grenzenloſe Aufopferungsfähigkeit im Verlaufe unſerer Erzählung kennen gelernt. Sie ſind ſchwerlich jemals übertroffen

worden, wie ſie denn auch zum großen Theil die Urſache ſeiner ökonomiſchen Verlegenheiten geweſen ſind. Dieſelbe edelmüthige Güte des Herzens bewies er in allen übrigen Verhältniſſen. Selbſt oft des Nöthigſten ermangelnd unterſtützte er großmüthig Andere noch Aermere ſogar in Zeiten eigner harter Bedrängniß, [1]) und Unglück war in ſeinen Augen ein Freibrief ſelbſt für ſeine Feinde. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Die Antwort, welche er gab, als Freunde ihm einmal vorſtellten, daß ein Unglücklicher, den er freigebig unterſtützt hatte, ſeinen Beiſtand nicht verdiene, lief faſt wörtlich auf die Hamlets gegen Polonius hinaus: „Behandle jeden nach Verdienſt und wer iſt vor Schlägen ſicher?“ Sein Haus ward daher auch in Wolfenbüttel faſt nie leer von Hülfeſuchenden, zumal wandernden Philoſophen und Literaten, die er oft Monate lang erhielt und beherbergte. Zu dieſen gehörte unter Andern ein Leſſing ganz unbekannter Sonderling wunderlicher Art, Namens Könemann, den er ſammt ſeinem großen ſchmutzigen Hunde fünf Monate in ſeinem Hauſe behielt, wo er ein philoſophiſches Werk vollenden wollte. Der Hund war in Leſſings Augen „die Zierde“ dieſes Philoſophen, und als einmal ein beſuchender Freund den Vierfüßler noch läſtiger fand als deſſen Herrn, ſagte Leſſing lebhaft: „Den Hund hat der Philoſoph verſchmachtet auf der Landſtraße gefunden als er ſelbſt nur zwei Wecken (Semmeln) beſaß, und hat ihm die eine davon gegeben. Darum, ſo lange ich noch einen Wecken habe, ſoll der Philoſoph die Hälfte davon haben.“ Noch in ſeinem letzten Briefe an Mendelsſohn empfahl er dieſem einen andern ſeiner Schützlinge, den unglücklichen Juden Daveſon, einen Mann von Bildung und Kunſtkenntniß, den der Herzog Ferdinand ungerecht behandelt und eingekerkert, und den Leſſing, ohne ſich an die möglichen Folgen eines ſolchen Schrittes zu kehren, lebhaft vertheidigt, ja ſogar in ſein Haus aufgenommen hatte.

---

1) XII. 181; 207—208; 218—219.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſeine Güte und Großmuth vielfach gemißbraucht wurden. Beſonders hatte er mit ſeinen Bedienten Unglück, die ihn während ſeines langen Junggeſellenlebens faſt regelmäßig auf das Schmählichſte beſtahlen, und deren Einer ihm ſogar einmal einen Theil ſeiner koſtbaren Bibliothek entwendete und als Makulatur verkaufte. [1]) Dies war aber auch der einzige Fall, wo Leſſing den Dieb gerichtlich verfolgte, weil er nur dadurch die ihm werthen, und durch ſeine Randbemerkungen für ihn unerſetzlichen Bücher wieder zu erlangen hoffen durfte. In allen übrigen Fällen begnügte er ſich die Schelme einfach wegzujagen. Als es ſich einmal fand, daß eine koſtbare Gemmenſammlung, welche ihm in Rom geſchenkt worden war, und die ſein Diener entwendet hatte, von Jemandem angekauft worden war, der ſie ſofort zurückzugeben ſich bereit zeigte, bat er denſelben dringend ſie zu behalten, da Jener ja Geld dafür bezahlt, während ſie ihm ſelbſt nichts gekoſtet habe.

Man hat erzählt, daß Leſſing die Muſik nicht liebte. Das iſt unrichtig. Geübt hat er ſelbſt ſie freilich niemals, und auch ſeine Frau ſcheint nicht muſikaliſch geweſen zu ſein, denn in dem Verzeichniſſe des Hausraths [2]) fehlt das ſchon damals in einer deutſchen Hauseinrichtung unvermeidliche Klavier. Aber wir haben bei Gelegenheit der Hamburgiſchen Dramaturgie geſehen, daß und wie er die Bedeutung und das Weſen der Muſik zu ſchätzen verſtand. Nur von der modernen deutſchen Muſikſchwelgerei hatte er freilich keine Ader, und eine lange dauernde Muſik mit anhören zu müſſen, wirkte auf ihn abſpannend bis zu beklemmender Angſt. Noch fremder war ſeinem ganzen Weſen alle und jede Romantik der Naturempfindelei, die ſich an ſchönen Gegenden und Landſchaften berauſcht. Leſſing empfand auch hier, wie in ſo Vielem, gleich den geſunden Alten.

---

1) XII. 179—180, 181—182, 183—184.

2) Mitgetheilt von Fr. Chryſander in Weſtermanns Monatsſchrift Decemberheft 1856. Nr. 3. S. 254—255.

Ich wüßte in Allem was er geſchrieben nicht eine Stelle, wo er der landſchaftlichen Natur auch nur erwähnte; ſelbſt ſeine Briefe und Tagebuchsblätter aus Italien gedenken der italiſchen Naturſchönheiten mit keinem Worte. Als er einmal mit F. H. Jacobi durch eine ſchöne Harzgegend fahrend, von dieſem enthuſiaſtiſchen Naturbewunderer auf die einzelnen Schönheiten der Landſchaft hingewieſen, und wegen ſeiner mäßigen Theilnahme an den Gefühlen des Freundes getadelt wurde, erwiderte er: „einen angenehmen ſinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; es iſt mir hier wohler als es mir auf der Lüneburger Haide ſein würde. Doch ſelbſt in der Lüneburger Haide hielt ich es noch eher aus, als in einem ſchiefgebauten Zimmer. In einem ſolchen könnte ich ſchlechterdings nicht leben". Gegen Jacobi's Schweſter bekannte er ſich auch zu dem Worte, das er einmal einem Bekannten, der in begeiſterten Worten ſein Entzücken über den nahenden Frühling ausſprach, erwidert haben ſollte: „Ach! es iſt ſchon ſo oft grün geworden; ich wollte es würde einmal roth!" [1] In ſeiner Aeſthetik ging aus dieſem Mangel ſogar eine ungerechte Schätzung der Landſchaftsmalerei hervor, und es iſt bekannt, daß er die Frage: ob es ein Ideal in der Schönheit der Landſchaften gebe, gradezu verneinend beantwortete, und daß er ſich dabei auf die Griechen und Italiener berief, die auch keine Landſchaftsmalerei gehabt hätten. [2]

Sein tiefer Widerwille gegen alle Wortmacherei und heuchleriſche Verlogenheit reizte ihn oft, ſich, wie Goethe es nennt, als einen umgekehrten Heuchler zu zeigen, und ſich ſelbſt und ſein Thun gegenüber der allgemeinen gegenſeitigen Loberei und Preiſerei der Cliquen, herabzuſetzen und geringſchätzig zu behandeln. Daher die verächtlichen Ausdrücke mit denen er faſt durchgehend ſeine eigenen Arbeiten, auch die ihm liebſten zu bezeichnen pflegt; daher oft ſein

1) Jacobi, Brief an Heinſe, Werke I. 343—344.
2) XI. 127.

herber Lakonismus, sein Widerwille gegen die exclusive sogenannte gute Gesellschaft, seine Verachtung ihres „guten Tons“ und ihrer leeren Höflichkeitsformen, denen zum Trotz er sich mitunter auch wohl einen derben Cynismus erlaubte. „Nur seine vertrautesten Freunde (schrieb Mendelssohn an Herder) kennen ihn als einen von den seltenen Menschen die besser sind als sie scheinen wollen. Die Gleißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist ihnen so zum Ekel, daß sie in ihren Aeußerungen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Antheil hat“. Wie er über die Exclusivität der guten Gesellschaft dachte, welche er selbst in der Freimaurerei seiner Zeit wieder fand, wie sein Gefühl für jene menschliche Gleichheit, der er wenigstens in einem solchen Vereine eine Stätte gesichert wissen wollte, sich beleidigt fand durch die Erfahrung, daß man sogar hier bestrebt war die bürgerlichen Schranken aufrecht zu erhalten, hat er selbst in dem vierten Freimaurerdialoge ausgesprochen.[1]) Er, von dem mit vollstem Rechte gesagt werden kann, was Goethe seinem Schiller nachrief, daß

„Hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!“

er, der große Befreier seiner Nation und seines Jahrhunderts, war auch im Leben, als Mensch unter Menschen, der freieste Bethätiger jener, nur auf das Wesen blickenden, von keinem äußern Scheine geblendeten menschlichen Gleichheit. Die Einsicht des gereiften Alters wie die Irrthümer der strebenden Jugend, das anerkannte Verdienst wie das unbekannte Talent, fanden bei ihm hier bereitwilligste Anerkennung und verehrende Bewunderung, dort liebevolle Nachsicht und eifrigste Förderung. Der berühmte Spittler, der als junger Mann von einigen zwanzig Jahren Lessing in Wolfenbüttel aufsuchte, schrieb von ihm an einen Freund: „Ich darf Sie ver-

1) X. 294—295.

ſichern, daß er der größte Menſchenfreund, der hilfreichſte und herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch' großem Manne man umgeht, und die drei Wochen, da mir Leſſing einen völlig freien Zutritt in ſein Haus und einen ebenſo völlig ungehinderten Gebrauch ſeiner Bibliothek verſtattete, waren die glücklichſten und lehrreichſten meines Lebens." Jeder Glaube und jede Ueberzeugung, jeder Standpunkt und jedes Streben waren ſeiner Toleranz und Theilnahme ſicher, wenn ſie ſich als echt und wahr erwieſen, und ſich ſelbſt von Verdammung und Verketzerung Andersglaubender und Andersdenkender frei hielten. Nur gegen die Lüge und gegen die Intoleranz kannte er keine Gnade, und die Klotz und Goeze hatten ſeinen ſchweren Arm zu fühlen. In ſolchen Fällen war er der Liktor der Wahrheit und Humanität, der die Frevler gegen beide mit den Ruthenhieben ſeines Witzes geißelte, ehe er den vernichtenden Streich gegen ſie führte. Aber nie überhob er ſich ſeines Sieges gegen einen überwundenen Feind, und ſelbſt ſeine Gegner waren vor ſeinen Angriffen ſicher, ſobald ſich die allgemeine Stimme gegen ſie wandte. „Wen alle angreifen, ſchreibt er einmal in einem ſolchen Falle, der hat vor mir Ruhe". Aber er ging noch weiter in ſeiner Großmuth, denn ſie bewog ihn nicht ſelten auch da Partei für einen Angegriffenen zu nehmen, wo ihn eine ſolche Parteinahme für einen Gegner in den Augen ſeiner Freunde mit ſich ſelbſt in Widerſpruch brachte. Seine Duldſamkeit war jedoch nie Indifferenz, ſondern ſie ſtammte aus der Einſicht in die vielfach verſchlungenen Bedingtheiten des Menſchenweſens überhaupt; und ſeine Humanität war nicht weichlich ſentimentale Sympathie mit fremdem Elend, ſondern die innige Freude und herzliche Theilnahme an der Freiheit und dem Verſtande anderer, und das unaufhörliche Streben, beide möglichſt fördern und entwickeln zu helfen. Daher ſeine aufopfernde Thätigkeit, die jedes ähnliche Streben ſeiner Freunde bereitwillig unterſtützte, die Treue die er allen ſeinen Freunden — und

wie tief untergeordnet waren ſie ihm faſt alle! wie ſehr verkannten, wie oft verleugneten ihn ihre Schwäche und ihr Neid! — ſtets von Neuem bewies; dieſe Treue die keinen aufgab, der ſich nicht ſelbſt von ihm losſagte Alles was als Mittel zur Erweiterung menſchlicher Erkenntniß dienen konnte, war in ſeinen Augen ein geheiligtes Eigenthum der ganzen Menſchheit. Daher der tugendhafte Haß der halben und ganzen Lüge, der knechtiſchen wie der herrſchſüchtigen Geiſtesfaulheit, und die ehrfurchtsvolle Scheu vor der geringſten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbſtdenkers und jedes eigenen Charakters. [1])

So ſtand in Leſſing der Menſch auf gleicher Höhe mit dem Denker, Dichter und Schriftſteller. Sein Herz war ſo groß wie ſein Verſtand, und die Vereinigung beider erzeugte das Größte, was dem Menſchen zu beſitzen beſchieden iſt: den großen, in ſich vollendeten Charakter.

---

1) F. Schlegel a. a. O. S. 179—180.

Schluß.

„Auf sich selber steht er da, ganz allein!"

Wenn es unter den großen Menschen unsres Volks Einen giebt, von dem das stolze Dichterwort, das wir als Inschrift für den Schluß unsres Werks gewählt haben, mit Recht gesagt werden kann, so ist es der Mann von dem ein begeisterter Schriftsteller Englands ausgesprochen hat, daß er „fast als ein Wunder dastehe in seiner Nation", so ist es Gotthold Ephraim Lessing.

Ja! wohl fast als ein Wunder steht er da in seiner Nation, als ein Wunder, wie es selten einer Nation zu Theil wird. Wir kennen das Goethe'sche Wort: „Lessing wollte den Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." Derselbe Goethe hat einmal, indem er Voltaire als den höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemäßesten Schriftsteller bezeichnete, die Bemerkung ausgesprochen: daß es in dieser Beziehung mit Nationen wie mit Familien gehe, in denen, wenn sie sich lange erhalten, die Natur endlich ein Individuum hervorbringe, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreife, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspreche; so könne es auch das Glück wohl einmal fügen, daß die sämmtlichen Verdienste einer Nation in einem Individuum zur Erscheinung kommen.

Ein solches Individuum ist Lessing für die deutsche Nation. Und wenn Goethe unter den zahlreichen Eigenschaften, welche zu einer solchen in einem Individuum verkörperten nationalen Größe gehören, dem berühmten Franzosen die erste und die letzte in der von

ihm aufgestellten Reihe: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung absprechen zu müssen glaubte, so sind es grade diese beiden Eigenschaften, welche dem Deutschen durch das einstimmige Urtheil der Nachwelt gesichert sind.

Ja, Lessing ist der grundechte Typus, das glänzende Urbild des deutschen Nationalgeistes, der vollendetste Vertreter aller herrlichen Eigenschaften des deutschen Volks. Der in alle Tiefen dringende kritische Geist dieses Volkes — wo findet er einen vollendeteren Ausdruck, als in dem Manne, welchen der Geschichtschreiber des stolzesten Volks der Erde „den zweifellos größten Kritiker Europa's" genannt hat? Die ruhige Größe, die edle Schlichtheit, welche Männerstolz vor Königsthronen mit neidloser Hingebung an alles Große, Gute und Schöne verbindet; die Leidenschaft der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmuth, denen alles Scheinwesen ein Greuel und denen kein Opfer zu groß ist für die Sache der Wahrheit und Geistesfreiheit; die treue Ausdauer endlich und das unwandelbare Festhalten, welche die Bedingniß sind für alle nachhaltige große Wirkung, alle diese Eigenschaften — sind sie nicht in höchster Vollendung zum zündenden Brennpunkte, zu dem, was wir Charakter nennen, vereinigt in dem Manne, von dem ein Goethe ausrief: „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth; denn wo ist noch ein solcher Charakter!"

In diesem Manne erscheinen selbst unsere nationalen Schwächen zu jenen Tugenden gesteigert, von denen es heißt, daß sie die Tugenden unserer Fehler sind. Sogar die zaudernde Bedenklichkeit wird in ihm zum besonnenen Maaße, das rastlos aber ohne Hast, den Fortschritt nie zur Ueberstürzung werden läßt, und bei der weitesten Ferne seiner Perspektive, bei der unendlichen Tragweite seiner Ideen sich dennoch überall willig und bescheiden auf das Nächste und Erreichbare beschränkt. Darum ist es keine richtige Bezeichnung, wenn man Lessing, wie Gervinus es thut, das Revolutionsgenie nennt. Denn nicht Revolution, nicht gewaltsame Umwälzung, sondern Evolution d. h. allmälige Entwicklung, nicht Niederreißen, sondern Auf-

bauen auf ſichern Fundamenten mit weiſeſter Berückſichtigung und Benutzung der gegebenen Verhältniſſe und Materialien, das war das Weſen ſeines Thuns.

Ueberſchauen wir mit einem raſchen Ueberblicke den thatenvollen Lebens- und Entwicklungsgang dieſes einzigen Mannes.

Er beginnt mit der poetiſchen Produktion, und gleich ſeine dichteriſchen Erſtlingswerke ſtellen den zwanzigjährigen Jüngling neben und über die gefeierten Größen ſeiner Zeit. Aber dieſer Erfolg verblendet ihn nicht über die Schwäche ſeiner Leiſtung. Der Dramatiker, der Poet wird Kritiker. Die Praxis führt ihn zur Theorie auf dem allein naturgemäßen Wege, und eben dies Fundament der eignen Erfahrung und der eignen produktiven Verſuche giebt ſeiner Kritik jenes ſichere Urtheil über das Ausführbare und Wirkungsreiche, wodurch ſchon der jugendliche Berliner Feuilletoniſt als kritiſcher Führer an die Spitze der Theorie ſeiner Zeit tritt. —

Seine Abneigung gegen einen Fachberuf läßt ihn Kanzel und Katheder verſchmähen und zwingt ihm die Feder des Schriftſtellers in die Hand. Er wird ein Schriftſteller von Fach; und indem er ſich mit dem was er zu ſagen hat an die Geſammtheit der Nation wendet, durchbricht er die Schranken, welche die Schriftſtellerei der deutſchen Gelehrten vom Volke trennten und die deutſche Gelehrtenrepublik zu einem Staate im Staate, zu einem Volke im Volke machten, wird er der erſte nationale Schriftſteller ſeiner Nation, „ein Volksredner mit der Feder“, der einem neuen Stande und Berufe Geltung erkämpft, indem er für denſelben die Würde beanſprucht und durch ſeine Perſönlichkeit erlangt, welche Klopſtock dem deutſchen Dichterthume zu erringen gewußt hatte. Von den ſichern Wegen der Alten ausgehend, erſchließt er ſeiner Nation das Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Literatur und Poeſie, indem er ihren Zuſammenhang mit dem Leben aufzeigt.

In den Literaturbriefen, dem einzigen deutſchen Schriftwerke aus jener Zeit, das noch heute geleſen wird, begründet er

eine neue Art der Kritik, und während er die heutige Grundanschauung der deutschen Nationalliteratur feststellt, wird er zugleich der Schöpfer einer deutschen Prosa, die getränkt „aus dem ursprünglichen Lebensborne des deutschen Volkes", und durchdrungen von der Klarheit und Einfachheit eines großen Charakters, noch heute nur von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen ist.

Zurückkehrend zur Poesie giebt er den Boden des französischen Drama's auf, dem seine ersten Jugendversuche entsprossen waren, und schafft den Deutschen mit seiner Sara und seinem Philotas die ersten auf eignem Grunde ruhenden dramatischen Kunstwerke, zu einer Zeit, wo Schiller noch nicht geboren war, und Goethe noch im Knabenkleide seine Puppenspiele aufführte. Aber diesen Dichtungen fehlt noch die individuelle Lebenswahrheit der Gestalten. Es fehlt der „spezifisch nationale und temporäre Gehalt"; und das Anlehnen, hier an englische, dort an antike Vorbilder, beschränkt ihre Wirkung und ihre Dauer. Erst Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, die Früchte des eignen historischen Weltlebens und Zeitgefühls, der gereiften Menschenkenntniß und der tiefsten Erfassung des modernen dramatischen Prinzips, wie es ihm das Studium Shakspeare's erschloß, treffen mitten hinein in das vorgesteckte Ziel, und werden die bleibenden Grundpfeiler, über denen sich der stolze Bau einer neuen deutschen poetischen Nationalliteratur erhebt.

Und wiederum derselbe Mann, dessen schöpferische Kraft seiner Nation die ersten poetischen Nationalwerke in einer Zeit erschafft, in welcher die Gottsched und Weisse als ihre gefeierten Dichter galten, er wird zugleich der Schöpfer der ästhetischen Theorie, der Begründer der neuen Aesthetik, der kritische Gesetzgeber im Reiche des Schönen und der Kunst. Gleichzeitig mit Winckelmann, und ohne von demselben mehr als die ersten schwachen Versuche zu kennen, betritt er das Gebiet der bildenden Kunst, giebt er Deutschland seinen Laokoon. Nicht wie Winckelmann in der geheiligten Stille von Roms antiker Kunstwelt, umgeben von der Fülle des

Ueberfluſſes an Kunſtſchätzen, und getragen von der friedlichen Muße italieniſchen Lebens, ſondern in den kargen Nebenſtunden eines drangvollen Kriegs- und Lagerlebens, in der trommeldurchwirbelten verwüſteten Hauptſtadt einer halbſlaviſchen Provinz ſchafft er ein Werk, das auch als Torſo ebenbürtig daſteht neben dem vollendeten Werke jenes Mannes, der ſein ganzes Leben einer Aufgabe geweiht hatte, die Leſſing nur vorübergehend in's Auge zu faſſen beſchieden war. Mit raſcher Lebenswendung von dem Gebiete der bildenden zu dem der redenden Kunſt zurückgehend, giebt er ſeinem Volke die Hamburgiſche Dramaturgie, mit welcher er die Zwingherrſchaft franzöſiſcher Regel für immer vernichtet, und durch den Hinweis auf Shakſpeare und die Alten, auf die Verbindung des romantiſchen mit dem antiken Geiſte und Prinzipe, die großen Ziele des dichteriſchen Strebens mit beiſpielloſer Selbſtverleugnung und Geringſchätzung der eignen ſchöpferiſchen Leiſtung für die kommenden Jahrhunderte feſtſtellt.

Zurückgeworfen durch ein widriges Geſchick aus ſeinen bisher beſchrittenen Bahnen wendet er ſich am Schluſſe eines durch Drangſal, Mißgeſchick und Leiden aller Art heimgeſuchten Lebens zu den höchſten Fragen der Menſchheit. Der Reformator unſerer nationalen Poeſie und Literatur, der Schöpfer unſerer Proſa, der Begründer unſerer Bühne, der Geſetzgeber unſerer Kritik und Aeſthetik, allen Zeitgenoſſen in allen dieſen Bereichen überlegen, wird der Reformator der deutſchen Philoſophie und Theologie, der Fortſetzer des großen Werks, das Luther begonnen, der Begründer der hiſtoriſchen Auffaſſung der Religion, der große Träger aller wahren Aufklärung ſeines Jahrhunderts. Kaum von wenigen Einzelnen begriffen, unverſtanden ſelbſt von Denen, die ſich als ſeine Bundesgenoſſen und Mitarbeiter betrachteten, angefeindet und verketzert bis über das Grab hinaus von zahlloſen Gegnern, allen die Stirn bietend, allen gegenüber ſiegreich in einer Polemik, die noch heute das Entzücken aller edlen und freien Geiſter iſt, giebt er endlich ſeinem Volke, nein

Digitized by Google

giebt er der ganzen Menschheit mit seinem Nathan und seiner Erziehung des Menschengeschlechts das Evangelium jener Humanität, deren Beispiel sein ganzes Leben gewesen war, hinterläßt er der Nachwelt ein Vermächtniß, in dessen vollen Besitz sich zu setzen die Aufgabe kommender Jahrhunderte und Jahrtausende erscheint.

So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, seiner ganzen Zeit voraus in der Vereinigung von produktiver Unmittelbarkeit und verständiger Vermittelung, konservativ und revolutionär zugleich diese Gegensätze in sich zu höherer Einheit zusammenfassend auf allen Gebieten des Geistes. Der Verfechter des Genius und seines Rechts und zugleich der energischste Vertreter der Regel und des Gesetzes, der echteste Bekenner und Ausüber der Religion Christi, und zugleich der schärfste Untersucher des historischen Christenthums; der deutscheste Charakter und Schriftsteller, und zugleich der entschiedenste Gegner aller Beschränktheit des nationalen Patriotismus. An Wissen und Gelehrsamkeit den ersten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst sie zu verwerthen allen ein unerreichtes Muster den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit echtester Demuth und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handelns seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.

581494